Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Zwölfter Jahrgang.

22

Zweiundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1857.

1861, Nov. 15.

Inhalts-Verzeichniß des zweiundzwanzigsten Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Klopstock's Revolutionsoden.

„Es lebt vielleicht Niemand, der so innigen Antheil an der Revolution genommen und dadurch so viel gelitten hat, als ich." Klopstock.

Es ist nicht unsre Absicht, eine ästhetische Würdigung jener für die Geschichte der politischen Lyrik so merkwürdigen Gedichte Klopstock's zu versuchen, welche man unter dem Namen Revolutionsoden zu begreifen pflegt. Ebensowenig vermessen wir uns, die Ansichten ihres Verfassers über die von Frankreich ausgehende weltbewegende Umwälzung einer Beurtheilung zu unterwerfen. Wir beschränken uns vielmehr auf eine stoffliche, kurz erläuternde Darstellung des politischen Standpunktes, welchen Klopstock in den Revolutionsoden ausspricht, indem wir hiermit einen übersichtlichen Beitrag zur Geschichte der Denkungsart dieses mehr gepriesenen als gelesenen Dichters zu liefern meinen. Wir vertrauen um so mehr auf die Triftigkeit dieses Beweggrundes, da er mit zu den Motiven gehörte, durch welche sich auch Klopstock bestimmen ließ, von dem Vorsatze der Unterdrückung jener Gedichte abzustehen. „Klopstock," erzählt Böttiger, „hatte lange Zeit Bedenken getragen, ob er auch die Revolutionsoden mit drucken lassen solle, weil er zur Zeit der Begeisterung so Manches gesagt habe, was ihn jetzt, da er so schändlich selbst getäuscht worden sei, doppelt gereuen müsse. Allein man hatte ihm vorgestellt, daß es ja nie Schande bringe, der Menschheit zu viel zuzutrauen, und daß außerdem in diesen Oden ein merkwürdiger Theil der Geschichte seines Geistes liege; auch habe er ja durch spätere Widerrufungsoden seinen Abscheu vor den Gräueln der Revolution beurkundet. So entschloß sich Klopstock, nur ein paar wegzulassen, die übrigen aber alle zu geben."

Die Reihe der die großartige Weltbegebenheit der französischen Revolution begleitenden Oden Klopstock's beginnt mit dem Jahr

1789. Die Organisation der durch den lauten Ruf der Nation verlangten und von der Regierung endlich beschlossenen États généraux wurde am Ende des Jahres 1788 durch eine königliche Verfügung in der Weise bestimmt, daß der dritte Stand allein eine gleiche Anzahl von Deputirten als die Geistlichkeit und der Adel zusammen haben sollte, und die Versammlung dieser Generalstände auf den Frühling des folgenden Jahres einberufen. Dieses Ereigniß begrüßte Klopstock mit der lebhaftesten Freude, welcher er in einer Ode*) einen begeisterten Ausdruck gab. Der aufdämmernde Reichstag Galliens, von welchem er die kühnsten Erwartungen hegte, durchdrang ihn mit Wonneschauern und rief in seiner Seele die inbrünstige Sehnsucht hervor: „O komm, du neue, labende, selbst nicht geträumte Sonne!" Er wünschte sich Glück, daß er, obgleich schon in den Sechzigen, diese schöne, vielversprechende Zeit noch erlebt habe. Früher zwar hatte er die Deutschen immer gewarnt, den Franzosen nachzuahmen, aber jetzt fleht er sie an, dem Beispiele der Nachbarn zu folgen, welche er nun mit dem edlen Brudernamen der Franken benennt und wegen jener Warnung sogar um Verzeihung bittet. Sonst hatte er gedacht, daß die größte Handlung des Jahrhunderts die Besiegung der europäischen Herrscher und Herrscherinnen durch den großen Friedrich sei. So denkt er jetzt nicht. Denn die Bürgerkrone, welche Frankreich sich aufsetzt, hat ihresgleichen nicht in der Geschichte und strahlt ihm heller als der blutige Lorbeerkranz des preußischen Eroberers.

Deshalb preist er den Schöpfer der geträumten Volkswohlfahrt, den die Franzosen selbst eine Zeit lang Restaurateur de la liberté nannten, Ludwig den Sechzehnten.**) Denn der König gehöre nicht in die Reihe der Eroberer, welche durch glänzende Trophäen das vergossene Blut ihrer Unterthanen verschleiern, suche in Wahrheit Marc Aurel nachzustreben, ohne mit jenem Namen zu prunken, und verschmähe es, den Mund der Fama durch blendende Thaten zu beschäftigen oder einem schimmernden Hofe vorzuglänzen. Nachdem der Dichter auf solche Weise die friedliche, bescheidene Sinnesart des Königs gepriesen, erhebt er ihn als den edeln Begründer großsinniger Reformen des Staatswesens. Er preist sich glücklich, daß er die

*) „Die États généraux" (1789).

**) „Ludwig der Sechzehnte" (1789).

Zeit noch sah, wo Ludwig Männer des Volks beruft, damit sie ihm die Lasten des Volks erleichtern helfen, den weisen harmonischen Bund einer Constitution zwischen dem Landesvater und seinen Kindern festsetzen und eine Saat ausstreuen, aus der sich einst die goldne Aehre des Nationalwohls erheben wird. Ach! er hört schon die wogenden Felder rauschen; schon sieht er — o Wonne! — die Schnitter den lieblichen, mit Kornblumen durchflochtenen Erntekranz dem König überreichen. Und so hingerissen ist er von diesem himmlischen Traumbilde, daß er im Geiste den Eroberer einst an dem Denkmal dieses edleren Königs weinen sieht, wie Cäsar vordem an dem Bilde Alexanders weinte, weil er noch nichts Denkwürdiges gethan habe.

Die Veränderungen, welche in Frankreich vor sich gingen, betrachtete der idealistische Sänger jetzt noch im rosigsten Lichte.*) Er wiederholte die Behauptung, die Selbstbefreiung des benachbarten Staats sei die edelste That des Jahrhunderts und ein in den Annalen der Weltgeschichte unvergleichliches Ereigniß. Nur Ein Gedanke trübte die reine Freude: daß, während der Bruderstamm der Franken sich befreite, die Deutschen noch in den Fesseln des Despotismus lagen. Denn auf die Frage „Was sind wir?" mußten seine Landsleute verstummen. Dies dumpfe Schweigen sucht der Dichter zu deuten. Er weiß nicht, ob es der müde Kummer bejahrter Geduld ist oder ob es nahe Verwandlung verkündet. Aber sein begeisterter Patriotismus, der, wie er gleich beim Beginn der französischen Revolution ausgesprochen hatte, dem Vaterland eine ähnliche Umgestaltung wünscht, läßt ihn das Letztere glauben. Er sieht also in Deutschland eine schwüle Stille, welche den nahenden Sturm ankündigt, und entwirft ein reizendes Gemälde der dem Ungewitter folgenden Glückseligkeit. „Nach dem Wetter athmen sie kaum, die Lüfte; die Bäche rieseln; vom Laube träufelt es sanft; Frische labet; Gerüch' umduften; die bläuliche Heitre lächelt, das Himmelsgemälde mit ihr; Alles ist reg' und ist Leben und freut sich; die Nachtigall flötet Hochzeit; liebender singet die Braut; Knaben umtanzen den Mann, den kein Despot mehr verachtet, Mädchen das ruhige, säugende Weib."

Nicht ohne Freude betrachtete Klopstock die Wirkung der französischen Staatsveränderung auf auswärtige Despoten, welche schon

*) „Kennet Euch selbst" (1789)

ihre Throne wanken sahen und sich vor dem auch ihre Völker bedrohenden Gespenste der Freiheit entsetzten. Einen solchen Fürsten malt uns der Dichter.*) Sein Kebsweib muß ihm den Pocal mit blinkendem, goldenem Weine füllen, aber er nimmt ihn nicht; sie singt auf sein Geheiß zu dem leisen Tone der Laute sein Lieblingslied, aber er hört sie nicht. Rosen soll sie ihm neu streuen auf der Ottomane — doch da er auch diese nicht sehen wird, will sie sich des grämlichen Liebhabers entledigen und erinnert ihn daran, daß es Zeit sei, auf die Parade zu reiten; das Pferd wiehere schon unten am Schloßplatze, um ihn zu dem glänzenden Schlachtenspiele zu tragen. Aber die Erwähnung der Krieger läßt ihn nur noch in tieferen Gram versinken und angstvollere Blicke werfen. Denn sie mahnt ihn an das gefährliche Beispiel des Regiments der französischen Garde, welches im Juli 1789 mit dem Volke fraternisirte. Bisher hatte er sich im Schutze der Bajonette sicher geglaubt, aber jener Abfall der französischen Truppen konnte auch seine eigene Armee zum Treubruch verleiten. Mit Beben sah er den schrecklichen Geist der Freiheit nahen, „durch den sich die Völker jetzt erfrechen, zu sehen, was sie sind," und verzweiflungsvoll blickte er nach einem Retter sich um, der den bösen Dämon in's Reich der Finsterniß, woher er gekommen, zurückbannen und den hundertarmigen, hundertäugigen Riesen erlegen könnte.

Die Begeisterung für die Ereignisse in Frankreich, welche der Dichter hegte, trat immer mehr in einen merkwürdigen Zwiespalt mit der Grundrichtung seines Wesens, dem deutschen Patriotismus.**) Wenn er auch hundert Stimmen hätte, glaubte er die göttliche Freiheit Galliens nicht genug zu verherrlichen, denn diese schien sogar „das gräßlichste aller Ungeheuer," den Krieg, an die Kette zu legen. Aber je heilsamer die dort getroffenen Einrichtungen, je vielversprechender die dort gegebenen Gesetze, je beifallswürdiger das von der Nationalversammlung erlassene Decret erschien, daß das französische Volk auf alle Eroberungen Verzicht leiste, desto wehmüthiger empfand er es, daß es nicht sein Vaterland war, welches den Gipfel der Freiheit erstieg und allen Völkern ein strahlendes Beispiel gab.

*) „Der Fürst und sein Kebsweib" (1789).

**) „Sie und nicht Wir! An La Rochefoucauld" (1790). Rochefoucauld war 1789 Deputirter des Adels bei den États généraux.

Vieles zwar hatte er in der deutschen Geschichte gefunden, was ihn, den eifrigen Patrioten, mit bittern Schmerzen erfüllen mußte; doch diese Schmerzen konnte die liebende Zeit heilen. Aber der Schmerz, daß nicht sein Vaterland jenen heiligen Zweig der Unsterblichkeit brach, sondern Frankreich — diese Wunde fürchtete er niemals zu vernarben. Er glaubte, daß auch die deutsche Nation wohl fühlte, welche Ehrenpalme ihr dadurch entgangen wäre. Denn sie hatte eine gleiche Palme gebrochen, als sie die von Despoten entweihte Religion reinigte und sich der Herrschaft geistverdummender Priester und der Tyrannei der Inquisitionsgerichte entzog. Und wenn nicht durch das deutsche Volk das Joch der „beschorenen Despoten" zerbrochen wäre, so wäre jetzt nicht das Joch der gekrönten zerbrochen; denn nur die religiöse Aufklärung konnte die politische Befreiung anbahnen. Könnte ein Trost den Dichter trösten, so wäre es dieser, daß Deutschland voranging auf der erhabenen Bahn, indem es die Fesseln der Hierarchie zerriß; aber er tröstete ihn nicht. Denn nicht Deutschland war es, welches außer der religiösen auch die politische Freiheit schuf. Es hätte auch hierin allen Völkern zuvorkommen sollen, nicht bloß den Europäern, sondern auch den Amerikanern; aber auch der fremde Welttheil hat sich ohne Deutschlands Vorgang befreit, und obgleich dort viele Deutsche wohnen, so kann doch den Dichter auch dieser Trost nicht trösten, denn Amerika hat die Fackel der Freiheit nicht an dem Scheiterhaufen der deutschen Tyrannei angezündet.

Doch wußte der Dichter den patriotischen Schmerz durch hoffnungsvolle Betrachtungen zu vergüten, welche er in einer Ode an Karl Friedrich Cramer*) niederlegte. Er erfreut sich an der wunderbaren Umwälzung in Frankreich, denn es war ohne Beispiel in der Geschichte, daß ein großer despotisch regierter Staat glücklich in eine freie Monarchie sich verwandelte. Diesen Gedanken verfolgt der Poet in einer Allegorie. Ein gestorbener Riese ist wieder belebt durch einen Geist, hat sich aufgerichtet und schaut mit flammenden Blicken

*) „An Cramer, den Franken" (1790). Er nennt ihn den Franken wegen seiner enthusiastischen Theilnahme an der französischen Revolution. Sein Revolutionsschwindel ist übel berüchtigt. Er gehört zu Klopstock's intimsten Freunden und hat eine panegyristische Lebensbeschreibung desselben begonnen, aber nicht vollendet.

umher, während seine frühere Seele ihn nun als Schatten bebend umirrt. Dieser Riese ist das französische Volk, der Schatten ist der König und der Geist die Nationalversammlung. Seine politischen Ansichten über das unbändige, zügellose Treiben dieses auferstandenen Riesen, welches schon damals sich zeigte, läßt der Dichter in einem Zwiegespräche zwischen dem Geiste (der Nationalversammlung) und dem Riesen (dem Volke) hervortreten, aus welchem ersichtlich wird, daß er die tumultuarischen Excesse in Frankreich damals als unvermeidliche, aber nicht beängstigende Folgen der neuen Freiheit betrachtete. Die Nationalversammlung warnt das Volk vor der heißblütigen Wildheit und dem glühenden Ingrimm und ermahnt es zum Gehorsam, denn das erfordere die Weisheit, ohne welche das Werk nicht glücklich enden könne, und der nothwendigen Harmonie zwischen dem Geiste und dem Leibe, welche die sicherste Bürgschaft dauernder Freiheit sei. Wenn das Volk diese Warnung verachte, werde es zum zweiten Male in Knechtschaft verfallen und von dem Despotismus ertödtet werden. Diese treue Warnungsstimme will zwar das Volk nicht überhören, aber es will zuvor ein wenig das neugeschenkte Glück genießen, da es zu lange auf dem Strohlager des Kerkers geschmachtet hat, und beim Wollustmahle der Freiheit taumeln. Doch was soll mit dem Schattenkönige Ludwig werden, der sein Leben in Angst und Kummer verstummend hinbringt und lieber bei den Todten wäre?*) Darauf wird die besonnene Antwort ertheilt: Die Klugheit erfordert, daß dem Staat ein Oberhaupt mit beschränkter Macht bleibt. Auch hat dieser Schatten des Königthums noch sonst wo ein ernstes großes Geschäft, welches von dem Dichter schon in der Ode „Der Fürst und sein Kebsweib" angedeutet war. Er wandelt um Mitternacht in den Schlössern der Könige; dann ertönen Wehklagen des geängstigten Gewissens über die blutigen Thränen des in Elend schmachtenden Volks; dann scheint die Krone klingend zu fallen und der Scepter zu brechen, so daß die horchenden, blassen Höflinge ein Grauen ergreift; es kommt stets näher, schließt den großen goldenen Saal auf und rüttelt am Thron, ein warnendes Gespenst.

In der nächstfolgenden Zeit hat Klopstock die Ereignisse in Frankreich nicht mit Oden begleitet. Aber seine Theilnahme verlor

---

*) Als man den König einst trösten wollte, sagte er: „Ich finde nur in St. Denis Ruhe."

durchaus nicht an Kraft, besonders da sich drohende Unwetter (Unterredung des deutschen Kaisers und des Königs von Preußen im August 1791 zu Pillnitz; Furcht des französischen Volks, daß der König die beschworene Verfassung wieder beseitigen wolle) zusammenzogen. Sein lebhaftes weltbürgerliches Interesse an diesen Vorgängen bezeugt ein Brief. Am 20. Februar 1792 schrieb er an La Rochefoucauld: „Da ich, mein verehrungswürdiger Freund, nicht das Glück habe, mit Ihnen sagen zu können: die Constitution oder der Tod, so sage ich dennoch mit der innigsten Ueberzeugung meiner Beharrsamkeit, daß ich für die Constitution bis in meinen Tod sein werde. Tief durchdrungen von dieser Gesinnung, glaube ich ein französischer Bürger zu sein, so weit ich es werden kann, und als ein solcher wage ich es, Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen, die, wenn sie gegründet sind, vielleicht zum Wohl des Vaterlandes beitragen könnten. Sie betreffen eine sehr schwere Kunst, die Kriegskunst. Damit Sie es aber nicht sonderbar finden, daß ich mich in eine Sphäre wage, die nicht die meinige ist, so muß ich Ihnen sagen, daß ich schon in meiner Jugend diese Kunst studirte, um die Geschichtschreiber, vorzüglich die alten, zu verstehen, z. B. Xenophon und Cäsar, und im siebenjährigen Kriege, der für mich ein so gewaltiges Interesse hatte, fing ich dieses militärische Studium wieder an. Seitdem habe ich vielen Umgang gehabt mit Officieren, die ihr Metier aus dem Grunde kannten und die noch mehr meinen Eifer, es zu lernen, nährten. Demungeachtet nehmen Sie meine Bemerkungen für das, was sie sind, nämlich für das Scherflein der Wittwe. Die Franzosen können jetzt den Krieg im Lande auf eine Art führen, die man noch nie gesehen hat, und die u. s. w."

Auf die von den Monarchen Oesterreichs und Preußens gestellten Forderungen erfolgte von Seiten Frankreichs am 20. April 1792 eine Kriegserklärung. In demselben Monate dichtete Klopstock eine Ode,*) in welcher er die Monarchen der Coalition von dem ungerechten Kriege gegen Frankreich abzumahnen sucht. Mit folgenden allgemeinen Betrachtungen leitet er seinen Gegenstand ein. Die Gründung von Staaten ist eine Wohlthat für das Menschengeschlecht, welche wir weisen Menschenfreunden verdanken, während die Wilden in ihrem rohen Naturzustande ein vegetirendes oder animalisches

*) „Der Freiheitskrieg" (1792).

Leben ohne geistige Genüsse führen. In Europa ist die Ausbildung des politischen Lebens zu einer hohen Vollkommenheit gediehen und naht sich immer mehr dem letzten Ziele, da die Regierungen, wie verschieden auch ihre Formen sind, mehr oder weniger darnach streben, ihre Einrichtungen in immer bessere Verhältnisse gegen einander zu bringen. Zwar ist die Verfassung mancher Länder noch mangelhaft, aber die Mängel werden hier und da durch gute Verwaltung zugedeckt, wie der Maler Verzeichnungen wohl durch Zauber der Farbe zu beschönigen weiß. Aber sobald die Fürsten willkürlich handeln, ohne ihre Völker zu befragen (wie jetzt bei dem beabsichtigten Coalitionskriege der deutschen Cabinette geschah), dann waltet nicht die Herrschaft des Gesetzes, dann werden die Fürsten Wilde, Löwen oder Giftpflanzen, dann kehrt der rohe Urstand der Natur zurück. Nun wendet sich der Dichter mit ernsten Worten an die Fürsten selbst. Das französische Volk hat sich vor allen Völkern dem letzten Ziele der Staatenvervollkommnung genähert, es hat sich das schönste aller Gesetze, die Verbannung des Eroberungskrieges, gegeben, es hat sich selbst nach langer Knechtschaft die Freiheit errungen. Dies Volk wollt ihr nun mit Feuer und Schwert von dem Gipfel der Freiheit herunterstürzen? Wollt es von Neuem unter das Joch von Wilden (willkürlichen, unbeschränkten Herrschern) zwingen? Wollt mit Mord beweisen, daß es keine Menschenrechte gibt? Für solch ein freiheitsfeindliches Unternehmen droht der Dichter den Fürsten mit der Strafe des Weltrichters. Er bittet sie flehentlich, die ernsten, warnenden Winke der Klugheit zu verstehen, denn schon rege sich der Geist der Freiheit auch in ihren Landen. Freilich werde dies weder von den Höflingen noch von den Adligen, welche ihr Blut in den Schlachten für sie vergossen hätten, zugestanden werden —; aber sie sollen den Landmann, die Gemeinen des Heeres befragen, welche auch ihr Blut für ihren König verspritzen, wenn sie einen redlichen Aufschluß über die Gährung in ihren Reichen erlangen wollen, welche durch die thörichte Bekriegung der Freiheit nicht gedämpft werden kann. Doch leider wird die Stimme des Volkes verachtet. Nun denn, beginnt den unklugen Kampf gegen eine mächtige Nation, welche ihre Freiheit vertheidigt, versucht das schreckliche Spiel des Krieges, in welchem bloß vergötzten Herrschern Menschenopfer gebracht werden! Den Ausgang dieses Krieges wünscht der Dichter noch zu erleben und ahnt, daß er in furchtbarer Eile von Gott entschieden werden wird.

Diese merkwürdige Ode veröffentlichte Klopstock zunächst nicht, aber er wollte darum nicht umsonst seine warnende Stimme in dieser verhängnißvollen Zeit erhoben haben. Doch bevor er einen Schritt that, der, wie er meinte, den dort ausgesprochenen Ansichten Gehorsam verschaffen und directer zum Ziele führen konnte, sehen wir ihn abermals in wahrhaft kosmopolitischer Weise bemüht, den Franzosen bei dem drohenden Restaurationskriege zu rathen. Es ist ein Brief an Lafayette, mit dem er durch La Rochefoucauld's erbetene Vermittelung in Correspondenz getreten war. Der Schluß dieser am 22. Juni 1792 an jenen berühmten General und Freund der Constitution abgefaßten Zeilen lautet: „Hier ist mein zweites Scherflein der Wittwe. Betrachten Sie es, respectabler Mann, den ich wünschte meinen Freund nennen zu können, mit der nämlichen Empfindung, mit der ich es gebe. Ich wußte wohl, daß, indem ich es darbrachte, ich Laie mit einem Hohepriester sprach; dennoch aber konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, es darzubringen, weil ich so sehr wünschte, meine Pflicht als französischer Bürger zu erfüllen, ob ich es gleich nur durch meine eigene Bestallung bin. Wenn sie die Ihrige hinzufügen, so werden Sie fortfahren, mein Alter zu ergötzen; eine Ergötzlichkeit, die schon seit den ersten Strahlen der französischen Revolution angefangen hat." Einige Tage nachher, am 2. Juli des Jahres, that er den Schritt, von dem er sich die besten Folgen versprach; er schickte die oben zergliederte Ode an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher zum Oberbefehlshaber der Coalitionsarmee ausersehen war. Dies war sehr spät, aber, wie der Dichter selbst sich entschuldigend sagt, bis zur Abreise des Herzogs zur Armee glaubte er noch immer, daß derselbe für sich selbst Achtung genug haben würde, um in diesem ungerechten und zu kühnen Kriege nicht commandiren zu wollen. Er entschloß sich also, die Ode abzusenden und sie mit einem Briefe zu begleiten, weil er, obwohl so spät, hoffen zu dürfen glaubte, daß er noch einigen Einfluß auf ihn haben könnte. Der Schluß des Briefes lautete: „Uebrigens ist es dennoch in Ihrer Macht, was ein anderer Feldherr, der keine Unterthanen zu beglücken hat, nicht immer thun kann, das Commando niederzulegen, sobald Sie nur wollen. Wenn Sie auch den Muth haben sich selbst zu überwinden und Sie dann auf den Scheideweg zurückkehren, um hier noch einmal zwischen der wahren und scheinbaren Ehre zu wählen, so wird Ihre zweite Wahl, wie ich glaube, die Wahl des Hercules sein."

Aber es war zu spät. Doch wenn auch Klopstock früher gesprochen hätte, würde die Stimme des Dichters im Rathe der Fürsten kein Echo gefunden haben. Der Herzog ließ sogar wenige Wochen später, am 25. Juli, dem Kriege das wahnsinnigste der Manifeste vorausgehen; nicht lange darauf erfolgte das Einrücken der Preußen in Lothringen.

Am 10. August wurde unter anarchischen Gräueln die königliche Gewalt suspendirt, Ludwig gefangen gesetzt uad der Beschluß gefaßt, einen Nationalconvent einzuberufen. Es ist bemerkenswerth, daß sich Klopstock durchaus nicht gegen diese Beschlüsse erklärte, sondern die successive Verwandlung der Monarchie in eine Republik geschehen ließ, wie es die Girondisten auch thaten.

Die laute und warme Begeisterung des Dichters für die revolutionären Bewegungen in Frankreich konnten in dem von ihm gefeierten Lande nicht unbeachtet bleiben. Die zweite Nationalversammlung (die legislative Versammlung) bestimmte ihm am 26. August 1792 das Diplom als französischer Bürger und ertheilte durch das Decret vom 9. September desselben Jahres Roland, welchen sie nach der Suspension des Königs zum Minister des Innern bestallt hatte, den Auftrag, ihm das Ernennungsgesetz zu übersenden. Der Dichter war stolz auf diese Ehre und überließ sich einer entzückten Freude, welcher er später in einem Danksagungsschreiben an Roland Ausdruck gab. Es war für ihn eine „Wollust," französischer Bürger zu sein, und die angenehmste Empfindung, daß dieses „schöne" Gesetz ihn zum Mitbürger Washington's gemacht hatte. Denn er vergaß ganz, daß er in dem Briefe an La Rochefoucauld erklärt hatte, an der von dem König beschworenen Constitution bis an seinen Tod unerschütterlich festhalten zu wollen, und stimmte nunmehr mit den Girondisten für eine republikanische Staatsform im Sinne des nordamerikanischen Freistaates. Je mehr aber seine politischen Ueberzeugungen mit den Bestrebungen jener gemäßigten Partei zusammentrafen, desto heftiger entflammte seine Wuth gegen die rasenden Umsturzmänner, die Jakobiner, welche immer mehr die Oberhand gewannen. In einer Ode*) stellt er ihren Club zu Paris mit allen ihren Zweigvereinen in den Provinzen unter dem Bilde einer riesigen

*) „Die Jakobiner" (1792).

Klapperschlange vor, deren Geiferbiß die errungene Freiheit tödten werde, und ermahnt die Franzosen, diese höchst gefährliche Corporation zu unterdrücken.

Es geschah nun, was die Jakobiner längst beabsichtigt hatten und die Girondisten nicht hinderten: am 21. September 1792 trat der Revolutionsconvent zusammen, die erste Constitution und die Königswürde ward aufgehoben, Frankreich als Republik proclamirt. Wie Klopstock dies Ereigniß auffaßte, wird aus dem schon oben erwähnten merkwürdigen Briefe an den Minister Roland ersichtlich. Er ist aus Hamburg datirt vom 19. November 1792, fügt gewissenhaft die Bezeichnung nach der neuen Zeitrechnung „Im ersten Jahre der französischen Republik" hinzu und vergißt die Unterschrift „Klopstock, französischer Bürger," nicht. Denn er legt einen hohen Werth auf das ihm von den Franzosen ertheilte Bürgerrecht. „Es ist unmöglich, die Ehre zu verdienen, die einem Ausländer widerfährt, der von der französischen Nationalversammlung mit dem Bürgertitel beschenkt wird. Das Einzige, was ihn bis auf einen gewissen Grad dessen würdig machen kann, ist sein vor dieser einzigen unsterblichen Erhebung vorhergehender Civismus." Sodann sucht er dem französischen Minister seine Bestrebungen für die Freiheit seines neuen Vaterlandes darzulegen: er erwähnt der Revolutionsoden, schreibt ihm Stellen aus den (oben erwähnten) Briefen an La Rochefoucauld und Lafayette ab, überschickt ihm die Ode „der Freiheitskrieg" und thut ihm die Schritte kund, die er gethan, um die Coalirten von ihrem Feldzuge abzumahnen. Wie wenig Klopstock die Verleihung des französischen Bürgerrechts als einen bloßen Titel betrachtete, wie ernste Verpflichtungen er sich dadurch auferlegt glaubte und wie aufrichtig er an der Parteinahme für die Revolution festhielt, ohne sich durch die verübten Gräuel irren zu lassen, ja wie leicht er sich in die republikanische Umwandlung Frankreichs fand, wird aus folgenden Stellen des Briefes hervorgehen. „Beklagen Sie mich, denn in meinem Leben habe ich nie so lange von mir selbst geredet. Da ich ein französischer Bürger und kein Fremder bin, so erfülle ich dennoch als ein Fremder heute meine erste Bürgerpflicht. Als ein solcher betrachte ich es als eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß die Nation die Ungeheuer in Avignon [als diese Landschaft dem Papst entrissen wurde] bestrafe; sowie die [die im Auftrage der Jakobiner mordenden Pikenmänner], welche sich in Paris am 2. September so sehr als

Ungeheuer gezeigt haben.*) Die Deutschen sehen bloß diese Gräuel, und, verschlungen in diesen gräßlichen, herzzerfleischenden Betrachtungen, vergessen sie Alles, was sie in der französischen Revolution zuvor bezaubert hatte. Dieses schreckliche Gewölk hat bei ihnen den Tag in Nacht verwandelt; es ist für sie kein Licht mehr, das auf die französische Schöpfung strahlt. Vielleicht werden Sie diesen Augenblick sich selbst sagen, daß ich wie ein Dichter rede. Wenn Sie mich aber kennten, so würdrn Sie es nicht sagen. Meine erste Bürgerpflicht ist also vollzogen. Ich habe eine große Wahrheit an Roland gesagt; aber ich liebe meine Pflichten und fahre daher fort. Der König von Dänemark (Sie wissen, daß ich von Friedrich, dem Sohne Christian's VII. rede) ist nicht durch Usurpation, sondern durch die Constitution der unumschränkteste König in Europa, und dennoch ist Er es, der eine vollkommene Preßfreiheit bewilligt und dem leibeigenen Bauer sein Joch abgenommen hat; der zuerst unter allen europäischen Mächten befohlen hat, daß die Menschen nicht länger wie Waare betrachtet werden, und die Dänen nicht mehr zu ihrer Feldarbeit Ungarsclaven brauchen sollten.**) So beträgt sich dieser unumschränkte König gegen eine Nation, die er nach den Gesetzen und wie ein Vater regiert. Sie wissen, wie er sich in Hinsicht unsrer Mitbürger betragen hat, durch die Erklärung, daß er der Ligue der gegen Frankreich verbundenen Könige nicht beitreten würde, und wenn ich mich nicht betrüge, indem ich ihn zu errathen glaube, so dürfte er der erste unter den Königen sein, der die französische Republik anerkennen und mit ihr die Allianz, die er sonst mit dem Königreich Frankreich hatte, zu erneuern wünschen wird. Sodann wird es meines neuen Vaterlandes (indem ich dies meinem Mitbürger Roland sage, glaube ich als französischer Bürger pflichtmäßig zu handeln) würdig sein, mit diesem guten König sich durch eine auch für ihn so nützliche Allianz zu verbinden, daß sie ihn einem Volke, das ihn zum König constituirt hat, noch theurer machen wird; wodurch denn auch die Uebelgesinnten, deren es vielleicht unter diesem Volke,

*) Die Girondisten waren auch bemüht, die Septembermörder in Untersuchung zu ziehen.

**) In der Ode „Friedrich, Kronprinz von Dänemark“ (1792), woraus diese Zeilen ein Auszug sind, fordert der Dichter die Wunder thuenden Franzosen auf, dies Wunder der Sclavenbefreiung Dänemark nachzuthun.

sowie überall und selbst in der französischen Republik gibt, von ihrem Irrthum zurückkommen werden.“ — Auf der andern Seite konnte sich jedoch Klopstock die Gefahren, welche der neuen Republik im Schooße Frankreichs selbst drohten, nicht verhehlen, und auch diese Befürchtungen verschweigt er dem französischen Minister nicht, zumal da er sie an einen Gesinnungsverwandten richtete. „Man hat selbst die Fremden, unter die ich jedoch nicht mehr gehöre, eingeladen, ihre Ideen über die zu machende Constitution mitzutheilen. Vielleicht werde ich mich unterstehen, Ihnen über diesen so ernsten Gegenstand einige Zeilen, die ich Grundsätze der Constitution nenne, zuzusenden. Indem ich darüber nachdenke, so finde ich eine Sache, die mich beinahe erschreckt, und diese ist, daß es nur gar zu viel Franzosen gibt, die einen, wie es scheint, unüberwindlichen Hang haben, da zu befehlen, wo sie gehorchen sollten. Ach! wenn ich doch nur einen Augenblick mit Ihnen sprechen könnte! Denn ohne Zweifel sind Sie bereits in diesen Abgrund gestiegen.“ — An einer andern Stelle spricht er von Roland's labores belli contra belluas centicipites (die Jakobiner). „Die Republik ist noch keine Welt, und diese belluae möchten sie gerne wieder zum Chaos umgestalten.“

Dieser Brief hatte seinen Eindruck nicht verfehlt. Roland theilte ihn nebst der Ode „Der Freiheitskrieg“ an den berühmten Girondisten Brissot mit, der sich beeilte, jenes merkwürdige Document in seinem Journal Le Patriot français zu veröffentlichen und der begleitenden Ode ehrenvolle Erwähnung zu thun. Dadurch wurde Klopstock genöthigt, die Ode auch den Deutschen (im Januar 1793) bekannt zu machen, obgleich er dies erst auf einen späteren Zeitpunkt verschoben hatte.

Frankreich eilte nun immer mehr dem Abgrunde zu: dem König ward der Proceß gemacht, am 17. Januar 1793 erfolgte die Verurtheilung des Angeklagten und am 21. Januar 1793 bestieg Ludwig XVI. das Schaffot. Es ist höchst auffallend, daß Klopstock auch nicht ein Wort der Theilnahme an dem Schicksal des unglückseligsten der Könige hatte, der schon durch die Würde und die Fassung, die er bei seinem Tode bewies, Achtung einflößen mußte, während der edle Schiller sich mit dem Gedanken trug, öffentlich vor der französischen Nation mit einer Vertheidigungsschrift als Sachwalter der in dem Könige beleidigten Menschheit aufzutreten. Klopstock hatte jetzt nur Augen für das Treiben der Jakobiner, welche sich

eine fürchterliche Herrschaft eroberten, und dieser Anblick verdüsterte ihn immer mehr. Allerdings waren es die Jakobiner, welche auch die Hinrichtung des Königs durchsetzten; aber nicht dieser Mord war es, der den Dichter der französischen Revolution entfremdete, sondern, wie wir später sehen werden, eine andere Veranlassung, welche aus dem begeisterten Freunde einen glühenden Feind machte. Denn in einer Ode,*) welche im Januar entstand, erwähnt er den Königsmord gar nicht, sondern wendet sich mit flammender Wuth gegen die von ihm tödtlich gehaßte Umsturzpartei. Er läßt hier der Stadt Paris den Schatten des gemordeten Gesetzes erscheinen und stellt jene in einem Gespräche mit Tribuna (den Zuschauern auf den Tribünen im Nationalconvent) und der Clubiofuria (dem Jakobinerclub) dar. Dies gibt ihm Veranlassung, den unseligen Zustand Frankreichs mit den grellsten Farben zu schildern. Die Tribünen finden ihren höchsten Genuß in der Herrschaft, welche sie über die Abstimmungen ausüben, indem die Stellvertreter des Volks ihnen gehorchen und nach dem Willen des gemeinsten Pöbels, der die Seitenlogen im Nationalconvent besetzt hielt, Beschlüsse fassen müssen. Aber das größte, wenn auch einäugige, d. h. nur durch einen Stimmführer (Robespierre) geleitete Ungeheuer ist der Club der Jakobiner. Er beherrscht selbst die Pariser Municipalität, zieht aber der Herrschaft noch die Rache vor, welcher alle Feinde des Schreckenssystems zum Opfer fallen sollen, und hat mit der Stadt Paris und den Tribünen dem Gesetz tödtliche Wunden gegraben, indem er an die Stelle der umgestürzten Constitution eine despotische Anarchie setzte. Aber noch hegte der Dichter die Hoffnung, daß der Süden Frankreichs, welcher über die Tyrannei in der Hauptstadt sehr erbittert war, die Wiederherstellung eines gesetzmäßigen Zustandes erkämpfen, dem Convente die Freiheit der Berathungen wieder verschaffen und die Uebermacht der Umsturzmänner brechen würde. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung.

Da die Dinge in Frankreich sich täglich verschlimmerten, ward das Herz des begeisterten Revolutionsfreundes einer schmerzlichen Wehmuth zum Raube.**) Eins hatte sein Alter verjüngt und sein Herz erfrischt, wie der tränkende Bach die Wiese; eins hatte seine

---

*) „Die Erscheinung" (1793).

**) „An La Rochefoucauld's Schatten" (Februar 1793).

Phantasie in Segensgefilde gezaubert, wo nur die Pflugschaar, kein furchendes Schwert blinkte, wo nur der Donner der befruchtenden Regenwolken, nicht der todtbringende Donner der Geschütze scholl. Die Freiheit der Welt und die Segnungen des Friedens hatte ihm Frankreich vorgezaubert. „Aber das Eine verjüngt mich nicht mehr, ich empfinde das Alter, all mein Frohes, ach meine Wonn' ist dahin. Denn die Freiheit ist in den Himmel wiedergekehrt." Er sieht ihre schreckliche Verfolgerin, die wüste Anarchie, die unbestrittene Herrschaft behaupten, allen Widerstand durch Hinrichtungen niederwerfen und den Convent durch Terrorismus zu einem willenlosen Werkzeuge gemacht. Im Hinblick auf diese Zustände fragt der Dichter, der seine Hoffnung nicht ganz aufgeben möchte, den Schatten Rochefoucauld's, der jetzt in die Zukunft blicken kann, ob einst die Tyrannei der Jakobiner aufhören, der Convent die Unabhängigkeit der Berathung wiedererlangen und die entschwundene Freiheit zurückkehren werde. Aber da der Schatten des gemordeten Patrioten schweigt, wird auch der schwächste Schimmer der Hoffnung in der Seele des Dichters erstickt. Die düstere Schwermuth, die ihn ergreift, läßt ihn die Wuth der empörerischen Rotte in ewiger Herrschaft, die große Nation auf immer von ihr in den Staub getreten und die Freiheit aus ihren himmlischen Höhen niemals zurückkehren sehen.

Aber diese hoffnungslose Schwermuth war bloß eine Stimmung, ein Zustand des Herzens, der auch wieder vorübergehen und in das Gegentheil umschlagen konnte: bis zur politischen Ueberzeugung von der Verderbtheit der Revolution, bis zum grundsätzlichen Abscheu vor der Weltbegebenheit war der Dichter noch nicht gekommen.

Noch einmal flammte nämlich die Hoffnung Klopstock's auf, als nach dem großen Siege, welchen die Oesterreicher bei Neerwinden am 18. März 1793 über die französische Armee davongetragen hatten, dunkle Gerüchte von Unterhandlungen sich verbreiteten, welche der besiegte Feldherr Dumouriez über einen vereinigten Marsch gegen Paris zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung mit den Oesterreichern angeknüpft hatte. Klopstock äußert über diese Unterhandlungen, welche er als einen von den Deutschen ausgegangenen Rettungsplan auffaßt, die lebhafteste Freude.*) Er preist es als eine edle, eines unvergänglichen Denkmals würdige That, daß die Deutschen,

*) „Das Wort der Deutschen" (1793).

obwohl Sieger, doch, den blutigen Lorbeer verabscheuend, mit dem Friedenszweig in der Hand vor den Franken erscheinen und ihnen, als die älteren Franken, einen Bruderbund antragen, um die entweihte Freiheit ihrem heiligen Glanze zurückzugeben und die Constitution wiederherzustellen. Aber diese chimärische Hoffnung, bei welcher der Dichter alle Bedingungen des Staatslebens verkannte und bei welcher ihm das schwärmerische Traumbild einer verbrüderten Völkerfamilie einen Streich spielte, erlitt sehr bald einen empfindlichen Stoß: das Anerbieten dieser Restaurationspolitik, zu welcher sich nunmehr der Dichter selbst wieder bekannte, fand bei den Franzosen keinen Anklang.

Ja, als Dumouriez am 4. April zu den Oesterreichern überging, war sein Verrath für die Jakobiner das Signal zum Sturze der des Einverständnisses mit dem Verräther beschuldigten Girondisten, d. h. derjenigen Partei, welche, obgleich sie nur schwachen Widerstand leistete, doch bisher die Schreckensherrschaft der Jakobiner nicht zu einer unbestrittenen, unumschränkten hatte werden lassen. Zwar rafften die Girondisten noch einmal alle ihre Kraft zusammen, sie setzten durch, daß Marat, ihr wüthendster Feind, vor Gericht gestellt ward, aber er wurde ihnen zum Trotze freigesprochen. Bald war ihr völliger Sturz durch Gefangennahme und Hinrichtung ihrer angesehensten Führer entschieden; der Mord Marat's durch Charlotte Corday am 13. Juli 1793 erwies sich nur als eine nutzlose Heldenthat und nunmehr traten die Jakobiner ihre unumschränkte Herrschaft an: die schrecklichste Periode der französischen Revolution, die Zeit des Terrorismus, beginnt.

Diese Katastrophe machte den Bruch des Dichters mit der französischen Revolution unheilbar; aus dem begeisterten Lobredner wird ein glühender Feind, an die Stelle feuriger Bewunderung tritt donnernde Verfluchung. Diesen gänzlichen Umschlag schildert er selbst in einer für die Geschichte seiner Verhältnisse zu der Revolution höchst wichtigen Ode,*) deren Titel schon die in dem Dichter eingetretene Reaction ankündigt. Früher hatte er den goldenen Traum gehegt, daß die Freiheit, die Mutter des Heils, die in langer Knechtschaft entarteten Franzosen umschaffen würde. Er kann nicht glauben, daß die Freiheit nicht mehr die Schöpferin des Völkerglückes ist, aber die Franzosen sind nicht reif für sie, denn sie verkennen, daß

*) „Mein Irrthum" (1793).

nur das Gesetz die Seele der Freiheit ist; sie lieben die Anarchie, um sich ihren zügellosen Leidenschaften überlassen zu können. Sie mißbrauchen den Namen der Freiheit, um unter diesem Deckmantel sich der Freunde des Gesetzes durch die Guillotine zu entledigen. Ja, selbst da noch, als sie, ihr heiliges Wort brechend, Eroberungskrieg begannen, haben sie den Namen der Freiheit zur Maske gebraucht. Denn schon am Ende des Jahres 1792 hatte Frankreich Eroberungen gemacht und allen Völkern, welche sich frei machen wollten, Unterstützung verheißen. Aber bisher hatte der Dichter, obgleich er vermöge des ihm eigenen Abscheus vor Krieg besonders den versprochenen Verzicht auf alle Eroberung mit Freudenthränen begrüßt hatte, jene Uebertretung wohl mehr für eine periodische Verirrung gehalten, bis er endlich auf eine schreckliche Weise aus der Täuschung gerissen ward. „Ach! des goldenen Traums Wonn' ist dahin! Mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz, und ein Kummer, wie verschmähte Liebe, kümmert mein Herz.“ Mit Schmerz mußte er nun seinen Idealen entsagen und nur die Heldenthat und das Schicksal Corday's, der „erhabenen Männin,“ konnte ihm den Trost wehmüthiger Bewunderung gewähren. Ihre That hielt er nicht für Mord, sondern für Nothwehr im Namen des Vaterlandes.*)

Am meisten beschäftigte den friedliebenden Dichter der Bruch des gegebenen Wortes, keinen Eroberungskrieg zu führen, welcher ihm als ein fluchwürdiges Verbrechen erschien.**) Wie sinnreich weiß er die Freude auszumalen, die er empfand, als das große, mächtige Volk der Franzosen sich entschloß, nie wieder Eroberungskrieg zu führen, weil er nun hoffen konnte, daß dadurch auch die andern Mächte zu einer friedlichen Politik gezwungen würden! Sie war wie die Freude eines Geliebten über die gerettete Braut, einer Mutter über ihren dem Tode entrissenen einzigen Sohn, eines Denkers über die nach langem Zweifel erlangte Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele. Damals schien ihm das „Ungeheuer, der Gräuel Gräuel“ an die Kette gelegt und der Mensch über sich selbst erhöht zu sein. Aber desto bitterer war die Enttäuschung, als er sehen

*) „Klopstock hatte ihr Bildniß in seinem Zimmer hängen und pflegte es Denen, die ihn besuchten, mit frommer Ehrfurcht wie das Bild einer Heiligen zu zeigen.“ Vetterlein.

**) „Der Eroberungskrieg“ (1793).

mußte, wie Diejenigen selbst, welche die Bestie des Eroberungskrieges zähmten, ihr hochheiliges Gesetz wieder vernichteten. Darum schleudert er die unerhörtesten Verwünschungen gegen die Hochverräther der Menschheit, welche jenes hehre Gesetz übertreten, und die schrecklichsten Flüche sollen Diejenigen mit aussprechen, welche das aus diesem Meineid entspringende Elend voraussehen und einst von den traurigen Folgen des Wortbruchs betroffen werden.

In dieser schrecklichen Periode war es dem gefühlvollen Dichter ein Bedürfniß des Herzens, im Geiste an die Gräber Rochefoucauld's und Corday's *) zu treten, um den theuren Todten, welche für das Vaterland gestorben waren, den Tribut dankbarer Pietät darzubringen. Er will Blumen auf ihre Gräber streuen und eine Thränenweide auf denselben pflanzen; doch aus der Tiefe tönen die Geisterstimmen der Begrabenen, welche ihn vor einem solchen gefährlichen Beginnen warnen. Noch konnte Klopstock aus Uebermaß des Schmerzes nicht weinen. „Aber sobald du weinen kannst," rufen ihm die Ermordeten aus ihrer Gruft zu, „kehre dann zu unsern Gräbern zurück und weine, aber blutige Thränen! Denn wir starben umsonst für das Vaterland."

Rochefoucauld und Corday waren umsonst für das Vaterland gestorben, denn das Schreckenssystem der Jakobiner war fester als jemals gegründet und schaltete nur um so unangefochtener. Es wurde sogar am 17. September 1793 das schreckliche „Gesetz gegen die Verdächtigen" gegeben, welches der Thätigkeit der Sykophanten einen grausamen Spielraum eröffnete und den Mord der edelsten Männer, z. B. Bailly's, am 11. November desselben Jahres, sanctionirte. Dieser grauenvolle Zustand empörte den Dichter im Innersten und nöthigte ihm neue Verwünschungen ab. **) Er möchte nunmehr, nach den traurigsten Erfahrungen, zweifeln, ob die Freiheit ein auf Erden möglicher, haltbarer Zustand oder ob sie, die Mutter des weiseren, beglückenderen, menschlicheren Gesetzes, bloß auf kurze Zeit vom Himmel auf Frankreich herniedergestiegen sei. Die Freiheit ist ihm so heilig, daß er nicht einmal den Namen der herrlichen Göttin ausspricht, weil auch Ungeweihte, welche sie nicht kennen oder nicht lieben, den Dichter hören. Keiner aber erscheint ihm ungeweihter

*) „Die beiden Gräber" (1793).

**) „Die Verwandlung" (1793).

als der, welcher wähnt, daß die gräßlichen Hinrichtungen in Frankreich um der Freiheit willen geschehen. Denn das vergossene Blut wird nicht ihr geopfert, sondern raucht auf dem Altar der Furie. Dies führt den Dichter auf eine Vergleichung der anfangs in Frankreich waltenden Freiheit mit der, welche noch jetzt dafür ausgegeben wird. Damals, als die Mutter des Gesetzes von den Unsterblichen auf Frankreich herniederkam, war das Land beseligt und hoch beglückt. Aber kaum hatte das befreite Volk das Gesetz, die herrliche Constitution, geschaffen und ihm gehuldigt, als auch die goldene Zeit des Glücks verschwand. Denn ein Ungeheuer, der Jakobinismus, welches bald nach der Geburt der Freiheit zur Welt kam, beschloß, die hehre Göttin zu verwandeln. Und die Verwandlung der Freiheit gelang. Sie gelang mit Hülfe der schwarzen Kunst, welche die Jakobiner von den zwei auf einem Eroberschlachtfeld hausenden Dämonen der Herrschsucht und der Habsucht erst gelernt hatten. (Denn die Oligokraten Frankreichs waren bei den Eroberern in die Schule gegangen und hatten ihnen die teuflischen Geheimnisse der Regierungsweise abgelauscht.) Aber die Jakobiner brauchten nicht Zaubergesänge, wodurch sonst die Beschwörung bewerkstelligt wird, sondern ihre lügnerische Beredtsamkeit im Convente, wodurch sie das Volk über ihre despotischen Absichten zu täuschen wußten. Nunmehr beschreibt der Dichter die durch die Zauberkunst der Jakobiner zu Stande gebrachte Verwandlung der Göttin in eine Furie, womit er zugleich das statt der Freiheit eingetretene Schreckenssystem in seiner ganzen Abscheulichkeit schildert. Die Richter des Revolutionstribunals verurtheilen mit blindem Eifer, indem ihr Ohr taub ist gegen die Zeugnisse guter Bürger, bloß auf die leisesten Aussagen lügenhafter Ankläger hin immer zum Tode. Diesen hirnverbrannten Wüthrichen, welche nur von grausamer Mordbegier getrieben werden, weissagt der erzürnte Freund der Menschheit, daß ihre Schande bei der Nachwelt eben so unvergänglich sein wird als sein wahrheitgetreuer Gesang. Das Treiben dieser Bluthunde überbietet sogar die Schreckenszeit der Bartholomäusnacht, jenen unvertilgbaren Schandfleck in der Geschichte Frankreichs. Aber eins tröstet den Dichter: die Freiheit konnte nicht ganz niedergestürzt werden, denn die Formen der republikanischen Verfassung wurden von den schlauen Unterjochern des Volkes geschont; sonst würde man vergebens die Wiederverwandlung der Freiheit wünschen. Nun aber, da wenigstens ihre Füße nicht zu Thon ge-

worden sind, kann man nach ihrer Wiederherstellung in die Mutter der tiefgedachten, menschlicheren Constitution nicht ohne Hoffnung dürsten. Der schwergebeugte Dichter sucht von Denjenigen, welche mit staatsmännischem Blick in die Zukunft schauen, zu erfahren, ob jener heiße Wunsch nach Wiederkehr der goldenen Zeit in Erfüllung gehen wird. Aber selbst die scharfsichtigsten Politiker vermögen nicht durch die schwarzen Wolken und die thurmhohen Wellen des Schreckenssystems hindurch zu erspähen, ob im Hintergrunde der Folgezeit das aufgeregte Meer Frankreichs, woher der Sturm kam, sich wieder beruhigen oder fortrasen wird.

Trotz des schmerzlichen Anblicks konnte Klopstock die Augen nicht abwenden von dem traurigen Zustande Frankreichs; im Gegentheil, nur um so mehr versenkte er sich in die Betrachtung desselben, weil sein nach tieferer Erkenntniß ringender Geist den höheren Standpunkt des Weisen, der mit philosophischer Ruhe über den Erscheinungen schwebt, zu gewinnen trachtete. Die Ergebnisse dieser Betrachtung hat er in einem tiefsinnigen Gedichte *) niedergelegt. Er findet vier Epochen in der jüngsten Geschichte Frankreichs: die unbeschränkte Monarchie, wo es in Knechtschaft versunken war; die Periode des constitutionellen Königthums oder der Freiheit; die Stiftung der Republik, wo es verwilderte, und die noch dauernde Schreckenszeit, welche das Land unter die Herrschaft weniger Bösewichter brachte. In diesem letzten Zustande äußerster Wildheit scheint ihm Frankreich verharren zu wollen. Indem der Dichter den Ursachen dieses entsetzlichen Verfalles nachforscht, findet er sie in dem Betragen der Franzosen, welche die Freiheit und Gesetzherrschaft nur im Munde führen und, jene mit Willkür verwechselnd, dem Gesetze nicht zu gehorchen vermögen. Denn die Decrete des Senates wurden nicht befolgt und glichen den Träumen der elfenbeinernen Pforte, von denen Homer singt, daß sie niemals in Erfüllung gehen. Zwar zeigen sich nicht alle Franzosen als ungehorsame Schwätzer; es gibt unter ihnen auch Thäter des Gesetzes, welche alle Hochachtung verdienen, und gern will sich Klopstock als Mitbürger solcher treuen Patrioten betrachten und ebenso gehorsam den Gesetzen sein. Aber die Meisten erliegen selbst hier, wo die Beschlüsse der Regierung bloß auszuführen, nicht

*) „Die Denkzeiten" (November 1793).

zu bekritteln wären, der Täuschung, daß sie Reden für Thaten halten, und dies betrachtet der Dichter als den bittern Quell, aus welchem das Elend entspringt. Ist dieser Hang zum Ungehorsam nur ein periodischer, durch die Aufgeregtheit der Revolutionszeit herbeigeführter? Der sinnende Dichter will diese Frage nicht entscheiden, aber er fürchtet, daß er ein Fehler des französischen Nationalcharakters, ein angeborenes Gebrechen des Volksstammes ist und aus einer von den unversiegbaren Quellen hervorgeht, welche nicht eine bestimmte Zeit, sondern die Natur selbst gegraben hat. Bei den Franzosen sind Handlung und Wort getrennt und ihr Leichtsinn richtet eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Thaten und Reden auf. Sie wagen Republikaner zu sein und können doch nicht gehorchen! Doch hier wird die philosophische Entwickelung dem Dichter plötzlich gekreuzt durch eine Beobachtung, welche die bisherige Beweisführung zu widerlegen scheint: Frankreich gehorcht ja, denn es duldet, wenn der Volksvertreter, weil er sich für frei hält bei den Abstimmungen, den Tod erleidet — und müßte nun auch den Mord des Wahlmannes und des Urwählers dulden! Der Dichter unterläßt es, diesen scheinbaren Widerspruch durch die Hinweisung auf die Thatsache zu lösen, daß sich in dem Charakter der Franzosen auf eine merkwürdige Weise Zügellosigkeit und knechtischer Gehorsam mischen. Denn seine Empfindung wurde zu mächtig ergriffen von dem schrecklichen Bilde, welches seine Phantasie ihm plötzlich entgegentrug, das Haar sträubte sich ihm empor und er verstummte. Aber sein Geist war noch tiefer verwundet, als es dies schreckenbleiche Verstummen auszudrücken vermochte, durch die betrübende Wahrnehmung, daß den Franzosen alle Gelehrigkeit mangelte, durch welche sie zur Selbsterkenntniß hätten gelangen können. Denn wenn sie jene besäßen, würden sie mit scharfem Blicke über das westliche Meer hinschauen und von den Nordamerikanern lernen, wie nur durch Gehorsam gegen die Gesetze ein republikanischer Staat sich erhalten kann. Aber die Franzosen haben sich niemals selbst erkannt und aus der Geschichte, selbst wo sie ihre Warnung am lautesten ausspricht, nichts gelernt. „Eher steigt der gelöste Fels empor zu dem Gipfel, dem er entstürzte, eh' sie (Gallia) sich zum Gehorsam erhebt." Ja, durch den Hunger, die Pest und die noch mörderischeren Kriege findet sie der Dichter nur noch zu heißerer Rache entflammt, statt daß sie dadurch zur Dämpfung ihrer zügellosen Leidenschaft hätte gebracht werden sollen,

und er hegt die Befürchtung, daß das neu anbrechende Jahrhundert das Antlitz verhüllen wird, weil es eine große Nation zu Räuberhorden verwildert, die Länder und Meere durchziehen sieht. Diese Aussicht war zu trostlos, als daß Klopstock nicht hätte die Frage aufwerfen sollen, ob es nicht möglich sei, Frankreich zu regeneriren. Aber von den Jakobinern, die es jetzt beherrschen, hat es noch Keiner gewollt, und wenn sie auch der allgemeinen Zerrüttung, die erst durch sie herbeigeführt ist, wehren wollten, so würden sie selbst vom Schwert hingeschlachtet werden. Ja, wenn selbst Weise und Edle sich erhüben, um die Umschaffung zu Stande zu bringen, würden auch sie schnell in das Blut sinken, weil die Verwilderung zu tief eingewurzelt ist. Deshalb betrachtet der Dichter nur eins als mögliche Rettung: das Staatenbündniß, unter welchem er eine Decentralisation, eine Zertheilung des Reichs in mehrere kleinere Staaten mit republikanischen Verfassungen nach dem Vorbilde der nordamerikanischen Union zu verstehen scheint; aber er begreift, daß wenn die Wildheit fortwüthet, auch diese einzige Rettung nicht möglich ist. Denn die Einrichtung einer solchen Union konnte nur das Symptom der Mäßigung, nicht das Mittel dazu sein. (Der Dichter läßt diese Verse, welche seine politische Weissagung enthalten, als ein Sibyllenblatt an das Grab des jüngst hingerichteten Bailly flattern, um von ihm zu erfahren, ob er richtig geweissagt hat oder ob die Zukunft eine Befreiung aus dem Elend bringen wird). „Das ist also die Frucht des himmelsteigenden Baumes? das der Schatten, in dem endlich der Wanderer ruht?" ruft er schmerzlich enttäuscht aus; fast möchte er nicht mehr verzeihen, denn je mehr er vor Scham glühte über die Gräuel in Frankreich, desto schmachvoller ward dort das Treiben und wo er Glück und Veredlung der Menschheit gehofft hatte, sah er nur Elend und Verwilderung. Aber trotz alledem will der großherzige Dichter nicht noch im Greisenalter ein Menschenfeind werden; auch jetzt noch betrachtet er die Franzosen als Brüder, deren Elend nicht Haß, sondern Mitleid verdient. „Menschenelend soll mich zum Menschenfeinde nicht machen; Thränen im Blicke, nicht Zorn, scheid' ich, Brüder, von euch."

Aber die Frage, wie er sich gegenüber dem immer schamloser werdenden Vertilgungskriege, welchen die Jakobiner gegen die Edlen führten, innerlich verhalten sollte, machte dem gewissenhaften Dichter in jener Zeit doch viel zu schaffen und tauchte immer wieder auf.

Er beantwortete sie sich in einer Ode.*) Die eine Waffe, mit welcher er sich gegen die Ruchlosen schützen könnte, wäre Verachtung, — aber diese versündigt sich gegen das christliche Gebot der allgemeinen Menschenliebe. „Verachten dürfen Menschen die Menschen nicht. Die bittre, kalte, stumme Verachtung macht zum Bruderfeinde.“ Auch würde er dadurch nicht zum Seelenfrieden gelangen, da Verachtung immer einen innerlichen Streit gegen den Verachteten einschließt und der Dichter allen Streit verwünscht. Deshalb entschließt er sich zur Flucht; er will den Blick ganz abwenden von dem Elend der Gegenwart und dadurch sein Herz erfreuen. „Flieh'! du wirst dann edler noch, froher noch, als du warest.“

Doch diesen Vorsatz war Klopstock nicht im Stande auszuführen; sein Herz schlug zu sehr für Menschenwohl, als daß er den Ereignissen hätte dauernd den Rücken wenden und ihnen seine Theilnahme entziehen können. Schon 1789 hatte er fast nur über die Revolution gedichtet, die Oden von 1790 und 1792 beschäftigen sich ausschließlich mit diesem Gegenstande und vollends im Jahr 1793 kannte er für sie kein anderes Object, denn auch die letzte Ode dieses Jahres, auf die wir gleich kommen werden, zeigt sein durch den gefaßten Vorsatz nicht unterdrücktes Interesse an den Vorgängen in Frankreich. Und wenn er sich auch in der nächsten Zeit in Studien des classischen Alterthums vertieft und in seinen Oden auch andere Gegenstände behandelt, um seinen Geist von der Politik abzulenken, so machte sich doch seine poetische Theilnahme an den Phasen der Revolution in immer erneuter Stärke geltend.

So riefen denn die letzten Ereignisse von 1793 noch eine Ode**) hervor, in welcher der Dichter zugleich einen Rückblick auf die denkwürdigsten Abscheulichkeiten des Jahres wirft. Die Veranlassung gab ihm, wie er selbst sagt, der von Danton ausgegangene Vorschlag eines Freuden- und Siegesfestes für die Sanscülotten. Ueber diesen Unsinn gießt er die Lauge seines bittersten Spottes, denn nichts schien ihm verrückter, als das Freudenfest eines aus der Freiheit in die schmachvollste Knechtschaft grausamer Despoten gefallenen Volkes. Er stellt die Sanscülotten als Hottentotten dar, welche am Fest der

*) „Der Belohnte“ (1793).

**) „Das Neue“ (1793).

Sansculottiden *) ihrem Gott Marat im gemeinsten Tone der Volkskomödie Hottentottaden singen, in welchen sie ihn, wie die Aegypter ihre Katzen und Ochsen, als ihre Tigerkatze, ihre Hyäne, ihr Stachelschwein und ihren Geier anbeten. Weiter verherrlichen sie ihn, weil er Mirabeau aus der Todtenhalle großer Männer verdrängt und einen Platz in dem Tempel erhalten habe, der, vorher bloß ein Pandämonion, jetzt erst nach der Aufnahme des Gottes Marat mit Recht ein Pantheon heißen könne. Jetzt brüllen sie ein Lebehoch auf die Clubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik, womit der spottende Dichter sie die verschiedenen Phasen der Republik bezeichnen läßt, und leiern eine Litanei, daß ihr angebeteter Gott sie vor Hunger und Pest schützen möge. Auch Verwünschungen sprechen sie aus über die Patrioten Lafayette, Roland, La Rochefoucauld, Bailly und Segnungen über die Blutmenschen Jourdan, Rousin. Doch jetzt verläßt Klopstock diesen satirischen Ton, der ihm nicht natürlich ist, und will es der Geschichte überlassen, die begangenen Verbrechen für den Spruch der Nachwelt auf ihre ehernen Tafeln zu schreiben. Aber über die Schandthaten, die so unverhüllt sich dem Auge darstellen, scheint ihm schon die Gegenwart unparteiisch richten zu können. Nun zählt er die nackten Scheußlichkeiten auf. Die in Frankreich herrschenden Buben „brauchen, wer von der Herrschsucht glühet, wie sie; gebraucht wandert er auf das Schaffot.“ Sie kennen das Volk und wissen, daß es Despoten und Schauspiel verlangt und am besten durch Hinrichtungsscenen unterhalten wird. Marat entrann zwar dem Schaffot, aber selbst nach seinem Tode mußte er den Machthabern noch fröhnen, welche ihn für einen Märtyrer der Freiheit ausgaben und einen ruchlosen Götzendienst mit ihm trieben. Dann geht der Dichter zu der grausamen Rache an Toulon über, welches, nachdem es sich zu Gunsten der Girondisten erhoben und aus Furcht den Engländern in die Arme geworfen hatte, am 19. December 1793 gestürmt wurde und eine unerhörte Züchtigung erfuhr. Die schändliche Verhaftung der Girondisten, die blutigen Gräuel in Lyon, der meineidige Bruch des Versprechens, auf alle Eroberungskriege zu verzichten — „Aber wer kann sie zählen die Thaten der ehernen Unscham? Und wer möcht' es? Ihr seht lieber vom Schrecklichen

*) „Danton brauchte dies Wort zuerst. Er schlug ein Fest für diese Leute vor. Es ist hier von keinem Kalenderfest die Rede.“ Anmerkung des Dichters.

weg." Zwar sind nicht alle Franzosen dieser Schandthaten schuldig, doch etliche gute Thaten verbergen das Heer schwarzer Handlungen nicht. Ganze lange Jahrhunderte sind vorübergegangen, ehe solch Unerhörtes geschah, daß nach den schönen Verbrüderungsfesten eine so gräßliche Mißgeburt auftauchte, welche den Betrachtenden vor Entsetzen versteinert und den Stein zum Erbarmer macht. Doch schließt der Dichter mit dem Troste, daß die Freiheit nur Ketten trage, nicht entflohen sei; als eine Bürgschaft ihrer einstigen Entfesselung erscheint ihm die Heldenthat Corday's, welche er mit jener römischen Arria (Paete, non dolet) vergleicht.

Im Anfang des Jahres 1794 beschäftigte den Dichter in einer Ode*) die Kriegsfrage. Er erkennt mit innerm Widerstreben die Nothwendigkeit des Krieges an („Sei denn Krieg, weil Krieg sein muß"), aber er kann den Alliirten nur den Vertheidigungskrieg empfehlen, durch welchen die Grenzen Deutschlands geschützt werden, nicht den Angriffskrieg, welcher den Kampf in die Heimat des Franken hineinträgt. Dieser Rath scheint ihm für den denkenden Kopf schon durch die Natur der Sache bedingt, aber die verblendeten Feinde Frankreichs sind noch immer nicht einmal durch die Erfahrung belehrt, daß ihre offensive Kriegführung ein falscher Weg ist. Also sollen Tausende noch bluten? „und weinen der Tausende mehr? Es sollen die Mütter sich die Söhne zur Stütze, die Braut ihren Gewählten umsonst herrufen vom schweigenden Schlachtfeld zum hochzeitlichen Tanz? lenken den Pflug der wankende Greis?" Der Dichter wiederholt seinen guten Rath, daß die Alliirten, wenn denn einmal Krieg sein müsse, sich durch die bösen Erfahrungen der vorigen Kriegsjahre mögen warnen lassen. Sie sollen die Thäler Frankreichs meiden und die Franzosen nicht, wie bisher, zur Wiedereinsetzung der Bourbons und zur Verzichtleistung auf ihre scheinbare Glückseligkeit zwingen wollen, denn sie werden ein gegen die Schrecken des Todes abgestumpftes Volk nicht besiegen, sondern vielmehr zu Eroberungskriegen veranlassen, wo es seine schon lang entflammte Rache an seinen Drängern kühlen kann. Solch ein Interventionskrieg scheint ihm höchstens welkende Lorbeern einzubringen, während eine Beschützung des eigenen Heerdes, eine Vertheidigung des Vaterlandes neuen Lorbeer erringt. Zu dem Ende soll die Kriegskunst der Ver-

*) „Hermann aus Walhalla" (1794).

bündeten, deren unzureichende Taktik der Dichter wohl durchschaute, einen neuen Vertheidigungsplan ersinnen, und Klopstock kann in seinem patriotischen Eifer nicht glauben, daß der Kriegskunst die Erfindungskraft erstorben sei, vermuthlich weil er an die schöpferische Umgestaltung des Kriegswesens durch Carnot in Frankreich dachte. Dieser Kriegsplan soll menschenschonend und kalt sein, wie es den Deutschen geziemt. Klopstock, der sich, wie wir wissen, mit kriegswissenschaftlichen Studien beschäftigte, gibt nunmehr selbst sogar einige Grundzüge desselben an. Alle Dörfer und Städte an der Grenze sollen durch Gräben und Pallisaden gegen den ersten Anflug geschützt, eine starke Beobachtungsarmee aufgestellt und die einzelnen feindlichen Heerabtheilungen, die herüber kommen, völlig vernichtet werden.*) Aber er will von dieser tiefen Schande des Kampfes schweigen, denn „Krieg und rasen ist Eins," und nur selten hat die Kriegskunst vernünftige Stunden, wo sie die durch Raserei erlittenen Wunden wieder heilt. Da sieht er den Geist Hermann's aus Walhalla aufsteigen, welcher die tröstliche Hoffnung ausspricht, daß die Deutschen den deutscheren Kriegsplan erfinden werden, die Enkel ermahnt, einen bloßen Vertheidigungskrieg zu führen, durch welchen ja auch die Cherusker die furchtbare Macht der Römer vernichtet haben, aber doch den Frieden als die schönste der Losungen empfiehlt. Als der Geist Hermann's verschwunden, überläßt sich der Dichter von Neuem dem schwermüthigen Gedanken, daß Krieg sein muß, obgleich das ehemals freie Frankreich diesem thierischen Scheusal Untergang geschworen hatte.

Von Neuem kehrt nun Klopstock zu der Bekämpfung des Terrorismus zurück.**) Indem er den jetzigen Zustand Frankreichs betrachtet, findet er, daß die Franzosen selbst die Morgenröthe einer glücklicheren Zeit in die Nacht des Elends verwandelt und das schöne Gebäude der Freiheit von Grund aus zerstört haben. Er fordert seine gelehrten Freunde (Bemerkende nennt er sie) auf, in der Welt eine Schmach zu entdecken, welche mit der Frankreichs verglichen werden könne. Denn wenn es etwas Aehnliches gebe, werde es

*) Wir maßen uns nicht an, über diese Vorschläge Klopstock's abzuurtheilen, müssen aber doch zu bedenken geben, ob diese Kriegführungsart nicht den Fall ganz übersah, daß der Feind sich auch, wie es in Carnot's System lag, mit concentrirter Kraft auf einen Punkt werfen konnte.

**) „Die Trümmer" (1794).

gewiß von Geschichtschreibern aufgezeichnet oder von Dichtern besungen sein. „Sucht in der Welt der Fabel, Bemerkende, sucht in der wahren, aber entdeckt: Ward Vortreffliches je so ganz entheiligt? Erhabenes, sank es jemals so tief? Schrumpfst so sehr die Schönheit ein, von der Eiterung todtbleich, schwindend, ein schleichend Gespenst? Wurde Weises so ganz zu Thörichtem? Wurde die Menschheit jemals also entmenscht?" Die Freunde führen, um der Aufforderung nachzukommen, die Verwandlung Jupiters in einen Stier und des Meisterwerks eines erfindenden Künstlers in Caricaturen an? Aber der Dichter verwirft diese Parallelen: an dem Despoten des Olympus hat die Stiermetamorphose nicht viel verdorben und die Vergleichung mit den Zerrbildern ist deshalb nicht passend, weil diese immer noch in das Gebiet der heitern Kunst gehören, während Frankreich viel zu traurig verwandelt und, die Menschenrechte mit Füßen tretend, barbarische Menschenopfer gebracht hat. „Nun so schaue denn um," rufen ihm die Freunde zu, „und starr' auf die Trümmern. Dort lag einst eine wimmelnde, tönende Stadt, voll von Bürgerglück. Die Pest kam. Die mit der Schaufel raubten bald und begruben nicht mehr. Da die raubten, nicht mehr begruben, flog der Belagerer glühend Geschoß, zündete Haus und Thurm, und mit den gesunkenen Thürmen schwieg das Todtengeläut. Da das Todtengeläut verstummt war, stürmten sie, würgten, schnellere Seuche, Mutter und Kind, Bruder bei Bruder, den Sohn, den Bräutigam neben dem Vater, aber langsam die Braut." Diese Vergleichung mit einer von der Pest heimgesuchten und durch barbarische Eroberer zertrümmerten Stadt muß der Dichter als treffend anerkennen, aber er bittet seine Freunde, den thränenden Blick von diesem traurigen Bilde abzuwenden. Doch sie vermögen es eben so wenig, als der Dichter seinem Vorsatz, die Betrachtung der französischen Revolution zu meiden, getreu bleiben konnte. Sie sehen dort die Obergewalt des Gesetzes durch das herrschende Schwert vernichtet und erblicken den schreiendsten Widerspruch in dem Namen Freistaat, der doch in der That auf den Mord gegründet ist. Deshalb nennen sie die französische Republik einen Henker- und Sclavenstaat. Der Dichter gibt seine Beistimmung durch Verstummen zu erkennen, weil er vor Schmerz nicht reden kann.

Zum Beweise, wie den Dichter selbst heterogene Gegenstände immer wieder zu Seitenblicken auf das Elend in Frankreich veran-

lassen, mögen zwei Oden dienen. In der einen *) warnt er seinen Schooßhund, ja nicht Robespierre zuzuwedeln, wie er es mit großen Hunden zu thun pflegte, weil mit Höllenhunden zu spielen gefährlich sei, und verbietet ihm bei Strafe der Blendung, ja nicht den Mond anzubellen, weil ihn Corday noch umschwebe. In der anderen **) fühlt er, der siebenzigjährige Greis, die Wonne des im Jahre 1794 zeitig eingetretenen Frühlings so ganz, daß er sogar vergaß, wie jetzt an der Seine die Moosrose von Blute tröffe.

Nachdem die Hebertisten und Dantonisten durch Robespierre aus dem Wege geräumt waren, schien dieses Haupt des Wohlfahrtsausschusses zwar eine Zeitlang unumschränkter Machthaber, aber auch er ward gestürzt (27. Juli 1794), es erfolgte die Thermidorianische Reaction und der Terrorismus ward unterdrückt. Ueber diesen Triumph der guten Sache empfand auch Klopstock die allgemeine Freude, aber er war damit noch nicht zufrieden, sondern wünschte, um sich die Freude auf den höchsten Gipfel zu treiben, eine wahrheitgetreue Geschichte der Schreckenszeit. ***) Denn ihm sind die Oligokraten Frankreichs durch den Henkertod noch nicht genug gestraft; die wahre Geschichte muß erst die gebührende Strafe ertheilen, indem sie als ernste Vergelterin die Menschheit an jenen Verbrechern rächt und der Schreckensperiode ein ewiges Schandmal errichtet. Seine Aufforderung an die Geschichtschreiber sucht der Dichter durch Hinweisung auf die Leichtigkeit des Unternehmens zu unterstützen, da die Geschichte jener Zeit in Folge der unverschleierten Handlungsweise der Häupter ein ganz enthülltes Antlitz zeige. Er mahnt sie zur Eile, denn der Durst des harrenden Europa nach dem kühlen Labetrunk der Rache sei zu heiß; besonders ungeduldig ist er selbst, denn Greise verabscheuen das Erwarten. Eine solche Rache der beleidigten Menschheit ist nicht bloß süß, sondern edel. Es würde ihm ungerecht erscheinen, wenn die Geschichte bloß dem Eroberer ewige Schandsäulen errichten wollte, nicht dem Hochverräther der Menschheit, nicht dem Scheusal (Marat), nicht dem Heuchler (Robespierre), welcher unter dem Vorwande, der Freiheit zu opfern, Menschen hinschlachtete. Aber er ist überzeugt, daß die Historiker eher die Eroberer vergessen,

*) „Der Schooßhund" (1794).

**) „Erinnerungen" (1794).

***) „Das Denkmal" (September 1794).

als daß sie nicht die getünchten Vergötterer der Freiheit der Wahrheit gemäß hinstellen sollten, und sieht schon im Geiste die Flammenschrift ihres Griffels und hört den Donner ihres Fluches. Wenn er dies wirklich noch erlebt, will er, hundert Monde verjüngt, ein Fest feiern, sich das Haupt mit Eichenlaub bekränzen und mit eingeladenen Freunden unter dem Gesange von Liedern und dem Klange des Waldhorns den ältesten Wein aus oft gefüllten Krystallen trinken. „Wenn Rache, wie die (die Brandmarkung der Schreckenszeit durch die Geschichte) vollbracht ist, darf sich taumelnd die Freude freuen."

In einer andern Ode des Jahres *) verspottet der Dichter die unsinnige Nachahmung des französischen Schreckenssystems in Genf. Hier hat die Alecto der Franzosen eine kleine Furie zur Welt gebracht, welcher die Mutter, da das Kind nicht schlafen will, nicht bloß Marmorkugeln (womit man dort über Leben und Tod des Bürgers ballotirte), sondern auch zündbare Kugeln zum Spielzeug gibt. Die Mutter, welche in Mainz mit einem todten Kinde (dem verunglückten Jakobinerclub) niedergekommen war, empfindet große Freude darüber, daß die an der Rhone geborene Tochter das todtbringende Spiel der Terroristen so leicht lernt, und hat, um die Ausbildung der gelehrigen Schülerin zu vollenden, nur noch eine Warnung vor der in den nordamerikanischen Freistaaten herrschenden Treue gegen die Gesetze hinzuzufügen.

Das unwiderstehliche Vordringen der Franzosen, welche in ihrem Siegeslaufe Belgien, Holland, das linke Rheinufer eroberten, erweckte dem Dichter wieder die traurige Erinnerung an ihr heiliges Versprechen, welches sie so schmählich gebrochen hatten.**) Er kann die Bewunderung nicht theilen, welche Viele seiner Landsleute den Siegern zollen, die mit schlagendem Herzen, mit heißer Ruhmsucht und stürmender Leidenschaft die höchste Stufe militärischen Ruhmes ersteigen —; der Gipfel kriegerischer Ehren erscheint ihm als ein Abgrund. Auf dem Kriegsschauplatze ist nur der Beifall blutgieriger Raubthiere zu erwerben, während jenes heilige Wort der Franzosen den Beifall der unsterblichen Engel erhielt. „Wenn ihr auch ganz das Gebäu des Staats umstürztet, mußte dennoch die nie vernom-

*) „Die Mutter und die Tochter" (1794).

**) „Das Versprechen" (1795).

mene, die menschlich edle Verheißung unerschüttert stehn, in der Mitte der großen Trümmer stehn, wie der Fels im Ocean."

Den tiefsten Eindruck machten auf Klopstock's Gemüth die bestialischen Gräuel in Nantes, welche der Proceß Carrier's im December 1794 in ihrer nackten Abscheulichkeit offenbart hatte. Seinem Schmerze über die Schandthaten, welche dieser entmenschte Wütherich in Nantes verübt hatte, sucht er vergebens Worte zu geben.*) Könige, barbarische Völkerhorden haben viele Gräuel in Jahrhunderten vollführt; aber die französischen Machthaber und die Revolutionsbanden haben in der kürzesten Zeit größere verübt. Vollends das Todesgericht, welches Carrier, der Erfinder der Wasserehen (mariages de Vendée), über Nantes verhängte, kann nicht mit Worten beschrieben, nur mit blutigen Thränen beweint werden.

Unter dem Gewicht solcher Erfahrungen, im Hinblick auf die Verleugnung aller Menschheit in Frankreich, mußte Klopstock immer wieder von Gram, Abscheu und Entsetzen ergriffen werden. Er stürzte immer von Neuem in die Gefahr, ein Menschenfeind zu werden, aber im heißen Streite, wo er allen Halt, allen Glauben an die edlere Natur des Menschen zu verlieren fürchten mußte, errang er endlich den Sieg. Eine Ode **) ist das Denkmal dieser Siegesfreude.

Doch diese Freude war nur ein schnell verschwindender Lichtstrahl; bald war die Seele des Dichters wieder von Schmerz umnachtet. In dieser Stimmung machte er einmal den Versuch, ob er aus den Ansichten von minder betheiligten, aber urtheilsfähigen Personen über die französische Revolution Trost schöpfen könnte.***) Er läßt also zwei Nordamerikaner auftreten, welche über das Thema sprechen. Aber der eine hält nur blutige Thränen oder ewigen Haß gegen die Franzosen für Mittel der Tröstung über das Elend in Frankreich, während der andere beide Mittel verwirft und nur Beruhigung in stummer Verachtung der Verbrecher und der Nation findet. Dieses Urtheil konnte natürlich dem Dichter die erwünschte Erleichterung nicht gewähren, denn die Verachtung hätte ihn zum Menschenfeinde gemacht, was er grade vermeiden wollte. Auch daß er die Saiten gerührt hat, die von der vertilgten Freiheit sangen und gleich dem ernsten, klagenden Bache tönten, der mit der Cypresse

*) „Nantes" (1794).

**) „Der Sieger" (1795).

***) „Zwei Nordamerikaner" (1795).

neben Begrabenen rauscht, muß er beklagen. Denn seine Lieder, durch welche er sich von der Last des Kummers zu befreien gedachte, haben ihn nicht geheilt, weil er zu schwer getroffen war, vielmehr die Wunde nur aufgerissen. „Wer in dem Frühlingsmorgen der neugeborenen Freiheit meine Freuden empfand, der allein und kein Anderer fühlt den innigen Schmerz auch, welcher jetzo die Seele mir trübt.“ Deshalb wiederholt er als Wunsch, was er früher als einen (nicht erfüllten) Vorsatz ausgesprochen hatte, gar nicht mehr an die traurige Wendung der Dinge erinnert zu werden, und möchte aus dem Lethe ewige Vergessenheit trinken. Denn nur wenn er vergißt und sich mit andern Gegenständen beschäftigt, gelingt es ihm, den Schmerz zu lindern.

In wie weit ihm dies geglückt war, hat er selbst in einer Ode*) deutlich angegeben. „Auch ich stand auf einem der hohen Felsengestade, schaute heißtheilnehmend hinab auf die empörten Wogen, des donnernden Oceans Berge, alle die Spiele des Sturms, in die Nacht hinab der Staatsumschaffung. Die Segler schwebten, schwankten, krachten einher, kühn gesteuert einher und ohne Steuer; es wurd' oft bleich von gestrandeten Leichen der Fels. Selten nur wandt' ich mich um und blickte nieder in's stille Thal, wo die Saite der Alten mir tönt, und auch ich wohl den Klang der eignen Saite behorche, wenn des Griechen mich weniger schreckt. Aber müde zu schauen den Sturm und die scheiternden Segler, kehret' ich endlich zurück in mein Thal. Tief barg ich mich nun in den Hainen Achäa's, daß mein Ohr nicht vernahm jenen Orkan; und verlor bis zu mir ein sterbender Laut sich, übersang ich ihn leicht. (Vgl. die Ode „der Belohnte“ 1793).

Das Interesse blieb also doch, und wenn es sich auch nicht immer in gleicher Stärke zeigte, verräth es sich fast bei jeder Gelegenheit. So läßt Klopstock in einer Ode**) die Blumen ausschelten, weil sie um eine verwelkte Rose so wehklagen, da sie doch zu Tausenden unter Galliens Wilden, von Menschenblut beströmt, in dem elysischen Felde verschwemmt werden; während er in einer anderen Ode***) zu rühmen weiß, daß in dem Namen der heiligen Freiheit jüngst kein Mord geschehen ist.

*) „Mein Thal“ (1795).
**) „Die Bestattung“ (1795).
***) „Die Erinnerung“ (1795).

Am Schlusse des scheidenden Jahres suchte er noch einmal die beleidigte Menschheit an Carrier zu rächen.*) Der Dichter schildert hier in den schrecklichsten Farben die Höllenstrafe dieses Unmenschen, welcher in der Unterwelt von ewigen furchtbaren Träumen gepeinigt wird. Nachdem dort seinem Schatten ein neuer Leib aus Pestluft, hundert Funken des Abgrunds und nur einem Atom des Urlichts gebildet ist, schwebt der Todte zitternd über einem reißenden Strome (der unterirdischen Loire). Plötzlich befällt ihn der immer wiederkehrende Wahn, daß Jünglinge und Mädchen nach Flötenspiel am Gestade tanzen; sogleich entbrennt er von wüthender Begierde, sie in dem Strome zu tödten. Er brüllt den Henkern zu, sie zusammenzubinden (mariages républicains); er faßt Hoffnung, sie zu morden, welche ihm nach wiederholtem Gebrülle zur Gewißheit wird. Aber in demselben Augenblick sah er — ein Wahnbild des Traumes — einen Riesengeier über ihm kreisen und, sich senkend, den Tod ihm verkünden. Er entfloh in die Wogen vor dem furchtbaren Feinde und erlitt — wie die von ihm zu Nantes Ertränkten — einen langsamen Tod in ihrem Donnergeräusch. Aber jetzt faßte der Geier den Wiederlebenden, stieg dann fern in die Höhe mit ihm, ließ ihn von dort wieder in den Strom fallen und wieder starb der Träumende den langsamen Tod, indem er das Flötenspiel, den leisen Nachhall der Töne und den Gesang der freudigen Tänzer zu vernehmen glaubt. Jedesmal wenn er starb, sah er Schatten der von ihm getödteten Opfer und der unter ihm würgenden Henkersknechte vor sich stehen. Sie zuckten blinkende Dolche nach ihm oder füllten ihm geräumige Becher bis zum Rande mit Gift. Von dem Geier noch einmal gefaßt, entging er dem Wellentode. Nun klomm er zu einer der Inseln empor, welche rings aus der Ferne vom wimmelnden Volke gesehen ward. Da ihm dorthin ein ganzes Heer spottend zuruft, daß er nur von Phantomen geträumt habe, will er an ihnen die auf der Oberwelt oftmals geübte Rache des Guillotinirens nehmen. Aber da er keine Guillotine erblickt, will er voll Grimm ein solches Kunstgebäu mit schnellabmähender Sichel bauen. Mit Mühsal haut er Bäume um, zimmert daraus im Schweiße seines Angesichts das Mordwerkzeug der Rache und schleift ächzend eine gerostete Sichel, die vor ihm liegt. Nun ruft er den Henkern zu und schon hofft er

*) „Die Vergeltung" (1795).

sicher, den Durst der Rache zu kühlen —, als er in dem Irrwahn des Traums sich selbst von einem krächzenden Raben guillotiniren sah, der in diesem Augenblick mit dumpftönenden Fittichen herbeigeflogen kam. Aber auch diesmal ereilte der Tod ihn nicht, denn die Sichel, welche ihn enthaupten sollte, war stumpf geblieben, als er sie schliff, so daß der Rabe schon Schmaus hielt an seinem Körper, ehe dieser zur Leiche geworden war. Als ihm auch dieser Wahn verschwunden war und er wieder lebte, betrat er von Neuem den Weg der geträumten Schreckensqualen, welchen er bis an's Ende verfolgte. Er ruhet immer im Schlamme aus, ehe er wieder beginnt, aber nur einen Augenblick, und hofft, er werde wie Marat einst mit der Ehre des Pantheons belohnt werden.

Die fortdauernden Eroberungskriege der Franzosen betrübten auch im folgenden Jahre 1796 das Herz des Dichters auf's tiefste. Gegen diesen Gram bemühte er sich in einer Ode*) mit Vernunftgründen anzukämpfen, durch welche er sich zu beweisen sucht, daß er trotz der traurigen Wendung der französischen Revolution die Freuden des Lebens genießen könne. Das Ganze ist in eine Allegorie eingekleidet, in welcher er unter dem Bilde der Sonne seine Vernunft und unter dem Bilde der Erde sein Herz darstellt. Der Dichter ist in schweigenden Gram versunken und will seinen Schmerz nicht durch Klagen erneuern, aber er wird gezwungen sein Herz auszuschütten, welches schon ehedem über die Religionskriege Entsetzen empfand und jetzt nur mit Schaudern an die politischen Kriege Frankreichs denken kann. Da sucht ihn die Vernunft durch den Gedanken, daß sein Mitleid die Rasenden doch nicht heile, und durch die Hinweisung auf die Schönheit der Natur zu trösten.

Es gelang ihm wirklich, wie man aus dem Inhalt der Oden jener Zeit ersieht, oftmals die Blicke von der traurigen Gegenwart abzulenken und in süßer Erinnerung an eine frohe Vergangenheit oder in Beschäftigung mit heterogenen Gegenständen das Greisenalter zu erheitern oder zu zerstreuen. Denn von den fünfzehn Oden, welche wir aus diesem Jahre von Klopstock besitzen, bezieht sich außer der obigen nur noch eine**) auf das Thema, welches er lange Zeit ausschließlich behandelt hatte. Denn der Dichter konnte es nimmer-

*) „Die Sonne und die Erde" (1796).

**) „Mein Gram" (1796).

mehr vergessen, daß die Franzosen die erhabene Verheißung, auf jeden Eroberungskrieg zu verzichten, gebrochen hätten und noch brechen, wenn er auf die siegreichen Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien hinblickte. Dies war sein Gram.

Auch aus dem Jahre 1797 finden sich nur zwei politische Oden. In der ersten *) thut der Dichter wieder einen wehmüthigen Rückblick auf die Zeit, wo Frankreich sich hoch über die Größe der Menschheit aufgeschwungen hatte, indem es durch jenes himmlische Wort dem Kriege entsagte. Doch die Tafeln jenes hehren Gesetzes hat es zertrümmert und ist von der schwindelnden Höhe unvergleichlichen Ruhmes hinabgestürzt, als es gegen das heilverkündende Wort Hochverrath beging. Noch einmal wendet sich jetzt der Dichter an die Nation, und Wonne wird es ihm sein, wenn sie sein Flehen hört, wie es ihm einst Wonne war, als es ihn zum Bürger des verjüngten Staates ernannte. Er bittet sie, da ihr der erste Gipfel des Ruhmes (das Halten des gegebenen Wortes) nun unersteiglich ist, nicht aus falschem Stolze den zweiten Gipfel zu verschmähen, sondern, da er von Friedensunterhandlungen gehört, nach dem Bunde des Friedens das einst gegebene Versprechen zu halten. Dann verspricht er Vergessung des Erduldeten, Auslöschung der Bilder des Jammers, welchen das Scheusal des Krieges ergoß, Verstummen der Klage der Braut um den todten Geliebten und des liebenden Freundes um den gefallenen Freund. Aber diese tröstliche Aussicht des Dichters wird durch den verzweifelnden Gram der Tiefgekränkten wieder umflort, welche ihre im Kriege hingeopferten Freunde nicht vergessen können und in bitterer Ironie den großen Kriegshelden Lorbeerwälder, mit Wolfsgesichtern und Löwenzähnen vermischt (denn jene Helden sind zum Theil blutigen Raubthieren gleich), pflanzen wollen.

In demselben Jahre verbanden sich mehrere rheinische Städte, erklärten im September ihre Unabhängigkeit, sagten sich von ihrem deutschen Vaterlande los und machten Miene, sich unter Frankreichs Schutz zu begeben. Diese Stiftung der cisrhenanischen Republik, eine Frucht des nach Deutschland gedrungenen Jakobinismus, schmerzte den patriotischen Dichter tief und veranlaßte ihn zu einer Ode, **) in welcher er seine verirrten Landsleute zu überzeugen sucht, daß eine

*) „Die zweite Höhe" (1797).

**) „An die Rheinischen Republikaner" (September 1797).

Verbindung mit Frankreich ihnen das gehoffte Glück nicht bringen werde. Denn, obgleich der Club der Jakobiner vom Convente geschlossen war, dauerte doch ihre Gesinnung fort, und besonders war Napoleon Bonaparte („der corsische Jüngling," den Klopstock hier zum ersten und letzten Male erwähnt) von der Seuche des Jakobinismus angesteckt. Denn er unterdrückte die Völker Italiens unter dem Vorwande, ihnen die Freiheit zu bringen, legte ihnen unerschwingliche Contributionen auf, beraubte sie ihrer Vertheidigungsmittel und Kunstschätze und beherrschte die eroberten Länder mit der strengen Zuchtruthe eines militärischen Despotismus. Durch den Raub der herrlichen Kunstdenkmäler Italiens („die plastischen Gewaltsamkeiten") suchte er sein eitles Volk zu blenden: er schickte die Statue Apoll's von Belvedere nach Paris. Klopstock wünscht, daß es jenem Bezwinger des Python, Apollo, nur nicht ergehen möge wie dem Besieger der Ligue, Heinrich IV., dessen Statue in der Revolutionszeit von dem Pöbel in die Seine gestürzt ward, obgleich er lange vergöttert war. Denn das französische Volk ist unbeständig und muß untergehen, da es in dem Strome jeder Leidenschaft unrettbar treibt. Es ist also Thorheit, wenn die rheinischen Republikaner einer solchen, von veränderlichen und unheilvollen Leidenschaften umhergetriebenen Nation ihr eigenes Schicksal und das ihrer Kinder anvertrauen wollen.

Die cisrhenanische Republik verschwand übrigens noch in demselben Jahre; denn nach einem geheimen Artikel im Frieden von Campo Formio (October 1797) wurde sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. — Klopstock hatte diese Ode aus der Sammlung, die er damals selbst besorgte, weggelassen, „weil es mir widerte, zu einer Zeit zu reden, da man nicht mehr zu hören schien oder auch nicht für gut fand, merken zu lassen, daß man höre. Ob ich gleich, wie es mir vorkam, mit der genannten Ode nicht unzufrieden zu sein brauchte, so wurde mir ihre Weglassung doch nicht schwer. Denn es war nur meine Stimme, die ich darin gab. In der, welche ich jetzo bekannt mache, ist von nichts Geringerem die Rede als von der Stimme Europa's.

Er bezeichnet mit diesen letzten Worten eine Ode,*) in welcher er die zur Herrschaft gelangte Meinung Europa's über die Wendung,

*) „Die öffentliche Meinung" (März 1798).

welche die französische Revolution besonders jetzt genommen hatte, den Fluch und den Abscheu Aller aussprach. „Es haben ihr Endurtheil Nationen gefällt." Umsonst haben die französischen Machthaber mit allen Waffen der Sophistik sich bemüht, die Völker durch die vorgespiegelte Absicht der Beglückung zu täuschen; das Publicum hat den blendenden Schein erkannt und die Ueberzeugung erlangt, daß es bloß auf Beraubung und Unterjochung der Länder abgesehen ist. Dieses Verdammungsurtheil der öffentlichen Meinung wird, wie der Dichter prophetisch hofft, die Oberhand behalten; hat ja auch der ungetäuschte Theil der Franzosen den Stab gebrochen über das Treiben der Oligokraten und selbst dem Kurzsichtigsten sind die Augen darüber geöffnet, daß Unterdrückung der Völker ihr Zweck sei. Endlich wird die öffentliche Meinung siegen und die Gebieter Frankreichs zu Falle bringen. Bald wird dort das Entsetzen über die Regierung ihren Sturz herbeiführen. Dies Gefühl des Entsetzens sucht der Dichter in der französischen Nation zu erregen und ihren Stolz aufzustacheln, der nicht lange die Zwingherrschaft Weniger ertragen könne.

Inmitten der Verwilderung, welche Klopstock aus dem Giftquell Galliens strömen sah, wollte er den Geist von der Erinnerung an das Treiben der Franzosen losreißen.*) Er suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß noch Edle lebten, welche sich die Bruderhand reichen, der Geist noch Wahrheit denken und das Herz noch die Gewalt des Guten fühlen könnte. An dem Studium der edelsten Geister der Vorzeit wollte er sich laben und sich mit den Genossen seiner Tage an Allem erfreuen, was einst ihnen die Seele erhob und was ihnen jetzt theuer und heilig war. Er faßt den Vorsatz, im Genuß der schönen Jahreszeit und im Kreise fröhlicher Gesellschaften die trüben Gedanken zu verscheuchen, nnd mit freudiger Ahnung blickt sein Geist in die Zukunft, welche ihm die Besiegung der Franzosen enthüllte, denn er glaubte vorauszusehen, was im folgenden Monat bei Abukir wirklich geschah, daß Nelson, welcher die feindliche Flotte aufsuchte, siegen würde. (Nach der glänzenden Seeschlacht setzte er in einer später**) hinzugefügten

*) „Freude und Leid" (Juli 1798).

**) Aber früher als Nelson ihn in Hamburg besuchte, welches im Herbst 1800 geschah.

Strophe*) dem siegreichen Admiral den verheißenen poetischen Lorbeerkranz auf, welcher den vom Sultan dem Ueberwinder geschenkten diamantnen Federbusch überdauern sollte. Aber er nahm die Strophe nachher wieder zurück, weil sich Nelson in Neapel zum Werkzeug einer barbarischen Rache an den durch Zertrümmerung des parthenopäischen Freistaats unterjochten Republikanern gebrauchen ließ, die der Dichter verabscheuen mußte.)

Auch im Anfange des nächsten Jahres machte dem Dichter die von Frankreich ausgehende „Verwilderung" zu schaffen.**) Mit Grauen dachte er daran, daß diese sittliche Pest den Norden Europa's heimsuchen könne: sie schien ihm eine schrecklichere Seuche, als selbst der schwarze Tod, der einstmals dort wüthete. Nunmehr schildert er selbst die Scala der Empfindungen, welche ihm jene Pest erregte. Er hatte erst geschaudert vor den stolzen Räubern, welche, Freiheitsphrasen im Munde, alles Menschenwohl zertrümmern und in Elend verwandeln. Ein heiliger Zorn hatte ihn dann ergriffen und glühender Haß ihn durchzuckt. Endlich löste sich der gerechte Ingrimm in das melancholische Gefühl des Grams auf. Aber nun will er nicht wieder schaudern, nicht zürnen, nicht trauern. Eine ruhige Kälte ist an die Stelle getreten, die, wie er wähnt, anhalten und bleiben wird: er verachtet. Freilich hatte er früher ausgesprochen, daß die Verachtung den Menschen zum Misanthropen mache. Aber er verachtet ja nicht die Menschen überhaupt, wenn sie auch Frevel thaten, falls sie nur Menschen blieben; er verachtet auch nicht alle Franzosen, sondern nur die zu Raubthieren verwilderten Anstifter neuer Gräuel unter ihnen. „Und dieses Leiden trübet denn jetzo den, der einst, von heißen, frohen Erwartungen durchdrungen, in der Frühe Schauer, Galliens werdenden Tag begrüßte!" Auch die unparteiische Nachwelt, hofft er, wird in das Endurtheil des Dichters, in die Verachtung der entmenschten Freiheitsvertilger einstimmen.

Die welterschütterden Begebenheiten, die unaufhörlichen Triumphe der Franzosen versenkten den Dichter in ein tiefsinniges Nachdenken

*) „Also endet' ich kaum, da erkämpfte schon Nelson der Siege
Rettendsten, den ich sah in der immer ändernden Zukunft.
Edler, ich bringe den Kranz dir! Die Feder verweht,
Welche für dich Selim vom Turbane nahm.

**) „Auch die Nachwelt" (Januar 1799).

über den unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung. *) Gott, grübelt er, offenbart sich uns in der Natur: wir erkennen seine Stimme durch den Geschmack im Genuß der Traube, durch den Geruch der Blumen, durch den Anblick der Gestirne, durch das Gehör im Sturm der Elemente. Wenn nun die Gottheit auch in der moralischen Welt durch die Thaten der Menschen zu uns spricht, was thut sie dann kund durch die Siege der Franzosen, die doch die Menschenrechte, ja die Gottheit selber läugnen? die nur eine Saat säen, deren Ernte „Verwilderung" ist? Zwar hofft er, diese Frage heißer Wißbegier im Jenseits zu löschen, denn in Zweifel an der göttlichen Weltregierung fällt der fromme Dichter nicht, aber schon jetzt dämmert der Gedanke in ihm auf, der ihm später (in der Ode „die Wahl") zur Gewißheit wird, daß Gott all dies Elend nur deshalb sende, um die entartete Welt aus ihrem Sündenschlafe zu wecken. „Schweigt jetzt, nicht leitend, Gott? Und kannst du, furchtbares Schweigen, nur du uns bessern?"

Nach einer längeren Pause, während welcher die Franzosen trotz mannigfacher Verluste ihre Eroberungspolitik fortsetzten, kehrte der Dichter zu seinem Lieblingsthema zurück. **) Die französische Revolution hatte seine schönen Hoffnungen bitter getäuscht, denn sie versprach ein Paradies und gebar einen Drachen, einen neuen Python. Dieser Drache ist das französische Volk, welches, unter dem Vorwande, Freiheit zu bringen, mit heißem Ungestüm die Völker anfiel, unterdrückte und aussog. Dreimal glücklich preist er deshalb England, welches durch den Wall des allgewaltigen Weltmeeres gegen das Scheusal beschirmt wird, „denn umsonst ist zu schwimmen der drohende Python in Arbeit, immer donnert die Wog' ihn zurück."

Der ewige Siegeslärm leitete den Dichter auf eine Prüfung der Kriegsehre selbst, ***) wo er dann die gepriesene Kriegskunst als eine bloß halbe Kunst erkannte, da sie selbst dem Siegenden Tod und Elend nicht erspare, und das traurige, an Verlusten reiche Würfelspiel verspotten mußte. Im Kriege schien ihm also wenig Ehre zu gewinnen; vollends den Franken wird der Krieg kein Ehrenmal erwerben, sondern bloß eine himmelhohe Schandsäule, ewig dauernd

*) „Wißbegierde" (Januar 1799).

**) „Der neue Python" (Juli 1800).

***) „Die Aufschriften" (Juli 1800).

wie die Grabdenkmäler der Pyramiden am Wechselstrome des Nils. Denn, wenn sie auch ihren Thaten den Stempel des Ruhms aufzudrücken suchen, ihr Lorbeer muß verdorren, denn es ist ein Unterjochungskrieg, und die denkenden Geschichtschreiber der Nachwelt werden die unsterbliche Schmach mit Flammenzügen auf die stolzen Siegesmale der Franzosen ätzen. Bis zum Gipfel glüht die Schandsäule von den Verdammungsurtheilen unbestochener Richter, die kommenden Völker umwandeln das Mal und lesen, der Dichter selbst aber hat es schon gelesen und deshalb seinen Griffel in das Feuer heiligen Zorns getaucht. Der Ausspruch jener Richter wird Preis und Beifall erhalten, aber die Beschönigung des jedem Rechte fluchenden Kriegs den verdienten Hohn ernten, selbst wenn die größten Bildhauer und Maler, wie Phidias und Apelles, wieder von den Todten auferstünden, um die Siegesthaten der Eroberer durch Kunstwerke zu verherrlichen, und ein Demosthenes mit dem Donner seiner Beredtsamkeit das gerechte Urtheil der Richter übertäuben wollte.

Das unwiderstehliche Vordringen des corsischen Eroberers erfüllte die Seele des Dichters mit der tiefsten Trauer und entpreßte seiner beklommenen Brust einen rührenden Klaggesang über den Untergang der Freiheit.*) Zwar schmachteten die Völker schon lange vorher unter dem Drucke des Despotismus, schon lange vorher lag die Freiheit im Kerker und schien durch das Klirren ihrer Fesseln sich selbst den Untergang zu weissagen. Aber erst jetzt ist sie todt, gemordet durch die Unterjochungskriege der Franzosen, welche sie kaum zuvor mit heuchlerischen Kniebeugungen als Göttin verehrt hatten. Ein riesiger Leichnam liegt sie nun ausgestreckt; der brandende Ocean singt ihr das Grablied; an ihrem Grabe steigt die Cypresse hoch in die Wolken empor; Schaaren von Völkern, in schmerzlicher Trauer auf den Boden hingesunken, beweinen sie mit blutigen Thränen, während ihr Schatten, der Geist der todten Freiheit, zu seiner himmlischen Heimath sich erhebt und, indem er vorüberfliegt, den Abendstern und den Orion in düstere Trauer verfinstert. Cunctis illa bonis flebilis occidit. „Sei du, der Enkel Zeit, mir Erhalterin einst meiner Lieder; laß sie nicht untergehn, daß stets auch ich als Zeuge dasteh von der vernichteten Freiheit Tode."

*) „Die Unvergeßliche" (August 1800).

Der Dichter fuhr fort, das Treiben der Franzosen mit dem tiefsten Abscheu zu betrachten, denn er sah nur die frechste Beraubung und die schmachvollste „Versclavung" der Völker damit verbunden.*) Besonders die Verknechtung empörte seinen Freiheitssinn, und sie schien ihm eine noch schrecklichere Furie als die Ausplünderung der Länder, selbst wenn sie die Bande der Sclaverei durch lilienweiße Blumen verdeckte. Er nennt den Eroberungskrieg gradezu „der Menschheit äußerste Schande," und beruft sich auf die Stimme der Philosophie, welche schon seit einem halben Jahrhundert die früheren Ansichten von dem Ruhme eines Eroberers bekämpft und den Eroberungskrieg für das entehrendste Brandmal der Weltgeschichte erkärt hatte. In der That war die Literatur jener Zeit voll von Friedenspredigten gewesen und es wurde sogar die Idee eines ewigen Friedens in vielen Schriften entwickelt, wie wir in der neuesten Zeit die Bestrebungen der Friedensmänner auftauchen sehen. Klopstock erinnert an das heilige Versprechen, welches die Nationalversammlung, den herrschenden Zeitideen folgend, gegeben hatte, keinen Eroberungskrieg zu führen. Durch die Verfluchung dieses heiligen Versprechens haben die Franzosen ihrem Namen eine ewig eiternde Wunde geschlagen; ja, der Fluch, den sie dadurch auf sich geladen haben, erscheint ihm unauslöschlicher als selbst die Schande der Römer, denn das eiserne Joch Roms war sogar noch leichter zu tragen. Freilich kann er nicht läugnen, daß ein Desaix, welcher über Hals und Kopf dem ersten Consul nach Italien nacheilte und den Sieg bei Marengo (14. Juni 1800) entschied, wie alle Knechtschaft bringenden Eroberer, Unsterblichkeit erlangen wird, aber ihm, dem Dichter, ist dies eine Unsterblichkeit Herostrats. Welch andere Unsterblichkeit hat das Hirtenvolk der Alpen (die Waldstädte) errungen, welches gleich dem Thermopylischen Häuflein in gerechter Nothwehr und im heiligen Kriege mit den französischen Unterjochern, welche hier die eine und untheilbare helvetische Republik proclamirten, den Heldentod starb. Diesen Schweizern verheißt er die unvergängliche Palme des Nachruhms, nennt ihre Namen mit ehrfürchtiger Bewunderung, bedeckt ihre Gräber mit Lorbeerkränzen und weint den Vertheidigern des Vaterlandes dankbare Thränen nach.

Inmitten der schweren Noth der Zeit unterließ Klopstock nicht,

*) „Die Sieger und die Besiegten" (1800).

seine warnende Stimme zu erheben; er suchte seinen Landsleuten die Augen zu öffnen über das Schicksal, welches ihnen drohte. Er zeigte dem verblendeten Volke die von allen Seiten zuckenden Blitze, welche das nahe Verhängniß verkündeten: die Abtretung des linken Rheinufers, die Stiftung der batavischen Republik, die Unterjochung der Schweiz, die Knechtung Italiens. Er kann sich der Besorgniß nicht erwehren, daß die Eroberungssucht der Franzosen auch Deutschland verschlingen werde, wenn es nicht nach dem Beispiele des englischen Volkes bei Zeiten handele. An den Nachkommen der Angelsachsen *) soll es sich ein Muster nehmen, welchen wenigstens der Ruhm der Nachwelt gewiß sei, sollte auch der Wurf des blutigen Kriegsspiels am Ende selbst für England unglücklich ausfallen.

Doch auch eine günstigere Seite der Betrachtung hatte der denkende Dichter an der Schwelle des neuen Jahrhunderts der französischen Revolution abgewonnen. **) Verfolgen wir den hohen Flug der in ihm aufsteigenden Idee! Europa ist zwar der herrschende Erdtheil, aber es liegt in den Banden der Sinnlichkeit, welche mit ihrer bezaubernden Gewalt alle höheren geistigen Bestrebungen ertödtet und die edlere göttliche Natur so eingeschläfert hat, daß die Menschen in sich nichts außer der schlagenden Ader gemeiner Triebe fühlen. Das soll nun endlich aufhören! Denn die plündernden Schaaren der Franzosen rauben bis zum letzten Scherflein, ihr verarmt, und da euch die Mittel zu Vergnügungen genommen werden, so könnt ihr unmöglich mehr in dem Schooße der Sinnenlust schwelgen. Und wenn ihr die Knechtschaft, welche der „edle" Krieg der „großen, liebenswürdigen" Gallier auf Euren Nacken legt, abschütteln wollt, so werden Euch die Pfennige zu Flintensteinen und Kugeln fehlen. Nachdem der Dichter auf solche Weise die Genußsucht und den Knechtssinn Europa's gegeißelt hat, dem jetzt die Blumenkette der Sinnlichkeit verwelkt und die Donnerstimme der eisernen Nothwendigkeit erschallt ist, verkündet er dem entarteten Jahrhundert nur die Wahl: entweder zu verzweifeln oder sich auf einem andern Wege das Glück zu bereiten, welches die Sinnenlust nicht gewähren konnte. Er empfiehlt natürlich den zweiten Ausweg und weist mit Nachdruck auf die Genüsse des Geistes hin. „Wen

*) „Die Nachkommen der Angelsachsen" (September 1800).

**) „Die Wahl" (1800).

nach diesen Quellen nie dürstete, der erlieget." Das Studium der Philosophie (Betrachtungen über die Natur, den menschlichen Geist und die Gottheit) und Beschäftigung mit den schönen Künsten an der Hand der Kenner wird die Menschen wieder erheitern und befreien. So sehen wir den redlichen Wegweiser das Volk auf eine Bahn hinweisen, welche wir Deutsche bis heute noch nicht haben verlassen dürfen, und erblicken ihn in einer merkwürdigen Uebereinstimmung mit Schiller, der in den 1795 erschienenen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen einen ähnlichen Weg mit der ihm eigenen Seherkraft vorgezeichnet hatte.

Doch der Dichter wird immer von Neuem von dem Gespenste des Krieges verfolgt.*) Mit dem heimlichen Ernste eines Beschwörers sucht er den bösen Dämon des Kriegsgedankens zu bannen, der ihm die aufgehende Sonne der Freude immer wieder mit düstern Wolken überzieht, den Geist mit schwerem Kummer belastet und mit Trauer, Gram und glühendem Abscheu verpestet, so daß er, an der Menschheit verzweifelnd, nichts Edles mehr in den Sterblichen zu sehen wähnt. Mit Angst denkt er daran, daß zufällige Ideenverbindungen ihm den Gedanken an den Krieg zurückrufen könnten, und wünscht inbrünstig, daß derselbe auch nicht durch den leisesten Hauch verwandter Vorstellungen erweckt werden möge. Deshalb sucht er seinen Geist auf alle Weise zu zerstreuen. Anblick der schönen Natur soll ihn begeistern, Betrachtung der Kunstwerke kann ihn beseelen und das Studium solcher Perioden der Weltgeschichte, wo die Völker die Segnungen des Friedens genossen, wird ihn beruhigen! Freilich, der Anblick der schönen Natur kann ihn jetzt nicht erfreuen, denn es ist Herbst und die Blumen verwelkt; aber die Erinnerung an ihre Blüthe soll ihn erquicken und die Hoffnung auf den kommenden Frühling die trübe Jahreszeit erhellen. Wenn dann die Blumen wieder blühen und der holde Lenz wieder leuchtet, dann will er sich die Seele mit labender Naturfreude tränken. Zwar stört den süßen Traum auf einmal der zurückkehrende Gedanke an Sieg, Mord und Schlacht; doch rasch hat er den Unhold sammt allen schreckhaften Erscheinungen wieder in die Oede gebannt. Scherz und Freude und Gesang und Gelag und Gespräch, Freundschaft und Pflicht will er sich zum Ziele nehmen; philosophische Forschung, welche sich in die

*) „Die Losreißung" (1800).

Labyrinthe der Schöpfung und in die Geheimnisse der Gottheit vertieft, soll ihn in beschaulicher Einsamkeit den Lärm des Krieges überhören lassen.

Aber immer noch trübte ihn der bittere Schmerz, und die quälende Erinnerung an den Krieg verließ ihn nicht, obgleich er die bösen Gedanken zu verscheuchen suchte. *) „Freu' ich vielleicht mich nicht mit heitern Freunden? nehme herzlichen Theil an ihrem Loose? hörend, wie sie jetzt des Gelungenen froh sind, jetzo der Zukunft? Ruh' ich denn nicht am Mahl mit heitern Freunden, ruh' und schmause das Blatt, wie sie das Rebhuhn? sehe, trinke stärkeren Wein, als Pflanzen sind, die das Beet nährt? stärkeren als der Quelle Trinkerinnen, die mit Weine sich kaum die halbe Lippe näßen, wenn nicht etwa für ihn die Traube reift' an der Maren. Scheu vor des Rheines altem Kelter, streiten sie, nicht scherzend: Ob mehr des schnellen Anklangs würdig sei der weiße Pokal? ob mehr das röthliche Kelchglas?" Aber selbst beim Mahle mit heitern Freunden, wenn Alle sich dem sorglosen Genusse hingaben und natürlich von der Noth der Zeit schwiegen, stieg das Gespenst des Kriegselends hm vor die Seele und wollte sich nicht bannen lassen.

Noch einmal, **) in der drittletzten der Oden, die er überhaupt gedichtet hat, zwei Jahre vor seinem Tode erinnert er sich der Zeit, wo sein wonnetrunkenes Auge die Humanität, die Mutter der Wohlfahrt, in Frankreich erscheinen sah; wo ihn Begeisterung durchglühte, als von dort aus der Cultus der heiligen Menschlichkeit gepredigt und die Beglückung der Nationen verheißen ward; aber die Verheißenden waren Gottesläugner und die versprochene Beseligung ging nicht in Erfüllung. Nur ein Mann war es, von dem Klopstock jetzt die Verwirklichung der Humanitätsidee erwartete: der junge russische Kaiser Alexander. — —

Seitdem legte Klopstock die Leier der politischen Poesie bei Seite und zog sich ganz von der Theilnahme an der geschichtlichen Bewegung zurück. Doch erfuhr er noch zuletzt die Auszeichnung, daß ihn das französische Nationalinstitut zum Mitglied ernannte, wofür er dem Präsidenten in einem vom 23. Juli 1802 aus Hamburg datirten Briefe mit den Worten dankt: „So angenehm es mir auch war,

*) „Die Unschuldigen" (November 1800).

**) „Kaiser Alexander" (1801).

daß mich das Nationalinstitut zum auswärtigen Mitgliede wählte, so nahm dieses Vergnügen doch dadurch nicht wenig zu, daß die Wählenden in mir einen Mann belohnten, der von wichtigen Begebenheiten der Revolution mit eben dem Tone der genau treffenden Wahrheit, in seinen Oden, geredet hat, mit welchem darüber die völlig wahre Geschichte einst das bleibende Endurtheil fällen wird." Man sieht hieraus, mit welcher Befriedigung der Dichter selbst auf seine poetische Theilnahme an der französischen Revolution zurückblickte. Im letzten Winter vor seinem Tode war sein Geist mehr mit dem Rückblick auf sein vergangenes oder mit dem Vorblick auf sein künftiges Leben beschäftigt, von den neuen Weltbegebenheiten sprach er nicht gern.

Crefeld. Dr. **Eduard Niemeyer.**

Ueber Ossian.

I.

Begriffe von Gott und göttlichen Dingen.

Die religiösen Begriffe jugendlicher Völker können nicht umfassend sein. Die Gedanken aber, die Ansichten, welche das Beobachten mächtiger Wirkungen der Natur oder die Aufmerksamkeit auf das Sichregen von Wohlgefühl und Zufriedenheit, oder von Entzweiung, Kampf und Vorwurf in der Seele hervorgerufen haben, ziehen, so einzeln und unvollkommen sie sind, durch ihr jugendliches oder kindliches Gepräge an. Mit demselben Vergnügen und Interesse verfolgen wir die Thätigkeit eines jungen Menschen, welcher über die höchsten Angelegenheiten mit Anwendung seiner Kräfte sich Rechenschaft zu geben bestrebt ist. Manches mag irrig sein, aber jene Ansichten sind doch Zeichen einer gesunden, kräftigen Grundlage. Diese ersten Anfänge religiöser oder moralischer Begriffe kleiden sich, könnte man sagen, in die Landesfarben; d. h. sie nehmen ihr Gepräge aus der Eigenthümlichkeit des Landes, des Klima's, der Umgebung. So bevölkerten die Bewohner des sonnigheitern Griechenlands ihren Olymp mit schönen, heitern Gestalten, während der neblige, unfreundlichere Norden mehr kämpfende, wildere Gottheiten sich schafft. Der Schönheitssinn wird daher mehr durch die Schöpfungen griechischer Phantasie befriedigt, aber etwas Kräftigeres, Frischeres spricht sich in der Götterlehre des Nordens aus. Aber auch tiefes Gemüth fehlt nicht. Eine solche anziehende, tiefere Gemüthlichkeit finde ich nun auch in Ossian. Es kann befremden, wenn ich von dem Anziehenden der Ossian'schen Götterwelt spreche, da man dem Sänger gradezu Atheismus hat vorwerfen wollen. Aber der Mangel an Fähigkeit, die überall entdeckbaren Wirkungen der Gottheit oder ihre Eigenschaften in eine Einheit zusammenzufassen, kann

unmöglich Atheismus genannt werden. Die Begriffe von göttlichen Eigenschaften, zu welchen Jugendvölker sich am schwersten erheben, sind die der Ewigkeit und der Allmacht. Bei den Griechen war Zeus nicht von Ewigkeit, man kannte seine Eltern, er war in der Zeit entstanden. Selbst der platonische Gott ist nicht allmächtig, denn den Stoff, das Chaos hat er nicht geschaffen, nur geordnet. Also auch in den Zeiten des lebhaftesten, freiesten philosophischen Forschens wurde der Begriff der aus dem Nichts eine Welt schaffenden Allmacht nicht gezeitigt.

Ist der Grund dieser Schwierigkeit nur im Denken zu suchen oder zum Theil im Gemüthe? Es ist schwer für den menschlichen Geist, der sein Leben, seine Thätigkeit nur in der Zeit gefühlt und kennen gelernt hat, sich vorzustellen, daß es ein Wesen geben könne, das nicht beengt wäre durch die Zeit. Eben so schwer wird es dem Menschen, sich da, wo jetzt die Weltenkörper glänzen, ein leeres Nichts zu denken, aus dem der Wille des Schöpfers die Herrlichkeit der Welt schuf. Begleitet aber nicht vielleicht diese Schwierigkeit des Vorstellens eine Neigung des Gemüthes, sich eine Erleichterung zu verschaffen? Es ist ein überwältigender, ich möchte sagen, vernichtender Gedanke für den Minuten-Menschen, daß Alles, was je gewesen, was ist, ein Werk des ewigen, allmächtigen Gottes ist, daß nirgends etwas Anderes gesehen oder erkannt wird, als nur Er, daß er Alles ausfüllt in Zeit und Raum, und daß neben und außer ihm nichts ist. Dieser Gedanke hat so lange etwas Niederdrückendes, bis uns klar wird, daß dieser Gewaltige, Allmächtige auch der Alliebende ist, und daß es ein Act seiner Liebe ist, daß wir seine Schöpfung betrachten und in ihr fühlen und glücklich sein dürfen. Wenn auch erhabene Denker längst die Züge der göttlichen Liebe in seiner Schöpfung erkannt hatten, so verdanken wir doch die beruhigendste, ergreifendste und beglückende Vorstellung davon erst der erwärmenden Sonne des Christenthums.

Zu der Zeit also, wo die Offenbarung der göttlichen Liebe dem Menschen auf seinen einsamen Forschungen beim Anblicke des Ungeheuren nicht ein sicheres Geleite gab, zertheilte er, wie ich mir vorstelle, vielleicht ohne es sich bewußt zu werden, die gewaltige, ihm sich immer mehr zeigende Macht, schuf hier und dort kleinere Theilregenten der Welt, ließ dieselben sogar in Kampf mit einander gerathen, damit er selbst wieder freier Luft schöpfe, weil diese Einzelnen

nicht mehr den gewaltigen Eindruck machten, wie jener Allgewaltige. Von Ossian werden mehrere Geister genannt, aber die ganze göttliche Macht läßt sich doch auf den Nationalgott, um nicht zu sagen Familiengott, zurückführen.

Zusammenhängend sind Ossian's Ansichten über Gott und Göttliches freilich nicht, aber zu verwundern ist's, wie gesagt, daß man ihm den Vorwurf des Atheismus machen konnte. Es kann nur von Solchen geschehen sein, die gewisse Festsetzungen verlangen und die nicht in die Seele sehen wollen, aus welcher ein lebendig hervorgehendes Gefühl, eine beglückende Ahnung mehr darthut, als die bestimmtesten Begriffe. Wahr ist, daß Ossian's Ansichten von dem Gott, welcher die Welt geschaffen und welcher sie, zunächst Ossian's Volk, regiert, keine innere Verbindung haben.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß Ossian aus Haß gegen die Druiden, welche als mächtige und herrschsüchtige Priesterkaste den Fürsten entgegenarbeitete, nichts von Gott oder den Druidenansichten über ihn erwähnt habe. Es müßte wenigstens ein Dichter sein, der sich sehr beschränken ließe. Ein volles Gemüth, eine mächtige Schöpferkraft gibt ein Ganzes und läßt nicht aus Rücksichten einen Theil weg.

Die Vorstellungen Ossian's von der Weltschöpfung haben etwas sehr Unbestimmtes und nur Ahnendes. „Die du oben dahinrollst, rund wie der Schild meiner Väter! Woher sind deine Strahlen, o Sonne! Dein ewig dauerndes Licht? Du trittst hervor in würdiger Schönheit, die Sterne verbergen sich am Himmel. — Aber du bist vielleicht, wie ich, für kurze Zeit; deine Jahre werden ein Ende haben! Du wirst schlafen in deinen Wolken, unachtsam auf die Stimme des Morgens. Frohlocke denn, o Sonne! in der Stärke deiner Jugend. Das Alter ist düster und ungeliebt, es ist gleich dem flackernden Lichte des Mondes, wenn er scheint durch zerrissene Wolken und der Nebel ist auf den Hügeln, wenn der Wind des Nordens ist in der Ebene, und der Wanderer schaudert mitten auf seinem Wege."

„Tochter des Himmels, schön bist du! Das Schweigen deines Antlitzes ist voll Anmuth! Du trittst hervor in Lieblichkeit. Die Sterne erwarten deinen blauen Lauf im Osten. Die Wolken erfreuen sich deiner Gegenwart, o Mond! Es glänzen ihre dunkelbraunen Seiten. Wer ist gleich dir am Himmel, Licht der schweigenden Nacht!

Die Sterne sind beschämt in deiner Gegenwart. Sie wenden ihre blitzenden Augen weg. Wohin begibst du dich von deinem Laufe, wenn die Dunkelheit deines Gesichtes wächst? Hast du deine Halle, wie Ossian? Wohnest du im Schatten des Kummers? Sind deine Schwestern vom Himmel gefallen? Sind sie, die sich freuten des Nachts mit dir, nicht mehr? Ja! sie fielen, schönes Licht, und du ziehst dich oft zurück zum Trauern. Aber es kommt die Nacht, da du selbst wirst fehlen und deine blaue Bahn am Himmel leer steht."

Wir finden hier keinen bestimmten Schöpfer, wenn wir nicht die Zeit als solchen ansehen wollen, wie es die Griechen auch gethan haben. Es ist aber in Ossian's Worten eine Ahnung ausgedrückt von einer fernen, fernen großen Schöpfung und mit einer Schwermuth vermischt, die dem Bewohner des nebligen Insellandes angeboren zu sein scheint, einer Schwermuth darüber, daß viele Herrlichkeiten wohl schon gefallen sind, von denen einzelne nur noch übrig sind, und daß auch diese ihrem Untergang entgegengehen werden oder können. Es spricht sich dabei die Sehnsucht aus, das Dichterherz möchte Alles umfassen, was je von Größe, Herrlichkeit, von Freude und Schmerz zu schauen, zu empfinden war. Sowohl aus dem Drange, Vergangenheit und Zukunft zu erforschen, als auch mit eigenem Gefühl Alles zu durchdringen sind folgende Worte hervorgegangen: „Woher kommt der Strom der Jahre? Wohin entrollen sie? Wo haben sie, verborgen im Nebel, ihre vielfarbigen Seiten?"

Von einer eigentlichen Schöpfungsgeschichte ist also nichts zu erkennen. Die Vorstellung aber, die Sonne kann einmal fallen, der Mond einmal ausbleiben von seiner Runde, läßt doch etwas Schöpferisches ahnen, welches nach dem Untergang dieser beiden Neues schaffen kann. Denn einer Schwermuth, welche annähme, das ganze Weltgebäude könne untergehen, begegnen wir in den Liedern nicht. Die Melancholie ist in Rücksicht auf Sonne und Mond rein menschlich. Beide werden, wenn auch nicht gradezu, mit menschlichen Größen verglichen. Die Macht einer Familie, das Ansehen eines großen Kriegers verschwindet, und neue Geschlechter und neue Kriegsthaten treten an die Stelle der kraftlos gewordenen Kämpen und der nur noch im Gedächtniß der Aeltesten lebenden Wagnisse. So endet vielleicht auch die jetzt würdige Pracht der Sonne und die von den Sternen beneidete Schönheit des Mondes. Aber diesem Vergehen

z. B. der „Schwestern des Mondes" und den verfallenden Kriegergeschlechtern muß doch ein wieder Hervorbringendes entgegengesetzt werden. — Hierauf gründet sich wahrscheinlich der Vorwurf, Ossian habe keinen persönlichen, schaffenden Gott gehabt. In diesem Falle müßten wir aber viele Einzelne und ganze Völker atheistisch nennen, denn einen, das Weltall aus Allmacht schaffenden Gott haben nur die Christen, Juden rc. Besser, als die Ansichten über Weltschöpfung, sind, wie bei allen Völkern, die über Weltregierung entwickelt. Wenn ich sage: Weltregierung, so ist darunter gewöhnlich nur Regierung eines sehr kleinen Theiles der Welt, eines einzigen Volkes oder Landes zu verstehen, denn von einer wirklichen Weltregierung ist die Menschheit erst durch Christus belehrt worden. Die höchsten Begriffe über einen göttlichen Regenten erheben sich vor Christus nicht über die Vorstellung eines Nationalgottes. Freilich könnte man behaupten, daß geraume Zeit nach dem Erlöser, nämlich in unsern Tagen, manche Parteien auch einen Nationalgott zu haben glauben, welcher natürlich die andere Partei mit flammendem Zorne verfolgen müsse. Ist nicht in den Köpfen einiger katholischer Priester der allliebende Christengott ein bloß katholischer National- oder richtiger Parteigott?!

Ein Nationalgott in Ossian's Zeit und Volke konnte nur ein kriegerischer sein; denn der Mensch trägt immer seine Denkart, seine Handlungsweise, seine Bestrebungen auf seine Gottheit über. Es ist glaublich, daß die Erinnerungen an einen längst entschlafenen Helden, der große Kämpfe bestanden und die Siege gewonnen, durch welche die bestehende Ordnung der Dinge herbeigeführt wurde, den Nationalgott schufen. In Ossian's Gesängen begegnen wir nicht allein einem solchen Nationalgotte, sondern sogar einem Familiengotte, wie wir ihn in einzelnen Fällen richtiger nennen müssen, und zwar einem recht freundlichen Familiengotte. Nun kommt aber vor, daß er eine Familie der andern vorzieht, und dann kann er gegen die andere sehr zornig sein. An Kraft und Macht fehlt es ihm nicht. „Er sendet die Winde aus und bezeichnet sie mit seinen Zeichen." *) Er unterstützt theils Unternehmende, theils hält er zurück oder vernichtet ihre Pläne. Dieser oberste Gott oder Geist wird Cruth-Loda genannt, seine Wohnung ist Loda. Er ist derselbe, welcher als hemmender, schadender Geist „ein Geist der Nacht" genannt wird. Oder soll man

*) He sends abroad the winds and marks them with his signs.

annehmen, daß unter seinem Befehle kleinere Geister standen? Auf vielen Höhen hat er Kreise, Zirkel von Loda, öfter „Steine der Macht" genannt. Hier wird er angerufen, und der „Geist von Loda" erscheint dann in einer Wolke, gewöhnlich mit Sturmesgeheul, und sein milder oder dräuender Blick verkündet dem Flehenden oder Anfragenden, was er zu erwarten hat. Zuweilen findet der Geist von Loda Widerstand oder Widersetzlichkeit unter seinen Verehrern. Es ergeht ihm also ebenso, wie den glückseligen Bewohnern des Olymp durch die griechischen Helden. Fingal selbst, der als das Muster der Vollkommenheit jener Zeit gilt, findet sich unter den Widersetzlichen. Die Stelle, in welcher diese Widersetzlichkeit geschildert wird, ist von unsrer Ansicht sehr verschieden aufgefaßt worden. Man hat behauptet, Ossian habe Fingal widersetzlich geschildert, um einem Missionär bemerkbar zu machen, daß er selbst dem Glauben oder Aberglauben seiner Zeit nicht huldige; *) aber aus dem Ganzen geht hervor, daß er nur gegen Cruth-Loda sich widersetzt, weil der Geist einen anderen Kämpfer bevorzugt. Die Stelle ist in dem Gedicht Carric-Thura. Fingal hat nach Beendigung eines Krieges Lust bekommen, seinen Freund Cathulla, König von Inistore, zu besuchen, um eine Eberjagd mit ihm zu halten. Auf dem Wege dahin bemerkt er auf der Burg seines Freundes eine Flamme, welches ein Zeichen war, daß der Bewohner vom Feinde angegriffen wurde. Widrige Winde halten aber Fingal ab, schnell zu Hülfe zu kommen. Er muß Nachts mit seinen Schiffen in einer Bucht bleiben, und schlaflos, wie er war, besteigt er den Berg am Ufer, auf welchem ein solcher Stein der Macht sich fand. „Ein Sturmwind kam von dem Berge, auf seinen Schwingen war der Geist von Loda. Er kam zu seinem Platze in seiner Furchtbarkeit und schwang seinen düsteren Speer. Seine Augen sind wie Flammen in seinem dunkeln Antlitz, seine Stimme wie fernrollender Donner. Fingal streckte seinen Speer vor in der Nacht und hob hoch seine Stimme: Sohn der Nacht, weiche, rufe deine Winde und fliehe! Warum kommst du in meine Nähe mit deinen Waffen von Schatten? Fürchte ich deine düstere Gestalt, Geist des schrecklichen Loda? Schwach ist dein Schild von Wolken, schwach jenes Meteor, dein Schwert!"

---

*) It shows, that he was not addicted to the superstition which prevailed over all the world, before the introduction of Christianity.

„Zwingst du mich von meinem Platze?“ entgegnete die hohle Stimme. „Das Volk beugt sich vor mir. Ich gebe der Feldschlacht der Tapfern den Ausgang. Ich blicke auf die Völker und sie verschwinden, mein Schnauben ist Todeshauch. Ich komme heran auf den Winden, die Stürme sind vor meinem Gesicht. Aber meine Wohnung ist ruhig über den Wolken, die Gefilde meiner Rast sind lieblich.“

„Wohne in deinen lieblichen Gefilden,“ sagte der König, „vergiß Comhal's Sohn. Steigen meine Schritte von meinen Hügeln hinauf in deine friedlichen Ebenen? Begegne ich dir mit einem Speere auf deiner Wolke, Geist des schrecklichen Loda? Warum bedräuest du mich? Warum schwingest du deine luftige Lanze? Du dräuest vergeblich, ich floh nie vor den Mächtigen im Kriege. Und sollen die Söhne des Windes schrecken den König von Morven? Nein, er kennt die Schwäche ihrer Waffen.“

„Flieh' in dein Land,“ antwortete die Gestalt, „nimm deinen Wind und fliehe. Die Stürme sind in meiner hohlen Hand; der Lauf des Sturmes ist mein. Der König von Sora ist mein Sohn, er kniet vor dem Steine meiner Macht. Seine Schlacht ist rings um Carric-Thura; und er wird siegen! Flieh' in dein Land, Comhal's Sohn, oder du sollst fühlen meinen flammenden Zorn!“

Er hob hoch sein Schattenschwert! Er bog vorwärts seine schreckliche Höhe. Fingal, vorschreitend, zog sein Schwert, die Klinge des dunkelbraunen Luno (Waffenschmied). Der blinkende Pfad des Stahles windet sich durch den düsteren Geist. Die Erscheinung zerfloß gestaltlos in Luft, wie eine Säule Rauch, welche der Stab des Knaben zerstört, wenn sie aufsteigt vom halb gelöschten Herde.

Der Geist von Loda schrie auf, als in sich gerollt er sich erhob auf dem Winde. Inistore erbebte bei dem Laute. Die Wellen hörten ihn in der Tiefe. Sie stockten in ihrem Laufe vor Furcht. Die Freunde Fingal's fuhren auf und nahmen ihre schweren Speere. Sie vermißten ihren König, sie erhoben sich in Wuth, all' ihre Waffen ertönten.

Fingal greift nun trotz dem Zürnen des Geistes von Loda den Gegner seines Freundes an, besiegt ihn, aber als er ihn tödten konnte, spielt er den Großmüthigen, wie immer, und entläßt ihn in seine Heimath zu seiner Geliebten, welche in Männerkleidung ohne sein Wissen ihm in den Kampf gefolgt war.

Eine Behauptung aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist also, daß unser Sänger seine Verachtung gegen den Aberglauben seiner Zeit habe kund machen wollen, und zwar einem Missionär gegenüber, der in jener Zeit nach der Nebelinsel gekommen war. Unmöglich ist zwar nicht, daß Ossian einen der Missionäre kennen gelernt hatte. Es war am Ende des dritten Jahrhunderts, wo Ossian sang. Einige Unternehmungen Fingal's fallen in die letzten Jahre der Regierung des Kaisers Severus. Caracalla, sein Sohn, kämpfte selbst gegen Fingal. Missionäre gingen zu jener Zeit schon weit in die Länder. Sollte aber ein Missionär schon so mächtigen Einfluß auf Ossian gehabt haben, daß dieser seine seitherigen Ansichten von Grund aus geändert hätte? Wir wissen aus der Geschichte der Missionäre und Heidenbekehrungen, daß nach Annahme einiger neuen Lehren es Völkern und Einzelnen schwer ward, die gewohnte Art ihrer Gottesverehrung zu ändern.

Bei Ossian finden wir aber keine Spur von der Annahme der Christuslehre. Die im spätesten Alter ausgesprochenen Gedanken der Gedichte widerstreiten einer solchen Annahme ganz. Er betrauert stets den Untergang eines kräftigeren Geschlechtes und nennt das nachfolgende ein weichlicheres. Als Christ hätte er nicht alles Große im Krieg und Kampf gefunden.

Zeugen denn ferner die angegebenen Wirkungen des Kämpfens gegen den Geist, das Erbeben der Erde und die Erschütterung im Meeresgrunde, ein Nichtglauben oder Gleichgültigkeit? Wenn der Heidenbekehrer Bonifacius die verehrte Eiche umhaut, so wird nichts von dem herausgehenden, erzürnten Geiste erzählt, sondern getreulich berichtet, daß die Eiche fiel, wie jeder andere Baum gefallen sein würde. Wozu also die Wirkungen so schildern, wenn man nicht mehr daran glaubte? Ossian, sieht man, war durch missionärische Beredtsamkeit noch nicht bekehrt. Die beigegebene erklärende Einleitung zu dem Gedicht „Carric-Thura" ist etwas undeutlich; man könnte sagen, sich selbst widersprechend. „Es scheint, nach der Tradition, daß dieses Gedicht an einen Culdee oder einen der ersten christlichen Missionäre gerichtet war, und daß die Geschichte von dem Geiste von Loda, von dem man annimmt, daß es der Odin der Scandinavier sei, von Ossian als Gegensatz zu der Lehre des Culdee angeführt worden sei. Sei dies, wie es wolle, fährt der Erklärer fort, es leitet uns zu Ossian's Begriffen eines

höheren Wesens, und zeigt, daß er nicht dem Aberglauben ergeben war, welcher über die ganze Welt verbreitet war vor der Einführung des Christenthums."

Was soll der Gegensatz zu der Lehre des Missionärs bedeuten? Soll es heißen, Ossian war gegen die neue Lehre? Dann widerspricht sich der Erklärer, indem er sagt, Ossian sei frei gewesen von dem Aberglauben seiner Zeit. Man könnte es nur so erklären: Ossian habe seinerseits auch angeben wollen, wie er und seine Landsleute von einem höheren Wesen dächten. Dies setzte voraus, daß er von dem Missionär nichts angenommen habe und auch nicht Lust habe, etwas anzunehmen. Aber auch hier wäre ein Widerspruch. Denn dann dürfte Ossian, wie der Erklärer doch will, dem Aberglauben seiner Zeit sich nicht widersetzen.

Den Grund zu der Widersetzlichkeit gegen Cruth-Loda haben wir, wie ich glaube, nicht in der vermeintlich schon geglückten Heidenbekehrung, sondern in einer gewissen Eigenschaft unsers Gemüthes zu suchen. Es braucht nicht das unreligiöseste Herz zu sein, und es murrt, wenn ihm etwas auferlegt wird, was ihm zu hart scheint. Nur ein von den Schlacken der Erde gereinigtes, von Selbstsucht befreites, der Erde selbst schon halb enthobenes Gemüth fügt sich freudig in Alles, was begegnet. Ein solches Sichfügen wäre bei einem Naturmenschen, wie Fingal oder Ossian, der seine beste Zeit in Kampf und Krieg hingebracht, eine Lüge.

Versetzen wir uns in die Lage Fingal's! Er segelt von Hause ab, um einen bewährten Freund zu besuchen. Sobald er dessen Burg erblickt, erkennt er auch die große Gefahr, in welcher sein Freund schwebt. Was war natürlicher für den ritterlichen Fingal, als die Begierde, dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen? Aber ungünstige Winde halten ihn zurück. Das ist die Wirkung eines mißgünstigen Geistes! Als er nun Nachts schlaflos einen Berg ersteigt, um nach der Wohnung seines Freundes und nach Zeichen einer besseren Wendung zu schauen, naht ihm der Geist von Loda mit zornigen, flammenden Blicken. Mußte dies nicht derselbe Geist sein, welcher ungünstige Winde gesendet hatte? Jetzt ruft ihm der Geist zu: Fliehe, das heißt, bringe deinem Freunde keine Hülfe! War dies seinem Gefühle für Freundschaft, war dies seiner kriegerischen Ehre entsprechend? Das Aergste aber ist, daß der Geist sagt, „er,

der deinen Freund bekämpft, ist mein Sohn, er kniet an meinem Altare." Das war zu viel für den versuchten Kämpfer, für den großmüthigen Beschützer aller Unterdrückten. Er sollte das Beschützen seines Freundes aufgeben, und zwar, weil der Geist einen Anderen siegen lassen wollte, der Geist, der sich hier offenbar als bloßen Familiengott oder Parteigott darstellt. Gegen einen Solches ihm zumuthenden Gott kämpft Fingal; was er in seinem Innern fühlt, ist edler, ist göttlicher, d. h. die Ritterpflicht, seinen Freund beschützen zu wollen trotz aller Gefahren.

Befremdend ist es aber, daß die Meinung, Ossian habe sein Freisein vom Aberglauben der Zeit ausdrücken wollen, von Macpherson selbst ausgeht, von Macpherson, welcher die Gesänge gesammelt und übersetzt hat, ja, welcher für den Verfasser selbst gehalten worden ist und von Einigen jetzt noch gehalten wird. Nach der obigen Darstellung findet sich in dem Gedichte Carric-Thura kein Sicherheben über den Volksglauben. Der Uebersetzer hat also eine andere Ansicht, als der Dichter. Sollte man annehmen, daß Macpherson, um zu täuschen, d. h. sich als ganz verschieden vom Dichter, ja als ihn nicht einmal erfassend, hinzustellen, er diese vom Dichter abweichende Ansicht aufgestellt habe? In diesem Falle, sollte man annehmen, wäre Macpherson der wirkliche Verfasser, aber er wollte es nicht gestehen. Die hier geäußerte Ansicht über Ossian wäre dann absichtlich erlogen. Ein anderer Umstand müßte dann ebenso nicht zu Ehren Macpherson's ausgelegt werden. In dem Gedichte Cath-Loda fehlt in einer eingewebten Erzählung ein Stück, und es wird von Macpherson bemerkt, daß das Original verloren sei. Wäre dies nicht auch Betrug, wenn er selbst der Verfasser wäre? Es ist aber schwer zu begreifen, wie Macpherson, wenn er Verfasser von Gedichten gewesen wäre, welche die Aufmerksamkeit aller Gebildeten der Zeit in Anspruch nahmen und, wie wir aus Goethe wissen, zu einer wahren Begeisterung hinrissen, wie er hartnäckig dabei stehen bleiben konnte, daß er nur Uebersetzer sei, und daß er es vorzog, eine Stelle bei der Verwaltung in Nordamerika zu suchen, als seinen vermeintlichen Ruhm der Autorschaft länger im Vaterlande anzuhören.

Ich glaube, Macpherson hat seinen Dichter in den Augen seiner Zeitgenossen heben wollen, indem er ihn in jener Einleitung zu dem Gedicht Carric-Thura als frei von dem Glauben oder Aberglauben des dritten Jahrhunderts darstellte. Unserm Dafürhalten nach ist es

ihm nicht gelungen und zwar ohne dem Dichter im Mindesten zu schaden. Wenn auch Dichter neue Gedanken, neue Ansichten bringen, so bleibt es doch Hauptaufgabe derselben, den geistigen Inhalt ihrer Zeit lebendig zu erfassen und darzustellen.

Cruth-Loda ist also zunächst ein kriegerischer Gott. Als solcher belohnt er die am meisten, welche kriegerischen Ruhm sich erworben haben. Das größte Glück, welches ein kriegerisches Leben krönen kann, ist, wenn Cruth-Loda, umgeben von den Geistern früherer Zeiten, dem von der Erde Ankommenden die Schale reicht, die himmlische Schale. Die Unwürdigen werden von den Geliebten geschieden durch den mächtigen Schild Cruth-Loda's, welcher die Wohnung der Werthlosen verdunkelt. Eine größere oder besondere Strafe wird von Cruth-Loda nicht verfügt. Der Verlust der Ehre, das Ausgeschlossensein von der Gegenwart des Mächtigsten, von der Gesellschaft der ehrwürdigen Väter und von den himmlischen Pocalen wird als hinreichende Qual angesehen. Die Unwürdigen werden also im nebligen Norden geistiger bestraft oder man setzt ein entwickelteres Ehrgefühl voraus, das sich selbst die Strafe gibt, als im gepriesenen, sonnigen Süden. Die körperlichen Anstrengungen und Qualen des Sisyphus, der entsetzliche Durst des Tantalus sind Erzeugnisse und Erfindungen despotischer Rache, welche im „giftigen" Süden geboren wurde. Aristokratischer wenigstens ist auch die Einrichtung in Bezug auf die Belohnung der Tugendhaften in der griechischen Unterwelt. Auch die Besten kommen nicht in die Nähe der glückseligen Olympier. Diese letztern schlürfen ihren himmlischen Nektar vergnüglich allein, während Cruth-Loda als Vorschmack des Glückes in Loda den Ankommenden selbst den Becher reicht. Hebe ist nur angewiesen, den himmlischen Trank den Höchsten zu credenzen, die Seligen in Elysium bekommen keinen Tropfen davon; gegen welchen Trank die hesperidischen Aepfel doch nur wie Kinderbeschwichtigung gelten können. Der Olymp und das Elysium verhalten sich zu einander, wie ein gravitätisches, manchmal auch übermüthiges Herrenhaus zu einem Haus der Gemeinen, dem man so viel als möglich entziehen möchte, obgleich die Natureinrichtung ihnen ebenfalls Berechtigung zu den höchsten Freuden gegeben hat. Die besten Schilderungen können überhaupt nichts Anderes darthun, als daß das Elysium etwas entsetzlich Langweiliges hatte. Und wie ungerecht! Ganymed wird wegen körperlicher Schönheit in den Olymp erhoben und die

gerechtesten Richter bleiben und müssen ihre schweren Pflichten in dieser Kammer der Gemeinen immer und ewig ausüben.

Wenn man behauptet hat, daß die englische Verfassung aus den deutschen Wäldern stamme, so kann man auch sagen, die himmlische Verfassung in Walhalla und in Loda stammt aus den Einrichtungen dieser nordischen Völker. Die Bewohner von Loda, welche früher auf der Erde kämpften und stritten, sind gleichsam mitregierend mit Cruth-Loda. Sie thuen dies aber nicht auf Befehl, sondern aus eigenem Antrieb. Sie stehen immer mit den sterblichen Menschen in Verbindung. Bei jedem wichtigen Ereignisse nahen sich die Abgeschiedenen den Lebenden, um sie vorzubereiten, meistens im Traume. Die Verhältnisse der Lebenden, hauptsächlich der Verwandten, interessiren die Loda-Bewohner so lebhaft, wie es in den Tagen des Erdenlebens irgend möglich war. Dieses warme Zusammenhalten auch nach dem Tode kann nur seinen Ursprung in dem verhältnißmäßig innigeren Familienleben des Nordens haben, und dieses gründet sich wieder auf eine edlere Geschlechtsliebe. Es ist dies einer von den Reizen, die den Ossian'schen Gedichten oder seiner Weltansicht so viele Verehrer erworben haben. In der Zeit der Schlachten nahen sich die abgeschiedenen ehrwürdigen Väter auf Wolken, und genießen mit den Ruhm ihrer tapfer kämpfenden Söhne, oder Enkel und Urenkel. An Gräbern edler Helden finden sie sich gern ein, und zwar nicht bloß in der Nacht, sondern Jäger erblicken sie oft in der Mitte des Tages, wo eine Ruhe in der Natur bemerkbar ist, als ob die Sonne nach halb vollbrachtem Laufe des Ausruhens sich erfreute.

Auch Bewohnerinnen von Loda nahen sich den Lebenden.

„An dem moosigen Quell will ich sitzen, auf dem Gipfel der windigen Hügel. Wenn der Mittag liegt schweigend ringsum, sprich dann mit mir, Vinvela! Komm auf dem leicht beschwingten Lüftchen! Laß mich hören deine Stimme, wenn du vorbeifliegst."

So bittet Shilric, einer der Kämpen Fingal's, welcher in den Krieg gezogen war und seine Genossen in der Schlacht verloren hatte. Vinvela, seine Geliebte, hatte gehört, auch er sei gefallen. Diese Nachricht gibt ihr den Tod. Als Shilric zurückkehrte und ohne es zu wissen, an ihr Grab kommt, glaubt er sein Geliebte lebendig vor sich zu sehen. „Ist sie es, die hier erscheint, wie ein Strahl des Lichts auf der Haide? Glänzend wie der Mond im

Herbst, wie die Sonne im Sommersturm kommst du, o Mädchen, über Felsen, über Berge zu mir?" Sie spricht, aber wie schwach ihre Stimme! wie das Säuseln im Rohre des See's. „Kehrst du glücklich vom Kriege heim? Wo sind deine Freunde, Geliebter? Ich hörte von deinem Tode am Hügel, ich hörte und betrauerte dich, Shilric!" „Ja, meine Schöne, ich kehre zurück, aber allein von meinem Stamm. Du wirst sie nicht mehr sehen, ich erhöhte ihre Gräber in der Ebene. Aber warum bist du auf dem verlassenen Hügel, warum auf der Haide allein?

„Allein bin ich, o Shilric! allein im Winterhaus. Der Schmerz um dich warf mich nieder. Shilric, ich liege bleich im Grabe."

Da er mit der Lebenden sich nicht vereinigen kann, bittet er die Abgeschiedene, in der Einsamkeit ihm zu nahen und so den eng geschlossenen Bund fortzusetzen. Der Tod der Geliebten ist also nicht gänzlicher Verlust auch für das irdische Leben.

Das Schauerliche, welches sonst der Glaube an Geister bewirkt, findet sich nicht in den Gemüthern der Zeitgenossen Fingal's. Der Glaube an den Teufel, welcher vom Süden her sich eingebürgert hat mit seinem Hofstaate von bösen Geistern, hat erst die grassen, unheimlichen Gebilde entstehen lassen. Sollte nicht auch das Pfaffenthum dazu beigetragen haben, um durch solcherlei Dichtungen den gesunden Sinn des Volkes gefangen zu nehmen?

In Ossian treffen wir überall Geister. Sie halten sich in Höhlen auf und unterhalten sich über „sterbliche Menschen," sie nähern sich auf Wolken, bald ernster, bald freundlicher, aber fast immer wohlwollend. Die abgeschiedenen Geister zeigen immer noch eine Familienanhänglichkeit an die Stammesgenossen. Das Sichtbarwerden eines theuren Abgeschiedenen erregt bei den Erdenbewohnern Freude anstatt Entsetzen.

Ein Grund der Neigung, mit Geistern sich zu unterhalten, auf Geister zu achten, liegt vielleicht in der weniger starken Sinnlichkeit, wenn wir die Bewohner der nordischen Nebelinseln mit dem genußsüchtigeren Süden vergleichen. Man schreibt deswegen auch heute noch diesen nordischen Völkern eine gewisse Melancholie zu. Bei dieser Melancholie befinden sie sich aber auch ganz wohl. Die Erzählungen von entschwundener Größe und Glück verstimmen die Hörer nicht. Wenn Fingal sich mit seinen Kriegern um eine brennende Eiche auf der Haide gelagert hat oder wenn in seiner Halle der

Becher herumgeht, sagt er seinen Barden: „Stimmt mir Trauergesang an! Lieblich ist die Freude des Kummers. Er erhebt die Seele, wie das junge Blatt der Eiche sich hebt nach dem Regen des Frühlings."

„Verheert ist die Wohnung Moina's, Schweigen in dem Hause ihrer Väter! Sie sind nur gefallen vor uns, denn einst müssen auch wir fallen. Warum bauest du eine Halle, Sohn der beschwingten Tage? Heute siehst du von deinen Thürmen herab, doch wenig Jahre, und der Sturmwind der Wüste kommt, er heult in deinem leeren Hofe und saust um deinen halb verwitterten Schild."

Solche Gedanken stimmten wohl die Seele ernster, aber sie schlugen sie nicht nieder.

Die fortdauernde Fürsorge für ihren Stamm oder Verwandte zeigen die Abgeschiedenen durch Nachrichtgeben von näheren oder entfernteren Gefahren. Neben den Belustigungen, worin sie die Thätigkeit ihres ehemaligen Lebens nachahmen, neben der Jagd auf Wolken und neben den Freuden des Bechers bildet die Sorge für die Zurückgebliebenen die Hauptbeschäftigung der Geister.

Einst ward die Nacht hingebracht mit Gesang; der Morgen kehrte freudig zurück. Die Berge zeigten ihre grauen Häupter; das blaue Antlitz des Oceans lächelte. Man sah die weiße Welle sich schlagen an entfernten Felsen, ein Nebel stieg langsam auf vom See. Er kam in der Gestalt eines alten Mannes längs der schweigenden Ebene. Seine großen Glieder bewegten sich nicht in Schritten, denn ein Geist hielt ihn mitten in der Luft. Er kam nach Selma's Halle und löste sich auf in einen Regen von Blut.

Der König (Fingal) sah das Gesicht, er sah voraus den Tod des Volkes. Er kam schweigend zu seiner Halle und nahm seines Vaters Speer. Der Panzer rasselte an seiner Brust. Die Kämpen erhoben sich ringsum. Sie sahen schweigend sich an, beachtend die Augen Fingal's. Sie sahen Kampf in seinem Gesicht — den Tod von Heeren an seinem Speer. Tausend Schilde zugleich hängen an den Armen, sie ziehen ein Tausend Schwerter. Die Halle Selma's erglänzt ringsum. Das Getöse der Waffen erhebt sich. Die grauen Hunde heulen an ihrem Platze. Kein Wort wird gehört unter den mächtigen Häuptlingen. Jeder beachtet die Augen des Königs und hebt halb seinen Speer.

„Söhne von Morven, begann der König, dies ist keine Zeit, den Becher zu füllen, die Schlacht dunkelt vor uns, der Tod schreitet

durch's Land. **Ein Geist, Fingal's Freund, hat uns vor dem Feinde gewarnt.** Die Söhne des Fremden kommen von der dunkel rollenden See; denn vom Wasser her kam das Zeichen von Morvens düsterer Gefahr. Jeder nehme den schweren Speer, Jeder gürte um seines Vaters Schwert. Laßt den dunkeln Helm auf jedes Haupt sich erheben, der Panzer schieße seine Blitze von jeder Seite. Es häuft sich zur Schlacht, wie ein Sturm, bald werdet ihr hören das Tosen des Todes."

Auf Cona's sich hebender Haide standen die weißbusigen Mädchen und schauten herab wie ein Hain; sie sahen voraus den Tod der Jünglinge und sahen nach der See mit Furcht. Die weißen Wellen nehmen sie für entfernte Segel; die Thräne ist an ihren Wangen! Die Sonne erhob sich auf der See und wir erblickten eine entfernte Flotte. Wie der Nebel des Oceans kamen sie und ergossen ihre Jugend an die Küste. Der Häuptling war unter ihnen, wie der Hirsch inmitten der Heerde. Sein Schild glänzte von Gold, stattlich schritt der König der Speere. Er bewegte sich nach Selma, seine Tausende hinter ihm.

Der Sieg wurde errungen, und er gebührte zum großen Theil dem guten Geiste, welcher Fingal vor dem plötzlichen Ueberfalle behütet hatte.

Die Nähe der abgeschiedenen Geister ist eine Ermuthigung für die Kämpfenden. „Laßt sie um mich reiten auf Wolken. Laßt sie zeigen die kriegerischen Züge. Meine Seele wird dann fest sein in der Gefahr, mein Arm wie der Donner des Himmels!" Unmittelbare Hülfe leisten sie aber nicht, wie die griechischen Götter im Kriege von Troja. Vielleicht liegt der Grund darin, daß der durch stete Anstrengungen abgehärtete Nordländer Unterstützung von einer überirdischen Macht zu erhalten für ehrenrührig hält. Das Verstecken in eine Wolke wie vor Troja und das dadurch bewirkte Sicherstellen der Person würde den Helden Ossian's wenigstens nicht kriegerisch genug erschienen sein.

In Schlachten machen die Geister die Zuschauer, sehr theilnehmende Zuschauer; denn die uralten Ahnen blicken auf die entferntesten Enkel, wie auf die eigenen Söhne; die Thaten derselben machen sie noch stolz, wie in den Erdentagen.

Die Seelen der abgeschiedenen Frauen und Jungfrauen haben sanftere Pflichten; sie nahen im Traume den Sterblichen und bringen Ruhe in die Gemüther. „Sei du auf einem Mondstrahle, o Morna!

nahe dem Fenster meiner Ruhe; wenn meine Gedanken friedlich sind, wenn das Geräusch der Waffen vorbei ist."

Ein anderes Mädchen, welches früh nach Loda gegangen war, „werden die Freundinnen suchen auf der Haide, wo sie öfter jagte, aber sie werden dich nicht finden. Aber du wirst oft zu ihnen kommen des Nachts und Friede bringen in ihre Seelen."

Die Gräber, die Pflanzstätten für Loda, welche, wie erwähnt, häufig von den Abgeschiedenen besucht werden, scheinen den Geistern Sammelplätze zur Besprechung von vergangenen Zeiten zu sein. Sie beschützen die Gräber gegen Thiere, denn „das Wild wich aus vor dem Grabe, denn es hatte den Geist gesehen."

Die Geister sind immer bedacht, den Ruhm der Gefallenen auch unter den Lebenden zu verbreiten. Wenn der Jäger oder Wanderer gezwungen ist, Nachts auf der Haide zu bleiben, und ein erhöhtes Grab etwa der Ausruheplatz wird, erzählen die Geister im Traume dem Schlummernden alle Thaten des rühmlich Gefallenen und hier Begrabenen.

Nicht immer werden aber die Mahnungen berücksichtigt, welche abgeschiedene Geister wohlwollend den Sterblichen ertheilen. Es regt sich öfter ein Widerspruch, wie wir bei Fingal selbst gesehen, ein Kämpfen gegen die guten Absichten und das klare Hinausschauen in die Zukunft. Wie es geschieht, daß die Abgeschiedenen, kurz oder sogleich nach ihrem Weggehen von der Erde, die Sehergabe bekommen, ist aus den Gedichten nicht zu ersehen. Es wird nicht angegeben, ob Cruth-Loda sie unterrichtet oder mit der Kraft, die Ereignisse der Zukunft zu erkennen, begabt. Aus dem Umstande aber, daß jüngere Abgeschiedene mit den längst Heimgegangenen in Höhlen sich unterhalten über sterbliche Menschen und ihre Schicksale, ließe sich abnehmen, daß die Aelteren durch lange Beobachtung den gewöhnlichen Gang der Dinge erkannt und aus noch unbemerkbar kleinen Ursachen die größten Ereignisse der Zukunft wahrsagen könnten. Ein junger „Bewohner der Wolken," von welchem ein Krieger sagt, er kann noch nicht über unsre Hügel hinweg sein, ist aber auch schon ein Seher der Zukunft und fühlt sich bewogen, seine Freunde zu warnen. Man muß also annehmen, das Befreitwerden von den irdischen Schranken erhebe die Seele zu dem Blicke in die Zukunft.

Im Volke gilt ein Sprichwort: Kalte Hände, warmes Herz. Dies könnte man auch auf eine Eigenschaft dieser nordischen Geister

anwenden. Im schönen, warmen Süden, wo die Natur so freigebig ist gegen ihre Bewohner, bekümmern sich die homerischen oder elysischen Geister um ihre auf der Erde Zurückgelassenen gar nicht. Ja, wenn es mit unsäglicher Mühe einem Sterblichen gelungen ist, hinabzusteigen in den Aufenthalt gespenstischer Langeweile, so fühlt sich ein Seher Tiresias noch immer nicht geneigt, dem Fragenden die Zukunft zu enthüllen, er muß erst gezwungen werden. Da stehen die nordischen Geister auf einer höheren Stufe, sie fühlen sich durch ihre Anhänglichkeit gedrungen, die Menschen zu benachrichtigen und warten nicht erst, daß man sie fragt.

Die nordische Stärke würdigt aber nicht immer, wie gesagt, die Anhänglichkeit der wohlmeinenden Geister oder ihre Mahnungen. In einem Kampfe des Scandinaviers Swaran mit dem König des grünen Erin (Irland) erscheint einem Freunde des Letztern, als er nicht weit vom Feinde Nachts unter einer alten Eiche ruht, der Geist eines Abgeschiedenen, der nicht lange vorher in der Schlacht gefallen. „Sein Gesicht ist wie der Strahl des untergehenden Mondes. Seine Kleider sind von Wolken des Hügels. Seine Augen sind zwei verlöschende Flammen. Dunkel ist die Wunde seiner Brust. Als des Königs Freund den Geist angeredet, „was stört dich Abgeschiedenen?" steht jener düster und in Thränen und streckt seine bleiche Hand aus über den Helden. Matt erhebt er seine Stimme, wie das Lüftchen des schilfreichen Lego. „Connal, Sohn Colzar's, ich sehe eine Todeswolke; sie hängt düster über den Ebenen Lena's. Die Söhne des grünen Erin müssen fallen." Der Freund weckt den Vormund des jungen Königs von Erin, erzählt ihm die Prophezeihung des Geistes: „Er ist ein Bote des Todes. Er spricht von dem dunkeln und engen Hause! Suche den Frieden, Häuptling von Erin, oder fliehe über die Haide von Lena." „Ich werde nicht fliehen vor Swaran! Wenn ich fallen muß, so soll mein Grab sich erheben unter dem Ruhme künftiger Zeiten. Du düsteres Phantom des Hügels, zeig' dich mir selbst, komme auf deinem Strahle des Himmels, zeig' mir meinen Tod in deiner Hand, doch fliehen werde ich nicht!" Die Schlacht begann; viele, viele der Söhne des grünen Erin fielen, der Vormund des Königs selbst ward verwundet.

Obgleich wohlwollende Geister Gefahr vorhersagen, weichen die an Kampf Gewöhnten ihr doch nicht aus, da im unglücklichsten Falle ein ruhmvoller Tod nur das Ende sein kann. Ein im Kampfe

Gefallener ist aber sicher, daß ihm „ein Grab erhöht wird und daß er fortlebt im Gesange der Barden.“

Um solcher Ehre theilhaftig zu werden, im Bardenliede fortzuleben, ist kriegerische Tüchtigkeit hauptsächlich nöthig, aber in der bepanzerten Brust müssen auch noch andere Tugenden wohnen. Wir begegnen bei der Beobachtung solcher Tugenden einer größeren Vollkommenheit, als wir bei dem Aufsuchen der Begriffe von Gott gefunden haben. Zu Ossian, als er zum Kampfe ziehen will, sagt Fingal: „Sei du ein Sturm im Kriege, aber mild, wenn der Feind besiegt ist. So erhob sich mein Ruhm, Sohn, sei du wie der Häuptling von Selma. Wenn Hochmüthige in meine Halle kommen, so beachten sie meine Augen nicht; aber meinen Arm strecke ich aus über die Unglücklichen, mein Schwert vertheidigt die Schwachen.“

Nicht bloß, wenn der Feind kampfunfähig ist, zeigt sich diese Großmuth, sondern auch kampflustigen, aber nicht gleichen Kräften gegenüber. Wenn Fingal im Felde einem Jüngling begegnet, der seine ersten Waffenproben bestehen will, weigert er sich, zu kämpfen, weil er weiß, daß er dem Neuling überlegen ist. Bemerkt er, daß ein Kämpfer schon gelitten, schon ermattet ist oder verwundet, so ladet der Großmüthige ihn ein, in seiner Halle beim Feste der Schalen sich zu ergötzen.

Eine Sitte, die in unsern Zeiten der höchst christlichen Jesuitenmoral nicht geübt werden könnte, war, daß vor begonnenem Kampfe oder nachdem die Nacht dem Kampfe ein Ende gemacht hatte, der Feind zum Gastmahle des Feindes eingeladen wurde. Wir hören freilich, daß diese Sitte einmal selbst Fingal gefährlich wurde, da ein scandinavischer König, der ihn geladen, auf einer Jagdpartie ihn zu ermorden beschlossen hatte, ein Vorhaben, welches nur durch die Schwester des Königs, welche „den Großmüthigen“ liebte, vereitelt wurde; der ehrliche Feind war aber in der Regel bei seinem Gegner, der Kampfeslust achtete und ehrte, wohl aufgehoben. Der tückische Scandinavier machte eine unrühmliche Ausnahme und der aller Tugenden entbehrende Cairbar, welcher Ossian's Sohn, Oscar, durch eine solche Einladung vernichtete.

Auch in den deutschen Wäldern war diese Großmuth zu Hause, und wenn der Norden weniger süße Früchte liefert, als der sonnige Süden, so sind diese nordischen Sitten, welche auf Selbstachtung und Achtung

der Rechte und Vorzüge Anderer beruhen, Früchte, an denen der Süden ärmer ist, als der Norden. Erquicklich ist es, in unsern Zeiten des raffinirtesten Egoismus zu beobachten, wie in den alten deutschen Wäldern und im „grünen Erin" und in Morven (Fingal's Besitzung) die Gastfreundschaft hoch gehalten wurde. Wenn die Botschaft kommt, daß ein Gastfreund in Gefahr ist, welche Bereitwilligkeit, zu helfen, welche Verachtung aller Gefahren!

Die Anlagen zu solchen Tugenden liegen natürlich in der Seele, aber hervorgerufen, ausgebildet werden sie vielleicht durch häufige Gefahren, die gemeinschaftlich leichter zu überwinden sind, als durch Einzelne. Vielleicht liegt auch ein Grund des wärmeren Zusammenhaltens in der ungünstigeren Natur. Unser Winter erregt auch mehr Geselligkeit und Neigung zum Zusammenhalten, als der Sommer.

Daß die menschlichen Kräfte nicht alle nothwendig zur Befriedigung des Egoismus verbraucht werden müssen, zeigen unsre Freiheitskriege. Die materiellen Interessen wurden damals nicht vernachlässigt, und doch gab es noch unendlich viel Kräfte für die höheren Forderungen des Lebens. Wo gab es in der deutschen Geschichte solche Opferfreudigkeit für das Vaterland? Und dieser Schwung, dieses Sichfühlen im Ganzen galt zu jener Zeit für etwas ganz Gewöhnliches. Das geistige und das Gemüthsleben war ein höheres. Unmöglich ist also ein solches Leben nicht. Aehnlich jener Opferfreudigkeit, jenem Sichenganschließen an die Sache des Vaterlandes bei herabgesetzten egoistischen Bestrebungen war das Leben, wie es Ossian schildert. Die Freundschaft der Krieger, die zusammen Gefahren überwunden, Kämpfe bestanden hatten, war unauflösbar. Die Erinnerungen grau gewordener Krieger an die gemeinschaftlichen Thaten ihrer Jugend und männlichen Kraft ist ihnen der höchste Genuß, wie die Erinnerung an die Unternehmungen der Alten unter der Jugend die größte Verehrung bewirkt.

Dieses enge Aneinanderhalten der Freunde geht auch über das Grab hinaus. Die Zurückbleibenden sind besorgt, daß der abgeschiedene Geist mit Heiterkeit in das neue Leben trete. Das Lob der Gefallenen wird angestimmt. Zu dem Gesange stellen sich die eben von der Erde abgeschiedenen Seelen ein, und zufrieden mit einem solchen Schlusse des Erdenlebens gehen sie zu den sie erwartenden Vätern.

Auch den im entfernten Lande Gefallenen wird dieselbe Theilnahme, dieselbe Ehrenbezeugung. „Einstmals, als junge Kämpfer, Söhne eines Freundes von Fingal, in der Ferne gefallen waren,“ erzählt Ossian, „saßen wir Nachts bei der Stärke der Schalen in Selma. Der Wind war draußen in den Eichen. Der Geist des Berges tobte. Der Wind kam sausend durch die Halle und berührte leise meine Harfe. Der Ton war klagend und tief, wie der Gesang des Grabes. Fingal hörte ihn zuerst. Der gepreßte Seufzer seiner Brust erhob sich. Einige meiner Helden sind gefallen, sagte der grauhaarige König von Morven. Ich höre den Todeston auf der Harfe. Ossian, rühre die zitternde Saite! Stimme den Trauergesang an, daß ihre Geister mögen fliegen mit Freude nach Morven's waldigen Hügeln. Ich rührte die Harfe vor dem Könige, der Ton war klagend und tief. Neigt euch vorwärts von euren Wolken, sagte ich, ihr Geister meiner Väter! Nehmet auf den gefallenen Häuptling; kommt er von fernem Lande oder steigt er auf von der rollenden See!“

Durch das klagende Tönen der Harfe zeigt der Geist des in der Ferne Fallenden den Freunden seinen Abschied an, und die Freunde antworten damit, daß sie die Väter bitten, den Abgeschiedenen freundlich aufzunehmen. Bei uns lebt im Volke auch der Glaube, daß sterbende Verwandte aus der Ferne den Ihrigen Nachricht geben.

Bei den Griechen sorgen Verwandte oder Freunde für die Ruhe des noch nicht beerdigten Abgeschiedenen durch das Bedecken des Leichnams mit Erde. Am rührendsten zeigt sich dieser Glaube in Antigone, welche selbst durch die drohende Todesstrafe nicht abgehalten werden kann, dem Bruder den letzten Dienst zu erzeigen, um seine Seele zur Ruhe kommen zu lassen. Aber poetischer und erhebender scheint mir der Glaube der Zeitgenossen Fingal's, daß der Gesang, das Erwähnen der löblichen Thaten der Abgeschiedenen die Seele selbst beruhigt und ihr einen freundlichen Empfang bei den Vätern, den längst weggegangenen, bereitet.

Gesang und Harfenspiel sind überhaupt ein sehr wichtiger Bestandtheil der Freuden, der höchsten Freuden von Fingal's Kriegern. Jeder Häuptling hat eine Anzahl Barden; zuweilen ist die Zahl sehr groß. Ein besonderer Stamm war es nicht, wie wir aus Ossian's Liedern sehen, auch nicht ein abgeschlossener Stand. Die Barden scheinen frühere Kämpfer gewesen zu sein. Es wendet sich

nur zu dem Harfengesange, wer sich dazu geschaffen und dafür begabt fühlt. Der Barde muß nicht bloß die Thaten der Väter in Liedern, in schon bekannten Liedern zu feiern verstehen, er muß auch im Stande sein, dem eben erst Gefallenen aus dem Stegreife einen Lobgesang zu singen.

Ossian selbst, in der Zeit, wo er mit seinem Vater Fingal in den Kampf zieht, wird unter die Barden gerechnet und „König der Gesänge" genannt. Es ist also ungefähr dasselbe Verhältniß, wie bei unsern Minnesängern. Wer sich berufen fühlte, dichtete, gleichviel, ob Ritter oder Kaiser. Gewöhnlich sind es Bejahrte, in deren Gedächtniß die Geschichte früherer Tage lebt und die mit Begeisterung ihre Jugendeindrücke darstellen. Es stand solchen Ergrauten, welche früher selbst handelnd gewesen waren, am besten an, durch Erinnerung an Großthaten vergangener Zeiten die Jugend zu heben. Sie sind als Lehrer des Volkes anzusehen, welche zwar nicht nach Compendien der Moral unterrichteten, welche aber das Recht hatten, den Thaten und Menschen ihren Platz anzuweisen, als preisenswerthe sie zu erheben, als tadelnswerthe sie zu verdammen. Der Einfluß dieser Volkserzieher war daher sicherlich nicht geringer, als der Jugenderzieher in andern Zeiten.

Die Barden sind auch die Historiker ihres Volkes. Die Geschichte wird zwar nur im Liede überliefert, aber es wird kein wichtiges Ereigniß vergessen. Das Gedächtniß ist besser, als Pergament. Die Ereignisse, die Gefahren, der Edelmuth, die Feindschaft Einzelner und daher stammendes Unglück, welche Geschlechter bewegte, die längst heimgegangen sind, leben frisch in der Gegenwart. Es ist erquicklich, zu sehen, wie eine Generation sich der Thaten der Väter noch so lebhaft erinnert, mit Dankgefühl und Achtung, und dem Streben, nachzuahmen und gleichzukommen, während in unsern, nach französischem Stil oberflächlichen Zeiten das wichtigste Ereigniß die Aufmerksamkeit beinahe zweimal vier und zwanzig Stunden in Anspruch nimmt.

Die Barden belehren nicht durch Regeln, sondern durch Beispiele. Das Leben der noch lebenden Alten und der abgeschiedenen Geschlechter ist immer lebendige Moral. Wie Fingal, Cuthullin Muster sind für die Jüngeren, so ist ein Cairbar, der rothhaarige mit den buschigen Augenbrauen, der Ausdruck der Selbstsucht, Tücke und Bosheit, ein Gegenstand des Abscheus. So mangelhaft Ossian's

Begriffe von dem Wesen der Gottheit sind, so wirksam ist seine Moral, oder vielmehr die Moral seiner Zeit, wirksamer, als die klaren, sittlichen Begriffe, welche zu andern Zeiten in den Schulen wiedertönen, aber im Leben vor dem Geräusch egoistischer Geschäftigkeit überhört werden.

Die Barden sagen den Krieg an. Gewöhnlich aber laden sie den Anführer der Feinde zum Feste der Schalen ein, und so erklärt eigentlich der die Einladung absagende Feind den Krieg. Mitten im Kampfe erheben sie die Streitenden durch die Erwähnung der Thaten ihrer Vorfahren. Nach Beendigung des Kampfes, beim Feste der Schalen, sind es die Barden, welche das größte Vergnügen, den größten und höchsten Genuß gewähren. Die neuesten Thaten werden in Verbindung gebracht mit den Thaten von früheren Tagen. Das Lob der Gefallenen wird angestimmt und das Schalenfest wird zur Todesfeier. Lieblich, sagt Fingal, lieblich ist die Freude des Kummers. Um solche Freude zu genießen, wird freilich eine tiefere, ernstere Richtung der Seele erfordert. Bei unsern Nachbarn über dem Rhein, den leichtfertigen und leicht vergessenden Franzosen, würde ein solches Vergnügen nicht leicht Anklang finden. Die Briten haben aber heute noch denselben Hang, an schmerzlichen Ereignissen verschwundener Zeiten sich zu ergötzen. Der Verfasser des Landpredigers von Wakefield schildert uns die genußreiche Behaglichkeit, welche seine außerstädtischen Landsleute empfinden, wenn sie gruppirt um das trauliche Kamin die melancholischen Erzählungen der Alten hören. Wenn ein Kunstrichter des Alterthums schon sagt, die Tragödie soll die Seele erschüttern und reinigen, so zeigt auch die Vorliebe der Bewohner der nebligen Inseln für die tragischen Ereignisse ihres Volkes, daß sie nicht bloß augenblicklichen Genuß, sondern dauernden, den edleren Regungen des Gemüthes entsprechenderen fordern.

Mit so viel traurigen Erinnerungen die Gesänge der Barden bei den Festen der Schalen verwebt sein mochten, ist es sehr glaublich, daß die Hörer nichts verloren an wirklichem, tieferen Vergnügen der Seele, wenn wir es vergleichen mit den mehr sinnlichen Vergnügungen anderer Völker. Sie selbst, die Hörer, mußten ihr Vergnügen auch für würdig der Abgeschiedenen, der Lodabewohner, halten, denn diese näherten sich auf Wolken und lauschten auf die Gesänge, welche die Thaten ihrer Enkel feierten, aber auch ihre eigenen längst geübten Thaten nicht unerwähnt ließen. Dieser Glaube, welcher das warme

Zusammenhalten der Erden- und der Lodabewohner anzeigt, mußte auf die Denkart des Volkes von großem Einflusse sein. Wie durch gewohnte Eitelkeiten, oder Einrichtungen, welche der Eitelkeit fröhnen, die Seelen nach Kleinlichem geleitet werden, so mußten die bei den Festen gegenwärtigen Lodabewohner die Seele nach dauernderen Auszeichnungen, nach Höherem streben lassen. Dieser Verkehr mit den Geistern selbst macht eine Priestervermittelung weniger nöthig.

Diese höhere Richtung muß sogar ein Franzose der Republik empfunden haben, denn derselbe führte unter den lobenswerthen Eigenschaften des ersten Consuls, welche er der Menge anpries, auch seine Vorliebe zu Ossian an, welcher vom „Irdischen abziehe."

Nicht bloß Erhebung zu großen Thaten, Nationalsinn, Trost bei dem Verluste der Freunde beabsichtigten die Sänger, sie brachten auch Beruhigung nach Anstrengungen. „Erhebt," sagte Cuthullin zu seinen hundert Barden, „den Gesang des edlen Fingal, jenen Gesang, welchen er hört in der Nacht, wenn die Träume seiner Ruhe herabsteigen, wenn die Barden entfernt die Harfe schlagen und das schwache Licht glimmt an Selma's Mauern." Ein solches Vergnügen eines Herrschers nach harten Kämpfen erinnert an die Liebe zu Gesang und Lied in den kampfvollen Zeiten des Mittelalters.

Die Barden sind keine Priester, aber sie vertreten die geistigen Interessen des Volkes. Auffallend ist es, daß in Ossian's Gedichten keines Priesters Erwähnung geschieht. Es ist deswegen behauptet worden, Ossian habe aus Haß gegen die Druiden sie und ihre Lehre nicht erwähnt. Aber weder in Fingal's, des Beschützers der Schwachen, des Freundes der Fremden, welcher nach einem erlangten Siege erklärt, er habe nur seinen Freund schützen, aber nicht Länder erobern wollen, noch in unsers Sängers Seele scheint die Anlage zu solchem Hasse zu liegen, der einen ganzen Stand verfolgt hätte. Gesetzt, daß es sehr herrschsüchtige Priester auch zu jener Zeit gegeben hätte, wie in anderen Zeiten Priesterherrschsucht Fürsten unbequem war, so hätte es doch sicherlich das Gemüth eines solchen Dichters nicht über sich vermocht, auf den ganzen Stand einen Haß zu werfen.

Aber zugegeben, Ossian habe aus Haß gegen die wahrscheinlich herrschsüchtigen Druiden alle ihre Lehren nicht berücksichtigt, was für wichtige Lehren von Gott und göttlichen Dingen konnten Jene wohl aufstellen? In einer Zeit, wie die von Ossian geschilderte, unterscheidet sich der geistige Besitz der Priester nicht sehr von dem des

Volkes. Ist dies im Wesentlichen nicht heute noch der Fall? Ein gut unterrichteter Protestant aus dem Bürgerstand kennt alle wichtigen religiösen Wahrheiten; der Unterschied zwischen ihm und dem Geistlichen besteht nur darin, daß der Theolog besser die Gründe aufzustellen vermag, als der Laie, und daß seine Begriffe in besserem, strengerem Zusammenhange stehen.

Einigemal wird, wie der Erklärer meint, der Druiden gedacht. Comala, die Geliebte Fingal's, hört von dem nicht erhörten und rachsüchtigen Nebenbuhler, daß ihr Held, der König von Selma, im Kampfe gefallen ist. „Warum," klagt Comala, „warum sagtest du mir nicht, daß er fallen würde, o zitternder Bewohner des Felsen! Du sahst ihn in dem Blute seiner Jugend, aber du sagtest Comala nichts." Dieser Felsenbewohner soll nach dem Ausleger ein Druide sein. Konnte aber nicht ein anderer Felsenbewohner die Gabe haben, welche einem Druiden zuertheilt wird? Wenn diese Worte sich wirklich auf einen Druiden beziehen, so muß ihnen die Gabe, in die Zukunft zu sehen, allgemein beigelegt worden sein. Befremdend wäre es aber dann, daß Druiden beim Beginn einer wichtigen Unternehmung nicht befragt wurden.

Wie wir gesehen, übernehmen die Seelen der Abgeschiedenen das Amt, auf den Ausgang einer Unternehmung aufmerksam zu machen. Von dem sogenannten Sturze der Druiden wollen wir weiter unten reden.

Der größte Theil von Ossian's Jugend und Mannesalter wurde hingebracht unter kriegerischen Unternehmungen, sowie Jagd und Krieg die wichtigste Beschäftigung der Zeitgenossen waren. Zur Zeit des Krieges waren aber die Barden von der größten Bedeutung; sie können daher gleichsam Krieger-Priester genannt werden.

Auch bei den letzten Ehrenbezeigungen, welche dem gefallenen Krieger erwiesen werden, dürfen die Barden nicht fehlen. „Auf das Wort des Königs schritten wir nach dem stromreichen Crona. Drei Barden begleiteten uns mit Gesängen. Drei Schilde wurden vor uns hergetragen, denn wir sollten aufrichten den Stein zum Gedächtniß der Heimgegangenen. An Crona's moosigem Strome hatte Fingal seine Feinde geschlagen; er hatte weggeschwemmt die Fremden, wie die aufgeregte See. Wir kamen zum Orte des Ruhmes: von den Bergen fiel die Nacht. Ich riß eine Eiche vom Hügel und hoch stieg die Flamme in die Luft. Ich bat meine Väter, herabzuschauen

von den Wolken ihrer Halle; denn bei dem Ruhme ihres Geschlechtes glänzen sie im Winde. Ich nahm einen Stein aus dem Strome, unter dem Gesange der Barden. Das Blut von Fingal's Feinden hing geronnen an seinem Schlamme. Dazwischen legte ich, in Absätzen, drei Buckel von den Schilden der Feinde, wie der Ton von Ullin's nächtlichem Gesange sich hob oder senkte. Toskar legte einen Dolch in die Erde, einen Panzer von tönendem Stahl. Wir erhöhten den Grabhügel rings um den Stein und hießen ihn sprechen zu den kommenden Jahren."

Das Bardenlied bildet einen Theil der Unsterblichkeit und die Barden sind also die lebendigsten Denkmäler großer Thaten und Charaktere. Der Glaube an Unsterblichkeit ist uns bei dieser Betrachtung der Ossian'schen Ansichten von Gott und göttlichen Dingen oft begegnet. Der Glaube daran ist außer Zweifel, aber in Bezug auf den Anfang des neuen Lebens findet sich ein auffallender Widerspruch, wenn wir das auffallend in Ossian's Zeit nennen dürfen, was wir jetzt noch jeden Tag beobachten können. Die gewöhnliche Ansicht, der wir in den Gesängen begegnen, ist, daß, sobald das irdische Leben geendet, die Seele sich zu den Vätern gesellt. Diesem widersprechen folgende Worte: „Weine, Vater von Morar! weine; aber dein Sohn hört dich nicht. Tief ist der Schlaf der Todten; niedrig ihr Kissen von Staub. Nicht mehr werden wir hören deine Stimme; nicht mehr werden wir erwachen auf deinen Ruf. Wann wird es Morgen sein in dem Grabe, welcher den Schlummernden heißt erwachen?"

Der Vorwurf dieses Widerspruchs, wenn wir ihn machen wollen, gilt aber, wie mir scheint, nicht Ossian und seiner Zeit, sondern dem menschlichen Gemüthe. Der Mensch besteht aus einem fortlebenden und einem zum Staube werdenden Theile. Zu gewissen Zeiten hat der geistige Theil mehr Herrschaft, zu andern der niederziehende, zerstiebende Körper. Wenn wir an trüben Herbsttagen, wo den verdorrten Gräsern, dem gefallenen Laube das Bild des Todes aufgedrückt zu sein scheint und bei feuchter Kälte Wolken den Himmel uns verschließen und uns auf diese Erde, wie in ein Gefängniß einengen, wenn wir in so melancholischer Stimmung uns den Gräbern unsrer Freunde nahen, so erscheint uns wohl der Weggang aus diesem Leben wie der Anfang einer lang dauernden, öden Nacht. Aber wenn wir nach einer kräftigenden Ruhe an einem Frühlingsmorgen die Sonne

aufgehen sehen, oder wenn der Zauber der Tonkunst, worin einige unsrer deutschen Musiker besonders mächtig sind, uns in eine andere Welt tragen, dann denken wir nicht mehr an den Moder des Grabes, wo „Milady Wurm" Tafel hält, sondern wir erheben uns zu den Abgeschiedenen, als zu glücklichen Wesen, welche geistiger und freier sind, als wir, und anstatt niedergeschlagen zu sein, fühlen wir eine Sehnsucht nach unsern Vorausgegangenen und nach einem höheren Leben.

Diese zwei verschiedenen Ansichten, welche bedingt sind durch unsre Gefühle, finden wir jetzt noch sehr nahe an einander. Auf einem, noch kein Viertel Jahrhundert alten Friedhof findet sich auf dem Grabe eines wegen seiner Geschicklichkeit und wegen seiner Humanität geachteten Augenarztes folgendes Distichon:

Sanft und dem Wohle der Menschheit geneigt war das Leben des Edlen,
Vielen gab er das Licht, höheres Licht gab ihm Gott.

Der Verfasser dieses Distichons ist der Ansicht, daß sogleich nach dem Tode eine höhere Seelenthätigkeit beginnt. — Ganz nahe an diesem Grabe stehen die Verse:

Schlummere sanft, bis Morgenlicht
Durch des Grabes Dunkel bricht!

Der Verfasser dieser Verse ist ein Anhänger des Glaubens an die tausend- und aber tausendjährige Grabesnacht.

Wenn also Christen des neunzehnten Jahrhunderts so verschieden über denselben Gegenstand denken, kann dann Ossian und seiner Zeit ein Vorwurf deswegen gemacht werden? Mit dem wahren Christusglauben scheint übrigens der Glaube an die tausend mal tausendjährige Grabesnacht gar nicht zusammenzustimmen. „Heute noch werden wir im Paradiese sein."

Man muß sich wundern, wie eine Grabnachtsansicht sich durch so lange Zeiten hinschleppen kann. Außer Christus Ausspruch widerspricht diesem Glauben Alles, was wir mit unsern Kräften entdecken können. In der Natur ist, genau genommen, überhaupt kein Tod. Die Bestandtheile eines zerfallenden Organismus gehen in neue Zusammensetzungen über und nehmen Theil an einem neuen Leben. Die menschliche Seele, welche angefangen hat, ihre Kräfte zu üben, sollte auf einmal wie in einen geistigen Starrkrampf vielleicht auf Millionen Jahre versetzt werden! In diesem Falle müßte der Schöpfer das kleinste Stäubchen, was wieder zum Leben kommt,

mehr begünstigen, als die Seele. Dann, wo sollte denn eigentlich die Schlummerseele sich aufhalten? Ihre zeitherige Wohnung, das Gehirn, wird ja durch „Milady Wurm" zerstört!

Entsprechend den erhebenden Gedanken der Fortdauer der Seelenthätigkeit ist Ossian's Darstellung von dem Empfangenwerden der Abscheidenden durch die Väter. „Steiget herab, ihr leichten Nebel von der Höhe! Ihr Mondstrahlen, erhebt ihre Seele! Bleich liegt das Mädchen auf dem Felsen! Comala ist nicht mehr! — Sehet, Meteore glimmen rings um das Mädchen! Sehet, Mondstrahlen erheben ihre Seele! Rings um sie, von ihren Wolken, beugen sich die ehrwürdigen Gesichter ihrer Väter." Die Ankunft der Seele eines gefallenen Kriegers, eines edeln Mädchens ist ein Fest für die ehrwürdigen Väter. Aber die Krieger, wie die Mädchen, müssen sich eines solchen Empfanges würdig gemacht haben. „Keine dunkle That durfte schleichen im Verborgenen." *)

Eine Jungfrau hält sich der Gesellschaft der Väter in Loda für unwürdig, wenn Gewaltthätigkeit sie um ihre Ehre gebracht hat. Oithona hat ihrem Geliebten, als er Abschied nahm, versprochen, die Halle nicht zu verlassen, bis er wiederkehrte. Ihr Bruder Lathmon zog unterdeß zum Kampfe aus. Oithona saß allein in der Halle, bei dem Schein der brennenden Eiche. Der Wind war draußen in den Bäumen. Sie hörte Waffengeräusch. Freude glänzte in ihrem Gesicht, sie dachte an die Rückkehr des Geliebten. Aber es war der Häuptling von Cuthal, die rothhaarige Stärke von Dunrommath. Seine Augen rollten in Feuer. Das Blut ihrer Leute war an seinem Schwerte. Die, welche Oithona gegen den Rothhaarigen vertheidigt, waren gefallen durch den düstern Häuptling. Was konnte sie thun? Er nahm sie in ihrem Schmerze, unter ihren Thränen stach er in See. Er fürchtete die Rückkehr Lathmon's, Oithona's Bruder.

Der Geliebte kehrt zurück. Kein Laut in der Halle. Kein weit strömender Lichtstrahl kommt zitternd durch das Dunkel. Die Stimme Oithona's läßt sich nicht hören. „Wohin bist du gegangen in deiner Schönheit, schwarzhaarige Tochter von Nuath? Die Thräne war an deiner Wange bei meinem Abschied, geheim hob sich ein Seufzer in deiner Brust, und jetzt kommst du nicht mit Gesängen, mit dem leicht zitternden Tone der Harfe!"

---

*) No dark deed wandered in secret.

Die Thore sind offen und dunkel. Die Winde sausen in der Halle, die Bäume bestreuen den Eingang mit Blättern; des Geliebten Seele zittert um das Mädchen. Im Traume erscheint ihm Oithona. Ihr Haar ist aufgelöst, ihr liebliches Auge schwimmt in Thränen. Blut beschmutzt ihren schneeigen Arm. Ihr Kleid verdeckt halb die Wunde ihres Herzens. „Schläfst du auf dem entfernten Felsen und deine Geliebte ist nieder? Die See rollt um die dunkele Insel Tromathon. Ich sitze weinend in der Höhle! Ich bin nicht allein, Geliebter, der düstere Häuptling von Cuthal ist da. Er ist da in der Raserei seiner Liebe. Was kann Oithona thun?"

Die Winde kamen sausend vom Hügel. Gaul (der Geliebte) fuhr auf den Wogen der Tiefe. Am dritten Tage erhob sich Tromathon, wie ein blauer Schild mitten in der See. Oithona saß an der Küste. Als sie Gaul sah in seinen Waffen, fuhr sie auf und wendete ihr Auge ab. Ihre liebliche Wange ist gewendet und roth; ihr weißer Arm zittert an ihrer Seite. Dreimal versuchte sie, seiner Gegenwart zu entfliehen, dreimal versagten die Schritte, als sie ging.

Während die Liebenden zusammen sprechen, bemerkt Oithona ihren Tyrannen, den Zerstörer ihrer Seelenruhe, welcher mit zahlreichem Gefolge ankommt. Gaul, der Geliebte, hat nur drei Begleiter, aber sie rüsten sich zum Kampfe. Der Gegner wird getödtet. Während des Kampfes hat Gaul der Geliebten befohlen, in der Höhle zu bleiben. Als er zurückkommt, sieht er in der Höhle einen jungen Krieger, welcher ermattet und verwundet an dem Felsen lehnt. Gaul erbietet sich, seine Kenntniß der heilenden Kräuter zu seinem Besten anwenden zu wollen, aber wen entdeckt er in der Rüstung? Oithona selbst ist es! Sie war dem Geliebten in den Kampf gefolgt und tödtlich verwundet worden. Auf die Frage Gaul's an den vermeintlichen jungen Krieger, „Wer sind deine Väter?" hatte Oithona geantwortet: „Meine Väter waren von dem Geschlechte der Mächtigen; aber sie werden sich nicht meinetwegen betrüben, denn meine Ehre ist verschwunden, wie der Nebel des Morgens. Sohn Morni's," fuhr sie, nachdem in dem jungen Krieger sie entdeckt war, fort, „bereite das enge Grab! Schlaf kommt, wie Dunkelheit, in meine Seele. Oithona's Augen sind dunkel. O hätte ich gewohnt in Durranna, in dem hellen Glanz meiner Ehre! Dann würden meine Jahre gekommen sein mit Freude, die Jungfrauen würden segnen meine

Schritte. Aber ich falle in meiner Jugend, Sohn Morni's, mein Vater wird erröthen in seiner Halle!“

Der in die Heimath zurückkehrende Gaul berichtet Ossian das Ende seiner Geliebten, und dieser ergreift die Harfe zum Lobe Oithona's, wodurch nach der herrschenden Ansicht die Väter versöhnt wurden. Hatte doch das Mädchen für ihren Geliebten und gegen ihren Räuber gekämpft und im Kampfe die Todeswunde empfangen!

Mit diesem geistigen Werthe, oder mit diesen Eigenschaften des Gemüthes, welche gefordert werden, um in Loda freudig aufgenommen zu werden, hängen auch körperliche Bezeichnungen zusammen, welche mehr auf Reinheit des Gemüthes, als auf südlich schmelzenden Reiz Rücksicht nehmen. Das sanft rollende Auge der Jungfrau, welches Sternen gleicht, die Brust von Schnee, die weiße Hand. Der Gürtel der Venus, die ewig junge Hebe, die Grübchen im Kinn, in welchen Amor sein Lager aufgeschlagen, sind anmuthig und lebensvoll; aber das Bild eines nordischen blauäugigen, weißarmigen Mädchens, das verkleidet dem Geliebten in den Kampf folgt, getödtet und von den Mondstrahlen zu der Wohnung der sie erwartenden Väter getragen wird, ein solches Bild macht einen größeren, wohlthuenderen und dauerndern Eindruck.

Obgleich in Loda keine besonderen Strafen festgesetzt sind für die, welche nicht edel gehandelt haben, außer der, daß sie durch den verdunkelnden Schild Cruth-Loda's von den Glücklichen geschieden werden, so finden wir doch, wie sonst auch öfter das Gefühl schärfer spricht, als Gesetze, daß auch für Handlungen, die vielfach zu entschuldigen sind, bei sonst rühmlichen Gefährten Ossian's für das Gemüth Strafe eintritt. Als Cuthullin mit dem Scandinavier Swaran lange gekämpft und zuletzt nach Verlust einer großen Anzahl seiner Mannen sich zurückziehen mußte, seufzte er: „Unglücklich ist meine Hand, seitdem ich meinen Freund erschlagen. Ferda, Sohn Dammans, ich liebte dich, wie mich selbst.“

„Ferda kam von Albion, Herr von Hunderten von Hügeln. In Muri's Halle lernte er die Waffen und gewann die Freundschaft Cuthullin's. Wir gingen zusammen auf die Jagd, wir hatten dasselbe Bett auf der Haide.“

„Deugala war die Gemahlin Cairbar's, des Häuptlings der Ebenen von Ullin. Sie war umflossen von dem Lichte der Schönheit, aber ihr Herz war die Wohnung des Stolzes. Sie liebte jenen

Sonnenstrahl von Jugend, den Sohn des edlen Damman. Cairbar, sagte die weißarmige Deugala, gib mir die Hälfte der Heerde. Ich will nicht länger bleiben in deinen Hallen. Theile die Heerde, düsterer Cairbar! Laß Cuthullin, sagte Cairbar, meine Heerde auf dem Hügel theilen, sein Herz ist der Sitz der Gerechtigkeit. Du Licht von Schönheit wandere!"

Cairbar wird, wie erwähnt, als Inbegriff aller gehässigen Eigenschaften dargestellt. Seine auserkorene Deugala war ihm ähnlich, aber trotz der Aehnlichkeit wollte sie nicht bei ihm bleiben. Wahrscheinlich hatte sie sich den jungen Ferda auserkoren.

„Ich ging", fährt Cuthullin fort, „und theilte die Heerde. Ein schneeweißer Bulle war noch übrig. Ich gab ihn Cairbar. Die Wuth Deugala's erhob sich."

„Sohn Damman's, begann die Schöne, Cuthullin hat meine Seele betrübt. Ich muß von seinem Tode hören, oder Tubar's Strom soll über mich rollen! Mein bleicher Geist soll neben dir wandern und betrauern die Wunde meines Stolzes. Vergieße das Blut Cuthullin's oder durchstoße diese sich hebende Brust. Deugala, sagte der schönhaarige Jüngling, wie kann ich den Sohn Selmo's erschlagen? Er ist der Freund meiner geheimen Gedanken. Soll ich also das Schwert erheben? Sie weinte drei Tage vor dem Häuptling, am vierten sagte er, er wolle sich schlagen. — Wir fochten auf der Ebene von Muri. Unsre Schwerter vermieden eine Wunde. Deugala war nahe mit einem Lächeln und sagte zu Damman's Sohne, dein Arm ist schwach, Sonnenstrahl der Jugend. Ergib dich dem Sohne Selmo's. Er ist ein Felsen auf Malmor."

„Die Thräne ist im Auge des Jünglings. Stotternd sagte er zu mir, Cuthullin, erhebe deinen Schild. Vertheidige dich gegen die Hand deines Freundes! Meine Seele ist belastet mit Kummer, denn ich muß erschlagen den edelsten der Menschen."

„Ich seufzte, wie der Wind in einer Spalte des Felsens. Ich hob hoch die Schärfe meines Stahles. Der Sonnenstrahl der Schlacht fiel, — der erste von Cuthullin's Freunden. — Unglücklich ist die Hand Cuthullin's seitdem!"

Obgleich diese Tödtung unfreiwillig war, so zeigt sich aus der Stimmung Cuthullin's, wie bei entschuldbaren Handlungen nach dem Glauben der Zeit die Vergeltung d. h. Strafe nicht ausbleibt. Man könnte diese Regung des Gewissens oder des Gefühles bei

Cuthullin eine zarte nennen. Wir haben öfter Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß auch bei wenig cultivirten Völkern die Grundsätze, nach welchen unsre Handlungen zu leiten sind, besser entwickelt sind, als die Begriffe von Gott.

Eine Befriedigung des vorherrschenden Gemüthes ist die Vorstellung des Familienhimmels. Die Stammgenossen, welche zusammen gelebt, gekämpft, gewagt und gelitten, finden sich alle wieder zusammen, wenn der irdische Kampf vorüber ist. Wenn Nachricht gebracht wird, oder wenn die viel beachtete Ahnung anzeigt, daß ein Stammgenosse, ein Krieger oder Seefahrer fern von dem heimischen Boden und Küsten stirbt, so müssen die überall wirksamen Barden durch ihre Gesänge die Rückkehr der Abgeschiedenen auf die heimischen Hügel und nach der Vätergesellschaft in Loda bewirken.

In Loda versöhnen sich auch die, welche die heftigsten Feinde gewesen waren. Sie trinken aus demselben Becher. Die Alles verherrlichende Harfe, die alten Barden dürfen nicht fehlen.

Wie die Bewohner von Morven, vom grünen Erin sich Loda dachten und das Zusammenleben der Abgeschiedenen, so stellen auch die Scandinavier es sich vor, die ehemaligen Jäger jagen nach Thieren aus Wolken. Die Ruhe, welche z. B. von den Indiern so sehr geliebt wird, ist dem an Kämpfe gewöhnten Nordländer zuwider. Es ist dies der Glaube des ganzen Nordens. Die Vorstellungen der Germanen von Walhalla, von den Beschäftigungen der Abgeschiedenen sind ziemlich dieselben. Auch die Versöhnlichkeit fehlt nicht. Ossian benutzt diese Vorstellung, um unter Feinden, welche die Feindschaft von den Vätern geerbt haben, Versöhnung zu stiften.

Er wurde einstmals von Fingal zur Unterstützung eines Freundes in Scandinavien geschickt. Der Freund war hart belagert, und Fingal's Vater und der des Belagerten waren zusammen vergnügt bei festlichen Mahlen gewesen. Die Gastfreundschaft mußte sich auch in der größten Gefahr bewähren.

Der Belagerte hatte zum Gegner denselben Krieger, welchem er seine Tochter abgeschlagen hatte, weil die Väter Feinde gewesen waren. Ossian kam, besiegte den Feind und nahm ihn gefangen. Der befreite König will aus Dankbarkeit dem jungen Ossian seine Tochter geben. Ossian bemerkt aber, daß das Mädchen den gefangenen Belagerer von ganzer Seele liebt. Der edle Sohn Fingal's verzichtet auf das schöne Geschenk, bringt eine Aussöhnung zwischen

dem Könige und dem Gefangenen zu Stande und bewirkt so, daß der Belagerer der Eidam des Königs wird. „Eure Väter," hatte Ossian zum Könige gesagt, „sind Feinde gewesen, aber jetzt erfreuen sich ihre nebligen Geister im Tode. Sie strecken ihre Hände von Nebel nach derselben Schale in Loda. Vergeßt ihre Wuth, Krieger, es war die Wolke vergangener Jahre."

Obgleich die Anhänglichkeit, ja parteiische Anhänglichkeit an die lebenden Verwandten, an den Stamm bei den Bewohnern von Loda fortlebt, zeigt die Aussöhnung der langjährigen Feinde doch, daß die Leidenschaften in Loda aufhören. Denn wenn es manchmal scheint, als fühlen die Bewohner der wolkigen Loda die heftigsten Leidenschaften, so erwachen sie doch nicht der eigenen Person, der eigenen Interessen wegen. Die Regungen sind geistiger.

Sollte der Grund dieser Versöhnlichkeit für die eigene Person bloß darin liegen, daß sie in der Nähe des die unsterbliche Schale reichenden Cruth-Loda alle als Mieglieder derselben Familie sich ansehen, nicht bloß desselben Stammes? Sollte nicht die Ahnung einer größeren Vollkommenheit der Seele selbst jene aus der selbstischen Erde stammenden Schlacken abwerfen lassen?

So haben wir die Kämpen Ossian's von ihren durch Erinnerungen an die Tugenden der Alten geleiteten Thaten, von ihrer Kampfeslust in Schlachten und ihrer Gastfreundschaft in Tagen des Friedens, begleitet bis zu dem Empfange der himmlischen Schale in Loda, wo eingewurzelte Feindseligkeit aufhört.

Wir sehen, daß bei aller jener Zeit angehörigen Wildheit sehr edle Keime sich entwickelt haben. Die moralische Bedeutung jenes Zeitalters ist verhältnißmäßig sehr hoch anzuschlagen. Daß die Begriffe von Gott sehr mangelhaft sind, zeigt eben die Jugend des Volkes. In Bezug auf die Weltschöpfung fanden wir keine bestimmten Begriffe. Macht hat Cruth-Loda über die Elemente, über Menschen und ihr Geschick; aber seine Macht erstreckt sich nicht über die Landesgrenze. Sein Volk beachtet Cruth-Loda wie seine Familie. Er selbst nimmt Theil an der Freude Derer, welchen nach edel vollendetem Erdenleben bei der Ankunft in der Wolkenburg die himmlische Schale gereicht wird.

Bei aller Unvollkommenheit der Entwickelung, ja bei manchem Widerspruch, zum Beispiel Fingal's Kampf gegen den Geist der Nacht, oder Cruth-Loda selbst, wenn er seinen Wünschen oder

seiner Ehre entgegen ist, macht diese jugendliche Welt einen tiefen Eindruck.

Diese wahre Natur, welche bei manchen Fehlern hohe Tugenden offenbart, ist es, welche diesen Gedichten eine so große Anzahl von Lesern, von Verehrern zugeführt hat.

Die Ossian'sche Welt ist keine gemachte. Es ist ein Stück Jugendgeschichte des Menschengeschlechts. Eine solche Jugendzeit entwickelt sich in einem Lande besser, als in dem anderen.

Nicht Alles, was uns anzieht in den Gedichten, ist Ossian's Verdienst. Dem poetischen Geiste des Volkes, welcher Loda mit den Seelen der Abgeschiedenen bevölkerte, welcher diese Seelen in Höhlen, in Wolken, an Gräbern sich über Menschen unterhalten läßt, gehört ein großer Theil des Reizes, welchen wir empfinden. Es wäre in diesem Sinne nicht unrecht, zu behaupten, das Volk sei selbst mit Dichter gewesen.

So ist es auch nur zu verstehen, wenn man behauptet hat, die Gedichte Homer's hätten viele Verfasser. Die ganze Welt, welche dargestellt wird, ist freilich aus dem schaffenden Geiste gar Vieler im Volke entstanden. Der Dichter benutzt, was Besitzthum des ganzen Volkes ist. Er gibt den Schöpfungen vielleicht eigene Ansichten mit, aber sicher weniger, als in Jahrhunderten, wo Alle sich nicht mehr so ähnlich sind und sehr weit auseinander gehende Bestrebungen der Einzelnen eingetreten sind.

So ist Ossian gewiß oft Geschichtschreiber oder Darsteller von dem, was der Volksgeist ausgedacht und geschaffen, ohne daß dem Barden daraus der geringste Abzug seines Verdienstes entstände. Wir würden sagen, kein Blatt wird dadurch aus dem Lorbeerkranze des Dichters gerissen, wenn auf der Nebelinsel so gut Lorbeerbäume wüchsen, wie eine poetische Welt dort wachsen konnte.

Diese poetische Welt, welche Andere so mächtig anspricht und entzückt, hat auf einige Kritiker einen andern Eindruck gemacht. „Das ganze Interesse, welches Ossian erregt hat, kam daher," sagt Dr. Scheer in seiner englischen Literaturgeschichte, „daß man einen mythischen Prinzen als Verfasser vermuthete." Man kennt die Begeisterung Goethe's für den Dichter der Nebelinsel. Als Werther gefragt wurde, wie ihm die Tochter des Amtmanns, die er schon liebte, gefalle? meinte er, wie kann man ein solches Wort, ein so alltägliches, anwenden? Gestern fragte mich Jemand, wie mir

Ossian gefiel? Goethe fühlte gegen Ossian eine Neigung, wie gegen die Geliebte. Ist Goethe wohl auch „durch den mythischen Prinzen" zu seiner leidenschaftlichen Liebe zu Ossian verleitet worden?! Wessen Gefühl erlaubt, anzunehmen, daß bei dem Enthusiasmus für Ossian's Gesänge die Vorstellung des „mythischen Prinzen" das Meiste oder Alles gethan habe, dem kann man mit vollem Rechte allen Sinn für Poesie absprechen.

Daß die Stimmung für die Dichtungen Ossian's nicht mehr die des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts ist, hat seinen Grund in andern Dingen als in dem „Aufgeben des Gedankens, der Verfasser sei ein mythischer Prinz gewesen."

Den Dichtern unsrer Tage ergeht es, wie den Ereignissen unsrer Tage; nach Verlauf von so und so viel Stunden, Tagen oder höchstens Wochen sind sie vergessen. Wer denkt denn jetzt noch an den, noch nicht lange her alle Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Eugen Sue? Und Sue paßt besser für unsern Zeitgeist, als Ossian.

Was übrigens das Aufgeben der Vorstellung betrifft, Ossian sei ein mythischer Prinz gewesen, so ist zwar richtig, daß er kein mythischer Prinz war, sondern daß er der Sohn eines mächtigen Kriegers war, daß er selbst in Schlachten sich hervorgethan, aber noch mehr im Bardenlied. Wenn aber der Verfasser der englischen Literaturgeschichte behauptet, man glaube jetzt allgemein, daß Macpherson der eigentliche Schöpfer dieser Gedichte sei, so muß er sich nicht viel um die Ansichten der Lebenden, die nicht allemal ihre Gedanken schriftlich niederlegen, bekümmert haben.

Wer diese Gedichte ohne Vorurtheil liest und Macpherson's einzelne Aussprüche, ich will nicht sagen, seine Gedichte vergleicht, ist überzeugt, daß eine Seele, wie Macpherson's, solche Gedichte nicht schaffen konnte. Macpherson's Aeußerungen, namentlich über Poesie und Gedichte selbst, zeigen weder den genialen Menschen noch Dichter.

Es ist doch seltsam, welche Stufen die deutsche Kritik auf- und absteigt. Voß, der Uebersetzer Homer's, der mit besonderer Liebe an dem Griechen hängt, behauptet, „Ossian ist ein größeres Genie, als Homer." Der Verfasser der angegebenen englischen Literaturgeschichte fühlt sein poetisches Richteramt nicht herabgesetzt, wenn er Ossian's Gedichte als aus Macpherson's Geiste hervorgegangen annimmt.

Ueber Homer's Gedichte ist viel gestritten worden, aber Niemand hat behauptet, Pisistratus, der sie gesammelt, habe sie auch geschaffen.

In einem besondern Schriftchen von Talvy 1854 wird nachgewiesen, daß alle Erzeugnisse der Poesie jener Zeit den Ossian'schen nicht gleich kommen. Es hat auch Niemand behauptet, alle Dichter vor Homer wären diesem gleich gewesen. Ja, Hesiod, der ihm erst folgte, konnte sich auch nicht zu seiner Höhe erheben. Diese Sucht, herabzusetzen, alles Hohe so weit abzunehmen, bis es der alltäglichen Mitte gleichkommt, steht nicht als etwas Einzelnes in der Kritik über Poesie, sie hat ihre Genossenschaft auch in andern Fächern. Ich erinnere an Strauß, Vogt und Consorten. Man könnte diese Periode die der principiellen Erniedrigung oder Auflösung alles Großen und Hohen nennen.

Der lange Streit über die Echtheit der Ossian'schen Gedichte ist allerdings durch das Betragen Macpherson's selbst veranlaßt worden. Als er die ersten Gedichte, sehr einzeln, herausgab, behauptete er, er liefere Uebersetzungen. Die Aufmerksamkeit, die Theilnahme des Publicums wurde aber größer, als er vielleicht vermuthet hatte. Viele, die sich dem Genusse dieser poetischen Schöpfungen hingegeben hatten, wollten sich selbst Rechenschaft geben und verlangten also Aufklärung vom Uebersetzer. Derselbe hatte ausdrücklich gesagt, er übersetze die Gedichte aus einem gälischen Originale. Man verlangte, er möge das Original bekannt machen. Macpherson zögerte und zögerte und endlich — kam kein Original zum Vorschein.

Der Grund war, Macpherson hatte die Gesänge aus dem Munde des Bergvolkes gehört. Er hatte aber einmal öffentlich gesagt, er habe nach einem Manuscript übersetzt, und diese seine Behauptung, stelle ich mir vor, wollte er nicht zurücknehmen. Es wurden harte Aeußerungen gegen Macpherson laut. Man hörte Ausdrücke wie „der Lügner Macpherson." Um dem „Beifallssturme," welchen seine vermeintliche Autorschaft ihm eingetragen, und Untersuchungen, man könnte fast sagen juristischer Art, zu entgehen, suchte er eine Anstellung bei der englischen Verwaltung in Nordamerika.

Wäre er wirklich Verfasser der Gesänge gewesen, wie leicht hätte er sich aus den unangenehmen Verhältnissen ziehen können, ohne deshalb über den atlantischen Ocean zu segeln! Hätte er die Autorschaft eingestehen können, so war das frühere Benehmen bloß Bescheidenheit gewesen. Niemand würde ihm darüber einen Vorwurf haben machen können. Warum that er das nicht, was so leicht war?

Es heißt doch wirklich unter der menschlichen Seele sich etwas ganz Anderes denken, als sie ist, wenn man annimmt, daß Macpherson sich lieber Lügner nennen läßt oder aus Aerger über solche Beleidigungen sein Alt-England verläßt, als daß er sich als Schöpfer der bewunderten Gesänge bekennt und des Dichterruhmes in seiner Heimath sich erfreut.

Daß die Gesänge so lange im Munde des Volkes blieben, ist bei Bergvölkern, welche von dem raschen Treiben des Städtegewühles abgeschlossen sind, nicht befremdend. Engländer, welche zu dem Zwecke Reisen zu den schottischen Gebirgsstämmen machten, um die fragliche Sache zu untersuchen, bestätigten und bestätigen, daß die Gesänge wirklich noch im Gedächtnisse des Volkes sind. Man wird es nicht auffallend oder besonders tadelnswerth finden, wenn der Uebersetzer nicht Wort für Wort übersetzt hat. Auch ist es nicht unmöglich, daß im Laufe der Zeit von dem singenden Volke selbst ein anderer Ausdruck angenommen oder beliebt wurde.

Unsre Absicht war, aus dem Inhalte der Gedichte nachzuweisen, daß die Macpherson von Einigen aufgezwungene Autorschaft sich widerlegt. Wir kennen keinen Dichter der Neuzeit, der nicht, wenn er frühere Jahrhunderte schildert, Ansichten seiner Zeit und seiner Umgebung, vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, mit einwebt. Wir beobachten dies bei den genialsten Dichtern. Den geistigen Inhalt eines Volkes, einer wichtigen Zeit aufzufassen, besitzt Shakspeare bekanntlich die größte Kraft. Deßungeachtet ist das Urtheil eines sehr großen Kenners, Goethe's selbst, bekannt, welcher behauptet, die von Shakspeare geschilderten Römer sind „eingefleischte Engländer.“ Das Nächste wird immer zu Grunde gelegt.

Von unserm Schiller wollen wir nicht sprechen. Schiller ist zu subjectiv, um etwas Gegebenes, Vorliegendes rein darstellen zu können. Man denke sich die Schweizer Bauern, welche sprechen, als seien sie nicht auf hohen Alpen in Gefahren, sondern auf hohen Schulen in philosophischen Betrachtungen geübt worden.

Von den Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts finden wir aber in Ossian's Gesängen keine Spur, eben so wenig anderswo, als in den Ansichten von Gott und göttlichen Dingen.

Meiningen. Dr. **Oswald.**

Leben und Schriften des Andreas Gryph.

Der nachfolgende Aufsatz ist eigentlich nur ein Theil einer größeren Arbeit. Ich beabsichtigte anfangs, Gryphius zum Gegenstande einer besonderen Monographie zu machen, da dasjenige, was ich Neues über sein Leben und seine Schriften aufgefunden hatte, mir nicht unwesentlich erschien. Aber wenn dies auch wirklich der Fall ist, so war das Gefundene dennoch nicht der Art, daß die ästhetische Beurtheilung des Dichters dadurch in durchgreifender Weise umgestaltet werden dürfte. Dies veranlaßt mich, die Kritik von Gryphius' Schriften aufzugeben und nur jenen historischen Theil meines ursprünglichen Thema's wirklich auszuarbeiten, den ich hiermit den Lesern des Archivs übergebe.

Sämmtliche Nachrichten, die über das Leben des Dichters verbreitet sind, haben, außer in mündlichen Erzählungen und in den Werken desselben, ihre erste Quelle in seinem eigenen Tagebuche, das er von früher Jugend an bis in sein späteres Lebensalter geführt hat. Dies „Diarium" hat noch im Jahre 1702 existirt, wo es Leubscher, der eine Tochter des Christian Gryphius zur Gemahlin hatte, zu seinem „Schediasma de claris Gryphiis Brieg 1702" benutzte. Ebenso ist es aber auch in den Händen des Baltzer Siegmund von Stosch gewesen, der bereits ein Jahr nach Andreas Gryphius Tode 1665 seinen „Abdanckungs-Sermon und Christlichen Lebens-Lauff" herausgab. Zu den genannten Biographien kommen noch zwei Leichenpredigten, die am Tage seines Begräbnisses, dem 27. Juli 1664, gehalten und im folgenden Jahre, wie es in beiden heißt, „auff Begehren den Hochleidtragenden übergeben und zum Drucke außgefertiget sind." Ihre Verfasser sind die Geistlichen Caspar Knorr und Sigmund Pirscher, und wir verdanken ihnen Mitthei-

lungen über manche bisher unbeachtet gebliebenen Momente aus dem Leben des Dichters. Hiermit sind aber auch die primären Quellen erschöpft: in den Schriften seines Sohnes, in den Stammrollen der Fruchtbringenden Gesellschaft, in verschiedenen Werken seiner Zeitgenossen oder wenig später lebender Personen sind nur wenige und vereinzelte Nachrichten über die Verhältnisse seines Lebens und seiner schriftstellerischen Thätigkeit vorhanden.

Die zweite Gattung von Quellen, die eine reiche und unter Umständen auch sichere Ausbeute gewährt, sind Gryphius' Werke. In diesen sind nach der Sitte der Zeit die besonders herausgekommenen Partien mit Widmungen des Dichters an Freunde oder hochgestellte Personen versehen, aus denen sein jedesmaliger Aufenthaltsort und die Zeit ihrer Abfassung hervorgeht. Außerdem beziehen sich seine lyrischen Gedichte oft auf Begebenheiten seines eigenen Lebens und enthalten Reflexionen über sein oder seiner Angehörigen Schicksal. Dazu kommt endlich, daß sich aus den verschiedenen Gesammt- und Einzelausgaben seiner Schriften und gelegentlichen Notizen in denselben mancher Rückschluß machen läßt, der bisher noch nicht gemacht ist. Freilich sieht man auch leicht, daß hierbei die größte Vorsicht angewendet werden muß. Bezeichnend hierfür ist schon der Umstand, daß einer jener zahllosen Druckfehler, die die meisten deutschen Werke des siebzehnten Jahrhunderts entstellen, ausreichend sein kann und in der That nicht selten dazu ausgereicht hat, um zu vollständig falschen Schlüssen zu führen. Ebenso groß aber ist auch die andere Gefahr, der die Benutzung der eben genannten Quellen aussetzt; es bleibt nämlich stets bedenklich, a posteriori zu bestimmen, wie weit in einem Gedichte Dichtung und Wahrheit gemischt ist.

Die Schriften, welche oben genannt sind, bilden nun die Grundlage zu den Artikeln in den verschiedenen Gelehrten- und Dichter-Lexicis, indeß in der Weise, daß meistens nur eine oder die andere derselben benutzt ist und man sich bald nur an die secundären und unvollständigen Nachrichten seiner nächsten Vorgänger hielt. Dies gilt noch von Jördens, der außer vielem Fehlerhaften nur noch eine Inhaltsangabe der letzten Ausgabe von Gryphius' Werken von 1698 gibt und eine beliebige Anzahl von Schriften aufführt, in denen Gryphius erwähnt oder beurtheilt wird.

Erst G. G. Bredow (Ein Nachlaß, herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch. — Breslau 1816 und 1823) hat den Versuch gemacht, die

allmälig mehr und mehr corrumpirten Nachrichten wieder zu berichtigen, ohne daß er indeß in allen Punkten das Richtige getroffen hat. Es ist dies freilich nur zum Theil seine eigene Schuld, denn er entbehrte nicht unwichtiger Quellen und Hülfsmittel, die uns jetzt zu Gebote stehen und in Folge derer manche von den seinigen ganz abweichende Resultate zu Tage kommen. Da aber seine Abhandlung in allen literaturgeschichtlichen Werken der neueren Zeit zu Grunde gelegt ist, beispielsweise von Gervinus, Koberstein, Gödeke, Wilhelm Müller in der Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, so erschien es um so nothwendiger, eine neue Darstellung an Stelle der bisherigen treten zu lassen.

Gleich die ersten Punkte, die wir zu berühren haben, enthalten Abweichungen von den bisherigen Annahmen: sie betreffen den Namen und den Geburtstag des Dichters.

Der Name Gryphius kommt schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts uud vielleicht noch früher vor, und Alle, die ihn führen, waren deutschen Ursprungs. So starb 1556, 63 Jahre alt, der gelehrte, mit dem jüngeren Skaliger und mit Konrad Geßner befreundete Buchdrucker Sebastian Gryphius in Lyon, der aus Reutlingen im Schwäbischen gebürtig war. Dessen Sohn Anton und ein gleichzeitiger venetianischer Buchdrucker Johann werden gleichfalls aufgeführt, und in Leubscher's obenerwähntem Schediasma, in Briefen von Christian Gryphius, die Bredow benutzt hat, werden mehrere andere erwähnt, die denselben Namen geführt haben. Alle haben indeß, soviel sich ermitteln läßt, nur von der latinisirten Form ihres Namens Gebrauch gemacht. Es liegt aber die Frage nahe, welches denn der deutsche Name gewesen ist. Einige, wie Bredow, Müller, Koberstein behaupten mit Entschiedenheit „Greif;“ Andere, wie Gottsched, Franz Horn, Gervinus brauchen stets die Form „Gryph;“ daß an sich Beides möglich wäre, liegt auf der Hand, richtig aber ist das Letztere. In der Frankfurter Ausgabe von 1650, der ersten, welche eine größere Sammlung der Werke des Dichters gibt, ebenso in der freilich nur nachgedruckten Straßburger von 1652, ist auf dem Titelblatt der Name in der ersten „Griph“, in der zweiten „Gryph“ geschrieben. Freilich bemerkt Gryphius selbst in einer Notiz der Leipzig-Breslauer Ausgabe von 1663, daß der Titel jener Frankfurter und die letzten fünf Sonette nicht von ihm stammten; aber es wäre in diesem Falle doch natürlich gewesen, daß er den

falschen Gebrauch seines Namens gerügt hätte. Noch ein viel größeres und offenbar das entscheidende Gewicht ist aber darauf zu legen, daß seine Zeitgenossen, so oft sie ihn deutsch bezeichnen, stets „Gryph" schreiben. In den zahlreichen Gedichten, die auf Gryphius' Tod von dem dichtenden Deutschland gefertigt wurden, begegnet uns die Form „Gryph" außerordentlich oft, beispielsweise in denen von Daniel Caspari, Caspar Löscher, Heinrich Mühlpfort, Peter Gigas. Dagegen findet sich der Name „Greif" nicht ein einziges Mal. In Vergleich mit so zahlreichen Zeugnissen scheint mir der von Bredow aus einem Brief des jüngeren Gryph gezogene Beweis, daß ein entfernter Verwandter sich Robert von Greif genannt habe, nicht stichhaltig.

Auch der Tag der Geburt unsers Dichters ist bisher nicht mit Sicherheit festgestellt worden. Die älteste Quelle hierfür ist die Ausgabe des ersten Buches der Epigramme — Leyden 1643, in denen das einundzwanzigste folgende Ueberschrift hat: „Der Autor über seine Geburt, d. 11. Octob. A. CIↃIↃCXVI. h. 12. p. m." In der Frankfurter Ausgabe ferner ist die Ueberschrift eines Sonettes: „Auf die letzte Nacht seines XXV Jahres den 11. Octobr. St. Gregor." Diesen beiden Angaben folgen alle übrigen Ausgaben; nur ist die „11" öfters so gedruckt, daß sie bei unaufmerksamem Lesen auch als eine römische II angesehen werden kann. Dagegen gibt Gryphius' Biograph, Stosch, den 2. October als dessen Geburtstag an, und erwähnt noch ausdrücklich, daß er am 4. desselben Monats getauft sei. Diese Widersprüche lösen sich einfach dadurch, daß Gryphius, wie wir oben sehen, seine Geburt nach dem Gregorianischen Kalender bezeichnete, während sie nach dem bei den Protestanten noch herrschenden Julianischen zehn Tage früher anzusetzen wäre. Freilich entsteht so eine Differenz von einem Tage, die indeß, wie auch schon Bredow bemerkt hat, dadurch zu erklären ist, daß er um Mitternacht, also an der Grenze des 1. und 2. Octobers Julianischen Stils geboren wurde. Demnach ist nach gegenwärtiger Rechnung entschieden der 11. October der richtige Tag.

Wir wenden uns nach diesen etwas minutiösen Untersuchungen zu der wirklichen Darstellung von Gryphius Leben, und müssen zu diesem Zwecke zunächst uns Diejenigen seiner Angehörigen vorführen, die für seine geistige Entwickelung von Bedeutung gewesen sind.

Der Vater des Dichters, Paul Gryphius, war Archidiakonus in Großglogau. Dieser hatte aus einer früheren Ehe einen älteren Sohn, gleichfalls Paul mit Namen, der wie sein Vater Geistlicher war; zuerst bekleidete er eine solche Stelle auf einem Dorfe, später unter dem Schutze einer schwedischen Besatzung in Frankfurt, bis er, durch die katholische Partei von hier vertrieben, Superintendent in Crossen wurde, wo er am 21. November 1640 in einem Alter von 39 Jahren starb (Son. 1, 50). Wir würden seiner nicht gedacht haben, wenn Andreas nicht in vielen Gedichten mit großer Verehrung von ihm spräche (Son. 1, 15, 17, 37, 50. — Epigr. 2, 26 und 3, 50). Er rühmt dessen Schrift „Geistliches Schuldbuch," er widmet dem jüngeren Paul Gryphius, dem Sohne seines Bruders, die erste Ausgabe seiner Feiertagssonette (Leyden 1639) und tröstet ihn über den Verlust seiner auf der Flucht von Freistadt geborenen Tochter, indem er sie also redend einführt (Epigr. 3, 50):

Ich habe dise Welt beschaut und bald gesegnet,
Weil mir auff einen Tag all' Angst der Welt begegnet.
Wo ihr die Tage zehlt; so bin ich jung verschwunden,
Sehr alt, wofern ihr schätzt, was ich für Angst empfunden.

Alles überhaupt zeigt, daß zwischen beiden Brüdern trotz einer Altersverschiedenheit von sechzehn Jahren ein inniges Verhältniß obgewaltet hat.

Noch im spätesten Mannesalter schloß der ältere Gryphius eine dritte Ehe, indem er ein über dreißig Jahre jüngeres Mädchen, Anna Ehrhard, heirathete. Sie wurde Mutter von zwei Töchtern und einem Sohne; der letztere war unser Dichter. Eine der Töchter starb nach einer kurzen Ehe mit Dittrich Baum in demselben Jahre wie ihr Bruder Paul, die andere wird weiter in den Gedichten nicht erwähnt; doch lernen wir aus denselben zwei Schwäger des Andreas kennen, „Herrn Friedrich Lebel, vornehmen Bürger und Handelsmann in Danzig," dem er unter dem 9. Januar 1652 von Glogau aus die „Thränen über das Leiden des Herrn" widmet, und einen Dr. Christoph Becker, der sich in den Trauergedichten über Gryphius Tod selbst so bezeichnet.

Die erste Jugend von Andreas Gryphius fällt mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges zusammen. Wie Schlesien früh ein Schauplatz der Greuel desselben wurde, so stand seine Geburtsstadt auch vor dem Ausbruch des eigentlichen Kampfes in heftigem Zwiste

mit ihrem katholischen Grundherrn Georg von Oppersdorf (Menzel's Geschichte der Deutschen Bd. 7, S. 68). Parteistellung und Religionshaß traten in schroffer Weise hervor, und auch Gryphius hatte in seinem Vater ein Opfer dieser Verhältnisse zu beklagen. Im Januar 1621 starb dieser plötzlich, ohne daß eine Krankheit seinem Tode vorangegangen wäre. Weder Stosch noch Leubscher, die offenbar keinen Anstoß geben wollen, sprechen bei dieser Gelegenheit einen Verdacht aus. In einem Gedichte aber, das erst in die letzte Ausgabe seiner Werke von 1698 aufgenommen ist, gibt Gryphius in einfachen Worten den Grund dieses plötzlichen Todesfalles an:

Er fiel durch Gift, das ihm ein falscher Freund gegeben,
Der oft vor seinem Muth und hohen Geist erblaßt.

Dasselbe Gedicht gibt dann in seinem weiteren Verlaufe Auskunft über die traurigen Eindrücke seiner frühen Jugend:

Eh' ich die rauhe Last
Und den Verlust empfand, hat die so schwache Glieder
Des Febers Hitz entsteckt, die Krankheit warff mich nieder,
Der Tod schwärmt über mir. Doch weil ich ihn begehrt,
Hat mir der Menschen Feind den Rücken zugekehrt,
Und nahm die Seele weg im Mittel ihrer Tage,
Im Frühling ihrer Zeit, um die ich kläglich zage.

Seine Mutter, über deren Verlust er auch in seinem Tagebuche klagt, war gestorben. Sie hatte nach dem Tode ihres ersten Gatten eine zweite Ehe mit dem Magister Michael Eder geschlossen, der anfangs Lehrer am Gymnasium in Glogau war und später Pfarrstellen in Driebitz und in Fraustadt bekleidete. An dem letzten Orte lebte er noch, als Gryphius nach langer Abwesenheit von seiner Heimath 1647 nach Fraustadt zurückkehrte. Eder's Obhut und der Theilnahme seines Bruders war jetzt der noch nicht zwölfjährige Knabe überlassen. Den Grund zu seiner gelehrten Bildung hatte er bereits auf dem Glogauer Gymnasium gelegt, wo er bis zu seiner Mutter Tode geblieben war. Jetzt rief ihn aber Eder zu sich zurück und behielt ihn drei Jahre lang in Driebitz. — Nach der gewöhnlichen Annahme nun ist das Verhältniß, in dem er mit seinem Stiefvater stand, ein ungünstiges gewesen; indeß läßt sich durchaus nichts Sicheres darüber erweisen. Die einzige Stelle, die man dafür anführt und die gleichfalls in dem oben erwähnten Gedichte steht, ist durchaus allgemein gehalten:

Wer hat der Güter Rest nicht diebisch mir entzogen,
Und meinen Geist gekränkt und mich mit List betrogen?

Gryph's Biograph Stosch erwähnt nur, „daß die väterliche Bibliotheca, die Herr Eder mit auf's Dorf genommen, zerstreuet, und nebenst andern Mobilien von den Mansfeldischen zur Beute gemacht. „Dagegen preist Gryphius bei einer andern Gelegenheit grade die christlichen Tugenden seines Stiefvaters (Son. 1, 16).

Ihr zeiget, was mit Gott die Menschen kann verbinden,
Des Glaubens Eigenschaft und lebende Gestalt;
Ihr lehret, daß umbsonst nichts thun und alles wissen,
Daß Leiden und Geduld den Himmel nur entschliessen,
Und daß der nicht ein Christ, der nicht als Christus liebt.

Der Zustand des Landes, in dem er lebte, der frühe Verlust der Seinigen war jedenfalls ausreichend, um jener trüben Richtung des Geistes, die ein besonderes Merkmal seiner Dichtungen bildet, ausreichende Nahrung zu geben. Wie beschaffen aber auch sein Gemüthsleben gewesen sein mag, jedenfalls wurde schon früh in ihm eine umfassende und selbst für jene Zeit des Vielwissens äußerst vielseitige Bildung vorbereitet. Freilich fehlt uns die Kunde darüber, ob die Art, wie er unterrichtet wurde, irgendwie auf seine spätere dichterische Thätigkeit anregend gewirkt hat: wir wissen nicht, ob er die Werke des damals schon berühmt gewordenen Opitz, Weckherlin's oder Spee's gelesen, oder ob ihn die Begeisterung belebt hat, zur Hebung der deutschen Sprache und Dichtkunst beizutragen. Angenommen darf es freilich werden, aber auffallend bleibt es immer, daß er den Namen des Ersten in seinen zahlreichen Schriften auch nicht ein einziges Mal erwähnt, obwohl Opitz so lange in verschiedenen Orten Schlesiens gelebt hatte. Ueberhaupt sind die Königsberger Heinrich Albert (1604—68) und Simon Dach (1605—54) die einzigen namhaften Dichter seiner Zeit, die er gelegentlich anführt. Soviel ist jedoch sicher, daß sich in Gryphius früh die Neigung zur selbständigen Production geregt hat. In dieser Beziehung haben aber diejenigen Gedichte, welche in allen Gesammtausgaben als die ältesten bezeichnet werden, mit Recht einige Bedenklichkeiten erregt.

In dem ersten derselben (Son. 1, 17), das in den Ausgaben von 1657, 1663 und 1698 ohne Abweichung die Jahreszahl 1627 trägt, eine Zeit, wo Gryphius elf Jahre alt war, besteht das Motiv

darin, daß Paetus verhöhnt wird, ein buhlerisches Weib genommen zu haben, die bereits mit Quintus und Lucullus Umgang und Kinder vor der Ehe gehabt, und das Ganze schließt mit den Worten:

Wenn Phillis müßig geht, dann trägt es mehr Gewinn,
Als wenn du gantze Jahr wilst Zanck und Händel schlichten.

Man darf nicht mit Bredow annehmen (p. 74), daß damit grade etwas Auffallendes — also die frühe Reife des Dichters bezeichnet werden solle; vielmehr löst sich die Schwierigkeit einfach dadurch, daß in der ältesten Ausgabe der Sonette (Leyden 1643), aber auch einzig und allein in dieser die richtige Jahreszahl 1637, wo der Dichter bereits einundzwanzig Jahre alt war, angegeben ist. — Dagegen ist es möglich, daß ein Gedicht wie das folgende von einem sechzehnjährigen Jünglinge verfertigt ist, wenn es auch noch keine besondere Hoffnungen für seine Zukunft zu erregen vermag. Es lautet in der ältesten Ausgabe der Epigramme:

Auf die unglückliche Heyrath. D. V. Z. 1631.

Der Huren-Jäger nimbt den keuschen Sinn zur eh',
Der Pengel Corydon die edle Dorothe,
Die grobheitt den verstand, o ungepaartes paar,
Dis Braut-bett, Dorothe, ist deine todtenbaar:
Du wilt ein hochzeit Liedt; ach neyn: dis dint dir nicht,
Im Trawren schreibt man nur ein kläglich Leich-gedicht.
Das Feber brennet mich schon dreyzehn wochen lang,
Sonst wurd' ich auff die post von dieser Heyrath kranck.

Von größerer Bedeutung als die beiden besprochenen Gedichte ist es jedenfalls, daß Gryphius bereits in seinem fünfzehnten Jahre auch ein Trauerspiel Herodes geschrieben hat, das drei Jahre später gedruckt wurde, aber früh verloren gegangen zu sein scheint.

Um diese Zeit gingen in den äußeren Verhältnissen des inzwischen herangereiften Knaben einige Veränderungen vor. Es schien in der That, als sollte das Unglück sein steter Begleiter sein. Unvorhergesehene Umstände nöthigten ihn im Laufe eines Jahres zu einem dreimaligen Wechsel des Aufenthaltsortes. Er hatte Ostern 1631 das Haus seines Stiefvaters verlassen und war auf die Schule nach Görlitz gegangen. Der Krieg nöthigte zur Schließung derselben: der Knabe floh zu seinem Bruder, der ihn wieder nach Glogau brachte. Kaum ist er hier angekommen, so zerstört eine Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt und führt dieselbe Nothwendigkeit herbei, so daß er den Sommer über ohne fremde Unterweisung für

sich allein studiren mußte. In seiner Noth wandte er sich, angeblich in einer Elegie (Stosch S. 26), an seinen Stiefvater, der ihn im Juni 1632 auf die Schule nach Fraustadt brachte, und zugleich bewirkte, daß er durch Unterricht, den er selbst ertheilte, dort den nöthigen Unterhalt fand. Auch die dortige Anstalt, welche unter der Leitung des nicht unverdienten Schulmannes Jakob Rollius stand, mußte wegen des Ausbruchs der Pest für einige Zeit geschlossen werden; aber Gryphius benutzte auch die so gewonnene Muße auf's Vorzüglichste. Man hat vielleicht in späterer Zeit die Nachrichten über seine außerordentlichen Sprachkenntnisse etwas übertrieben — er soll nämlich nicht weniger als dreizehn Sprachen verstanden haben — aber er wurde sicher durch die Kriegsverhältnisse wenigstens im Erlernen des Polnischen unterstützt, dem er dann später, durch seine Reisen begünstigt, die Kenntniß der romanischen Sprachen hinzufügte. Das Englische verstand er gleichfalls, und wenn wir auch nicht aus dem von Bredow (S. 73) beigebrachten Citate schließen dürften, daß er ein Kenner des Hebräischen und Chaldäischen gewesen ist, so geht doch aus den zahlreichen Anmerkungen zu seinen Trauerspielen wenigstens so viel hervor, daß er sich mit vielen Sprachen beschäftigt hat. Daß er endlich in den alten Sprachen, besonders im Lateinischen, vorzüglich geübt war, geht aus seinen ursprünglich nicht wenig zahlreichen lateinischen Schriften hervor.

Nach einem etwa zweijährigen Aufenthalt verließ Gryphius Fraustadt, nachdem er sich, wie Stosch berichtet, „durch seine — doch wohl nur bei den öffentlichen Schulacten bewiesene — Eloquenz dem Fraustädtischen Rath und Volcke werth und bekand gemacht,“ und begab sich, wie es scheint, über Stettin nach Danzig, wo er im Juni 1634 in das akademische Gymnasium aufgenommen wurde. Die Wahl dieses Ortes hatte für die damalige Zeit nichts Auffallendes. Fast das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch bildeten Fremde aus dem polnischen Preußen, Polen, Schlesien, Pommern, Curland und Lievland den größten Theil der Schüler, da ihnen außer vielseitigem wissenschaftlichen Unterrichte auch mannigfache äußere Vortheile geboten wurden (vgl. Geschichte des akademischen Gymnasiums in Danzig von Prof. Th. Hirsch. — 1837). Dazu kam, daß das Danziger Gymnasium um diese Zeit von einer Reihe vorzüglicher Männer geleitet wurde. An der Spitze desselben stand seit drei Jahren der als rüstiger Kämpfer gegen die Reformirten bekannt ge-

wordene Dr. Johann Botsack. Mathematiker war der berühmte Peter Crüger, und auch Christoph Ricci, Professor der Jurisprudenz und zugleich Historiker, Georg Pauli, Professor der Philosophie und Theologie, Johann Mochinger, der auch aus Opitz Leben bekannt ist, Professor der Poesie und Eloquenz, endlich auch Andreas Hoier, Professor der orientalischen Sprachen, waren in der wissenschaftlichen Welt der damaligen Zeit wohlbekannte Männer. Unter diesen waren es übrigens besonders Botsack und Crüger, die Gryphius am freundlichsten entgegengekommen zu sein scheinen. In dem Hause des Ersten brachte er mehrere Monate zu, und manche seiner Gedichte legen nicht allein ein Zeugniß ab von der innigen Verehrung, welche er dem Zweiten zollte, sondern beweisen auch, daß er in dem Familienkreise desselben heimisch war. Von sonstigen Beziehungen, in denen Gryphius gestanden hat, läßt sich freilich nicht mehr viel ermitteln. In die Nähe eines wie Opitz gefeierten Mannes wagte der unbekannte Jüngling sich gewiß nicht zu drängen; dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß er den gleichfalls damals in Danzig studirenden Hoffmann von Hoffmannswaldau schon dort kennen gelernt hat; wenigstens bezeichnet er ihn mehrfach als einen ihm von früher Jugend an Befreundeten. Welche Facultätsstudien Gryphius in Danzig getrieben hat, darüber fehlt jede Nachricht. Wir wissen nur soviel, daß er auch schon selbständig Unterricht ertheilte und seine poetische Thätigkeit fortsetzte. Resultat der letzteren ist sein „Erneuter Parnaß," wahrscheinlich eine Sammlung vermischter Gedichte, die er hier herausgab, die aber meines Wissens noch von Niemandem wieder aufgefunden worden ist. Außerdem aber läßt sich die Abfassung der geistlichen Sonette, welche er später in Leyden veröffentlichte, mit einiger Gewißheit in diese Zeit setzen. Wenigstens bezeichnet er sie selbst als „Blumen erstes Märtzen" (Son. 4, 36), und es läßt sich aus einzelnen Andeutungen schließen, daß sie seinem späteren Gönner Georg von Schönborn bekannt waren, welcher schon im December 1637 starb. Auch die Oden des vierten Buches bezeichnet Gryphius in der Vorrede zu denselben als „in der ersten Blüthe der noch kaum zeitigen Jugend dem Papir vertrauet" (Ausg. von 1663 S. 608), und manche andere Dichtung, die sich in den Gesammtausgaben findet, berechtigt zu demselben Schlusse. Am allersichersten scheint dies aber von denjenigen, welche an eine gewisse Hippolyta gerichtet sind. Man hat das Liebesleben Goethe's und

das an Ausbeute weniger reichhaltige Schiller's, vieler Anderer nicht zu gedenken, bis in's Minutiöseste hinein verfolgt; wir schöpfen daraus die Hoffnung auf Verzeihung, wenn wir auch Gryphius einen Augenblick nach dieser Seite hin betrachten.

Allerdings ist die Zahl der weiblichen Namen, welche die Ueberschrift dieses oder jenes Gedichtes bilden, nicht klein, und mit den meisten derselben mag es wohl jene Bewandtniß haben, die Opitz für seine Asteria, Flavia, Delila und Vandala angenommen wünscht (vergl. des Verfassers Monographie über Opitz S. 37); von einigen glauben wir jedoch, einzig und allein nach dem Eindruck der sie betreffenden Gedichte urtheilend, daß sie der Wirklichkeit angehört haben. Zunächst ist dies bei Hippolyta der Fall. An sie gerichtet ist z. B. das vierzigste Sonett des ersten Buches; wir finden ihren Namen in jenem bereits oben angeführten Gedichte wieder, indem er ein trübes Bild von dem Unglücke seiner Jugend und von dem frühen Hingange der Seinigen entwirft:

Ich hab' Asterien die Augen zugedrückt,
Und deine keusche Leich' Hippolyte beschickt,
Hippolyte vorhin mein Trost, unn meine Pein,
Die eh'mals mich ergötzt, um die ich jetzund wein'.

Der deutlichste Beweis aber liegt in den drei nachfolgenden Epigrammen:

Ueber Hippolyten Bild. 2, 23—25.
So schin Hippolyte der Außbund ihrer Zeit,
Der Tugend Ebenbild, die schönste Freundligkeit,
So schin sie kurtz zuvor, eh' sie die Welt gesegnet,
Und ihrem Bräutigam, der vor sie starb, begegnet.
Ein jeder siht diß Bild mit Lust und Wunder an,
Nicht ich, der ich diß Bild nur itzt noch sehen kann.

Auff Hippolyten Grab.
Hier liegt Hippolyte, vorhin der Zeiten Zir,
Nun Pracht der Ewigkeit, die Keuschheit ruht bey ihr.

Hippolyten letzte Worte.
Als uns Hippolyte zu gutter letzte grüßte,
Und den zwar schnellen Tod doch ohn' Entsetzen küßte:
Sprach sie: Mich hat fürwahr der Hintritt nicht betrübet,
Diß kränkt mich, daß er die kränkt, die ich höchst gelibet.

Wesentlich anders und offenbar einer andern Zeit angehörig ist das Verhältniß zu Eugenien. Obgleich manche der zahlreichen ihr

gewidmeten Gedichte gleichfalls erotischer Natur sind, so ist doch in ihnen die Sprache der Leidenschaft durch Reflexion ersetzt, und sie erscheint im Ganzen weniger als leidenschaftlich Geliebte, wie als eine geistreiche Freundin des oft mit der Welt unzufriedenen Dichters. Eins dieser Gedichte z. B. (Ausgabe von 1698 2, 100) beginnt folgendermaßen:

Man fragt, Eugenie, woher es doch sei kommen,
Daß ich so einsam mir zu leben vorgenommen,
Daß mich ein todtes Buch, ein rauher Wald ergetzt,
Da Thyrsis unterdeß von soviel Freunden schwätzt. —

und der ganze weitere Inhalt von etwa hundert Versen hat keinen andern Zweck, als daß die Treulosigkeit beklagt wird, die sich oft im Umgange mit der Welt und in der Freundschaft finde.

Haben wir so die anregenden Momente einigermaßen verfolgt, die auf Gryphius' geistiges Leben in Danzig gewirkt haben, so dürfen wir endlich auch der Freunde nicht vergessen, an deren Umgang er sich erheitert hat. Widmungen seiner Gedichte finden sich an Georg Hövel, Carl Strobandt, Michael Borck und Friedrich Lebel, zum Theil Männer, die in späteren Jahren bedeutende Aemter in ihrer Vaterstadt bekleidet haben.

Nachdem Gryphius nicht volle zwei Jahre in Danzig gewesen, kehrte er im Februar 1636 auf Aufforderung seines Stiefvaters, der inzwischen Pastor in Fraustadt geworden war, nach Schlesien zurück, anstatt, wie man hätte erwarten können, eine Universität zu beziehen. Daß ihm hierzu die Mittel gefehlt haben mögen, wird noch wahrscheinlicher dadurch, daß er schon nach einem halben Jahre eine Hauslehrerstelle bei dem kaiserlichen Fiscal von Schlesien und der Lausitz, Comes Palatinus und Consiliarius actualis Georg von Schönborn, annahm. Wenigstens hatte er aber den Vortheil, daß die Verhältnisse, in die er auf diese Weise eintrat, für ihn höchst anregend waren und die Thätigkeit, welche von ihm gefordert wurde, angenehm machten. Schönborn selbst, ein hochgebildeter Mann und als juristischer Schriftsteller nicht unbedeutend, hatte, als er 1603 in Helmstädt studirte, beim „akademischen Conseß" den poetischen Lorbeerkranz errungen und wußte Gryphius' dichterisches Talent zu würdigen und zu beleben. Und wichtiger für das Gemüth des Jünglings war es gewiß noch, daß er ihm seine persönliche Zuneigung im vollsten Maße zu Theil werden ließ. Aus dem Brunnen-Discurs,

derselben Schrift, die Stosch (S. 30) Fontanalia nennt, geht dies deutlich hervor; und wie Gryphius in demselben einerseits seinem gestorbenen Beschützer ein ehrendes Denkmal setzt, so beklagt er auch in tiefgefühlten Worten den Verlust, den er selbst durch sein Dahinscheiden erlitten habe. „Ich bin verlassen und einsam, ich, der ich beider Eltern in meiner Kindheit Blüthe, der ich diese Zeit über schier aller Freunde, der ich dieses Jahr über der andern Mutter, diesen Monat deß Herrn Brudern, diese Wochen eurer, meines noch eintzigen Schutzes und Beystandes beraubet werde! Ich lasse euch itzund, o mein Herr, mit unaussprechlicher Wehmuth, mit unleidlichem Trauren, mit höchster Erstarrung aller Sinnen. Gott aber wird mir euch, den ich so sehr geliebet, der ihr mich so sehr geliebet und so hoch geehret, wiedergeben mit unauffhörlicher Wonne und unermeßlichen Freuden."

Nicht minder erfreulich war das Verhältniß, in dem Gryphius zu seinen Zöglingen stand. Die beiden Söhne des älteren Schönborn, Georg Friedrich und Johann Christoph, waren an Jahren wenig von ihm verschieden, und namentlich mit dem älteren von beiden ist er sein ganzes Leben hindurch genau befreundet geblieben.

So kam es denn, daß Gryphius bald manche Anerkennung erfuhr: vermöge des Rechtes, das ihm als kaiserlichem Pfalzgrafen zustand, krönte Schönborn ihn vor einer großen Versammlung von Gelehrten am 30. November 1637 zum kaiserlichen Poeten und verlieh ihm den Adel (vergl. Brunnen-Discurs S. 66). Nach einer etwas unbestimmten Angabe von Stosch hätte Gryphius um diese Zeit wieder eine Ausgabe „Teutscher Gedichte" veranstaltet, und für diesen Fall wäre es wahrscheinlich, daß die Krönung gewissermaßen eine Belohnung derselben gewesen wäre; aber auch diese Ausgabe ist, mag sie existirt haben oder nicht, wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden. Jedenfalls machte aber der gekrönte Dichter anfangs von seiner neuen Ehre Gebrauch. In der ersten wirklich vorhandenen Ausgabe seiner Gedichte aus der Zeit, da er in Leyden immatriculirt war, ist seine Unterschrift P. L. C., d. h. Poëta Laureatus Caesareus, während er sich in dem später herausgegebenen ersten Buche der Sonette nur P. et P., „Poëta et Philosophus," bezeichnet. Von dem ihm gleichfalls verliehenen Adel hat er niemals Gebrauch gemacht.

Zu alledem aber kam, daß er sich in der That durch seine Persönlichkeit die Liebe Aller, mit denen er in Beziehung kam, zu

erwerben wußte. In der ihm eigenen bescheidenen Weise spricht sich Gryphius darüber in einer Dedication an den jüngern Schönborn aus: „Licuit sane juveni in publicum apud vos produci, nec scio quo fato, una atque altera actio adeo summorum mihi conciliavit amorem.“

So mochte es denn scheinen, daß unser Dichter seine Laufbahn unter günstigen Umständen begönne. Aber diese Verhältnisse änderten sich bald. Schlesien war um diese Zeit wieder ganz in kaiserlicher Gewalt; ein harter Religionsdruck lastete während der letzten Regierungsjahre Ferdinand's des Zweiten auf dem Lande und wurde auch unter seinem Nachfolger nicht gemildert. Nur aus diesem Umstande ist es zu erklären, daß eine ganz unschuldige Handlung Ursache zur Verfolgung gegen Gryphius und seinen Gönner werden konnte. Im Juni des Jahres 1637 verzehrte ein von unbekannter Hand angelegter Brand den größten Theil von Freistadt, und Gryphius sah sich bald darauf veranlaßt, eine poetische und prosaische Beschreibung dieses Brandes herauszugeben, die von einem einleitenden Gedichte des älteren Schönborn begleitet in Lissa erschien. Die erste ist später in die letzte Gesammtausgabe von 1698 aufgenommen, die andere, wahrscheinlich lateinisch geschrieben, da er sie im Brunnen-Discurs als „Freystadium decineratum“ citirt, scheint verloren. Jene wenigstens enthält sicher nichts, was die katholische Partei hätte übel aufnehmen können. Aber mochte man schon auf seinen Namen aufmerksam geworden sein, da auch sein Bruder vor nicht langer Zeit aus Freistadt vertrieben war — jedenfalls begannen gegen ihn Verfolgungen und Verdächtigungen, über deren Umfang und eigentliche Natur wir nicht unterrichtet sind, so oft Gryphius auch in seinen Gedichten Anspielungen auf dieselben macht. Auch Schönborn, der bereits um diese Zeit an einer tödtlichen Krankheit darniederlag, wurde in diese Verfolgungen verwickelt. „Non sufficiebam, schreibt Gryphius hierüber, „quippe vilis hostia: quaerebatur succidanea major, cujus spolia opesque delatori ante oculos.“ „In der That,“ fährt er dann fort, an den jüngeren Schönborn schreibend, „war es nicht angemessen, Deinen Vater, der in den schwersten körperlichen Leiden darniederlag, in mein Schicksal hineinzuziehen, weil er nach herkömmlicher Sitte ein kurzes und unschuldiges Gedicht meinem Werke vorangeschickt hatte.“ Ebensowenig wie diese Angelegenheit läßt sich ermitteln, was es mit der Verbrennung seiner Dissertation „de igni

non elemento“ für eine Bewandtniß hat. Nach dem Wortlaute des sechsundachtzigsten Epigrammes in der Leydener Ausgabe von 1643 müßte man vermuthen, daß nur ein Zufall ihn um das Manuscript oder die gedruckten Exemplare gebracht habe.

Ich habe, wie man meint, am Fewer mich verbrochen;
Drumb hatt das Fewer sich an meiner schrifft gerochen!
Weil ich, daß Fewer nicht ein Element, bewehrt,
Hatt mir das Fewer schier die Bücher gar verzehrt.

In der Gesammtausgabe von 1663 (Epigr. 2, 77) ist die Sache so gewandt, daß eine officielle Verbrennung angenommen werden muß. Wir sehen nur soviel, daß er das ganze Factum in Verbindung mit den Schriften bringt, die die Einäscherung Freistadt's zum Gegenstande hatten.

Nach Schönborn's Tode blieb Gryphius nur noch kurze Zeit in dessen Hause. Wie es scheint, durch ein Vermächtniß des Verstorbenen im Besitz von ausreichenden Geldmitteln, hatte er beschlossen, die damals von Deutschen überaus häufig besuchte Universitätsstadt Leyden zu seinem neuen Aufenthaltsorte zu wählen. Er schlug den damals des Krieges wegen vielleicht einzig möglichen Weg über Danzig ein. Hier verweilte er nur so lange, um die erste Ausgabe des Brunnen-Discurses zu veranstalten und schiffte sich dann am 26. Juni 1638 nach Holland ein. Die Reise wurde durch einen in der Nähe von Rügen entstandenen Sturm etwas verzögert, so daß er erst am 18. Juli in Amsterdam eintraf, und sich von dort direct nach Leyden begab.

In Leyden hat Gryphius fast sechs Jahre zugebracht, das erste als Studirender, die übrigen schon als Docent. Die Geschichte dieser Universität, wenigstens soweit ich dieselbe habe verfolgen können, gibt keine Auskunft über die akademische Wirksamkeit des deutschen Dichters. Wir wissen nur aus seinem von Stosch benutzten Tagebuche, daß er unter dem Rectorate des als Theologe angesehenen Constantin L'Empereur immatriculirt wurde, finden aber keine Nachrichten über Beziehungen zu den zahlreichen berühmten Professoren, die damals in Leyden lebten. Offenbar ist Gryphius in seinem ganzen Auftreten sehr bescheiden gewesen und hat sich nicht zu der Geltung zu bringen gewußt oder bringen wollen, wie Opitz, der in den wenigen Monaten seines Aufenthaltes in Leyden fast alle Notabilitäten der Stadt kennen lernte. Aus seinem Tagebuch entnommen

ist denn auch offenbar das Verzeichniß von Vorlesungen — offenbar nach unserm heutigen Sinne Privatissima, die Gryphius gehalten hat. Es sind folgende: Methaphysik, Logik, Naturphilosophie, das Letztere noch mit der Bemerkung, das sich an sie eine Pars Theorica angeschlossen habe; Vergleich der peripatetischen und neoterischen Philosophie, Astronomie, Mathematik, praktische Anatomie und römische Alterthümer, tragische Poesie. Wenn schon diese verschiedenen Themata, die Gryphius zu behandeln verstand, trotz der polyhistorischen Richtung jener Zeit, auffallend sind, so befremden uns noch mehr die Collegia Chiromantika und Physiognomika. Sie finden indeß ihre Erklärung in der eigenthümlich zum Aberglauben geneigten Richtung von Gryphius Gemüth. Auch in seiner Familie scheint Gryphius diesen Hang genährt zu haben (Knorr's Leichenpredigt S. 1), aber wichtiger sind einige andere Nachrichten, die eine wirkliche Bestätigung des eben Gesagten geben. Schon Gervinus erwähnt, daß Hoffmannswaldau einen von Gryphius verfaßten „Tractatus de spectris" in Händen gehabt, und noch Lohenstein ihm seine kabbalistischen Studien vorgeworfen habe. Auch in den Gedichten auf seinen Tod wird öfters darauf hingedeutet. So singt z. B. der sehr geschmacklose Daniel Caspari:

Ja, wenn's die Ziffern kam des Himmels auszulegen,
Der Sternen Eigenschafft und Lauff zu nehmen wahr,
In Händ' und Antlitzen die Striche zu erwegen,
Und ihre Deutungen zu treffen auf ein Haar,
Durch ihre Cabala viel seltzam Ding zu rechen,
Dorfft' ihm nicht Melchior, nicht Eßra widersprechen.

Bei so ausgedehnter Lehrthätigkeit verzichtete Gryphius übrigens keineswegs auf poetische Production. Die Son und Feiertagssonette, ein anderes Buch Sonette, ein Buch Epigramme gab er während seines Aufenthaltes in Leyden bei Elzevier heraus; und von holländischen Dichtern, namentlich wohl von Hugo Grotius und Jost van der Vondel angeregt, fing er auch jetzt schon an, größere Stoffe zu behandeln. Zwei seiner Werke nämlich sind offenbar auf den Einfluß dieser Männer zurückzuführen. Das lateinische Epos Olivetum, über das später genauer berichtet werden wird, verdankt sein Entstehen vielleicht einer durch holländische Dichter gegebenen Anregung; und Vondel's Gibeoniter übersetzte er sowohl a s auch versuchte er, wenn auch erst in spätern Jahren, eine freie Bearbeitung derselben.

Einem wahrhaft freien Aufschwunge seines Geistes treten aber wieder eine Reihe von namhaften Unglücksfällen entgegen, die manche Jahre seines Lebens ver düstert haben. Zu den traurigen Nachrichten, die er über das Schicksal Deutschlands und speciell Schlesiens erhielt, kamen noch Ereignisse, die ihn näher berühren mußten. Seit dem rasch auf einander folgenden Tode seiner beiden älteren Geschwister verfiel er in schwere körperliche Leiden, die ihn Jahre lang darniederhielten. In einer großen Anzahl von Gedichten, die die trübste Schwermuth athmen, gibt er hierüber wahrhaft ergreifende Schilderungen. So spricht er „zu den umbstehenden Freunden“ (Ausg. v. 1643. Nr. 47):

Ihr libsten, die ihr mich, das wohnhaus grimmer noht,
Den abgezehrten leib, und die verdorten hände,
Dis sterbende gesicht, undt mein betrübtes ende,
Mit nassen augen schawt; trawrt nicht umb meinen todt:
Da als der welt adè der Wehrte Bruder bott,
Nach dem ich jeden Tag viel tausendt seufzer sende,
Mit dehm die Schwester schied', als meiner libsten wände
In flammen gingen ein, und wurden graus undt kott,
Da fiel mein leben hin. Mein fleisch, der eltern gabe,
Ligt nuh mehr schon und fault in nicht nur einem grabe,
Dis, was ihr für euch seht, ist ein gespenst und dunst.
Dis Feber kommt zu spät. Der todt wird hier nichts finden,
Was acht ich seinen pfeil, ich mus ohn dies verschwinden
Itz nun mein tag anbricht, habt danck für ewre gunst.

Dieser Schilderung ließen sich noch viel gräßlichere hinzufügen; aber auch schon sie allein macht es vielleicht erklärlich, daß Gryphius unter solchen Umständen eines wesentlichen Erfordernisses zu einer freien und glücklichen Thätigkeit entbehren mußte. Endlich, gegen den Herbst 1641 hin, schien sich sein Zustand zu bessern. In einem Gedichte, das in der Geburtsnacht seines fünfundzwanzigsten Jahres geschrieben ist, dankt er Gott mit bewegtem Herzen für die Linderung, die seinen Schmerzen schon geworden, und schließt dann (Son. 2, 15):

Herr, dessen linde Faust wischt die bethränten Wangen,
Laß doch nach so viel Sturm mich linder' Zeit anfangen
Und heiß' die herben Jahr vergehn mit dieser Nacht.

In der That wurde Gryphius wieder gesund und konnte die letzten $3^1/_2$ Jahre in Leyden ungestörter seinen Studien und Beschäftigungen sich hingeben, bis er im Frühjahr 1643 den Entschluß faßte, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Er schreibt noch

Mitte Mai an drei schlesische Freunde, denen er das erste Buch seiner Oden widmet:

Stat mihi fata sequi, versamque revisere Glogam,
Et patriae lacrymis busta riganda meis,
Leida, vale, rapior!

Seine Absicht wurde indeß vereitelt durch ein für seine Gemüthsstimmung und die Befestigung seiner Gesundheit gewiß gleich glückliches Ereigniß, das ihn noch für einige Jahre von der Heimath fern hielt. Es wurde ihm nämlich das Anerbieten gemacht, Begleiter eines reichen Pommern, Wilhelm Schlegel, auf einer Reise durch Frankreich und Italien zu werden. Gryphius entschloß sich schnell, und schon am 4. Juni verließen Beide Leyden und blieben etwa zwei Jahre fort, in dem sie erst im Frühjahr 1646 nach Straßburg zurückkehrten. Auch die Nachrichten, die wir von dieser Reise haben, beschränken sich fast nur auf die Namen der bedeutendsten Orte, welche berührt wurden. Hin und wieder findet sich ein Gedicht, das während dieser Zeit geschrieben sein muß, aber ohne daß die neu gewonnenen Eindrücke zum Gegenstande desselben gemacht wären. Der größte Theil des Weges wurde nach damaliger Sitte zu Pferde zurückgelegt und nur in größeren Städten ein längerer Aufenthalt gemacht. So kamen sie nach der Angabe des Diariums am 3. August nach Paris, wo sie mindestens bis Ostern des nächsten Jahres geblieben sein müssen. Man hätte vermuthen sollen, daß außer „des Herrn Cardinals herrlicher und über glauben zugeputzter Bibliothek," die Stosch (p. 35) erwähnt, auch die theatralischen Darstellungen sein Interesse erwecken mußten. Es war schon die Zeit, in der Corneille bereits mit seinen vorzüglichsten Schöpfungen hervorgetreten war und ungemessenen Beifall eingeerntet hatte. In den letzten acht Jahren war der Cid, Horace, Cinna, Polyeukte und Pompejus geschrieben, Stücke, von denen wenigstens das erste damals schon in Deutschland bekannt war. Es findet sich aber keine Spur davon, daß Gryphius aus Corneille's und seiner Zeitgenossen Werken ein Studium gemacht hat; dagegen beschäftigte er sich freilich erst in späteren Jahren und auf directe Aufforderung einer hochgestellten Person mit der Uebersetzung des Berger extravagant, eines sehr unvollkommenen allegorischen Lustspiels, das der jüngere Corneille nach Jean de la Lande bearbeitet hatte. Ueberhaupt ist von Frankreich aus keine wesentliche Einwirkung auf Gryphius ausgeübt worden; es ist dies

schon äußerlich daran erkennbar, daß unter allen seinen Gedichten sich nur eins findet, das aus dem Französischen übersetzt ist (Son. 2, 34).

Von Paris aus wandten sich die Reisenden nach dem Innern Frankreichs: wir finden sie noch im November 1645 in Angiers, wenn wir dem Tagebuche folgen, wo sie schon früher einmal gewesen sein mußten; endlich kamen sie nach Marseille und schifften sich von dort nach Livorno ein, von wo sie über Florenz nach Rom gingen. In Florenz ließ Gryphius zum erstenmal das bereits oben erwähnte lateinische Epos „Olivetum" drucken. Vielleicht hatte er während seines Aufenthaltes in Paris Muße zu dessen Ausarbeitung gefunden, möglicherweise es aber auch schon während seines Aufenthaltes in Leyden verfaßt. Wunderbar bleibt aber immer, daß nach einer allgemein verbreiteten und zuerst, wie es scheint, von Leubscher mitgetheilten Nachricht er dies Werk einige Monate später, am 9. Mai, der Republik Venedig in einer feierlichen Audienz überreicht haben soll. Erinnerungen an Rom ferner finden sich in Gryphius' Gedichten nicht selten, aber es scheint nicht, als wenn der Eindruck der Weltstadt anregend auf seine Poesie gewirkt hat. Vielmehr erhebt er in dem Epigramm „Roma caput rerum" (3, 79) die alte Klage über die italienische Unreinlichkeit, und das Abschiedssonett an Rom (2, 51) gehört zu den mangelhaftesten Gedichten, die er je geschrieben hat. Dagegen läßt sich aus Manchem, namentlich aus den Commentaren zu seinen späteren Dramen schließen, daß er in Rom wissenschaftliche Beschäftigungen getrieben und manche seltenere Werke studirt hat, deren er in Deutschland nicht habhaft werden konnte.

Gryphius' weiterer Aufenthalt in Italien ist ohne Interesse, da sich nichts ermitteln läßt, als daß er außer in den bereits genannten Städten noch in Bologna, Ferrara und einigen anderen gewesen ist. Auch finden wir ihn schon im Frühjahr 1646 wieder in Straßburg ansässig, nachdem er sich von Schlegel getrennt hat, der in seine Heimath zurückgekehrt war. Er lebte in freundschaftlichstem Umgange mit den angesehensten Professoren der Universität, mit den Juristen Rebhan und Riccius, den Theologen Dorsch und Dannhauer, dem Historiker Boecler. Außerdem ist er nur literarisch thätig. Geringfügig erscheint in dieser Beziehung, daß er seinem Freunde Schönborn das zweite Buch seiner Oden zusendet, wichtig dagegen, daß wir ihn plötzlich und ohne vorhergehende, wenigstens nachweisbare Einwirkungen an dem Wendepunkt seiner poetischen Production

finden. Früher nur mit lyrischer und besonders geistlicher Poesie beschäftigt, wirft er sich jetzt plötzlich auf das Drama. Noch in Straßburg bringt er seine erste Tragödie Leo Armenius zu Ende, und als er im Mai 1645, einer Einladung Schlegel's folgend, sich längere Zeit in Stettin aufhält, widmet er sich ganz der Ausarbeitung seiner beiden nächsten Stücke, Katharina von Georgien und Cardenio und Celinde. Zugleich aber mochte um diese Zeit der Wunsch in ihm rege geworden sein, seine bereits ziemlich zahlreich gewordenen Dichtungen in einer Gesammtausgabe zu vereinigen. Dies gab Veranlassung zu der Straßburg-Frankfurter Ausgabe von 1650 und zu der Straßburger von 1652, über deren Entstehen und Beschaffenheit später nähere Auskunft gegeben werden wird. Es bleibt für diese Zeit nur noch zu erwähnen, daß Gryphius, wie schon Bredow (S. 89) richtig vermuthet, auch bereits die Uebersetzung der heiligen Felicitas aus dem Lateinischen des Nicolaus Causinus verfaßt haben muß.

Zugleich schließen mit diesem einjährigen Aufenthalte des Dichters in Straßburg seine Wanderjahre. Wenn auch langsam, näherte er sich jetzt seiner Heimath. Am 25. Mai 1647 von Straßburg abgereist, geht er über Speyer, Mainz, Frankfurt und Cöln nach Amsterdam, von dort, wie bereits oben erwähnt wurde, Schlegel's Einladung folgend, zu Schiff nach Stettin, wo er am 25. Juli anlangt. Hier bleibt er den Sommer über und kehrte dann nach Fraustadt zurück, wohin ihm der Ruf seiner Bedeutung und seiner Leistungen bereits vorangegangen war. Seit dem November 1647 hatte er hier seinen festen Wohnsitz.

Gebildet durch umfassende Studien, gereift durch mannigfache Thätigkeit und Erfahrung, war Gryphius auf die Schauplätze seiner Kindheit zurückgekehrt, die für ihn reich an wehmüthigen und traurigen Erinnerungen sein mußten. Und in der That scheinen diese in Verbindung mit seinen persönlichen Erlebnissen ausreichend gewesen zu sein, um seinem Charakter für immer jene strenge und ernste Richtung zu verleihen, die wir deutlich aus fast allen seinen Werken hervortreten sehen. Sein äußeres Schicksal jedoch nahm bald eine für ihn günstige und wünschenswerthe Wendung. Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges hatten für Schlesien und den größten Theil Deutschlands aufgehört; manche alte Freunde seiner Familie fanden sich noch am Leben und wußten ihn in ein-

flußreiche Verbindungen zu bringen, die ihm gegründete Aussichten für eine gesicherte Existenz darboten. So wurde er den Herzögen von Liegnitz und Brieg und Andern bekannt, und auch Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, scheint Interesse für ihn gehegt zu haben. Zwei ehrenvolle Anerbietungen, die ihm 1648 und 1649 gemacht wurden, gaben ein Zeugniß für den Ruf, den er bereits gewonnen hatte. Gryphius lehnte indessen beide, eine Professur der Mathematik in Frankfurt und einen Ruf nach Upsala ab, gewiß, indem sein Wunsch, im Vaterlande zu bleiben, bereits durch sichere Erwartungen gerechtfertigt und erfüllbar wurde.

Die ersten 2½ Jahre lebte Gryphius demnach in vollständiger Muße, wenigstens insoweit keine Ansprüche an seine poetische Thätigkeit gemacht wurden. Dies geschah indeß nicht selten. Als im Jahre 1648 der Herzog Christian von Liegnitz sich vermählte, dichtete er ein einactiges Drama „Piast,“ das bei dieser Gelegenheit öffentlich aufgeführt wurde. Häufig wurde er außerdem zu den Leichabdankungen vornehmer Personen aufgefordert, die nach der Sitte jener Zeit meistens in einem Gedichte und einer längeren prosaischen Abhandlung bestanden, welche bei dem Leichenbegängnisse vorgelesen wurde. Wir besitzen außer dem Brunnen-Discurs, der gleichfalls ihnen angehört, noch deren zwölf, die zusammen einen Band von siebenhundert Seiten bilden und insofern von Interesse sind, als sie uns eine hinlängliche Probe von Gryphius' Prosa geben. Endlich veranstaltete Gryphius um die Zeit des Friedensschlusses zu Osnabrück und Münster eine neue Ausgabe des Olivetum, die er im September dem großen Churfürsten widmete, vielleicht um dadurch seinen Dank für die ihm vier Monate früher angebotene Professur auszusprechen. Auf der zweiten Seite des Blattes findet sich noch eine andere Widmung an die Pfalzgräfin bei Rhein, Elisabeth, die Gemahlin Georg's, Herzogs von Liegnitz und Brieg, die auch in späteren Jahren dem Dichter sich günstig erwies. Die lateinische Dedication an Friedrich Wilhelm beginnt mit den Worten: Pacis olivas post tot bellorum exundationes affero, sed illius cruore madidas, qui ad restaurandum collapsi generis decus amoris tantum sui magnitudine ducebatur. Und in den weiteren Worten derselben findet sich außer einer etwas pomphaften, aber jedenfalls in glühenden Farben gegebenen Schilderung der Greuel des jetzt beendigten Krieges auch klar ausgesprochen, daß Gryphius mit reifem

Urtheile die politische und menschliche Bedeutung dieses Fürsten wohl zu würdigen verstand.

Die Ruhe, welche jetzt endlich in Deutschland eingekehrt war, gestattete unserm Dichter, auch an sein eigenes häusliches Glück zu denken. Noch im November des Jahres 1648 verlobte er sich mit der Tochter eines Fraustädter Kaufmanns und Rathsverwandten, Rosina Deutschländer, und feierte zwei Monate später seine Hochzeit. Natürlich ließ er es sich nicht nehmen, diese Begebenheit selbst durch manche Dichtung zu feiern, und und die elfte und zwölfte Ode des dritten Buches, das siebenzehnte Epigramm des dritten Buches, das achtzehnte Sonett des dritten Buches (Ausg. v. 1698) geben Zeugniß von der glücklichen Stimmung, in der er sich befand.

Nach einiger Zeit wurde Gryphius endlich auch zu einem ehrenvollen Amte berufen. Die Landstände des Fürstenthums Glogau wählten ihn zu ihrem Syndicus, und diese Stelle hat er vom 3. Mai 1650 bis zu seinem Tode inne gehabt. Man muß aus dieser Wahl nachträglich den Schluß machen, daß er auch Jurisprudenz studirt habe; und in der That hindert auch nichts anzunehmen, daß er bereits in Danzig und später in Leyden, abgesehen von möglichem Privatstudium, die nöthigen Collegia gehört hat. Eine andere Notiz darüber, daß juristische Beschäftigung ihm nicht fern lag, findet sich sonderbarer Weise in dem Druckfehlerverzeichniß des Olivetum, in dem er dem Publicum die baldige Beendigung eines von ihm begonnenen Tractatus „de veterum judiciis publicis“ verheißt.

Trotz mannigfaltiger Amtsthätigkeit behielt Gryphius Muße und Neigung zu ferneren, namentlich dramatischen Dichtungen. Zuerst gab die Hinrichtung Karl's des Ersten von England Veranlassung zu der Tragödie „Die ermordete Majestät oder Carolus Stuardus.“ Diese wurde unmittelbar nach dem Ereignisse im Jahre 1649 verfaßt, aber erst nach acht Jahren in der Ausgabe von 1657 zum erstenmal gedruckt. Im Mai des Jahres 1653 wurde zu Ehren des zum römischen Könige erwählten Ferdinand IV. das Festspiel Majuma aufgeführt, und, die vollständige Ausführung einiger Uebersetzungen nicht zu rechnen, schloß Gryphius die Reihe seiner Tragödien mit dem erst 1663 beendigten „Großmüthigen Rechtsgelehrten oder sterbenden Papinianus.“

Noch fruchtbarer beinahe war Gryphius als Lustspieldichter. Der Horribilicribrifax, Peter Squenz, die Uebersetzung der Säugamme

von Hieronymus Razzi stammen sämmtlich aus der späteren Zeit seines Lebens. Eine besondere Erwähnung verdienen aber noch zwei Lustspiele, die in sich ein allerdings nur lose verknüpftes Ganze bilden, das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose. Beide wurden zu Ehren der Vermählung Georg's des Dritten von Liegnitz und Brieg mit der Prinzessin Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, gedichtet und am 10. October 1660 auf dem Schauplatze in Glogau vor den hohen Gästen aufgeführt.

Zu dieser Thätigkeit, die Gryphius als dramatischer Dichter entfaltete, kam noch manches Andere. Manche Oden, der größte Theil des dritten Buches der Sonette, eine nicht geringe Anzahl geistlicher Lieder, vielleicht auch manche der verloren gegangenen Schriften, unter ihnen z. B. Uebersetzungen aus dem Englischen, gehören erst seinen letzten Jahren an. Außer den zahlreichen Einzelausgaben seiner Schriften veranstaltete er noch zweimal, 1657 und 1663 Gesammtausgaben, und rechnet man hinzu, daß namentlich seinen Tragödien umfassende historische Studien vorangingen, so muß ihm jedenfalls die Anerkennung gezollt werden, ein in hohem Grade thätiges Leben geführt zu haben.

Ueber das äußere Leben von Gryphius sind dafür alle Nachrichten um so dürftiger, oder wenigstens waren die Ereignisse, die in demselben vorfielen, selten bemerkenswerth. Nachdem er schon früher seinen Wohnsitz von Fraustadt nach Glogau verlegt hatte, nöthigte ein im Jahr 1656 stattfindender Brand dieser Stadt ihn mit seiner Familie eine einstweilige Zuflucht auf den Gütern seines Freundes Schönborn zu suchen. So datirt er die Johann Caspar v. Gersdorff gewidmeten Kirchhofsgedanken aus Schönborn vom 7. September mit der Bemerkung, daß das Elend von Glogau ihn dorthin getrieben habe. Dieser Brand, welcher auch seine eigene Wohnung verzehrte, war für ihn auch insofern nachtheilig, als manche seiner Manuscripte dabei verloren gingen. Insbesondere war dies der Fall mit einem Lustspiele, welches wahrscheinlich schon einige Zeit vor dem Brande in Gegenwart der Herzogin Louise zu Liegnitz und Brieg aufgeführt worden war. Wenigstens erwähnt der jüngere Gryphius in der Vorrede der Ausgabe von 1698 ein solches, „die Fischer" genannt, von dem sich später nur ein ganz verwirrtes und unbrauchbares Concept gefunden habe, und Gryphius selber, indem er jener Fürstin die Gesammtausgabe seiner Schriften von

1657 dedicirt, erinnerte sie an diese Aufführung mit folgenden Worten:

„O, die du Fischer auch genädigst wollen hören" ꝛc.

Von Schönborn aus scheint sich Gryphius auf einige Zeit nach Freistadt begeben zu haben, wenigstens lebte er daselbst im Januar 1657, und auch außerdem veranlaßte die Aufführung seiner Dramen, die Verlegung seiner Schriften, möglicherweise auch amtliche Verhältnisse ihn zu mehreren kleinen Reisen, deren Ziel meistens Breslau war. Die ehrenvolle Aufnahme, die ihm dann zu Theil wurde, erwähnt er selbst dankbar in der Vorrede zu seinem letzten, dem Breslauer Senate gewidmeten Trauerspiele, an einer Stelle, die auch insofern von Interesse ist, als sie uns beweist, welche von seinen Dramen wirklich aufgeführt worden sind. Von seinen Jugendarbeiten mit der größten Bescheidenheit sprechend, fährt er später so fort: „Vos judicio exemptas absolvistis. Circumdedistis iisdem et famam dum permisso publice arbitrio theatrum illae apud vos conscenderent ac misti civibus exteri adgemerent Leoni, illacrumarentur Catharinae, suspicerent Felicitatem. Necdum retuli officia, queis plures vestri ordinis me, quoties Wratislaviam accedere licuit, nil tale merentem exornavere." Insbesondere erwähnt er dann noch bei dieser Gelegenheit die wohlwollende Gesinnung des ihm durch alte Freundschaft verbundenen Hoffmann von Hoffmannswaldau.

Das Familienleben unsers Dichters ging nicht ohne mannigfache Unglücksfälle vorüber. Zwei seiner Kinder starben früh, und ein drittes, eine Tochter, verfiel einem beklagenswerthen Schicksal. Christian Gryphius, der in seinen Gedichten (Poetische Wälder, zweite Auflage, Frankfurt und Leipzig 1702) eine besondere Abtheilung für Familienangelegenheiten, „Pietas Gryphiana," gebildet hat, gibt hierüber einen ausführlichen Bericht, aus dem wir entnehmen, daß sie im fünften Jahre plötzlich ihren Verstand verlor, später an heftigen Convulsionen litt, an beiden Füßen gelähmt wurde und nach einem qualvollen Leben erst im vierundvierzigsten Jahre gestorben ist. Vergeblich hatte der Vater schon von Anfang an die berühmtesten Aerzte aufgeboten: keiner hatte seiner unglücklichen Tochter Hülfe gewähren können. Auf dies Verhältniß bezieht sich auch das Gedicht Son. 3, 37 in der Ausgabe von 1698. Drei Kinder überlebten den Vater. Der älteste Sohn, Christian, gleichfalls als Dichter bekannt geworden, starb als Director des Magdalenengymnasiums in

Breslau 1706. Auch dessen Sohn starb in früher Jugend, seine Tochter heirathete den oben erwähnten Leubscher, den Verfasser des Schediasma de claris Gryphiis. Der jüngste Sohn des älteren Gryphius fand auch auf uns unbekannte Weise in Italien einen frühen Tod, so daß männlicherseits das Geschlecht des Dichters schon in der nächsten Generation ausgestorben ist.

Aus seinem eigenen Leben bleibt aber auch nur noch eine Thatsache zu berichten übrig. Nur zwei Jahre vor seinem Tode wurde ihm die freilich späte Ehre zu Theil, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft zu werden. Er wurde als Nr. 788 aufgenommen und bekam den Beinamen „der Unsterbliche wegen verborgener Kraft mit Orant.“ Mit ihm zugleich wurde ein sonst unbekannter Paul Winckler Mitglied, von dem Barthold wegen seines Epithetons „der Geübte in der Haushaltung“ vermuthet, daß er ein herzoglicher Domänenbeamter gewesen ist. Jedenfalls war auch er ein Mann von feiner Bildung, denn er läßt sich in den Epicedien des Andreas Gryphius mit einer lateinischen Elegie hören, die unter den zahlreichen übrigen vortheilhaft hervortritt. Wie es aber auch mit diesem gewesen sein mag, dem bescheidenen Dichter, dessen Leben wir jetzt fast beendigt haben, der jederzeit auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Bestrebungen hinweist, gefiel sein glänzender Beiname so wenig, daß er, wie sein Sohn ausdrücklich bemerkt, aus geziemender und fest angeborner Bescheidenheit bei seinem Leben ihn niemals geführt und nur Andere ihn ausgebreitet haben. In der That deutet Gryphius nur einmal in einem erst nach seinem Tode gedruckten Gedichte, indem er das Absterben des Vorstandes der Fruchtbringenden Gesellschaft, Herzogs Wilhelm zu Sachsen-Weimar, des Schmackhaften, beklagt, auf diese Bezeichnung hin.

Aller seiner Thätigkeit aber und gewiß noch auf dem Wege zu mancher neuen Dichtung wurde Andreas Gryphius mitten in seinem Berufe durch einen frühen und plötzlichen Tod entrissen. Er starb am 16. Juli 1664 auf dem Ständehause zu Glogau, noch nicht achtundvierzig Jahre alt. Auf seinem Grabhügel ward sein Bildniß aufgestellt, und die letzten Worte der einfachen Inschrift sind: Abi, Lector, et cum Silesia festinum summi viri fatum dole. Illi enim semper immaturi moriuntur, qui immortale aliquid cogitant.

Wir verlassen hiermit das Leben des Gryphius, obwohl wir so lange bei demselben verweilt haben, doch außer Stande, ein voll-

ständiges und charakteristisches Bild seiner Sinnes- und Denkweise zu entwerfen. Die Schuld dieses Mangels fällt jedoch nur auf die Art der Quellen, die für sein Leben benutzt werden konnten. Wir waren im Allgemeinen darauf angewiesen, ihn selber über sich reden zu hören, und bei den Anderen, deren Stimme wir außerdem zu Rathe ziehen konnten, war die unbegrenzteste Verehrung das einzige Gefühl, von dem sie in ihren Darstellungen geleitet wurden. Freilich wird uns so die Genugthung, daß wir seinen Charakter nicht von so häßlichen Flecken, sein Leben nicht von so zweifelhaften Handlungen entstellt finden, als es bei seinem älteren und berühmteren Zeitgenossen Opitz der Fall war; dafür müssen wir es aber auch aufgeben, eine feste und in ihren Einzelnheiten bestimmte Vorstellung von einem Manne zu gewinnen, dem die deutsche Literatur so viel verdankt. Demnach macht das Wenige, was wir in Beziehung hierauf noch hinzufügen wollen, keinen Anspruch auf Vollständigkeit: es sind nur einzelne, aber nicht alle wesentlichen Merkmale zu einem Begriffe, der sich in seiner Vollständigkeit nicht wiederherstellen läßt.

Das Erste, was aus allen Schriften und gelegentlichen Aeußerungen unsers Dichters mit entschiedener Deutlichkeit hervortritt, ist jene außerordentlich trübe Lebensanschauung, die offenbar auch seine dichterische Kraft oft beeinträchtigt hat. Sie war die Grundstimmung seines Gemüthes und sie legte er auch wieder in dem Charakter seiner Helden nieder. Persönliche Unfälle, der Verlust der Seinigen, Anfeindungen, Krankheit vieler Jahre, endlich das Unglück des deutschen Vaterlandes hatten dem in ihm liegenden Keim in seiner Jugend stets neue Nahrung geboten, so daß er auch im reiferen Mannesalter zu keiner wahren und dauernden Lebensfreudigkeit kommen konnte. Diese trübe Stimmung fand aber einen kräftigen und nie versiegenden Trost an einer wahrhaften Frömmigkeit, die, ohne, wie es nicht allein in jener Zeit gewöhnlich war, mit Verfolgung Andersdenkender verbunden zu sein, in allen seinen Schriften von der frühesten Jugend an, aber ohne irgendwelche Ostentation hervortritt. — Ihre Abirrung hatte dieselbe nach einer andern Seite hin. Gryphius war abergläubisch. Wenn schon sein Tractat über die Gespenster, seine Beschäftigungen mit Chiromantie und Physiognomik dies beweisen, so tritt es noch deutlicher in seinem Glauben an Visionen hervor. Merkwürdig ist in dieser Beziehung besonders ein Gedicht, in dem ihm sein Bruder kurz vor seinem

Tode dreimal in der Nacht erscheint, um ihn von einem Vorhaben abzuhalten.

Zu den oben genannten Zügen seines Charakters kommen aber noch zwei Eigenschaften, die deshalb besonders hervorgehoben zu werden verdienen, weil sie ihn hoch über alle seine Zeitgenossen erheben. Mit dem bescheidensten Sinne sah Gryphius auf seine Leistungen zurück. In allen seinen Werken findet sich wenigstens meines Wissens keine einzige Stelle, die eine Spur von Selbstüberschätzung an sich trüge. Das letzte Sonett der Leydener Sammlung, was hiergegen angeführt werden könnte, war offenbar in gereizter Stimmung geschrieben, die durch die Freistädter Verfolgungen veranlaßt war und ist eigentlich auch noch kein Beweis. Es schloß früher mit den Worten:

Manch Baum, der itz die äst hoch in die Lufft aufreckt,
Lag als ein unnutz kern, zuvor mitt erdt bedeckt,
So was ihr unterdrückt, wirdt, wenn ihr todt seidt, leben.

In den späteren Ausgaben ist aber diese Stelle ganz und gar verändert und mit seiner sonstigen Gesinnung in Uebereinstimmung gebracht. Nirgends spricht demnach Gryphius, den manche seiner Zeitgenossen über Sophokles setzen, die Hoffnung aus, daß ihm langer Nachruhm werde zu Theil werden. Er denkt darüber, wie er in den Oden (3, 2) singt:

Der Menschen Ehre glänzt und bricht gleich einem Glase;
Ein Augenblick verkehrt,
Was langer Nächte Fleiß, was vieler Jahre Sorgen
Uns Armen kaum gewährt.
Was dieser Abend grüßt, kann untergehn vor Morgen.

Das zweite endlich ist das Verhältniß zu den Großen seiner Zeit. Auch hierin finden wir ihn würdigen Sinnes. Von kriechender Schmeichelei, von offenen oder verborgenen Gesuchen zeigen sich keine Andeutungen. Und selbst die Widmung der Mehrzahl seiner Schriften sind nicht an diese, sondern an seine Freunde und Amtsgenossen und oft in sehr bescheidener Stellung befindliche Personen gerichtet.

Bei dem geringen Interesse, das gegenwärtig in Deutschland für die Literatur des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts herrscht, steht es kaum zu erwarten, daß wir jemals, wie es namentlich in England und Frankreich geschehen ist, kritische Ausgaben für die vorzüglichsten Schriftsteller dieser Zeit erhalten werden. Fehlen

dieselben ja doch selbst noch für das achtzehnte Jahrhundert. Da aber demnach die Wahl dieser oder jener Ausgabe fast ganz ein Spiel des Zufalls ist, so erscheint es um so nothwendiger, daß die noch vorhandenen oder wenigstens bekannten Einzel- und Gesammtausgaben der verschiedenen Schriftsteller wenigstens im Allgemeinen verglichen und für den literarischen Gebrauch nach ihren Haupteigenthümlichkeiten charakterisirt werden. Speciell Andreas Gryphius anbelangend, sind die größeren literarhistorischen Werke, welche auch bibliographische Angaben enthalten, ganz unvollständig.

Den strengen Unterschied von Gesammt- und Einzelausgaben nicht festhaltend, da es genau genommen keine Gesammtausgabe von Andreas Gryphius gibt, stelle ich zunächst chronologisch geordnet fünfzehn Ausgaben zusammen, die wenigstens in ihrer Gesammtheit die größte Masse von demjenigen umfassen, was Gryhhius geschrieben hat.

1) Andreae Gryphii, philos. et poët. Son- undt Feyrtags Sonnete. 1639. — Daß diese Ausgabe in Leyden bei Elzevir gedruckt ist, geht aus einer bei späteren Ausgaben noch genauer mitzutheilenden Anzeige von Gryphius an das Publicum hervor, die sich in den drei Ausgaben von 1657, 1663 und 1698 findet.

Am Anfange steht eine sechs Seiten lange lateinische Widmung an zwei Freunde, J. F. v. Sack und Jakob Reß. Dem Ersten sind auch manche spätere und frühere Gedichte gewidmet, z. B. Son. 1, 24, und er erwähnt außerdem, daß er bereits fünf Jahre mit ihm befreundet und eng verbunden sei. Der Träger des zweiten Namens, ein Verwandter von Gryphius, wird nie wieder in dessen Schriften erwähnt. Der Inhalt jener Widmung gibt über die Lebensverhältnisse des Verfassers keine weitere Auskunft; er besteht nur in einer in hohem Grade pomphaften und gespreizten Schilderung der Leiden, welche der Krieg über Deutschland bringe. — Es folgen alsdann fünfundsechzig Sonette auf die Sonntage, untermischt mit einigen auf die evangelischen Feiertage bezüglichen. Endlich die Unterschrift: Leidae Batav. III. Non. Januar. anno ab orbe restaurato CIↃIↃCXXXIX. Vest. Nobiliss. Generosis; praestantiaeque devotissima manus M. Andreae Gryphii. P. L. C.

Die zweite Abtheilung dieser Ausgabe führt den Titel: M. Andreae Gryphii P. L. C. Festtags Sonete, und beginnt mit einer lateinischen Widmung an den Neffen des Dichters, Paul Gryphius, den Sohn

seines älteren Bruders, der, wie wir oben gesehen haben, schon im November 1640 starb. Das Datum ist dasselbe, und nur die Unterschrift ist den Umständen gemäß geändert. Es folgen dann fünfunddreißig Sonette, die Threnenklage aus dem dreizehnten Psalm in fünf Abtheilungen, eine Verbesserung an den Leser und zwei lateinische Gedichte. Das erste trägt die Ueberschrift „In Carminum Sacrorum Centuriam Nobilissimi Doctissimique auctoris, und ist von Georg Friedrich von Schönborn, das zweite, nur aus vier Distichen bestehend, von dessen Bruder Johann.

Die eben beschriebene Ausgabe ist außerordentlich selten. Auch in die königliche Bibliothek zu Berlin ist sie erst aus der Mäusebach'schen übergegangen, und sie hat vor allen Dingen das Interesse, daß der Text in ihr von den späteren Bearbeitungen wesentlich abweicht; oft geschieht es in dem Grade, daß die betreffenden Gedichte zu ganz andern werden. Jambische Maße sind in trochäische umgesetzt, die sich wiederholenden Reime verändert, ja einige Gedichte dieser Ausgabe fehlen in der späteren gänzlich. Man sieht hieraus leicht, daß ein etwaiger Herausgeber des Gryphius grade diese Ausgabe besonders beachten müßte.

2) Andreae Gryphii Sonnete. Das erste Buch. Ihm Jahr 1643. — Gryphius lebte zur Zeit der Herausgabe desselben in Leyden und widmet dasselbe auch von hier unter dem 20. April zweien seiner Freunde, Schmidt von Schmidefelt. Ob aber auch dies ein Elzevir ist, wagen wir nicht zu entscheiden, jedenfalls weichen Lettern und Druck sehr von der vorigen ab. Auch diese Ausgabe ist von Wichtigkeit. Zwar stimmen die in ihr enthaltenen Sonette genau, was Zahl und Inhalt anbetrifft, mit den in den späteren Ausgaben im ersten Buche befindlichen überein; aber der Text selbst weicht sehr wesentlich ab, in den Ueberschriften finden sich manche Veränderungen, so daß man annehmen muß, daß Gryphius dieselben während seines Aufenthaltes in Straßburg, ehe er die mit Caspar Dietzel besprochene Ausgabe unternahm, umgearbeitet hat.

3) Andreae Gryphii Epigrammata. Das Erste Buch. Ihm Jahr 1643. — Diese kleine Sammlung, nur einen Bogen stark und nur hundert Epigramme enthaltend, ist entschieden aus derselben Officin wie die vorige hervorgegangen, wie Druck, Lettern und Papier es deutlich beweisen. Die Widmung ohne Datum ist an zwei schle-

sische und zwei Danziger Freunde gemacht und besteht nur in zwei Distichen, die hier eine Stelle finden mögen:

Dum salsum me fama notat, versusque dicaceis
Ille meos Censor, Censor et iste fremit;
Rumpo moras, promoque meas, Epigrammata, nugas.
Jam scio me salsum Fama sinistra negat.

Auch diese Epigramme enthalten nichts Neues. Sie sind später allerdings oft in sehr veränderter Gestalt in die zuerst in Jena erschienenen drei Bücher Beischriften aufgenommen und auf die beiden ersten Bücher in ziemlicher Unregelmäßigkeit vertheilt.

4) Andreas Griphen Teutsche Reim-Gedichte. Darein enthalten I. Ein Fürsten-Mörderisches Trauer-Spiel, genannt Leo Armenius. II. Zwey Bücher seiner Oden. III. Drey Bücher der Sonneten, denen zum Schluß die Geistvolle Opitianische Gedancken von der Ewigkeit hinbeigesetzet seyn. Alles auff die jetzt üb- und löbliche Teutsche Reim-Art verfasset. In Franckfurt am Mayn bei Johann Hüttnern, Buchführern. Im Jahr 1650.

Diese Ausgabe hat einen eigenthümlichen Ursprung. Als Gryphius von Italien zurückgekommen war, wollte er eine Gesammtausgabe seiner bisher einzeln gedruckten Gedichte veranstalten und trat, in Straßburg lebend, mit dem dem dortigen Buchhändler Caspar Dietzel in Verbindung. Dieser wurde indeß in seinem Geschäftsbetrieb durch Processe oder Bankerotte gehindert, und konnte den Druck nur bis Seite 232 fortsetzen. Sein ganzes Inventarium ging, während Gryphius nach Stettin und später nach Fraustadt gegangen war, in andere Hände über; und plötzlich erschien 1650, ohne daß der Verfasser etwas davon wußte, diese Ausgabe, der also nur eine theilweise Echtheit zugesprochen werden kann. Die letzten fünf Sonette stammen nicht von seiner Hand her und der Schluß ist ein Abdruck von Opitzens Gedicht „Thränen zu Ehren der Ewigkeit, auß eines andern Lateinischen." (Breslauer Ausgabe von 1690 3, S. 183—187.) In der Ausgabe, die wir benutzen, ist noch das Trauerspiel Catharina von Georgien hinzugefügt. Da Gryphius dies Stück erst in Stettin vollendet hat, so läßt sich nur annehmen, daß es zufällig mit demselben zusammengebunden ist, wie denn auch Lettern und Druck wesentlich davon abweichen und eine neue Paginirung beginnt. Daß der Verleger sich einen Einzeldruck der Catharina besorgt und einen neuen Abdruck derselben seiner Ausgabe hin-

zugefügt habe, ist deshalb nicht gut anzunehmen, weil Gryphius sonst wahrscheinlich in jener oben citirten Nachricht an das Publicum davon Erwähnung gethan haben würde. Die oben besprochene Ausgabe enthält eine lateinische Widmung an seinen Freund und Reisegefährten Wilhelm Schlegel, die wir hier mittheilen, weil sie in allen andern Ausgaben weggeblieben ist. Sie bezieht sich offenbar nur auf den Leo Armenius:

Dirae furores noctis, et sacrum nefas
Ruentis aulae sceptra; calcato duce
Polluta raptu, Caesaris undanti effera
Animata tabo busta, regnorum luem;
Tu, quem severis Arbitrum curis legit,
Princeps Deorum cura, Terrarum tremor,
Dignare vultu, quo soles vultus Tui,
Mentemque Gryphi nullo sic faustam tibi
Caligo lucem turbet, et fictos gemas
Tantum furores noctis ac scenae nefas.

5) Andreas Gryphen Leo Armenius, oder Jämmerlichen Fürsten-Mords Trauerspiel, worbey Zwey Bücher seiner Oden, zusammt Drey Bücher der Sonneten auff jetz gebräuchlich teutsche Reimeart auffgesetzt, und zum andern mahl getruckt. Strasburg, bei Johann-Peter von der Heyden. Im Jahr MDCLII.

Diese Ausgabe, die noch vielfältig als besondere Hauptausgabe von Gryphius aufgeführt wird, ist nicht einmal ein Nachdruck der vorigen, sondern kann nur so entstanden sein, daß ein Theil der bereits abgezogenen Bogen von Dietzel auch in den Besitz von Peter von der Heyden gekommen ist, der dann mit seiner Veröffentlichung nach Hüttner noch zwei Jahre gewartet hat. Es geht dies daraus hervor, daß die kleinsten Ungenauigkeiten im Druck, das Zuhoch- oder Zutiefstehen einzelner Buchstaben, Fliegenköpfe u. dgl. in beiden Exemplaren auf das Genaueste übereinstimmen. Uebrigens fehlt in dieser Straßburger Ausgabe die Tragödie „Catharina von Georgien," was meine für die Frankfurter Ausgabe ausgesprochene Behauptung bestätigt. Nach dem Gesagten stellte sich also von der Heyden mit seiner Bemerkung „zum andernmahl getruckt" als Lügner heraus.

6) Andreas Gryphius Olivetum. Libri tres. Lesnae 1648. Diese interessante Dichtung, ein christliches Epos, ist lange Zeit für verloren gehalten. Ihr Verfasser erwähnt dieselbe nur einmal in der Vorrede zu den Thränen über das Leiden des Herrn. Leubscher, der

Enkel von Gryphius, kennt es noch, aber seitdem ist es verschollen und sein Inhalt zum Gegenstande verschiedener Muthmaßungen geworden. Erst vor wenigen Jahren ist ein Exemplar dieser Ausgabe aus der Mäusebachschen Bibliothek in die königliche zu Berlin übergegangen, deren Liberalität auch ich die Benutzung desselben verdanke. Allerdings muß es noch eine ältere Ausgabe des Olivetum gegeben haben. Denn wir wissen aus Gryphius' Leben, daß er den Druck desselben in Florenz veranlaßt hat. Ueber diese indeß habe ich keine Spur mehr aufzufinden vermocht. Außer der bereits S. 101 angeführten Widmung an den Kurfürsten enthält diese Schrift eine zweite an die Pfalzgräfin Elisabeth bei Rhein folgenden Wortlauts:

Ultima conantis, Decus admirabile mundi
  Arctior ingenio, quam stupet ipse tuo,
Virgo Ducum genus, innumero genus ordine regum
  Digna animo Reges, quae meliore negas;
Seu te clara tenent diffusi sidera coeli,
  Seu radio Terrae mobile pondus obis,
Seu tibi Cecropio rorantes nectare Chartae,
  Romula seu Latio Secula melle placent
Seu potius primaeva Sacri monumenta Tonantis
  Volvis et arcana puncta notata manu:
Haec quoque, sed facilis nemorum secreta parumper
  Respice. Sub nemoris respice rupe Deum
Hic oleis tibi frondet humus: colat illa profano
  Quas posuit quondam Rustica Pallas agro
His pretium fecit ipse Deus, prece, sanguine, vinclis
  Dum legis haec; Pretium Tu facis ipse Deo.

7) A. Gryphii Traurspile, Oden, Sonnete, mit Kupfertitel, in Verlegung Johann Lischkens, Buchhändlers. 1657.

Diese Ausgabe ist auf Gryphius' eigene Veranlassung, wir möchten aber nach der großen Anzahl der in ihr vorhandenen Druckfehler sagen, nicht unter seiner Aufsicht besorgt worden. Sie beginnt mit einer Widmung an Louise, Herzogin in Schlesien zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, und enthält außer dem in der Frankfurter Ausgabe Enthaltenen noch Folgendes: die vier größeren Dramen Catharina von Georgien, Carolus Stuardus, die beständige Mutter oder die heilige Felicitas, Cardenio und Celinde und das kleine „Freudenspiel" Majuma. Dazu kommen die Johann Caspar v. Gersdorff dedicirten Kirchhoffsgedanken, zwei Bücher Oden, das dritte seinem Fraustädter Freunde Bechner, das vierte seinem Schwager Ledel in Danzig ge-

widmet, endlich noch ein Buch Sonette, in dieser und den späteren Ausgaben als das zweite eingefügt, welches schon während seines Aufenthaltes in Straßburg beendet war und in die Dietzel'sche Ausgabe hatte aufgenommen werden sollen. Dies beweist auch die an zwei schlesische Freunde, Wolffgang von Popschitz und Daniel Habersleff von Straßburg am Andreastage 1646 geschriebene Zuschrift. In der von mir benutzten Ausgabe steht auch noch Peter Squenz, von dem ich indeß aus äußeren Gründen vermuthen muß, daß er nicht ursprünglich zu derselben gehört hat, sondern nur zugebunden ist. Ueber diese Ausgabe ist nur noch zu bemerken, daß im Jahr 1658 eine vollständig mit ihr übereinstimmende zweite Auflage bei Lischke und Veit Jakob Trescher veranstaltet wurde.

8) Andreae Gryphii Freuden und Trauer Spiele auch Oden und Sonnette. In Breßlau zu finden bei Veit Jakob Treschern, Buchh. — Leipzig gedruckt bei Johann Erich Hahn. Im Jahr 1663.

Auch hier finden sich manche Schwierigkeiten, um das eigentliche Material zu bestimmen, was diese Ausgabe gebildet hat. Die drei von mir benutzten Exemplare enthalten sehr wesentliche Abweichungen von einander. Nach sorgfältiger Vergleichung aller drei besteht dieselbe eigentlich aus zwei Theilen, von denen der erste von Seite 1 bis 777 geht, worauf dann ein sechs Seiten langes Druckfehlerverzeichniß folgt. Der zweite Theil hat dann einen besonderen Titel: Andreae Gryphii Seug-Amme oder untreues Gesind, Lustspiel, Schwermender Schäffer Lustspiel, Deutsche Epigrammata. Bresslau, etc. Der erste Theil hat auf diese Weise ganz denselben Inhalt wie die Lischke'sche Ausgabe von 1657, und nur der zweite enthält die Vermehrungen. Alles, was sich sonst in den verschiedenen Exemplaren dieser Ausgabe finden mag, ist ursprünglich nicht für dieselbe bestimmt gewesen und nur der Ordnung wegen, weil es von demselben Verfasser herstammt, hinzugebunden worden. Ich kann nach den von mir benutzten Exemplaren nur vermuthen, daß dies auch bei andern häufig sich finden wird; nur ist mir soviel wahrscheinlich, daß Peter Squenz, der sich in allen dreien findet, auch noch als zu dieser Ausgabe gehörig gerechnet werden muß.

9) Andreae Gryphii um ein merckliches vermehrte Teutsche Gedichte. Breßlau und Leipzig. In Verlegung der Feltgiebelischen Erben 1698. — Diese Ausgabe, von Christian Gryphius besorgt, hat zunächst das Verdienst, daß sie bei Weitem die vollständigste ist.

Alle einzelnen Dramen seines Vaters, die wie der Horribiliscriblifar, der sterbende Papinianus, die Uebersetzung der Gibeoniter vorher einzeln herausgegeben waren, sind hier gesammelt und noch um das früher niemals gedruckte Lust- und Gesangspiel, Piast vermehrt worden. Eine gleiche Vervollständigung ist den lyrischen Gedichten zu Theil geworden. Neue Begräbniß- und Hochzeitsgedichte, vermischte Gedichte, unter denen einige Satiren, übersetzte Lobgesänge und Kirchenlieder, geistliche Lieder, endlich drei Gedichte von Gryphius und seinen Freunden, „der Weicherstein" betitelt. Die meisten dieser Gedichte waren, wie sich später zeigen wird, schon einzeln herausgekommen; dagegen kam ganz neu hinzu das dritte Buch der Sonette, das sich größtentheils auf Lebensverhältnisse des Dichters bezieht. — Dagegen fehlen in dieser Ausgabe die beiden Lustspiele „das verliebte Gespenst" und „die geliebte Dornrose", die der pedantische Sohn vielleicht seines Vaters nicht würdig gefunden haben mag; es fehlt das Olivetum, der Brunnen-Discurs und die später noch zu erwähnenden Abdankungen. Noch schlimmer aber ist die große Incorrectheit dieser Ausgabe. Es ist buchstäblich wahr, was Gödeke (1, S. 374) sagt, daß alle Druckfehler früherer Ausgaben, ja sogar die in den Druckfehlerverzeichnissen bemerkten in ihr wiederholt und mit vielen neuen vermehrt worden sind. Im Allgemeinen ist daher die Ausgabe von 1663 als die correcteste für den gewöhnlichen Gebrauch mehr zu empfehlen.

10) Andreae Gryphii dissertationes funebres oder Leich-Abdanckungen bey unterschiedlichen hoch- und ansehnlichen Leich-Begängnüssen gehalten. Auch Nebenst seinem letzten Ehren-Gedächtniß und Lebenslauff. Zum Druck befördert von Veit Jakob Treschern, Buchhändlern zu Breßlau. — Leipzig. Gedruckt bei Johann Erich Hahnen. 1667.

Diese erst nach Gryphius' Tode besorgte Ausgabe enthält außer dem bereits oben (S. 92) erwähnten Brunnen-Discurs auf siebenhundert Seiten elf Leichabdankungen, meistens von Personen, die auch in seinen Gedichten genannt werden. Eine zweite Abtheilung derselben bilden die zwei Begräbnißpredigten auf Gryphius von Knorr und Pirscher, der christliche Lebenslauff desselben von Stosch und endlich eine große Anzahl von Gedichten, die auf seinen Tod gemacht wurden.

11) und 12) A. Gryphius Kirchenlieder. Breslau 1659. — J. Reymann erneuerte Herzensseufzer in neuen Reymen von A. Gryphius.

Breslau 1664 und 1685. — Diese beiden Ausgaben kenne ich nur aus Citaten und habe dieselben nirgends auffinden können. Dasselbe gilt von einer dreizehnten Schrift, die Bredow citirt (S. 84): Beschreibung zweier ägyptischen Mumien, gedruckt Breslau 1662 in 12., welche indeß für die mir vorliegenden Zwecke nicht von Interesse sein kann. Auch die (14.) in Jena 1663 erschienene Ausgabe der Epigramme ist weiter nicht bedeutend, da dieselben in ganz derselben Gestalt sich in den beiden letzten Gesammtausgaben finden.

Endlich 15) Privilegia Glogoviensia Andreae Gryphii. 1652 in Fol. Diese Schrift erwähnt der jüngere Gryphius in seinem Werke. „Apparatus sive dissertatio isagogica de scriptoribus historiam seculi XVII illustrantibus. Lipsiae 1710.

Es sind im Vorigen alle Gesammtausgaben und diejenigen einzelnen namhaft gemacht worden, welche nicht bloß ein einzelnes Drama enthalten. Diese letzteren bedürfen daher noch einer kurzen Erwähnung, wenn sich auch für dieses Gebiet keine absolute Vollständigkeit erreichen läßt. Zunächst ist, was diese anbelangt, vor einer sonst vielfältig gebrauchten Quelle zu warnen. Fast sämmtliche Angaben nämlich, die in Gottsched's nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst enthalten sind, leiden an der größten Ungenauigkeit oder sind entschieden falsch. Soviel sich gegenwärtig ermitteln läßt, gibt es vielmehr folgende Einzelausgaben von Gryphius'schen Dramen.

1) Katharina von Georgien. Wie Gryphius selbst in der ersten Anmerkung zu dieser angibt, ist dieses Stück erst nach dem Tode Karl's des Ersten von England gedruckt worden, also frühestens 1648, wahrscheinlich aber erst in einer der beiden nächsten Jahre. Dieser erste Druck ist dann in unveränderter Gestalt in die Ausgabe von 1657 übergegangen.

2) Grossmüthiger Rechtsgelehrter. 1659. Breslaw gedruckt durch Gottfried Gründern, Baumannischen Factor.

3) Verliebtes Gespenst, erschien allein 1660 und 1661, und in einem besonderen Abdruck durch Gottfried Gründern, Baumannschen Factor, ohne Jahreszahl. cf. Palm S. 38. (Ausgabe beider Breslau 1855.)

4) Das vorige Stück mit der geliebten Dornrose zusammen, erschien 1660, im folgenden Jahre zweimal. Die zweite von diesen drei Ausgaben, die in meinen Händen ist, mit der Bezeichnung „beyde auffs neue übersehen und zum andern mahl ge-

druckt erschien bei Esajas Fellgiebel, die dritte hat Bredow (S. 99) benutzt.

5) Die Säugamme, scheint noch besonders 1663 in Jena verlegt zu sein. Wenigstens führt ein bei mir befindliches Exemplar die Bezeichnung: Jena verlegt bei Veit Jacob Dreschern, Buchhändler in Breslau. Uebrigens findet kein Unterschied gegen den Text in der Gesammtausgabe statt.

6) Horribiliscriblifax, ohne Jahreszahl, bei Drescher, in einer anderen Ausgabe bei demselben von 1665.

7) Schwärmender Schäfer. Vor der von Gryphius besorgten Herausgabe desselben erschien ein unvollständiger Abdruck desselben durch Christoph Schee in Brieg. Sonst sind die Ausgabeverhältnisse ganz dieselben wie bei der Säugamme.

8) Peter Squenz. — Die ersten Ausgaben ohne Jahreszahl, später oft wiederholt, so nach Gottsched noch 1698.

9) Die Gibeoniter (Breslau 1695) auf der königlichen Bibliothek zu Berlin.

So wenig Interesse die eben beendigten Aufzählungen außer für Bibliographen haben konnten, so geben sie doch wenigstens Auskunft über factisch vorhandene Bücher. Im Folgenden verlassen wir sogar den Boden der Wirklichkeit, da wir Gryphius' verloren gegangene Schriften erwähnen müssen. Es läßt sich dies aber um so weniger übergehen, als um ein vollständiges Urtheil über die Bedeutung und Wirksamkeit eines Schriftstellers keine Seite seiner Thätigkeit darf unbeachtet gelassen werden. Zudem wird durch derartige Angaben die Möglichkeit einer Wiederauffindung des Verlorenen vergrößert. Es gibt aber nicht weniger als neun Schriften, die Gryphius entweder wirklich oder doch wahrscheinlich verfaßt hat, und die uns durch die Ungunst der Zeiten verloren sind.

1) Herodes, das älteste Trauerspiel des Dichters, welches er bereits 1631 in den Sommerferien, also noch nicht fünfzehn Jahre alt, vollendet hat. Dasselbe ist 1624 gedruckt worden und war vielen seiner Zeitgenossen bekannt.

2) Erneuerter Parnaß. 1635 oder 1636 in Danzig gedruckt.

3) Beschreibung des großen Freistädter Brandes von 1637, zu Lissa gedruckt. Gryphius verfaßte unmittelbar nach der genannten Begebenheit, während er als Erzieher in dem Hause Schönborn's war, eine poetische und prosaische Beschreibung derselben. Die erste

wurde wieder abgedruckt in der Gesammtausgabe seiner Werke von 1698 (Th. 2, S. 82—85); die zweite, die nach einem Citat in den Leichabdankungen (S. 49), wo der Ausdruck „Freistadium decineratum“ gebraucht ist, lateinisch gewesen zu sein scheint, hält man auch für verloren.

4) Meletomenus. Wir wissen nicht, welcher Art diese Schrift war oder werden sollte. Gryphius citirt sie Son. 2, 10 und 11.

5) Golgatha. Vergl. Vorrede zu dem vierten Buch der Oden. Nach dem Zusammenhang, in dem Gryphius diese Dichtung erwähnt, muß sie einen ähnlichen Inhalt wie das Olivetum gehabt haben.

6) De veterum judiciis publicis. Das baldige Erscheinen dieser Abhandlung wird in dem Druckfehlerverzeichniß des Olivetum's angemeldet.

7) Tractatus de spectris (Gervinus 3, 418, neueste Ausgabe). Hoffmannswaldau versichert, denselben in Händen gehabt zu haben; aber schon der jüngere Gryphius weiß nichts mehr von demselben (vgl. Bredow S. 83).

8) De igni non elemento. Eine Dissertation, die bei dem Freistädter Brande, wir wissen nicht ob gedruckt oder ungedruckt, verbrannt ist. Auch bleibt die Möglichkeit noch offen, daß sie auf richterlichen Befehl durch die Katholiken verurtheilt wurde. Vgl. Epigramm 2, 50. 77.

9) Aus dem Engeländischen übersetztes Tractätlein vom Vater Unser. Vgl. Stosch S. 42. Die betreffende Stelle lautet: „Gryphius Glaubenslicht leuchtet aus dem neulich in Druck gelassenen und von ihme aus dem Engeländischen übersetzten Tractätlein vom Vater unser.

10) Der Brunnen-Discurs oder die Fontanalia als besondere Schrift. Danzig 1638.

Wir kommen endlich zu Gryphius ungedrucktem Nachlaß. Ueber ihn gibt sein Sohn in der oft erwähnten Ausgabe die erforderliche Auskunft. Es fanden sich nach seinem Tode noch drei mehr oder minder vollendete Trauerspiele: Heinrich der Fromme, der bis auf die Chöre und Anmerkungen, eine selbständige Bearbeitung der Gibeoniter, die bis auf den fünften Act vollendet war, und endlich die Anfänge zu einem Stücke Ibrahim. Von Lustspielen ferner fand sich ein sehr verwirrtes Concept „der Fischer,“ (vergl. S. 103), das

für den Druck unmöglich war. Von allen diesen Manuscripten ist nichts gedruckt worden, obwohl Christian Gryphius nicht allein Heinrich den Frommen, sondern auch den Druck des „Diarium" in Aussicht stellte. Der Vollständigkeit wegen müssen endlich noch die in dem hochschätzbaren Pittschafft-Ring Gottes namhaft gemachten Exercitationes in mortem domini (vgl. S. 34) genannt werden, die Gryphius gleichfalls unvollendet hinterließ.

Danzig.

Dr. **Fr. Strehlke.**

Joost van den Vondel
und sein Lucifer.

Man hat es sich in Deutschland gefallen lassen, die holländische Sprache, welche man gern als die Carricatur der heimischen Ausdrucksweise zu betrachten pflegt, da Geltung erringen zu sehen, wo sie als Vermittlerin wissenschaftlicher Zwecke von praktischem Vortheil sein konnte, und es fällt Niemand ein, den bedeutenden naturwissenschaftlichen Werken, oder den berühmten medicinischen Abhandlungen, die in holländischer Sprache an die Oeffentlichkeit getreten sind, das Recht ihrer Bedeutung streitig machen zu wollen. Die Nützlichkeitsfrage spricht in solchen Fällen zu deutlich mit; die Sprachform ist Nebensache, sie dient, und wie die Helena im Faust zweiten Theils sagt:

Nicht wer der Knecht ist, fragt der Herr, nur wie er dient.

Anders ist es, wo die holländische Sprache selbständig aufzutreten versucht, wo sie weder zur Belehrung, noch zur Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne verwendet wurde, sondern als reine Poesie, als Gewand einer idealen Dichterphantasie, selbständig und erhaben wirken will. Man hat ihr in solchen Fällen in Deutschland häufig nicht allein alle Berechtigung hierzu von vornherein abgesprochen, man ist noch weiter gegangen, und hat oft das, was nicht nur in der Absicht und im Willen des Dichters, sondern auch in der Wirkung auf seine Nation als schön und erhaben galt, dazu benutzt, um den Dichter und die Nation herabzusetzen, indem man die Sprache, in welcher dieser auf jenes einwirkte, lächerlich zu machen suchte. Wer wollte es leugnen, daß die Sinngedichte von Cats oft an schwer erträglicher Einförmigkeit und dem Mangel alles phantastischen Schmucks leiden, daß selbst die Tragödien Vondel's mit ihren häufigen Wiederholungen

und endlosen, ermüdenden Reden *) für unsre Kunstanschauung schwer zu genießen und darum auch schwer zu würdigen sind, beide aber haben ein unläugbares Recht auf unsre Achtung, denn sie sind vollständig aus dem Charakter der Nation als etwas Ganzes hervorgegangen, und tragen das kräftige Gepräge einer ernsten Frömmigkeit und streng sittlichen Lebensanschauung, wie sie eben grade in dem betriebsamen, bescheidenen und innerlich kräftigen Reste echt germanischer Nationalität in den Niederlanden unverändert sich bewahrt haben.

Man klagt so oft über die uns Deutschen eigene Sucht nach Fremdartigem, über die leidige Gewohnheit, das Nächstliegende und Heimische zu verkennen; will man die deutsche Natur frei von dieser Eigenthümlichkeit schätzen lernen, so muß man sich mit dem niederdeutschen Wesen vertraut machen, und wenn die nähere Kenntniß desselben dann nicht die Achtung des Beschauenden hervorruft, so ist dies immer wieder nur ein Zeichen jener Eigenschaft, die das ureigenste und unverfälscht Nationale gering schätzt und Fremdem gegenüber mißachtet.

Die Blüthe der holländischen Dichtkunst fällt mit der Blüthe der niederländischen Malerei in eine Zeitperiode zusammen. Cats und Vondel waren die Zeitgenossen von Rubens, van Dyk und Rembrandt, und wenn auchdiese verschiedenen künstlerischen Richtungen gegenseitig in ihrer Entwicklung nur wenig auf einander einwirkten und mit einander gemein hatten, so wurzelten sie doch zusammen in den religiösen und politischen Bewegungen des Vaterlandes, und Vondel hat in seinen Trauerspielen sowohl dem streng christlichen, eifernden Sinn der reformatorischen Zeit, wie dem Republicanismus jener Bewegungen Rechnung getragen, an deren Spitze Oldenbarneveld und Hugo Grotius standen.

Jene beiden Richtungen, die religiöse und politische, finden sich einzeln in verschiedenen der dramatischen Gedichte Vondel's vertreten. Vereinigt treten sie in demjenigen Drama, welches die Holländer für das höchste Meisterwerk ihres national dichterischen Genius halten: im Lucifer, in wahrhaft staunenswerther Größe hervor, und die Würdigung dieses dramatischen Gedichtes kann nur erhöht werden,

---

*) Die Erzählung, worin Neptun am Schlusse des Palamedes dem Oates das Schicksal des Helden mittheilt, erstreckt sich ohne Unterbrechung auf 270 Verse.

wenn man bedenkt, daß der Kampf der empörten himmlischen Heerschaaren gegen die göttliche Macht darin in ähnlicher ergreifender Weise geschildert wird, wie es der zwanzig Jahre nach Vondel geborne Milton in seinem weltberühmten und in allen Sprachen lebenden Gedichte „Das verlorene Paradies“ gethan hat.

Vergleicht man die deutschen Dichtungen aus der Zeit Vondel's, namentlich die dramatischen Werke kurz nach Hans Sachs, wo der Herzog Julius von Braunschweig und Jacob Ayrer zu Nürnberg biblische Stoffe neben den Fastnachtsspielen für die Bühne bearbeiteten, und geht dann auf die Gottsched'schen Tragödien über, die erst hundert Jahre nach Vondel das Lampenlicht erblickten, so muß man um so mehr über den Muth des holländischen Aeschylos erstaunen, der mit kühner Hand die großartigste religiöse Mythe erfaßt und theilweise in erhabener und begeisterter Weise bewältigt hat. Allerdings fehlt dieser Tragödie, wie allen Arbeiten Vondel's, die individuelle Originalität der deutschen Realisten jener Zeit, dafür aber ist die Entstehungs-Geschichte und die historische Bedeutung dieses, wie seiner Werke überhaupt von weit größerer Wichtigkeit. Als der Lucifer im Jahre 1654 beendet und zur Aufführung bestimmt war, widersetzte sich die holländische Geistlichkeit diesem Unternehmen und erwirkte das Verbot der Darstellung. Die Folge davon war, daß in Zeit von acht Tagen tausend gedruckte Exemplare des Gedichts verkauft wurden. Vondel erließ außerdem die beißendsten Satyren gegen die Urheber des Verbots und hatte die Theilnahme des größten Theiles der Bevölkerung von Amsterdam für sich.

Gehen wir etwas näher auf die Lebensschicksale des Dichters ein. Joost van den Vondel's Eltern, welche zu den brabantischen Wiedertäufern gehörten, flüchteten bei den Verfolgungen ihrer Secte aus Antwerpen nach dem Rhein, wo sie sich in Cöln niederließen. Hier wurde er am 17. November 1587, im Todesjahre der Maria Stuart geboren, und kam noch als Kind, da seine Eltern nach Holland gezogen waren, nach Amsterdam. Dort wurde der junge Mann ein Anhänger des mit ihm in demselben Jahre gebornen Arminius', welcher die Secte der Arminianer oder Remonstranten stiftete, deren Zwecke später einen politischen Anstrich annahmen.

Im Jahre 1612 wurde sein erstes Trauerspiel, „De Pascha,“ öffentlich in Amsterdam gespielt, und im folgenden Jahre erregte sein „lofzang der schepsvaart der vereenigde Nederlanden“ die Auf-

merksamkeit der ganzen Nation. Nach verschiedenen kleinern Gedichten erschien 1617 „de waarande der Dieren,“ ein Buch, worin er eigentlich nur die Erläuterungen zu Zeichnungen von Markus Geeraardts gab, und 1620 „Jerusalems verwoestinge,“ eine Nachahmung von Tasso's befreitem Jerusalem.

Inzwischen hatte sich der junge Autodidakt die classischen Sprachen angeeignet, und als er von einer längeren Krankheit befallen wurde, fand er seinen größten Genuß im Lesen der römischen Dichter. Die Folge dieser ernstlichen Sprachstudien war eine gänzlich veränderte Kunstanschauung, aus welcher er alle seine bisherigen Arbeiten verwarf und zu vernichten strebte. Endlich veröffentlichte er eine neue Tragödie, eine Nachbildung von Seneca's Trojanerinnen. Dieses Werk wurde mit unerhörtem Enthusiasmus begrüßt, und den besten antiken Mustern nicht nur zur Seite gestellt, sondern über dieselben erhoben. Man nannte es nur „de Amsterdamsche Hecuba.“

Nach Oldenbarneveld's Hinrichtung wurde ein Herr Albert Koenraads Burgh vom Prinzen Moritz von Oranien zum Schöffen und Rath der Stadt Amsterdam eingesetzt. Obgleich ein Anhänger des Prinzen, war Burgh doch kein Gegner der unterlegenen Remonstranten-Partei, und so kam es, daß er, als er einst mit Vondel über Oldenbarneveld's tragisches Schicksal sprach, den Dichter aufforderte, dieses Schicksal als Stoff zu einem Trauerspiele zu verwenden. Vondel entgegnete, dazu sei noch nicht die Zeit gekommen, worauf ihm der Schöffe den Rath ertheilte, die Namen zu ändern und nur dem Hergang getreu zu bleiben. Dies war die Veranlassung zu dem Trauerspiel Palamedes, dessen eigentliche Bedeutung nicht verborgen blieb. Vondel gerieth nach der Veröffentlichung desselben in große Gefahr und mußte sich längere Zeit vor den ihn suchenden Häschern verborgen halten. Man machte ihm den Proceß, und ohne die Vermittlung seiner Gönner, wozu namentlich auch der erwähnte Schöffe gehörte, der darauf bestand, daß die dem Trauerspiele zu Grunde liegende Fabel eine griechische Begebenheit sei, würde es vielleicht bis zum Schlimmsten mit dem Dichter gekommen sein. Zuletzt mußte er 300 Gulden Buße zahlen, und seine Freunde waren hoch erfreut, daß er so gut weggekommen. Der Bruder des Prinzen Moritz von Oranien, Prinz Friedrich Heinrich, ließ sich später den Palamedes vorlesen und auslegen, wobei er sein Wohlgefallen an dem Werke

aussprach, und 1665 erlebte Vondel noch selbst die erste öffentliche Darstellung des gefährlichen Trauerspiels.

Zur Einweihung des neuen Schauspielhauses in Amsterdam dichtete Vondel 1637 das vaterländische Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel," und widmete dasselbe, als es im Drucke erschien, seinem großen Landsmann Hugo de Groot (Grotius), der damals von seinem Vaterlande mit Undank verstoßen, als schwedischer Gesandter am französischen Hofe residirte. So sehen wir den Dichter überall furchtlos an der Spitze der Zeitbewegungen, die wahre Größe erkennend und von den bedeutendsten Geistern seiner Zeit hochgeschätzt. Er hatte auch die Absicht, die Geschichte des Hanibal dramatisch zu behandeln, und zu diesem Werke forderte ihn Hugo de Groot in seinen Briefen wiederholt eifrig auf.

Ein nach dem „Gysbrecht" gedichtetes Trauerspiel, „Messalina," nahm Vondel vor der Aufführung zurück, als schon die Rollen vertheilt waren, und vernichtete es, ohne daß man den Grund kennt, der ihn dazu bestimmte.

Um das Jahr 1640 trat unser Dichter von den Arminianern zur katholischen Kirche über und hing derselben mit eben der festen Ueberzeugung und dem gleichen ernstlichen, ja leidenschaftlichen Eifer an, den er überhaupt in jeder großen Lebensfrage bekundete. Seine Werke nach der Periode des Uebertritts tragen das unverkennbare Gepräge seiner lebhaften Beschäftigung mit den Schriften der Kirchenväter und den mystischen Büchern der Scholastiker. „Die Briefe der heiligen Jungfrauen," „Der christliche Ritter," die Schriften gegen die Gottesleugner und „Die Herrlichkeit der Kirche" stammen aus dieser Zeit. Seine Tragödie „Maria Stuart" brachte ihn durch ihre fanatisch katholische Färbung sogar abermals mit der Polizei in Conflict. Er hatte die schottische Königin in seiner Begeisterung als eine makellose Märtyrin, die englische Elisabeth als eine scheußliche Verbrecherin geschildert, und wurde dafür um 180 Gulden gebüßt.

Im Jahre 1653 versammelte ein großes Künstlerfest die berühmtesten niederländischen bildenden Künstler in Amsterdam. Man brachte dabei allegorische Anspielungen auf die Vereinigung der Poesie mit den übrigen Künsten vor, und Vondel wurde als Dichterfürst mit dem Lorbeer öffentlich gekrönt. Im folgenden Jahre erschien sein Lucifer. Später erhielt er noch einen Staatsdienst, den er aber, nachdem er ihn ein Jahr lang schlecht verwaltet hatte, wieder abgab; er erfuhr

wechselnde Glücksverhältnisse, dichtete noch einige seiner Tragödien und starb, als Fürst und Phönix der niederdeutschen Dichter betrauert, am 5. Februar 1679. (Das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon läßt ihn zwanzig Jahre früher sterben.)

Vondel's Andenken lebt auf rührende Weise im Herzen seines Volkes. Die Nation hat ihm ein Denkmal gegründet, wie es kaum schöner irgend einem Dichter zu Theil geworden. Am ersten Tage eines jeden Jahres wird nämlich seine vaterländische Tragödie „Gysbrecht van Aemstel" im großen Theater zu Amsterdam aufgeführt und bleibt somit fortwährend von Geschlecht zu Geschlecht in lebendiger Wirksamkeit.

Um den Lucifer des Vondel recht zu würdigen, darf man sich nicht vom Standpunkt entfernen, den die Zeitverhältnisse bei seinem Entstehen anweisen. Es findet sich darin nicht die skeptische Tiefe philosophischer Jahrhunderte, nicht die schmerzliche Wollust des Zweifels, noch der Hochmuth grübelnder Vernunft; das ganze Gedicht steht auf positiv religiöser Grundlage und der Dichter hat in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre darin die Kämpfe, die ihn von seiner Jugend an bewegten, denen er seine besten Kräfte widmete und aus welchen er zuletzt in den Schooß der römischen Kirche zurückkehrte, begeistert geschildert und in poetischer Verklärung zusammengefaßt. Der Macht frommer Demuth steht darin der aus Selbstsucht und Mißtrauen erzeugte Trotz des Unglaubens entgegen. Lucifer tritt nicht als Gegensatz zur göttlichen Idee auf, er fällt nicht aus eignem Wollem, weil es ihm unerträglich ist, sich geringer als Gott zu fühlen, sondern weil er durch äußeren Einfluß im Vertrauen wankend gemacht, für die Zukunft fürchtet und der unbedingten Hingebung an die göttlichen Beschlüsse entsagt. Betrachten wir den Inhalt der Tragödie etwas näher:

Die Erschaffung der Menschen ist die Veranlassung zur Empörung unter den Heerschaaren des Himmels. Lucifer, der Statthalter Gottes, hat die Oberaufsicht über die neugeschaffenen Ebenbilder, und ist somit der Zeuge all der Zärtlichkeit, mit welcher der ewige Vater sein letztes Geschöpf überhäuft. Ihm zunächst stehen Beelzebub, Belial und Apollion. Beim Beginn des ersten Actes kommt Apollion vom Paradies zurück und gibt seinen Gefährten Beelzebub und Belial die Beschreibung von der Glückseligkeit der

Menschen. Er schildert diese mit so lebhaften Farben, daß Beelzebub in die Worte ausbricht:

So muß der Engel Glück dem Glück der Menschen weichen.

Apollion bestätigt dies und fährt in seiner Schilderung fort, wobei er auf des Menschen Gestalt und Wesen eingeht, Adam's Liebe zu Eva schildert und mit den Worten endet:

Ach wir entbehren viel, wir wissen nichts von Liebe!

Nachdem die Drei in diesem Gespräch die Stimmung der unzufriedenen Himmelsbewohner dargelegt haben, erscheint Gabriel mit einem Chor von Engeln, denen er die Befehle Gottes in Bezug auf Adam mittheilt, indem er sie zum Gehorsam gegen Lucifer ermahnt und sie auffordert, den Menschen als den Liebling Gottes zu beschützen und ihn überall liebend zu umschweben. Die Engel geloben Gehorsam, und der erste Act schließt mit einem Chorgesang von seltner Schönheit, der in der Uebersetzung wie folgt lauten würde:

Wer ist es, der so hoch erhaben,
So grundlos tief im Lichte wohnt;
Den keine Ewigkeiten messen,
Der wandellos sich immer gleicht;
Durch sich besteht, kein Theil von außen
Entlehnt, nur auf sich selbst beruht;
In dessen Wesen sich vereinet,
Was um und in ihm, unbewußt
Des Wandels, treibt und wird getrieben
Um ihn, den einz'gen Mittelpunkt;
Der Sonnen Licht, der Geist, das Leben,
Die Seele dessen was man kennt;
Befruchtend, nie doch selbst befruchtet,
Das Herz, die Quelle, der Ocean,
Der Ursprung von unzähl'gen Wesen,
Die aus ihm fließen und bestehn,
Die er durch Gnade, Macht, Gewalt
Und Weisheit Alle einst aus Nichts
Erschaffen, eh' er noch erschuf
Den Himmel, unsern Aufenthalt?
Laßt uns mit Flügeln die Augen decken
Vor dem Glanze seiner Majestät,
Wenn seinen Lobgesang wir singen,
Aus Ehrfurcht vor ihm niederfallend
Auf's Angesicht, in Furcht und Schweigen.
Wer ist es? nennt, beschreibt uns ihn
Mit einer Seraphinenfeder,
Und lehrt ihn uns durch's Wort begreifen.

Gegengesang.

Gott ist's! Du unvergänglich Wesen
Vor Allem, was da Leben hat,
Vergieb uns: niemals ganz gewürdigt
Von Allem, was da je gelebt,
Nie ausgesprochen, noch zu sprechen,
Vergieb es uns und unsrer Schwäche,
Daß weder Bild, noch Wort, noch Zeichen
Dich schildern kann. Du warst, Du bist,
Du bleibst Derselbe. Engel-Kenntniß
Und Rede ist zu schwach. Dich nennen
Ist schon Entheiligung und Schändung,
Denn Alles sonst hat seinen Namen:
Wer aber kann Dich, Höchster, nennen?
Wen hast Du jemals eingeweiht
Dir zum Orakel, Dich zu rühmen?
Du bist allein der, der Du bist,
Du selbst bekennst Dich, Niemand sonst.
Dich so zu kennen, wie Du stets
Der Ewigkeiten Quelle warst,
Wem ist das Licht geoffenbart?
Wem ist der höchste Glanz erschienen?
Das Schauen ist ein höher Heil,
Als Deine Gnade uns verliehen,
Das übersteigt das höchste Maaß
Von unsrer Kraft und Fähigkeit;
Wir können altern, niemals Du!
Dein Wesen muß uns unterhalten!
Erhebt die Gottheit, singt ihr Ehre.

Schlußgesang.

Heilig, heilig, nochmals heilig,
Dreimal heilig ehret Gott.
Außer Gott ist nichts zu preisen,
Heilig sei uns sein Gebot.
Sein Geheimniß hoch zu ehren
Wollen wir uns betend beugen,
Ueberall laßt uns verkünden
Was der treue Gabriel
Mit Posaunenton geboten:
Laßt uns Gott in Adam ehren,
Denn was Gott gefällt ist gut.

Der zweite Act beginnt mit einer Unterredung zwischen Lucifer und Beelzebub, wobei Letzterer mit Schmeicheleien den Hochmuth

des Stellvertreters der Gottheit reizt und sein Mißtrauen gegen die göttliche Absicht mit dem Menschen weckt. Hierauf kommt Lucifer dem Gabriel, der die Stelle des vertrauten Rathes der Gottheit vertritt, entgegen, um von ihm zu vernehmen, welchen Zweck eigentlich der Schöpfer mit dem Menschen zu erreichen gedenke. Gabriel verweist die unzeitige Wißbegierde Lucifer's und deutet darauf hin, daß dereinst ein Wesen, welches Gott und Mensch zugleich sei, die Welt regieren werde. Lucifer's Unzufriedenheit vermehrt sich bei dieser Auskunft und es bedarf nur noch der Zureden der drei bereits widerspenstigen, ihm untergeordneten Geister, um sein empörungssüchtiges Wesen zur vollen Gährung zu bringen. Zum Schluß kommt der Chor der Engel und beschließt, sich unter die Aufrührer zu mischen, um besänftigend auf dieselben einzuwirken.

Der dritte Act stellt nun bereits den ganzen Himmel in ausgebrochenem Aufruhr vor. Er beginnt damit, daß die Chöre der Luciferisten, in Trauergewänder gehüllt, ihre Unzufriedenheit darüber aussprechen, daß sie gezwungen sein sollen, dem Menschen sich unterzuordnen. Vergeblich bemühen sich die Engel hervorzuheben, daß nicht der Gegenstand des Gebots, sondern der göttliche Wille in dem Gebote zu achten sei; die Luciferisten sprechen die Sentenz aus:

> Wer seinem Recht vertraut, weicht nimmer der Gewalt,
> Denn der Natur gemäß schützt Jeder selbst sein Recht.

Apollion und Belial reden laut gegen den Willen Gottes, und Beelzebub vereinigt seine Sophismen mit den ihrigen, um selbst die getreuen Engel zum Abfall zu bewegen. Da plötzlich tritt Michael, der Feldherr Gottes, auf, und befiehlt den Aufrührern, sich zu entfernen. Aber schon ist es zu spät; sein kräftiges Wort vermag nichts mehr über die Empörer, und das Einzige was er erreicht, ist die Scheidung der guten von den bösen Engeln.

> Getreue Heere folgt dem Feldherrn Gottes!

ruft er aus, und die Luciferisten bleiben zurück mit den höhnenden Worten:

> Zieht frei hin.

Dann stürmen sie auf Lucifer ein, der bis dahin sich noch nicht als das Haupt der Empörung aufzuwerfen gedachte, fordern ihn auf, sich an ihre Spitze zu stellen, und als er zögert, erklären sie, daß es zu spät sei und er sich von ihnen zum Führer anerkennen lassen müsse. Beelzebub und dessen Schaaren begrüßen ihn als

solchen mit Lob und Weihrauch. Ein Chor, in welchem die Engel den Fall ihrer Brüder beklagen, beschließt diesen Act.

Der vierte Act hebt mit einem Gespräch an zwischen Gabriel und Michael, in welchem Ersterer dem Letzteren die Kunde gibt, wie weit der Aufruhr bereits gekommen sei. Michael fordert hierauf, ganz im Styl eines zum Kriege ziehenden Ritters, seinen Schildknappen Uriel auf, ihn zu waffnen und das Heer zusammenzuberufen. Die folgende Scene zeigt uns wieder Lucifer mit seinem Anhang, an den er eine Rede hält, die an die republikanischen Bewegungen zur Zeit Vondels lebhaft erinnert. Zugleich spricht das Haupt der Empörung im himmlischen Reiche die Ansicht aus, daß die Noth bei seiner Schaar zum Gesetz werden müsse, da an einen Rücktritt und an die Gnade des beleidigten höchsten Wesens nicht mehr zu denken sei. Kaum hat er diese Rede beendigt und den Schwur seiner Anhänger entgegen genommen, so naht sich ihm Raphael, den der Dichter mit dem Amte des Schutzengels bedacht hat, eine vermittelnde, liebevolle Gestalt, die sich wesentlich von den andern unterscheidet und alle Mittel sanfter Ueberredung aufbietet, um den abtrünnigen Lucifer zur Rückkehr zu bewegen. Schon beginnt Lucifer zu schwanken und den eindringlich bittenden Ermahnungen Raphaels nachzugeben, da erscheint Apollion und stellt dem schwankenden Anführer den Sieg als leicht und bereits halb gewonnen in Aussicht. Rasch enteilt der Führer mit der aufrührerischen Schaar und Raphael bleibt mit dem Chor der Engel zurück, um nun, da es ihm nicht gelang den Aufstand zu verhindern, die Gnade Gottes für die empörte Schaar und ihren Anführer zu erflehen.

Beim Beginn des fünften Actes ist der Kampf bereits vorüber. Uriel erzählt dem noch immer trauernden Raphael den Hergang desselben, und diese Erzählung erhebt sich in der That zu dem Besten, was die poetische Schilderung überhaupt geleistet. Die Betheiligung der Sternbilder, die Verhandlungen zwischen den Heerschaaren und die ganze Scenerie des Kampfes ist großartig genug, um dann die Schilderung des Entsetzens und der Wirkung des Falls auf die Anführer ebenfalls von bedeutender Wirkung erscheinen zu lassen. Der Chor feiert hierauf den Sieg und lobt Michaels tapfere Anführung, worauf dieser in einer kurzen Rede Gottes Größe, gegenüber der Armseligkeit jenes Aufstandes erhebt. Da plötzlich kommt Gabriel und trübt die Freude wieder, indem er die Nachricht bringt, daß

Lucifer nach seiner Niederlage in der Verbannung den um ihn versammelten gefallenen Engeln den Schwur der Rache geleistet und zugleich Belial abgesendet habe, um die Menschen zum Ungehorsam gegen Gott zu verleiten. Der Erzählung, wie Belial in Gestalt der Schlange die Eva und durch diese den Adam zum Sündenfalle verlockt habe, folgt alsdann die Kunde von der Vertreibung der Menschen aus dem Paradiese, worauf Michael dem Uriel den Befehl ertheilt, das Paradies mit dem flammenden Schwerte zu bewachen, und einige andre Engel absendet, um Lucifer und seine Schaar in den Mittelpunkt der Erde, wo der Schwefelpfuhl der Hölle angezündet wird, zu stürzen und dort zu peinigen. Ein Chorgesang schließt das Ganze. In ihm wird die Erlösung durch einen Nachkommen Eva's verkündet, der ein schöneres Paradies oben erschließen, die gestörte Natur herstellen und an die Stelle der gefallenen Engel auferstandene Menschen um den Thron Gottes versammeln werde.

Dies ist kurz zusammengefaßt der Inhalt der ganzen Tragödie. Die äußere Anordnung des Gedichts bewegt sich allerdings in dem steifsten Formalismus der ängstlichen Nachahmung antiker Muster. Die himmlischen Heerschaaren bilden einen förmlichen Hofstaat mit allen Schattenseiten diplomatischer Verhältnisse, und die Bezeichnung ihrer Aemter allein macht in der Ursprache einen wunderlichen Eindruck. Es wäre ein vergeblicher Versuch, Schönheiten der Sprache hervorzuheben, da solche nur für den gebornen Holländer zu verstehen sind; gewiß ist es jedoch, daß die Erzählungen schwungvoll gehalten sind und in den Chören ein edler und oft erhabener Ton sich findet. Im Allgemeinen behalten viele Ausdrücke der holländischen Sprache stets für den Deutschen, selbst wenn er der beste Kenner derselben ist, etwas Komisches: So z. B. heißt es beim Personenverzeichniß zum Palamedes: Diomedes, Schildwacht, Agamemnon u. s. w. Nur der geborne Holländer kann dies Schildwacht als Wächter empfinden, dem Deutschen wird das Wort stets unpassend bleiben und seine Phantasie zeigt ihm die Schildwacht unvermeidlich kerzengrade im Schilderhaus stehend.

Vondel hat zweiunddreißig Trauerspiele gedichtet, deren Stoffe großentheils der biblischen und römischen Geschichte entlehnt sind. Seine Werke erschienen einzeln in vielen verschiedenen Ausgaben, zu Amsterdam, Leeuwarden und Franecker, gesammelt wurden sie in neun Bänden herausgegeben, von denen einige mit Kupfern versehen

sind. Durch seine Uebertragungen des Virgil, des Ovid und der Psalmen hat er sich noch besonders verdient gemacht. Seine eignen Werke sind nicht übersetzt worden, und gewiß würde in Deutschland das Unternehmen einer Uebertragung chinesischer oder japanesischer Werke lange nicht so undankbar ausfallen, als eine Uebersetzung von Vondel's Tragödien, zu der sich schwerlich ein Verleger finden dürfte. Trotzdem gebietet die Pflicht, den Namen eines Mannes zu würdigen, der als poetisches Talent und politischer Charakter die höchste Achtung beanspruchen darf.

Braunschweig. **Dr. Adolf Glaser.**

Friedrich Ferdinand Adolf Sack.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Poesie.

Recht vortheilhaft wurden wir vor Kurzem an die Geschichte einer vornehmeren preußischen Beamten- und Predigerfamilie erinnert durch folgende Schrift:

Drei Dankpredigten über die von dem großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen, in demselben Jahre im Dom zu Berlin gehalten von August Friedrich Wilhelm Sack, seiner Zeit Königl. erstem Hofprediger. Zum hundertjährigen Gedächtniß der genannten Schlachten wieder herausgegeben. Berlin 1857. Bei Wilhelm Hertz. gr. 8. 39 Seiten.

August Friedrich Wilhelm Sack lebte von 1703 — 1786. Sein Sohn Friedrich Samuel Gottfried Sack, Königl. Hofprediger, gab seine Biographie heraus. Der in der Ueberschrift genannte Friedrich Ferdinand Adolf Sack war der Enkel von Friedrich Wilhelm Sack und der Sohn von Friedrich Samuel Gottfried Sack. Friedrich Ferdinand Adolf Sack wurde geboren 1788 zu Berlin, und starb 1842 zu Bonn. Er nahm am Befreiungskriege Theil und verfaßte außer andern Zeitgedichten damals das folgende Gedicht von ziemlichem Wohllaute.

An meine Mitbürger.

Für den 1. Januar 1814.

Laß an des Jahres blut'gem Sarkophage
Dich ernst begrüßen, hohe Königstadt!
Hinausgehoben über Wunsch und Klage
Zurück uns wälzen seiner Stunden Rad;
Auf des Gedankens unbestoch'ner Wage
Die Thaten, die die Zeit gereifet hat,
Der Sünde Fluch, des heil'gen Muthes Segen,
Den Blick erhöht, mit stillem Sinne wägen.

Erscheine mir mit deiner Strahlenkrone,
O du, der Wahrheit überirdisch Bild!
Und du, der Erde umgetrieb'nem Sohne
Zur treuen liebenden Gesellin, mild
Herabgesandt vom lichtumfloß'nen Throne,
O Poesie, die Wahrheit überhüllt:
Hebt aus dem Thal des Truges und der Zähren
Mich sanft empor zu überird'schen Sphären!

In's lichte Reich des Himmels uns zu flüchten,
Wenn sich in Nacht des Wallers Pfad verliert;
Zu brechen von des Lebensbaumes Früchten,
Vom Tand der Erde endlich unverführt,
Zu ew'ger Schönheit unsern Blick zu richten,
Von eit'lem Glanz nicht blendend mehr berührt:
Du lehrst es uns in des Gedichtes Hülle,
Urania, in sel'ger Gottesfülle! —

— Will unser Geist die Stunden überdenken,
Die dieser Monden Zahl heraufgebracht,
Muß er sich bald in tiefstes Weh' versenken,
Verloren in des Leidens Mitternacht;
Bald, froh gerührt von göttlichen Geschenken,
Sich laben an dem Glücke, das ihm lacht.
O Wunderjahr, an Wonnen reich und Thränen,
An bangem Hoffen, süßerfülltem Sehnen!

In deiner Jugend scholl vom fernen Norden
Des Weltenrichters Donnerstimme her,
Und trieb den Schwarm der räuberischen Horden
Vor tapf'rer Russen siegestrunk'nem Speer;
Es klang ein Jammerlaut von Raub und Morden
In unser waches Ohr, wie dumpf und schwer!
Wir sah'n erstaunt die göttlichen Gerichte,
Und Wahrheit selber schien uns ein Gedichte!

Herr, wundervoll sind deiner Herrschaft Zeichen,
Wie schrecklich bist du, wenn du zornig blickst;
Auf schnöder Bahn den Frevler zu erreichen,
Der schnellen Boten Schaar herniederschickst;
Und gleich dem Sturm, der tausendjähr'ge Eichen
Entwurzelt, eitles Menschenwerk zerknickst:
Du winkst, und Staub sind höhnende Tyrannen,
Die Werke Dunst, die sie vermessen sannen!

Es schmolz wie Wachs der Trotz der Ueberwinder
Vor deinem zornerfüllten Flammenblick;
Herab vom Ruhmesgipfel stürzt den Sünder,
Dein mitternächtig webendes Geschick,
Und, noch in Thränen, schauet deiner Kinder
Erschrock'nes Auge nie geahntes Glück;
Die Freiheit winkt mit jungem Lorbeerkranze
Uns freundlich zu im himmlisch-reinen Glanze!

O Götterlust, wenn nun die Last der Ketten
Der arme matte Sclav gebrochen fühlt,
Und eine starke Hand, ihn zu erretten
Vom Schmerz, der ihm im Mark des Lebens wühlt,
Sich mild herunterneigt, ihn still zu betten,
Wo Paradiesestraum ihn süß umspielt:
Wir, die wir hingegeb'ne Sclaven waren,
Du höchste Lust, wir haben dich erfahren!

Doch nur des Mannes heilig-kühnem Streben
Soll jener Blume Zauberkelch erblüh'n;
Kampf gilt es stolz auf Sterben oder Leben,
In heil'gen Flammen muß die Seele glüh'n:
Nicht eitler Lust schnell willig hingegeben,
Der Glaube muß sie fromm und still erzieh'n.
Der Freiheit Blume, deren Balsamdüfte
Durchathmen sündenfreien Lebens Lüfte!

Auf, frohes Lied, ruf' Heil dem Vaterlande,
Mit lautem Jubelton ruf' Heil und Preis!
Es brach, es brach die fluchbeschwerten Bande
Mit junger Heldenkraft, und Blut und Schweiß
Verströmt' es freudig; noch am Todesrande
Hört' es entzückt des höchsten Herrn Geheiß,
Will ungestüm sein bestes Blut verspritzen,
Und lieber nichts, als Ehre nicht, besitzen.

Der König ruft! O Ruf voll süßem Schalle!
O schöner Ton, der unser Ohr erreicht!
Erhab'ner Ruf, wie selig folgen Alle!
Solch Königswort macht jeden Busen leicht.
Zum Siege oder freien Heldenfalle
Die Jugend stolz zum ernsten Wahlplatz fleugt,
Der Mann umarmt die Gattin und die Kleinen,
Und Greise selbst im Waffenschmuck erscheinen!

Doch anders als der Menschen Kinder wähnen,
Spinnt sich der Parze dunkler Faden los.
Nur unter vielem Schmerz und bangen Thränen
Wird unsrer Hoffnung Blüthenkrone groß.
Daß wir der Erde Tand uns ganz entwöhnen,
Schwankt auf des Glückes Wogen unser Loos;
Der Brüder Schaar muß der Gewalt entweichen,
Es thürmen sich umsonst die Heldenleichen.

In's schöne Land Silesiens dringt der wilde
Ruchlose Schwarm mit toller Raubgier ein.
Es stampfen Frankenrosse die Gefilde,
Es leuchtet rings von Dörfern rother Schein!
Die Anmuth der Natur, der Kunst Gebilde:
Was heilig ist, muß der Barbar entweih'n!
Es ruht das Schwert, verdunkelt sind die Sterne
Der Hoffnung — Gott, wie trittst du uns so ferne!

O Vaterstadt, in deinen eig'nen Mauern
Sinnt wilden Krieg der Bürger kühne Schaar.
Von Rach' und Wuth entzündet tückisch lauern
Die Feinde, nahe schwebet die Gefahr.
Wie? wandelt Jubel sich in dumpfes Trauern?
Gebierst du neue Schrecken, blutig Jahr?
Soll unsre Stadt das Grausenvolle sehen,
Fluchwürd'gen Feindes höhnende Trophäen?

Es sei genug, tönt mild aus lichter Höhe,
Zu der wir gläubig muthig aufgeschaut,
Das Wort des Herrn, und wendete das Wehe
Von unserm Haupt; es schweigt der Jammerlaut.
In unsrer Hand frohlocket die Trophäe,
Und Siegesbogen sieht man rings erbaut.
Er will den Schrecken nur von ferne zeigen,
Dann wieder väterlich sich zu uns neigen.

Ein edler Held, vom Joche des Tyrannen
Auf tapfrer Schweden freien Thron erhöht,
Führt seine sieggewohnten freien Mannen,
Wo schönster Lorbeer lieblich lockend weht,
Wo schon die Väter ew'gen Ruhm gewannen
Im Kampf des Glaubens, der durch sie besteht:
Er sieht sein Volk in Schmach verhaßter Ketten,
Er muß sie brechen und die Welt erretten.

Germaniens Norden glüht in heil'ger Flamme;
Der heiß're Süden säh' es kalt mit an,
Und würfe sich zu schimpflich festem Damme
Dem Strom der Freiheit in die Riesenbahn?
Sind Beide nicht von einem Heldenstamme,
Die Wurzeln tief, die Wipfel himmelan?
Es müssen eine Wunde Beide heilen,
Und Kampf und Ruhm wie treue Brüder theilen.

Viel edles Blut floß unter Habsburg's Fahnen,
Die muthig wehen im geweihten Krieg.
Gilt's Freiheit, kennt der Deutsche nur zwei Bahnen,
Die führt zu Tod, und jene führt zu Sieg.
Erbebe, Frank, dem Bunde der Germanen,
Nun diesem Ruf der alte Hader schwieg.
Nun gleiche Schmach und Schmerzen wir geweinet,
Hat uns ein Gott gereinigt und vereinet.

Es ist der Herr, der unsre Herzen bindet,
Er fachet in der Brust die heiße Gluth!
Und wenn durch Felsen gleich der Pfad sich windet,
Durch Leichenfelder, satt getränkt mit Blut,
In Nacht und Nebel sich kein Ausgang findet;
Wenn er nur führt, sind doch die Wege gut.
Es folgen still durch Dunkel seine Kinder,
In Demuth Kraft der Erde Ueberwinder. —

Schon kommt daher auf dunkelrothen Wogen,
Er kommt, gesendet durch sein hohes Wort —
Der große Schlachttag furchtbar hergezogen,
Schwingt kalte Flügel wie der eis'ge Nord,
Der Feind erbebt, was kecker Trotz gelogen,
Reißt dunkle Ahnung nächtlich mit sich fort —
Wie schlau er auch die Rettung sich ersonnen,
Schon hat das Garn des Todes ihn umsponnen.

Die Schlacht beginnt! aus tausend Höllenschlünden
Speit wild der Tod die raschen Diener aus,
Die sein Gebot mit Donnerton verkünden,
Und schnell vollzieh'n und endigen mit Graus.
Der Fromme betet und der Mann der Sünden
Hört schon des Abgrunds drohendes Gebraus;
Die Erde dröhnt vom furchtbaren Getose,
Doch Dunkel hüllt noch streng der Völker Loose. —

Triumph! Triumph! die schnöden Schaaren weichen,
Jehova Zebaoth, er ist uns nah!
Es thürmen sich zu Hauf der Franken Leichen,
Schon ist der Sieg mit seinen Kränzen da;
Der Deutsche schmückt sich stolz mit seinen Eichen,
Und singt mit tiefer Brust Hallelujah!
Der Jubel schlägt des weiten Himmels Sphäre,
Hallelujah! dem Höchsten sei die Ehre!

Auf engem Pfad verzweifelnd fest umschlossen,
Und Mann und Roß gedrängt in Todesnoth,
Ringsum ereilt von mordenden Geschossen,
Bleibt schnelle Wahl nur zwischen Flucht und Tod
Und Schmach der Bande; wie ein Strom ergossen
Fließt fränkisch Blut und färbt den Boden roth!
Daß sie Tyrannenwuth zum Denkmal werde,
Dampft von dem schnöden Blut die deutsche Erde! —

Siehst du des Volkes Wogen durch die Gassen
Berlins? Hörst du der Feierglocken Ton? —
Er ist's, der König ist's, wer mag ihn fassen
Des einen Anblicks allzusüßen Lohn?
Der hohe Mann, auf's Knie herabgelassen
Beugt er in Demuth sich dem höh'ren Thron;
So feiert fromm den Sieger aller Sieger
In seinem Volk der ritterliche Krieger! —

Frei wälzt die Elbe ihre stolzen Wellen;
Die Weser frei, in deren Eichenwald
Noch hier und dorten an geweihten Stellen,
Wenn nächtlich spät der Fuß vorüberwallt,
Des Pilgers Pfade Flämmlein schnell erhellen,
Und Siegeston aus stiller Ferne hallt;
Es sind die Geister der erschlagnen Helden,
Die Hermann's Ehre späten Enkeln melden!

Noch jüngst dem Joch des Drängers hingegeben,
Löst't plötzlich mächtig eine Götterhand
Die deutschen Völker, die vor Lust erbeben,
Und Siegeslaut klingt hell durch's freie Land!
Der alte Rhein, der Vater edler Reben,
Der sich durch Sclavenfluren traurig wand,
Hört froh erstaunt Triumphgesänge tönen,
Und spendet seinen Wein den Heldensöhnen.

Wie klingst du schön, o Schall von Festpocalen,
Wenn deutsche Brüder an dem dunkeln Rhein
Die Mitternacht bei frohen Siegesmahlen
In süßer Freiheit trunk'ner Feier weihn,
Bis jugendlich Aurora ihre Strahlen
Herniederschickt mit rosenfarb'nem Schein!
Horch! Männerruf an's linke Ufer dringet,
Und kündet Sieg, wenn der Krystall erklinget!

Was unser Herz in trüber Zeit gehoben,
Was Hoffnung träumte: Alles ist erfüllt!
Des Auges Freudenthräne weis't nach oben
Und lobt den Herrn, der Leidenthränen stillt. —
Viel Brüder ruh'n! doch sicher aufgehoben
In lieben Vaters Schooß, so still und mild.
Heil, Brüder, Euch! wie lieblich ist gebettet,
Weß Heldentod das Vaterland gerettet!

Um uns ist Krieg, um euch des Himmels Frieden,
Wir pilgern noch, und ihr seid angelangt.
Was dunkel nur in Nebeldunst hienieden
Von oben blickt, um euch in Fülle prangt.
Euch ist der schönste Siegerkranz beschieden,
Die ihr ihn froh aus Engelhand empfangt;
Uns halten noch der Erde enge Schranken,
Es stöhnt die Brust, es schweifen die Gedanken.

Uns kettet noch das bunte Spiel an's Leben,
Und Jahre steigen auf und steigen ab!
Wir seh'n die Horen leicht geflügelt schweben:
Ergötzt ihr Tanz, so sinken sie in's Grab!
Auch du, mit deinem Schmerz und heißen Streben,
Mit allen Freuden, die dein Dasein gab,
Verhängnißvolles Jahr, bist uns entschwunden:
Doch ewig leben deine großen Stunden.

Mit Blut befleckt, begrüßt mit Waffenklange,
Erhebt dein Bruder uns sein Angesicht.
Wir seh'n ihn ernst, und harren schweigend bange
Zu schau'n, was heimlich noch die Parze flicht.
Wie Sehnsucht auch nach einem Blick verlange
In's Reich der Zukunft, das verschleiert liegt:
Es hüllet Nacht der Erdensöhne Blicke,
Der Völker Loos, des Einzelnen Geschicke.

Ob länger noch des Krieges Flammen lodern,
Zu heiß'ren Gluthen furchtbar angefacht;
Ob dunkle Stunden Thränenopfer fodern,
Ob Bürgerglück aus langem Schlaf erwacht;
Ob wir vielleicht in kühler Erde modern,
Eh' dieses Jahr den kurzen Lauf vollbracht:
Wir wissen's nicht — doch das ist offenbaret,
Daß selig ist, wer Glauben sich bewahret!

Wenn in des Lebens Tand und Eitelkeiten
Der böse Geist ein ganzes Volk versenkt,
Der Sünde Diener Netze rings bereiten,
Und Afterweisheit Alles dumm vermengt;
Dann sendet Gott, zu ihm zurückzuleiten,
Den Krieg, der seine Spur mit Blute tränkt!
Wir sind das Volk, das sich von Gott verloren,
Wir sind es auch, das er sich neu erkoren.

Und auch auf unsrer Stadt, dem Königsitze,
Ruht sichtbarlich erwachter Liebe Geist.
Geläutert in des Leidens Drang und Hitze,
Ist's Glaube, der uns mächtig aufwärts reißt,
Und uns, ob flammend auch der Himmel blitze,
Den ruhig waltenden Verhüllten weis't.
So sahen wir des Heldenmuthes Thaten
Und sanfter Liebe stilles Werk gerathen.

Der Vater gibt den Sohn; gefaßt, entschlossen
Preßt ihn die Mutter an ihr klopfend Herz;
Geh', ruft die Braut, die Gattin dem Genossen,
Dem liebsten Freund, und lächelt noch im Schmerz!
O nicht umsonst, umsonst nicht ist geflossen
Der Abschiedsthränen Strom, er leitet himmelwärts.
Willst du ein Paradies auf Erden schauen,
So sieh die Lieb' und Demuth sanfter Frauen.

Doch welchen Ruhm sich auch Berlin gewonnen,
Noch schön're Preise locken aus der Fern'!
Hat es ein neues Leben frisch begonnen,
So such' es emsig seinen tiefsten Kern.
Es leuchten hell der ew'gen Freiheit Sonnen,
Der Welt verhüllt, nur in der Furcht des Herrn!
Und haben wir das Vaterland befreiet,
Sind wir zum Kampf des Busens eingeweihet.

Vergebens floß der Strom des besten Blutes,
Umsonst der Wittwe Thränen und der Braut,
Wenn nicht der Regen glaubensfrohen Muthes
Geheim und sanft der Seelen Feld bethaut,
Daß, fromm gepflegt, zum Lichte lauter Gutes
Erkeimt, und Gott vom Himmel segnend schaut:
Es muß der Mensch zu ihm die Arme strecken,
Soll seiner Liebe Fittig ihn bedecken! —

Glückselig Volk, geliebte Vaterstadt,
Wenn nun der Himmel seinen vollen Segen,
Weil du's verdienst, herabgeschüttet hat:
Sich Jugendkräfte allgewaltig regen,
Und Alle, die noch jüngst von Schmerzen matt
Der Last erlagen, munter sich bewegen:
Ein Jeder an dem Ort, der ihm gebührt,
In Lauterkeit ein fröhlich Leben führt!

Dann blüht die Kunst; der Bürger Fleiß gedeihet
Es schifft der Kaufmann fröhlich über's Meer,
Und was an edlem Stoff die Erde leihet,
Holt er von fernen Küsten sicher her. —
Der Wahrheit Diener, innerlich geweihet,
Bekämpfen glücklicher der Sünde Heer;
So heilig als ihr Wort, so gottergeben,
Fließt sanft und klar ihr priesterliches Leben.

Es füllen sich der Tempel weite Hallen,
Und wogend strömt der Christen Feierschaar;
Wie Engelsharmonien festlich schallen
Vom hohen Chor die Töne wunderbar;
Vor inn'rer Lust der Hörer Herzen wallen,
Und Andacht treibt sie mächtig zum Altar.
O Gottes Sohn! durch deine tiefen Wunden
Von ihres Busens Krankheit zu gesunden.

Und in des Hauses friedevollen Räumen
Wohnt Zucht und Sitte nach der Väter Art;
Ein Liebesreich, es lebt nicht mehr in Träumen,
Wir sind entzückt durch seine Gegenwart.
Der Jugend Brust muß edle Frucht entkeimen,
Wo Manneskraft mit Frauenhuld sich paart.
Der Knab' ist stark, die Jungfrau sanft und keusch,
Sie flieht der Welt verwirrendes Geräusch.

Und droht der Feind: erhebt zu Sturm und Wehre
Das ganze Volk sich wie ein einz'ger Mann,
Und steht und trotzt dem großen Sclavenheere,
Die Herzen flammen muthig himmelan!
Es fühlet unsrer Waffen Centnerschwere
Der Feind, und düngt mit seinem Blut den Plan!
Wer mag, wenn sie nach Gottes Ehre ringen,
Vereinter Brüder Riesenkraft bezwingen? —

— Das ist der Preis, das sind die hohen Ehren,
Die eine Götterhand uns liebend beut;
Und daß wir sie entschlossen, frei erkören,
Webt Thränentage noch die wilde Zeit,
Und ruft gewaltig ihre großen Lehren
In jedes Ohr, das sich ihr willig leiht;
Sie ruft's, es horcht der fromme Freund der Wahrheit,
Und mitten in der Nacht umfängt ihn Klarheit.

So sei gegrüßt mit deinen dunkeln Stunden,
Du ernstverhülltes thatenschwangres Jahr!
Wird deine Stirn mit Friedenslaub umwunden,
Und schmückt der Lorbeer lieblich einst dein Haar?
Was Gott verhüllt, wir können's nicht erkunden,
Doch kommt die Zeit, wird Alles offenbar,
Und selig sind die ihm geweihten Schaaren,
Wenn sie den Rath des Ewigen gewahren.

Auf dieses Gedicht werden des trefflichen Barthold Georg Niebuhr's Worte im ersten Bande seiner Lebensnachrichten, im 259. Briefe aus Berlin vom 11. Januar 1814, bezogen, in welchem dieser „ein so schönes Gedicht wie man es selten liest“ erwähnt. Der Verfasser wird als ein junger Mann bezeichnet. Barthold Georg Niebuhr war mit Friedrich Ferdinand Adolf Sack bekannt. Er schreibt im ersten Bande der Lebensnachrichten, im 256. Briefe aus Prag den 9. October 1857: „Ich lernte hier den trefflichen Obrist Grolmann näher kennen, und er übertraf meine Erwartung, die nicht gering war. Das wäre der Feldherr für Deutschland. Ich glaube, daß er mich auch liebgewonnen hat. Ich liebe ihn so, daß mir das Herz schlägt, wenn ich an ihn denke. Rittmeister von Hedemann, unser Berliner Hausfreund, war einen Tag bei uns; Gr. K. Gröben häufig, einige junge Officiere von der Garde so häufig sie konnten.

Unter diesen war der junge Sack, Candidat der Theologie, für diesen Krieg Lieutenant in der Garde."

K. H. Sack, gegenwärtig Ober-Consistorialrath zu Magdeburg, der Bruder von Friedrich Ferdinand Adolf Sack, welcher neuerdings auch die drei Dankpredigten seines Großvaters wieder abdrucken ließ, gab von ihm heraus:

Friedrich Ferdinand Adolf Sack's, weiland Königl. Preuß. Hof- und Dompredigers und Ober-Consistorialraths, hinterlassene Gedichte und Reden nebst einigen Skizzen. Mit einem Lebensabrisse und einem Anhange (enthaltend Gedichte auf F. F. A. Sack). Als Manuscript für Freunde und Verwandte. Bonn, gedruckt bei Carl Georgi. 1843. 8. 162 Seiten.

Wie schon der Titel sagt, wurde dies Büchlein nur als Manuscript für Freunde und Verwandte gedruckt. Bei dem großen geschichtlichen Interesse, welches Zeitgedichte aus den Jahren 1813 — 1815 schon jetzt in Anspruch nehmen können, schien uns daher der Wiederabdruck eines von einem Zeitgenossen wie Niebuhr auf das Vortheilhafteste erwähnten Gedichtes gerechtfertigt.

Berlin. Dr. **Heinrich Pröhle.**

Paul et Virginie.

Margarethe, eine junge Bäuerin aus der Bretagne, ist von einem Edelmann verführt und dann verlassen worden. Sie sucht und findet Zuflucht gegen Noth und Schande fern vom Vaterlande auf der kleinen Insel Isle-de-France, wo sie von einem Knaben entbunden wird. Zu Margarethe gesellt sich bald darauf eine andere junge Wittwe, Madame de la Tour, die einer Mißheirath wegen ihre Heimath, die Normandie, verlassen und soeben durch einen plötzlichen Tod ihren Gemahl verloren hat. Das Unglück knüpft zwischen beiden Frauen bald ein enges Freundschaftsband. Madame de la Tour wird Mutter eines Mädchens, dem sie den Namen Virginie gibt, während der Sohn ihrer Freundin Paul genannt wurde. In einem einsamen Thale im Innern der Insel leben die Wittwen fern von allem Umgange mit den übrigen Colonisten nur für die Erziehung ihrer Kinder, die sie als ihr gemeinsames Besitzthum betrachten. Ihr ganzer Hausstand besteht aus einem alten Sclaven Domingo und einer Sclavin Marie, die mit rührender Liebe an ihren Herrinnen hangen. Als Freund und Berather hat sich ihnen ein benachbarter alter Colonist angeschlossen, der eben so einsam lebt, wie sie selbst. Er theilt das Thal, worin sie wohnen, in zwei Hälften, über deren Besitz das Loos entscheidet. Auf der Grenze beider Theile stehen dicht neben einander zwei Hütten. Hier leben Margarethe und Madame de la Tour getrennt und doch in nächster Nachbarschaft und in vollständiger Gütergemeinschaft. Hier wachsen Paul und Virginie auf als echte und unverdorbene „Kinder der Natur," fern von den Vorurtheilen wie von den Leiden der europäischen Cultur. Sie schlummern in derselben Wiege, werden in derselben Wanne gebadet, trinken dieselbe Muttermilch, und so entwickelt sich schon in den Säuglingen eine wunderbare Sympathie der Seelen, die später den Charakter einer

unbewußten, aber desto innigeren Liebe annimmt. Ihr einziges Streben ist darauf gerichtet, einander zu gefallen und zu unterstützen. Ihre Erziehung aber ist sehr einfach. Man plagt sie nicht mit vielem Lernen. Ils étaient ignorants comme des Créoles et ne savaient ni lire ni écrire. Das Thal, in dem sie geboren wurden, ist ihre Welt, und ihre Wißbegierde reicht nicht über die sie umgebenden Berge hinaus. Was dem Raume und der Zeit nach ihnen fern lag, das beunruhigte sie nicht: Geschichte, Geographie und die anderen Wissenschaften der sogenannten gebildeten Völker blieben ihnen unbekannt. Jamais des sciences inutiles n'avaient fait couler leurs larmes; jamais des leçons d'une triste morale ne les avaient remplis d'ennui. Ils ne savaient pas, qu'il ne faut pas dérober, tout chez ceux étant commun; ni être intempérant, ayant à discrétion des mets simples; ni menteur, n'ayant aucunes vérités à dissimuler. Man hatte sie nie geschreckt durch Androhung göttlicher Strafen, und sie kannten die Religion nur von ihrer trostreichen Seite. Man nöthigte sie nicht zum Hersagen langer Gebete, sondern überall, wo sie waren, dans la maison, dans les champs, dans les bois ils levaient vers le ciel des mains innocentes et un cœur plein de l'amour de leurs parents. Das Gute vollbrachten sie überall aus freiem Antriebe und wurden bald der Stolz ihrer Mütter und aller Derer, die sie kannten. Während Paul mit Domingo den Acker bestellte und die Ernten in Sicherheit brachte, war Virginie hauptsächlich mit der Leitung des innern Haushaltes beschäftigt. So blühten Paul und Virginie an Leib und Seele gesund zum Jünglinge und zur Jungfrau heran, und die Mütter beschäftigten sich bereits mit Plänen für ihre künftige Verbindung, durch die sie ihr eigenes und ihrer Kinder Glück vollkommen zu machen hofften. Da griff plötzlich die ferne europäische Culturwelt, der man hier entronnen zu sein geglaubt hatte, von Neuem verderbenbringend in die Wohnungen des Friedens ein. Eine reiche Tante der Madame de la Tour nämlich, die sich bisher um die arme, verlassene Wittwe wenig bekümmert hatte, war von einer schweren Krankheit heimgesucht worden und wollte jetzt durch Adoption der Virginie ihr früheres Unrecht gewissermaßen wieder gut machen. Sie verlangte daher, daß die Jungfrau ihr nach Frankreich geschickt werde, um dort als die einstige Erbin großer Güter standesgemäß erzogen zu werden. Man kann sich zu einer so langen Trennung anfangs nicht entschließen;

endlich entscheidet der Rath des Beichtvaters für Annahme des lockenden Vorschlags und Virginie reist ab; aber mit ihr ist auch das Glück aus dem kleinen Kreise gewichen. Mehr als ein Jahr verfließt ohne Nachricht von ihr; endlich kommt ein Brief, aber er enthält wenig Erfreuliches. Inmitten des blendenden Glanzes einer reichen und gebildeten Welt ist Virginie unglücklich und verlassen und sehnt sich zurück nach der stillen Heimath, der ihre stolze Tante sie durch Abschneidung jeden Verkehrs gänzlich entfremden will. Die Erziehung, die sie ihr in einem Kloster in der Nähe von Paris geben läßt, ist nur auf den Schein, nicht auf das wahre Glück berechnet. Virginie hat lange schweigend geduldet, aber zuletzt zerreißt sie mit Aufopferung aller glänzenden Aussichten die unnatürlichen Bande einer falschen Cultur, um in ihrer Heimat das verlorne Glück wieder zu suchen. Im Angesicht der ersehnten Insel aber scheitert das Schiff, und Virginie findet vor den Augen ihres Geliebten, der vergeblich sie zu retten sucht, ihr Grab in den Wellen. Mit ihr ist das Glück der ganzen Familie versunken. Von unheilbarer Gemüthskrankheit ergriffen, folgt ihr zuerst Paul in den Tod, dann in kurzen Zwischenräumen auch die Andern. — —

Trotz seines scheinbar idyllischen Charakters gehört Paul et Virginie doch unverkennbar zu den sogenannten **Tendenzromanen**. Indem der Tendenzroman gegen die wirklichen oder vermeintlichen Gebrechen seiner Zeit ankämpft, führt er uns zugleich im Gegensatz zu denselben dasjenige Ideal vor Augen, das er an die Stelle des Bestehenden setzen möchte. Hierin liegt einerseits die gewaltige Kraft desselben und die Ursache seiner oft an's Wunderbare grenzenden Erfolge, andererseits aber auch seine Schwäche. Je tiefer und schmerzlicher die Gebrechen, die er aufdeckt, von den Zeitgenossen empfunden werden, und je lockender er das Rettung verheißende Ideal der eigenen Sehnsucht auszumalen versteht, mit desto größerer Begierde (oft ist's ein wahrer Heißhunger!) wird er von seiner Zeit ergriffen werden. Dagegen wird er auch um so schneller wieder in Vergessenheit gerathen, je vorübergehender die Gegensätze und Kämpfe waren, denen er seine Bedeutung verdankte. Seine Schwäche wie seine Stärke ruht ferner in einer gewissen krankhaften, aber sehr verführerischen Einseitigkeit: die rücksichtslose Begeisterung, womit er sein Ziel verfolgt, macht ihn ungerecht gegen das, was er bekämpft, und führt ihn in extreme Ansichten, die zwar für den Augenblick blenden, für

die Dauer aber nicht befriedigen können. Für den Schulgebrauch wird der Tendenzroman sich schon deshalb in der Regel nicht eignen, und zwar grade um so weniger, je näher die darin zum Vorschein kommenden socialen Gegensätze oder Gebrechen das Leben der Gegenwart berühren. Denn der Knabe darf nicht in den wirren Strudel einer erst im Werden begriffenen Zeit hineingezogen werden.

Unser Roman ist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, also in einer unter den Fesseln der Unnatur und socialer Verkehrtheiten und Vorurtheile seufzenden Zeit entstanden. Den Lehren Rousseau's sich anschließend, erblickt er das einzige Heil für die kranke Menschheit in der unbedingten Rückkehr zu dem einfachen Naturzustande. Alle feinere d. h. über die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinausgehende Cultur ist nicht bloß überflüssig, sondern sogar verderblich, sofern sie den Menschen von der Einfachheit des Naturzustandes abführt. Die Wahrheit dieser Lehren soll uns hier an einem lebendigen Beispiele veranschaulicht werden, und im Besondern will der Verfasser des Buches uns zeigen, wie eine auf solche Grundsätze sich stützende Erziehung allein im Stande sei, ein glückliches und tugendhaftes Geschlecht heranzubilden. Das Losreißen von der europäischen Cultur mit ihren Vorurtheilen und trügerischen Genüssen ist für Margarethe und ihre Freundin der Anfang des wahren Glückes und eines fast paradiesischen Lebens inmitten des stillen Thales einer einsamen und entlegenen Insel; der erneuerte Verkehr mit Europa wird für sie eine Quelle des Verderbens. Virginie opfert freudig den Reichthum und den Glanz, den Frankreich ihr verheißt, um in die friedliche Heimath zurückzukehren, wo sie trotz Armuth und Entbehrungen glücklich gewesen war. Und mit dem paradiesischen Glücke, dessen man sich hier erfreute, stand im engsten Bunde eine ebenso paradiesische Unschuld und Tugendhaftigkeit, die dem Paul und der Virginie in Folge ihrer „naturgemäßen“ Erziehung von selbst zu Theil wurden. Von Erziehung und Unterricht war eigentlich bei ihnen wenig die Rede: sie übten das Gute aus freiem Antriebe und bedurften keiner besonderen Vorschriften und Verbote, da die Versuchung zum Bösen ihnen gänzlich fehlte. Und ihre Unwissenheit — ajoutait encore à leur félicité. S. 63. (Wir citiren nach einer Schulausgabe von J. Hoffa, Braunschweig 1845.) Sehr schön werden gleich darauf die Resultate

dieser Erziehung zusammengefaßt. Ainsi croissaient, heißt es in Hinsicht auf Paul und Virginie, ces deux enfants de la nature. Aucun souci n'avait ridé leur front, aucune intémperance n'avait corrompu leur sang, aucune passion malheureuse n'avait dépravé leur cœur: l'amour, l'innocence, la piété développaient chaque jour la beauté de leur âme en graces ineffables dans leurs traits, leurs attitudes et leurs mouvements. Au matin de la vie, ils en avaient toute la fraîcheur: tels dans le jardin d'Eden parurent nos premiers parents, lorsque, sortant des mains de Dieu, ils se virent, s'approchèrent et conversèrent d'abord comme frère et comme sœur: Virginie douce, modeste, confiante comme Eve, et Paul, semblable à Adam, ayant la taille d'un homme avec la simplicité d'un enfant. Daß in allen solchen Schilderungen mehr Zauber als Wahrheit ist, bedarf für den Pädagogen keines Beweises. Die Begeisterung für die einfache Natur treibt den Verfasser vielfach in das Extrem „einer naturwidrigen Natürlichkeit," wovon man fast auf jeder Seite Beispiele finden wird. Auch wird uns statt der Natur sehr oft eine mit ihr im grellsten Widerspruch stehende Romantik geboten, wie wenn Paul S. 63 ff. in einer langen, an Virginie selbst gerichteten Rede die unnennbaren Reize seiner Geliebten schildert (L'azur du ciel est moins beau que le bleu de tes yeux, le chant de bengalis moins doux que le son de ta voix. Si je te touche seulement du bout du doigt, tout mon corps frémit de plaisir &c. &c.), ein Panegyrikus, den Virginie in gleicher Weise erwiedert, wobei natürlich ebenfalls der ganze Apparat der Romantik mit den Strahlen der Sonne, den liebenden Vöglein, dem Echo u. s. w. herhalten muß. Es wird dies genügen, den Charakter des Buchs im Allgemeinen anzudeuten. Gegen den Gebrauch desselben in der Schule aber haben wir im Besondern noch Folgendes zu erinnern:

1) Schon der Anfang des Romans muß wegen des Verhältnisses der Margarethe bei einem Schulbuche Anstoß erregen. Man mag über das Vergehen derselben urtheilen, wie man will, in ein Schulbuch gehört dergleichen nicht, wenigstens sollte es nicht so zu sagen geflissentlich mit einem Heiligenschein umkleidet werden, wie dies doch eigentlich hier geschieht. Dem Erwachsenen gegenüber mag es ganz am Platze sein, die gefallene Tugend des Weibes gegen splitterrichtende Pharisäer in Schutz zu nehmen, die Jugend soll gar nicht in

den Fall gebracht werden, über dergleichen Dinge zu urtheilen. Ihr gegenüber hat man sich ebenso vor allzu nachsichtigen und beschönigenden wie vor verdammenden Urtheilen zu hüten. Das ist ja das Glück einer unbefleckten Jugend, daß sie von diesen Gebrechen und Wehen unsrer gesellschaftlichen Zustände noch nicht berührt wird. Wahrhaft widerlich aber ist es, wenn Margarethe S. 84 ihrem eigenen unehelichen Sohne Paul den Unterschied zwischen einem Bastard und einem legitimen Sohn auseinandersetzt; vergl. S. 115, wo Paul selbst sich über diesen Gegenstand ausspricht, indem er erklärt, er sehe nicht ein, in wie fern er selbst weniger „naissance“ als ein Anderer oder die Anderen mehr haben sollten als er selbst.

2) Mit der oben bezeichneten Grundansicht des Verfassers hängt ferner auf's engste zusammen eine andere Eigenthümlichkeit, die dem Buche den Charakter der Unwahrheit und Uebertreibung gibt. Mit Ausnahme des kleinen Kreises von Auserwählten nämlich, in denen der Verfasser sein Ideal verwirklicht sieht, ist ihm die ganze übrige Welt einer trostlosen Verderbniß anheimgefallen, und namentlich sind die cultivirten Nationen unsers Erdtheils in so unheilbare Verkehrtheit und Unnatur versunken, daß eigentlich kein verständiger Mensch unter ihnen leben kann. Der Franzose liebt überhaupt die scharfen Gegensätze; er kennt in der Regel nur Engel und Teufel, Dummköpfe und Genies u. s. w. Daß Paul und Virginie fleckenlose Engel und engelschön und mit den schönsten geistigen Anlagen ausgestattet sind, versteht sich von selbst. Denn wie sollte man sich sonst für sie interessiren? Wir müssen aber grade im Gegentheil behaupten, daß hierdurch unsre Theilnahme für die Helden des Romans nicht nur nicht gesteigert, sondern vielmehr von vornherein unmöglich gemacht wird. Denn wir fühlen sogleich, daß wir es nicht mit Menschen wie wir selbst, sondern nur mit abstracten Phantasiegebilden zu thun haben. Wir interessiren uns aber nur für eine rein menschliche Tugend, die, mitten in das reale Leben hineinversetzt, im Kampfe gegen eigene und fremde Schwäche sich läutert und allmälig zur Höhe menschlicher Vollkommenheit emporbringt.*) —

*) Wer dies an einem Beispiel sich klar machen will, der vergleiche mit unserm Roman den „Findling“ von Fielding. In Tom und Sophie bei Fielding haben wir die menschliche Natur in aller ihrer Schwäche, aber zugleich in aller ihrer

Aber auch ganz abgesehen hiervon, ist die oben besprochene Geringschätzung und Herabwürdigung des Bestehenden, einem sehr zweifelhaften Ideal zu Liebe, nicht geeignet, die Jugend zur Bescheidenheit und Zurückhaltung bei Beurtheilung dieser Dinge zu erziehen. Wir haben nämlich als einen an das Vorhergehende sich genau anschließenden Mangel des Buchs noch besonders hervorzuheben

3) eine sehr leichtfertige und oberflächliche Beurtheilung bestehender Verhältnisse und Einrichtungen. Es sind hier namentlich diejenigen Stellen zu beachten, wo der Verfasser im Gegensatz zu der hergebrachten Erziehungsmethode seine eigenen Ansichten und Grundsätze entwickelt. Wir haben schon oben gesehen, wie wenig der Verfasser vom Lernen hält und wie wenig er von dem Studium der Wissenschaften (sciences inutiles nennt er sie!) wissen will.

4) Wie der Verfasser des Télémaque, Numa Pomp. u. A., so ist auch der unsrige ein großer Freund moralisirender Reflexionen, die aber oft dem Charakter und der Bildungsstufe Derer, denen sie in den Mund gelegt werden, durchaus nicht angemessen sind. Da wir diesen Gegenstand anderswo schon ausführlich besprochen haben, so begnügen wir uns hier damit, auf einige Stellen unsers Buches hinzuweisen, die man zur Vergleichung nachschlagen möge: cf. S. 32, 36, 38, 61, 70, 106 u. a.) (Daß St. Pierre wie Florian ein unbedingter Verehrer des Télémaque von Fénelon ist, sagt er selbst deutlich genug S. 97. Aussi aucun livre ne lui fit autant de plaisir que le Télémaque par ses tableaux de la vie champêtre et des passions naturelles au cœur humain. Il en lisait à sa mère &c. &.)

Liebenswürdigkeit. Tom und Sophie sind keineswegs fleckenlose Engel, ja Tom strauchelt fast bei jedem Schritt und geräth auf die allerbedenklichsten Abwege, aber siegreich arbeitet sich seine gute Natur aus allen Verirrungen wieder heraus, und obgleich der Verfasser es keineswegs darauf anlegt, Tom's Blößen zu verhüllen oder zu beschönigen, so müssen wir ihn doch im Laufe der Erzählung innig lieb gewinnen. Eine wahrhaft liebliche Erscheinung ist Sophie, die, der weiblichen Natur angemessen, natürlich viel zarter und reiner gehalten sein mußte: cf. B. IV. cap. 2. Bei Fielding ist Alles gesund und körnig (manchmal freilich etwas zu derb!), während wir uns an der abstracten Tugend eines Paul und einer Virginie weder erfreuen noch erwärmen können. — Aber die 400 Auflagen des Buchs! Nun ja; manche andere und noch schlechtere Bücher haben auch unzählig viele Auflagen erlebt.

5) Manche Abschnitte des Buches sind zur Lectüre für Knaben vollständig ungeeignet. Dahin rechnen wir unter Anderem die Schilderung der erwachenden Geschlechtsliebe und der dieselbe begleitenden Erscheinungen. Vergl. S. 66, 68, 71.

Das Resultat unsrer Betrachtung wäre demnach dies, daß unser Roman, ungeachtet mannigfacher Vorzüge, die wir als bekannt voraussetzen, doch für den Schulgebrauch nicht zu empfehlen ist.

Luckau.

Fr. Ad. Wagler.

Studien über das englische Theater.

XIII.

Colley Cibber.

Dramatic works, London 1760. 4 Bände.

Cibber lebte von 1671 bis 1757, ist geboren in London als Sohn eines eingewanderten Holsteiners und Bildhauers, wurde Schauspieler, spielte in Otway's und Congreve's Stücken; eitle Gecken waren seine Forcerollen, deren er in allen Stücken bringt. Sein erstes Stück 1695 wurde ihm als Dichter und Schauspieler applaudirt; 1697 Womans Wit und 1699 Ximena hatten weniger Erfolg, besseren Love makes a man nach Fletcher und She would and she would not nach dem Spanischen. The careless husband befestigte seinen Ruf. The non juror, eine Nachahmung des Tartuffe 1717. 1732 zog er sich von der Bühne zurück und wurde 86 Jahre alt. Pope war sein Hauptfeind. Schlegel nennt Cibber den Gegensatz zu Wicherley, indem sich die Bühne von diesem zu jenem stufenweise zahmer gezeigt hat. Es sind fast lauter Prosalustspiele, die in London spielen.

1) Love's last shift oder The fool in fashion, comedy. In der Dedication rühmt er die eigne Erfindung.

Man fühlt sich anfangs etwas in der bänglichen Luft des Otway'schen Lustspiels, es zeigt sich aber doch bald, daß mehr sittliche Haltung da ist, während die scenische Beweglichkeit des Congreve nicht erreicht wird. Später tritt die moralische Didaktik etwas zu scharf heraus. Der eigentliche Fehler des Stücks ist, daß die Haupttheile keinen nothwendigen Zusammenhang haben. Die Haupthandlung, von der der erste Titel des Stückes genommen ist, eine Frau verführt, ihm unwissend, ihren früheren leichtsinnigen Gemahl

und rettet ihn dadurch aus der moralischen Versunkenheit, hat mehr tragisches Pathos als Komik und erinnert ein wenig an Voltaire's L'enfant prodigue, das aber viel später ist. Daneben ist der von Cibber gespielte Geck Novelty mit seiner Mätresse eine bloße Paradefigur, und der alte Geizhals, der sich im Bräutigam seiner Tochter täuscht, ist auch kein bedeutender Charakter, gleich den übrigen Figuren. Indecent ist für uns noch Vieles.

2) Woman's wit oder The lady in fashion, comedy. Soll wohl ein Pendant sein. Da es kein Glück machte, sucht die Vorrede dies den französischen Einheiten zuzuschreiben.

Daß das Stück ausgepfiffen worden, bestärkt meinen Glauben an das englische Publicum besser als den an den Dichter. Man sah mit Nachsicht auf den ersten Versuch eines beliebten Schauspielers, man verzieh aber dem Autor nicht, der sich wiederholte und sich nicht einmal erreichte. Dies Stück hat keinen durchgeführten Charakter, sondern willkürlich herbeigeführte Situationen ohne eine komische Pointe; solche leere Scenen kann nur ein Schauspieler schreiben, der nicht von einem plastischen Gesammtbild, sondern von der Virtuosität der Spieler ausgeht. Dazu hat es häßliche Flecken; das Verhältniß des liederlichen Paares, Rabish Vater und Sohn, ist ekelhaft, und der kleine Johnny ist fast nur eingeführt, um den französisch papistischen Erzieher lächerlich zu machen.

3) Love makes a man oder The fops fortune, comedy.

Auf diese Nachahmung haben wir schon bei Fletcher (The elder brother, V, 47) hingewiesen, und dabei an das Calderonische De una causa dos efectos erinnert. In den beiden ersten Acten ist, soweit ich mich erinnere, das Fletcher'sche Stück ziemlich genau abgeschrieben, nur ist alles in Prosa übersetzt, was ihm zuweilen nicht gelingt. Mit dem dritten Act nimmt es aber eine ganz andre Wendung und springt nach Spanien über. Ich kann mich nicht erinnern, ob er hier genau einem andern Fletcherstück gefolgt ist, doch scheint das Hauptmotiv aus dem Stück The custom of the country (V, 5) entlehnt zu sein. Es ist ein so wildes Convolut von Abenteuern, und zum Theil so kunstlos und platt sinnlich ausgeführt, daß Fletcher daneben als wahrer Classiker erscheint. Wenn aber das englische Publicum dies Stück beklatschte, so kann der Grund nur darin liegen, daß Fletcher damals von der Bühne verschwunden und nahezu vergessen war. Da jetzt Shakspeare wieder

eingebürgert war, versuchte es, scheint's, Cibber mit einem Fletcher'schen Intriguenstück, und man könnte auf den Gedanken kommen, er habe das Plagiat ganz verschwiegen, da weder Prolog noch Epilog ihn nennen; diese Art sich Beifall zu erwerben, spricht nicht für den Poeten.

4) She would and she would not oder The kind impostor. Ein spanisches Schauspiel aber in Prosa! Das vorige Stück hatte den Dichter in's spanische Costüm übergeführt.

Ein bekannter Stoff, der im Gil Blas vorkommt, den aber schon der junge Cervantes in seiner Entretenida dramatisch behandelte; vielleicht hat es sich in Lope de Vega's Schule fortgeerbt, oder hat Cibber einige spanische Stoffe in einander geschoben, jedenfalls ist die Fabel übermäßig complicirt und überladen ausgefallen; es finden sich vortreffliche Partien, aber auch ganz entschieden schwache, und es ist kein Ganzes. Der Hauptfehler ist jedenfalls die Erfindung, daß die Geliebte, welche hier selbst die Rolle des Rivals spielt, von dem Liebhaber durch das ganze Stück nicht erkannt wird, was man unmöglich nennen muß. So ist die Fabel auf die Spitze des Possenspiels erhoben, und dürfte in Keckheit sich etwa mit den plautinischen Menächmen in Wettstreit einlassen. Aber der classischen Einfachheit steht es dann doch zu fern.

5) The careless husband, comedy. Spielt zu Windsor und wurde entschieden applaudirt.

Man wird dem Dichter nach den zwei vorigen Stücken vorgeworfen haben, er schmücke sich mit fremden zusammengerafften Federn und er wollte jetzt einmal sich selbst geben. Das ließ man gelten, obwohl es nicht viel ist. Er spricht im Epilog gegen französische eingeführte Sitten und macht hier selbst ein französisches Drama. Die Grundlage des Stückes ist Sir Charles; aber diesen Charakter, der neben seiner edlen Frau offen mit ihrer Kammerjungfer lebt und an eine dritte Liebesepisteln schreibt, würde nicht nur kein deutsches, sondern auch kein französisches Publicum in dieser Weise ertragen. Was seine übrige vornehme Gesellschaft betrifft, so ist die Otway'sche Wüstheit zwar beseitigt, aber dafür unendliche Leerheit eingetreten. Das Ganze ist, eine cokette Liebhaberin soll beschämt und bekehrt werden; ich gestehe, daß ich noch keine größere Nullität auf der englischen Bühne gelesen habe. Das Publicum muß damals den Sinn für Handlung vergessen haben, und das ist in der That schwer begreiflich.

6) The rival fools, comedy.

Er kehrt mit Recht, wie es der Prolog sagt, zu einer Erfindung des Fletcher zurück, den er aber dabei ungebührlich heruntersetzt. Hier ist allerdings ganz andres Leben als im vorigen Stück, es geht aber in's andre Extrem der Diffusion, denn es ist eines der leichtsinnigsten Werke Fletcher's, das wieder an's plautinische Possenspiel erinnert (Wit at several weapons, V, 42), und ist hier ganz in Prosa übersetzt. Daß Cibber bedeutende Verbesserungen angebracht hätte, ist mir nicht erinnerlich.

7) The lady's last stake (Spielsatz) oder The wife's resentment. In der Dedication an einen Großen rühmt er sich ein moralisches Ziel verfolgt zu haben, und wie er es bloß auf den Beifall der bessern Kenner absehe, was soviel heißt, als das Publicum hat nicht sonderlich applaudirt.

Er gibt wieder sich selbst in aller Gewöhnlichkeit; endloses Geschwätz. Doch hat das Stück mehr Inhalt als das vorletzte; dafür fehlt die Einheit. Zuerst sind ein Lord und Lady die Hauptsache, die wie gewöhnlich schlecht hausen und sich mit Eifersucht plagen. Der Schauspieler meint, weil er die Großen in ihrer Gewöhnlichkeit beobachtet hat, so sei dies bereits Poesie. Ein zweiter lediger Lord spielt eine Art Don Juan's-Rolle mit zwei oder drei Weibern, deren eine er durch das Spiel ruiniren und so gewinnen will, daher der erste Titel. Die andre aber verkleidet sich als Mann, fordert, als ihr Bruder, ihn zum Duell, stellt sich verwundet und gewinnt ihn unter der Maske; dies gibt wenigstens für den letzten Act lebendiges Bühnenspiel. Der zweite abstracte Titel des Stückes paßt überall hin.

8) The tragical history of king Richard III. nach Shakspeare.

Der Komiker unternimmt es, den buckligen Helden selbst zu spielen, was für sein Schauspielertalent spricht; es ist nur ein Extract aus dem Original.

9) The double gallant oder The sick lady's cure, comedy. Der Prolog sagt, das Meiste sei eigne Erfindung.

Dies ist vielleicht die gehaltvollste Arbeit unsers Poeten, obgleich man den praktischen Schauspieler leicht erkennt, der den Effect jeder Scene zu berechnen weiß, aber darum das Stück selbst nicht als Einheit und Ganzes auffaßt. Es ist in der That aus den disparatesten Elementen zusammengesetzt, die in sich keinen Zusammenhalt haben. Es sind zwei Hauptpartien und darum wieder zwei Titel.

Die erste (The double gallant), die in der ersten Hälfte vorherrscht, hat er wieder der spanischen Bühne abgeborgt, und diese Wahl ist für das Intriguenstück gewiß keine schlechte. Aus meiner Bekanntschaft steht das Calderonische Hombre pobre todo es trazas am nächsten, worin der Spanier gewiß sehr sinnreich die griechischen Menächmen dadurch auf den Kopf gestellt hat, daß ein Liebhaber bei zwei verschiedenen Damen zwei verschiedene Männer spielt. Die zweite Handlung (The sick lady's cure) dagegen ist ein Charakter- und Paradestück, das eher an die Johnson'sche Schule erinnert; eine affectirte Dame, die durch das ganze Stück hustet, wird vom Liebhaber curirt, indem dieser sich in einen fremden Prinzen verkleidet und so ihre Liebe gewinnt. Diese Mummerei erinnert an den bourgeois gentilhomme und ähnliche Figuren, wird aber individuell, indem der Prinz unverkennbar der moscowitische Peter der Große aus dieser Zeit ist. Daß die Dame sich diesermaßen täuschen läßt, ist freilich nur in der Farce erlaubt, und so schließt das Ganze als ein Spaß. Die übrigen Partien sind noch leichter weggekommen, aber das Ganze hat Bühneneffect.

10) Ximena oder The heroick daughter, tragedy.

Corneille's Cid im englischen blank verse, mit einer langen Epistel voraus. Das Stück habe in ganz Europa Glück gemacht, und er habe gewagt es noch zu verbessern, lasse es aber erst jetzt, sieben Jahre nach der Aufführung, drucken. Cibber spielte den Vater des Cid.

Man kann sagen, die Fabel des Cid ist einer der besten tragischen Stoffe, die das romanische Theater auf die Bühne gestellt hat. Die abstracte Collision von Liebe und Ehre kann nicht einfacher zur Anschauung gebracht werden. Doch hat Calderon diesen Stoff verschmäht und hat es Corneille überlassen, seinen Ruhm darauf zu gründen. Der Mangel des Stoffes ist eben seine Abstractheit; die Verhältnisse, so extrem gefaßt, widerstreben dem Ideal, dem höchsten Kunstgesetz. Die Collision um einen Grad milder aufgefaßt führt nothwendig zu Romeo und Julia, und das war das Rechte, wie es Shakspeare finden mußte. Aber tragisch muß die Collision bleiben. Corneille's Stück schließt mit einer doppelten Dissonanz; der Vatermord, der nicht vergeben werden kann, wird doch vergeben, und er wird wieder erst durch eines Jahres Zwischenraum vergeben, als ob die Zeit in diesem absoluten Mißton ein wesentliches Moment wäre;

das macht die Sache nur schlimmer. Unser Komiker hat im Geiste seiner Periode, und wie Garrick im Romeo der Geschichte einen glücklichen Ausgang angewünscht, aber wie? Nach allen endlosen Threnodien ist der alte Vater doch am Leben geblieben; dafür hat nun der andre Papa wieder seine Ohrfeige ungerochen am Kopfe sitzen und das Stück könnte von vorn beginnen. So ist dem Tragischen nicht aufzuhelfen, das Stück wird immer zu einer Komödie, wie es denn auch der Epilog ganz naiv zu verstehen gibt. Der Cid war auf der englischen Bühne eine tragische Unmöglichkeit.

11) The comical lovers, comedy.

Er kommt auf sein eignes Gebiet zurück, die Conversations-Farce, und zwar vom leichtesten Styl, der dadurch maskirt wird, daß die Scene vom englischen auf das sicilische Eiland übertragen ist, was aber eine dünn aufgelegte Maske ist. Der Gehalt ist kaum besser als bei Otway, aber es ist so lustig lose Waare, daß es kaum beleidigen kann.

12) The non-juror, comedy.

In der Dedication an den König dankt er demselben, daß er die Aufführung mit seiner Gegenwart beehrt habe, und schiebt bescheiden den Erfolg, den es beim Publicum gehabt, auf die gute Sache des Inhalts in moralischer und politischer Hinsicht. Der Prolog von Rowe stellt die Tendenz als antikatholisch und darum national dar. Scene London, ein stehendes Vorzimmer nach französischem System.

Es sieht ganz aus, als hätte der Hof dieses Stück bei dem Schauspieler bestellt, um damit politischen Effect zu machen, und zwar in der Art, daß ihm vorgeschrieben war, den französischen Tartuffe nachzuahmen. Darum hat er wohl die eigentlichen Schlagwörter und Situationen des Molièrischen Stückes völlig beibehalten, im übrigen aber sich viele Mühe gegeben, das Stück in den englischen Verhältnissen und in diesem Krieg der Jakobiten wider die Krone förmlich zu acclimatisiren. Daß die Sache damals in England so als möglich gedacht wurde, müssen wir wohl dem Dichter glauben, und der politische Effect scheint erreicht worden zu sein, allein vom ästhetischen Standpunkt können wir dem Stück keinen großen Werth beilegen. Der von Cibber selbst gespielte Doctor Wolf ist wie gesagt eine zu mechanische Copie des Tartüffe; das Verhältniß der beiden Liebenden ist in einem übermäßig peinlich geschraubten Ton gehalten,

daß es ermüden muß, und die Episode des jungen Flüchtlings Charles zu unmotivirt hereingeworfen. Ueber Alles geht aber die Betrachtung, daß der Werth des Molièrischen Stückes fast einzig auf seiner virtuosen Diction beruht, und diese ist hier in die ordinärste Prosa übersetzt, was sollte also am Ganzen poetisch bleiben?

13) The refusal oder The ladies philosophy, comedy.

Auch hier ist unser Poet bei Molière stehen geblieben, denn die Femmes savantes sind die unmittelbare Veranlassung zu diesem Stücke. Er hat sich wieder viele Mühe gegeben, das Stück zu localisiren, und in der That sollte man meinen, eine englische Prüde sei leichter zu zeichnen als eine französische. Der Mangel des Stückes ist, daß es zu viel calculirt ist, Verstandesarbeit; die Charaktere sind sämmtlich zu wenig idealisch gedacht und die komischen Motive zu breit ausgebeutet; der Schauspieler verläßt sich zu viel auf die Routine der Darstellungskünste. An allen diesem glaube ich den gealterten Künstler zu erkennen, dem die Phantasie nicht mehr zu Gebot ist, die doch bei jedem wahrhaften Lustspiel das Beste thun muß. Cibber spielte wie gewöhnlich die Rolle des Gecken.

14) The provok'd husband oder A journey to London, comedy.

Von 1727. Nach der Dedication an die Königin ein Stück von John Vanbrugh und nach dem Vorwort von demselben unvollendet hinterlassen, und zwar unter dem zweiten Titel. Der Prolog sagt, Vanbrugh habe seine früheren leichtsinnigen Producte bereut und dann diese moralische Komödie geschrieben, deren Unvollendung nur darin bestehe, daß sie noch zu lang ist, darum lasse man bei der Aufführung eine Anzahl Scenen weg. Cibber hat also nichts daran verändert. Die Scene London.

Hier haben wir allerdings eine plastischere Phantasie als bei unserm routinirten Schauspieler, aber gleichwohl keine eigentlich dramatische. Es ist der englische Familienroman in Dialog gesetzt. Die Landadelsfamilie mit ihrem Patois ist ergötzlich genug, aber ihre Beschämung ziemlich prosaisch, und die Bekehrung der Heldin des Stückes von ihrem Leichtsinn beruht auf gar keinem dramatischen Motiv, sondern ist der Effect einer Strafpredigt und Drohung. So ist der moralische Effect freilich erreicht, aber ein gutes Schauspiel konnte es unter diesen Umständen nicht werden.

15) Love in a ridde, pastoral. Cibber spielt wieder den Gecken und seine Frau wie es scheint die erste Liebhaberin.

Da Shakspeare einige seiner reizendsten Bühnenbilder in der Pastoralform aufgestellt hatte, ist es begreiflich, daß seine Nachfolger sich auf ähnliche Bahnen zu wagen versuchten. Aber Shakspeare ist vielleicht auf keinem Gebiet schwerer nachzuahmen; selbst sein genialer Schüler Fletcher verunglückte in dieser Unternehmung, wie könnte man von dem soviel tiefer stehenden Cibber erwarten, er habe mehr geleistet als ein ordinäres Pastoralschauspiel, das höchstens bis an die romanischen Vorbilder dieser Sorte reicht.

16) Papal tyranny under the reign of king John, tragedy. Von 1745.

Nimmt man dies Stück zur Hand, so wird die nächste Vermuthung sein, unser Poet habe sich das Shakspearestück zurechtgeschnitten wie den Richard. Dies wird noch glaublicher durch den Theaterzettel, wo man denken sollte, der Komiker habe den päpstlichen Legaten für sich ausgewählt, die Rolle des französischen Königs seinem Sohn und die des Prinzen Arthur seiner Tochter einstudirt. Dem ist aber nicht so. In dem vom Dichter selbst gesprochenen Prolog sagt er mit großer Naivität zum Publicum, Shakspeare's König Johann sei doch kein Werk ersten Ranges und seinen andern Werken nicht ebenbürtig, er denke ihn darum hier zu verbessern, und in der Dedication an einen Großen spricht er sich dahin aus, Shakspeare habe den patriotischen Stoff viel zu lau behandelt, das heißt, seinen Haß gegen die römische Kirche nicht energisch genug ausgesprochen, so daß sogar schon vermuthet worden, Shakspeare selbst sei Katholik gewesen, was er zu widerlegen sucht. Die Tendenz ist schon im Titel klar genug ausgesprochen; es ist der nunmehr gesteigerte confessionelle Fanatismus der Protestanten, der vorangestellt wird, der Dichter beutet die Antipathie seines Publicums aus und scheint auf der Bühne gefallen zu haben. Wir haben also wirklich ein völlig neues Stück. Der alte Komiker hat in seinem Leben so viele Shakspearische Verse gehört und gesprochen, daß er sich leicht in diesen Styl hineinversetzt, und wenn wir sämmtliche Shakspearische Historien vergessen könnten, so wäre dies eben kein schlechtes historisches Schauspiel. Aber so ist es nur eine abstracte Abschwächung des Urbildes. Daß ein englischer König einmal vor einem römischen Legaten gekniet und dieser die Krone mit dem Fuße getreten, das ist

hier der Theaterstreich, wie wenn ein deutscher Dichter Heinrich den Vierten zu Canossa darstellen wollte. Das Schlimmste ist, daß Shakspeare den ganzen Stoff entschieden satirisch behandelt hat, um die patriotische Schande damit zuzudecken, der Bearbeiter aber diese komische Seite und den Hauptcharakter des Bastard Faulconbridge völlig wegläßt, was der Epilog als eine Bescheidenheit entschuldigen soll, und daß dadurch die Sache wieder eine tragische Wirkung machen soll. Die Routine hilft dem Schauspieler einigermaßen durch das kecke Unternehmen, und so bleibt es ein literarisches Curiosum.

Tübingen. **Moriz Rapp.**

Beiträge
zur englischen Lexikographie.
(Fortsetzung.)

Idiot, früher ohne verächtliche Nebenbedeutung für Privatmann, *ἰδιώτης*. Jeremias Taylor: Humility is a duty in great ones as well as in idiots.

impecuniosity. Walter Scott. Lowestoffe in Nigal. — Vorrede zu Quentin Durward.

in-and-in, ein Kartenspiel. Ainsworth. The spendthrift, p. 224 Tchn.

inexplicables, Hosen, wie inexpressibles, unwhisperables. Boz. Sketches.

Innisfail, alter Name für Irland.

ingon, subst., oft bei Marryat. (?)

intromittor. Walter Scott. Woodstock. Preface.

invite, the, gleich invitation, häufig. D'Israeli, Vivian Grey. I have just got an invite from the Kearneys. — Boz: The invites had been excellently arranged. — Kavanagh. Grace Lee, p. 376 Tchn. The invites were few, but they were famous.

instalment, nicht bloß Zahlungstermin, sondern auch Terminzahlung.

Jeff, tight jeff, slack jeff; Cantausdrücke für tight rope, slack rope. Boz. Hard Times, p. 40 Tchn. Jeff ist hier offenbar nach der im Englischen so gewöhnlichen Anwendung von Eigennamen der Personen für Gattungsnamen der Sachen nichts als die Verkürzung von Geoffrey.

Jemmy, 1) Diminutiv nicht bloß von James, sondern auch von Jemima. 2) cant für a sheep's head als Speise.

jeejee, subst., Pferd in der Kindersprache.

jestee, siehe unter ee.

jew-basket, vergleiche Currer Bell. Shirley I, 7.

jib, the, Diener der Studenten in Dublin.

Jockey, früher gleich Sawney (Abkürzung von Alexander) in der Bedeutung Scotchman. Walter Scott. Fortunes of Nigel 1, 2. I am no more Jockey than you are John, said the stranger, as if offended at being adressed by a name which at that time was used, as Sawney now is, for a general appellative of the Scottish nation.

Joe, cant, = 8 dollars. Belegstelle Marryat. Peter Simple, p. 237 Tchn.; auch

Joey. Cuthbert Bede. The Adventures of Verdant Green II, chp. 2.

John, der Engländer im Gegensatz zum Schotten und Irländer. John, Sawney and Paddy. Thos. Moore IV, p. 319 Tchn.

Jolly, ganz gewöhnlich für Marinesoldat, auffallende Lücke der Wörterbücher.

Junta, the collective name of the leaders of the Whig cabinet under Queen Ann.

K. K., Bezeichnung einer sehr guten Sorte irländischen whiskey'.

to keep one's hand in, 1) seine Hand in Uebung halten; 2) allgemein: sich in Uebung halten. — to be kept in, nachbleiben müssen, Schulausdruck.

kettleholder, ein oft schön gestickter Wulst, den Griff der Theekessel damit anzufassen.

knickerbocker, der Einwohner von New-York; ursprünglich wurden die Holländer, die die Colonie gründeten, so genannt. Atlantis II, 640. In neuerer Zeit war es der Titel einer New-Yorker Zeitschrift.

knownothings, the, eine unter Clayton's Auspicien entstandene nationale Partei der Vereinigten Staaten.

king's cushion, to carry one in a king's cushion, wenn zwei Personen die eine den rechten, die andere den linken Arm so zusammenhalten, daß Jemand darauf sitzen kann.

knockee, siehe ee.

knobstick, the, der Arbeiter, der troß eines strike fortfährt, für denselben Lohn nach der Fabrik zu gehen. Gaskyll. Mary Barton. North and South, p. 193 u. 313 Tchn.

knife-board, the, Auffsteigebrett am Omnibus. Punch N. 823, p. 154.

lady-bird. Lucas und Flügel geben es als Cantausdruck. Dies widerlegt sich schon durch Shaksp. Romeo and Juliet I, 3, wo Juliet mit diesem Ausdruck von der Amme gerufen wird. Vergl. James. Heidelberg, p. 425 Tchn.

a lady's man, ein „Damenmann."

to lam. Walter Scott. Peveril IV, 7 sagt darüber: phrase of the time, derived from the fate of Dr. Lambe, an astrologer and quack, who was knocked on the head by the rabble in Charles the First's time.

landroost, the, Vorsteher einer Stadt am Cap.

lane, Proverb: The longest lane has a turning.

Latter-day-saints, the, die Heiligen der letzten Tage, Beiname der Mormonen.

to lay by, absolut, mit ausgelassenem money, sparen, zurücklegen.

Leather-head, Spitzname der Pennsylvanier. Atlantis II, p. 644.

leg, a, ein falscher Spieler. Thackeray. Book of Snobs, chpt. X. — Charles Lever. The Martin, of Cro' Martin 1, 5 Tchn. The Dodd family abroad III, 53 Tchn.

to lese gleich to glean, provinciell im Süden Englands nach Trench, study of words, Lecture IV.

let alone, als Conjunction gebraucht, geschweige denn.

to levant, turfcant, beim Wettrennen sich betrügerische Mittel erlauben. Thakeray. Book of Snobs, p. 299 Tchn.

left, over the left hand, starke Negation, nicht bloß, wie Lucas hat, in to believe a person over the left hand. Punch N. 824, p. 161 a panegyric over the left hand, das Gegentheil einer Lobrede.

like. Dies Wort wird im Munde ungebildeter Leute häufig hinter Adjectiven und Substantiven gebraucht, diese gewissermaßen abschwächend. Bulwer. Night and morning. Then you can give me a kind of hint like to find them out.

to lightly = to slight, to make light of. James. Arrah Neil, p. 103 Tchn. There is something in majesty, even when shorn of its beams, that is not to be lightlied by common men.

Lizard, Spitzname der Einwohner von Alabama. Atlantis II, 638.

locker, the, der Güterwagen auf Eisenbahnen.

a logie is a bit of hollowed-out pewter polished in various concavities and called, in the terms of theatrical jewelry, a logie.

Lud, ludicrously: in the days of king Lud = of yore.

luff, ludicrous abbreviation of lieutenant.

lumber-state, Spitzname von Maine, weil sein wichtigster Industriezweig in der Beschaffung von Schiffsbauholz besteht. Atlantis II, 613.

mace = macebearer. Macauly. H. of Engl. IV, p. 1 Tchn. He was followed by the two maces of the house.

magsman, Schwindler, der bei einem Schmause falsches Geld dem richtigen seines Gefährten unterschiebt, wohl vom Cantausdruck mag = halfpenny.

made, to be made, elliptisch für to be made captain, namentlich im Gegensatze zum acting captain, zum (wirklichen) Schiffscapitän ernannt werden.

main, adverbialisch, sehr. Mackenzie. The man of feeling. The morning is main cold, sir.

main chance, the, im komischen Style häufig für: Geld.

make-believe, adjectivisch, wie would-be, prétendu. Tautphoeus. Cyrilla. Make-believe brothers often turn into lovers. Warren. The destroyer. Real, not make-believe dancing was going forward.

malignation, Verläumdung. Mrs. Gore.

mammet, veraltet, in der Bedeutung Götzenbild, wie

mammetism in der Bedeutung Götzendienst. Nach Trench. Study of words. Lecture III.

to masthead, einen Matrosen zur Strafe, am Mastbaum zu stehen, verurtheilen.

to match, wie ein attributives Adjectivum nach Substantiven angewendet und mit „entsprechend" zu übersetzen, wie tocorrespond. A threadbare coat and a waistcoat to match.

merry make = merrymaking. Longfellow. Outre-Mer. The Journey into Spain. All was so full of mirth and merry make.

mess of pottage, namentlich: das Linsengericht des Esau.

mezzonine floor, im Theater der Raum unter der Bühne.

milesian, irländisch.

miller. Joe Miller 1) der Verfasser einer Witze und Wortspiele enthaltenden Sammlung; 2) dann späterhin gleichbedeutend mit alter Witz, stale joke. Marryat. Rattlin the Reefer 26. I say, said the schoolboy wag of the party, applying an old Joe Miller to the occasion: Why is Mr. Riprapton like pens, inkstand and paper. Because he is stationary. D'Israeli. Coningsby 8, 7. If any one chanced to make a jest, which he could not excel, he declared immediately, that it was a Joe Miller. Boz. Sketches, p. 272 bildet sogar das Substantiv Joe Millerism.

minny, ein morastiger, mit Unterholz bewachsener Landstrich, kentischer Provinzialismus. James. The smuggler, p. 5 Tchn.

Molly-Starkboys, Benennung der Einwohner von Vermont. Atlantis II, 614.

Molly, put the kettle on, name of a popular country-dance, Thos. Moore 1, 74 Tchn. Barnaby Rudge's Rabe führt es häufig im Munde.

moll-coddle, ein Synonym von milksop. Thackeray. The english humourists, p. 248 Tchn. Vielleicht wäre mull-coddle richtiger; to mull, ein Getränk durch Zusetzung von Gewürz der ursprünglichen Kraft berauben, ebenso to coddle, abdämpfen und dadurch schal machen.

the Monk king, Eduard der Eroberer.

Montem, gleich Eton Montem. Die lebendigste Schilderung dieses Schulfestes findet sich bei D'Israeli. Coningsby 1, 11.

mum. Lucas und Flügel erklären es für Braunschweiger Mumme. Jedoch müssen wir es auf Grund folgender Stellen für Großbritannien vindiciren: W. Scott. Antiquary I, chp. XI. A species of fat ale, brewed from wheat and bitter herbs. Thakeray. The english humourists Tchn. p. 115 (Steele) exhibited an early fondness for drinking mum and sack.

Mun = Mohawk. Macaulay. Hist. 1, p. 355 Tchn.

musk-rat, Spitzname der Einwohner von Delaware. Atlantis II, p. 645.

newsletter, a, ein Brief, der politische Neuigkeiten enthält, vor der Verbreitung politischer Zeitschriften diese ersetzend.

the ninth part of a man, a tailor.

neighbourhood, oft mit Stadttheil zu übersetzen, immer mit Berücksichtigung der ihn bewohnenden Menschenclasse. Warren. Rich and poor. With some difficulty I found out the neighbourhood, threading my doubtful way, und weiterhin: I began to be apprehensive of my person when I discovered the sort of neighbourhood I had got into.

nimini-pimini, andere Form für namby-pamby. Gaskyll. Charlotte Brontë, p. 270 Tchn.

nob, the, der Verräther an den Arbeitern. D'Israeli. Sybil 4, 4.

nobble, to, Jemanden um etwas bringen. Bulwer. The Newcomes II, 140 Tchn.

none the less = never the less.

none the wiser, nobody the wiser, elliptische Redensart für none being the wiser, ohne daß Jemand darum weiß, ohne daß ein Hahn danach kräht. Currer Bell. Shirley II, 14. Three persons standing there might interchange a dialogue, and none the wiser. — Boz. Pictures from Italy. I have no doubt, I might have gone in, and gone to bed and gone dead, and nobody a bit the wiser.

noncompounder, siehe compounder.

nor, provinciell für than nach einem Comparativ.

nod, a nod is as good as a wink to a blind horse.

number one, häufig scherzhaft statt ich, sich. A ship makes her number, ein Schiff telegraphirt seine Nummer.

Numps, wie Nump für Humfrey. Sterne. Tristram Shandy III, 19.

Nutmegs, Wooden Nutmegs, Spitzname der Einwohner von Connecticut, weil sie einst betrügerischerweise hölzerne Muscatennüsse statt wirklicher verkauften. Atlantis II, 616.

O. P. The brief appellation by which those persons were distinguished who, at the opening of the new theatre of Covent Garden, clamoured for the continuance of the old prices of admission. Thos. Moore 4, 202 Tchn.

ochre, slang, Geld. Boz. Hard Times, p. 39 Tchn.

offhand, kommt adjectivisch vor, z. B.: an offhand manner.

old-man, provinziell für southern wood nach Gaskyll. Ruth, p. 242 Tchn.

omnibus-bills, americanism, bills which contain laws dissimilar in their character and purposes. Atlantlis II, 3.

opening, the, in der Pantomime der erste Theil, der maskirt dargestellt wird, im Gegensatz zum zweiten, in dem die Schauspieler unmaskirt auftreten.

orders, Freibillets, auffallender Weise in keinem Wörterbuche.

ordinary, the, das Speisehaus. Zur Geschichte des Wortes dient Scott. Fortunes of Nigel II, 1: the o. now an ignoble sound, was in the days of James, a new institution, as fashionable among the youth of that age as the first-rate modern club-houses are amongst those of the present day.

an overgo, substantivisch, ein Uebergang. James. Beauchamp p. 56 Tchn.

painimrie, oft bei Walter Scott.

pal, cant, der Spießgeselle.

palmetto-state, Süd-Carolina. Atlantis II, 634.

part and parcel, oft verstärkt für part.

to pass one's self off for, sich für etwas ausgeben.

patroon, the, im Staate New-York ein Lehnsherr der Familie der Rensselaers im Gegensatz zum tenant.

paut-hemp, Jute, bräunlichgelber oder brauner, grober und langer Faserstoff aus der Rinde mehrerer in Ostindien wachsender Pflanzen von der Gattung Corchorus. Man webt daraus Fußdeckenzeuge, Sack- und Packtuch. Technisches Wörterbuch von Dr. Karmarsch, 2ter Band.

peeler gleich constable, abgeleitet von Robert Peel. Atlantis II, 605.

peep-of-day-boys = orangemen. Atlantis II, 22.

peg in the ring, ein Kinderspiel.

persian blinds, persiennes, Jalousies.

Pewks, Spitzname der Einwohner von Missouri. Atlantis II, 651.

of a piece with, ganz in Uebereinstimmung mit, wie aus einem Stücke.

the pilgrim-fathers, die ersten Einwanderer in Neuengland.

to pipe, wird transitiv durch Verbindung mit Präpositionen, namentlich um die Pfeifensignale des boatswain auszudrücken, to pipe the hammocks down, to pipe all hands up.

to pipeclay one's weekly accounts, Seemannsausdruck, die wöchentlichen Ausgaben aufschreiben. Boz. Bleakhouse II, p. 3 Tchn. Marryat. Peter Simple, p. 9 Tchn.

a pipeclay, ein Gamaschenheld. Lever. O'Malley, p. 357 Tchn.: an officer who always is talking of military detail.

to platch, platschen. Tautphoeus. Cyrilla I, p. 6 Tchn. Heavy drops of snow began to platch into the half melted snow.

to plop, to fall into the water. Lancashire dialect. Gaskell. Mary Barton, p. 169 Tchn.

pluck, adjectivisch, muthig. D'Israeli. Vivian Grey. He can still follow a fox with as pluck a heart and with as stout a voice as any squire in Christendom.

to be plucked, im Examen durchfallen. Die Redensart wird von Cuthbert Beede. The adventures of Mr. Verdant Green, chpt. 7 also erklärt: When the degrees are conferred, the name of each person is read out, before he is presented to the Vice-Chancellor. The proctor then walks once up and down the room so that any person who objects to the degree being granted, may signify the same by pulling or „plucking" the proctor's robes.

to plunder, nach Fuller. Church History II, §. 4, 33. cf. 9 §. 4 erst seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aus Deutschland nach England eingeführt.

to plunther, hindurchwaten, zweimal von Warren gebraucht in Mother and Son und in Ten thousand a-year I, p. 289 Tchn.

pob, pobby, Lancashire dialect, child's porridge. Mary Barton, p. 115 Tchn.

to poise, das Gewehr auf die Schulter legen.

pole-man, eine Abtheilung der bei dem Schulfest Eton montem fungirenden Schüler. D'Israeli. Coningsby I, p. 11 Tchn.

polony, eine Wurstart.

to pooh-pooh, verlachen, höhnen.

a pope's head, eine Art Besen in der Form eines Kanonenwischers. Lady Blessington. Strathern II, 175. And there's the second housemaid, miss, an active stirring girl, never seen without a carpet broom, pope's head or duster in her hand.

in part, oft ohne Artikel, im Hafen.

the port-admiral, der Hafeninspector.

the portgreve, von James in Richelieu in der Bedeutung Thürhüter gebraucht.

Porkopolis, Spitzname für Cincinnati wegen der dortigen großartigen Schweinezucht. Atlantis II, 648.

to be posted, zum postcaptain ernannt werden.

the postmaster, exhibitioner of Merton College in Oxford. Cuthbert Bede. The adventures of Mr. Verdant Green, chpt. 7.

to potch up, schlammigen Boden aufwühlen. Scott. Old Mortality I, 2.

to be pouched gleich to be tipped, Schulausdruck. D'Israeli. Coningsby 1, 8.

to pounce, transitiv, ohne die sonst übliche Präposition upon, gebraucht von Cowper. Table Talk:

As if an eagle flew aloft and then
Stoop'd from its highest pitch to pounce a wren.

premium, Lehrgeld.

the present, das Anlegen des Gewehres. Marryat. The privateer's man, p. 235 Tchn. The musket ready for the present.

the presentation, an annual pecuniary assistance to students of colleges.

to preserve, Wild in einem Thiergehege halten. Bulwer. My novel II, 376.

Prester, in Prester John, Priester Johann.

preference. Die Lexika sollten außer Vorzug (passivisch) Vorliebe geben.

Principality, oft absolut für Wales.

pro-sclavery-society, Verein zur Erhaltung der Sclaverei.

proven, bewiesen, nicht bloß schottisch, wie Lucas meint. Halleck:

When hearts, whose thruth was proven,
Like thine, are laid in earth.

Bulwer. Lucretia. Prologue to part II. A something rests on the name, that something which dims and attaints, not proven, not certain, but suspected and dubious. Bulwer. Harold I. Note on Lanfranc. Their premises are taken by religious belief as mathematical axioms already proven.

pudgy, quappig, fleischig. Thackeray. Vanity Fair 1, p. 312 Tchn. Newcomes I, p. 133. Tchn.; Boz. Sketches 4 Tchn.

the punt, der Ruderkahn.

the punting-pole, das Kahnruder.

to prod, verb, (?) Cuthbert Bede. The adventures of Verdant Green III, chpt. 10.

to quaver, Achtelnoten spielen. Cowper. The progress of error:

With wire and catgut he concludes the day,
Quavering and semiquavering care away.

(Schluß folgt.)

G. Büchmann.

Zur Kenntniß der italienischen Dichterinnen.

Der Sinn für die Dichtkunst ist in Italien mehr als in andern europäischen Ländern Gemeingut des ganzen Volkes. Die lebendigere Phantasie bedarf dort mehr als anderswo der poetischen Nahrung, und die klangvolle Sprache mit ihrer elastischen Wortbildung führt fast unwillkürlich dazu, Gefühlen und Gedanken einen rhythmischen Ausdruck mit und ohne Hülfe des Reims zu geben. Kein Wunder also, daß auch die Frauen dort sich häufiger als bei andern Völkern in poetischer Darstellung versuchten und die begabtesten unter ihnen oft selbst mit den Männern nicht ohne Erfolg um den dichterischen Lorbeer rangen.

Wirft man einen Blick auf die Gesammtheit der italienischen Dichterinnen, insofern man darunter nur diejenigen begreift, welche einen begründeten Anspruch auf diesen Namen haben, so muß man zu ihrem Ruhme anerkennen, daß sie alle die Aufgabe der Dichtkunst in ihrer größten Reinheit erfaßt haben, wenn sie auch nicht die Kraft hatten, diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfange zu lösen, und daß sie in ihrem Leben die edlen Gesinnungen bethätigten, welche sie in ihren Versen besangen. Während sie in ihren Gesängen nur der Religion, dem wahrhaft Großen, Edlen und Schönen huldigten, hat keine von ihnen, selbst unter der größten Anerkennung ihrer Zeitgenossen und inmitten öffentlicher Triumphe, aufgehört, eine gute Tochter ihrer Familie und ihrer Kirche, eine pflichttreue Gattin, eine sorgsame Mutter, mit einem Worte, ein Weib im höchsten Sinne des Wortes zu sein. Selbst die Neuzeit hat unter ihnen keine sogenannte emancipirte Frau aufzuweisen. Die erste der schriftstellernden Frauen Italiens der Zeit nach, war eine Heilige, viele nach ihr waren Märtyrerinnen der Ver-

hältnisse, allen aber gebührt die Palme eines tugendhaften und religiösen Lebens.

Im Jahre 1347, kaum sechsundzwanzig Jahre nach dem Tode Dante's, wurde zu Sienna eine der außerordentlichsten Frauen Italiens geboren. Es war die später heilig gesprochene Caterina. Ihr Familienname, sowie die speciellere Geschichte ihrer Jugend, sind unbekannt. Man weiß nur, daß sie von armen Eltern stammte und noch keinerlei Unterricht genossen hatte, als sie mit zwanzig Jahren in das Kloster der Dominicanerinnen (suore di S. Domenico) zu Sienna trat. Hier empfing sie, nach der Legende, die Gabe des Lesens und Schreibens, sowie die des Verständnisses der heiligen Schriften und der Sprachen durch unmittelbare göttliche Eingebung, und kam in kurzer Zeit in solchen Geruch der Heiligkeit, daß sich ihr Ruf weit und breit ausdehnte. Selbst in weltlichen Dingen stand ihr Urtheil in so hohem Ansehen, daß die Florentiner sie als Abgesandte nach Avignon zu Gregor XI. sendeten, um den Frieden zwischen dem Papst und der Republik zu vermitteln, was ihr auch, ungeachtet vieler Schwierigkeiten, vollständig gelang. Einige Zeit darauf ließ sie Urban VI. nach Rom kommen, um ihren Rath in der an Verwickelungen so reichen Zeit der Kirchenspaltung zu vernehmen. Sie hielt bei dieser Veranlassung eine Anrede an die Cardinäle, welche den tiefsten Eindruck auf die Versammlung machte. Schon Gregor hatte ihre außerordentliche Rednergabe gerühmt und Urban bestätigte, daß die Ueberzeugung mit aller Kraft und aller Anmuth von ihren Lippen floß. Pius II. sprach sie heilig im Jahre 1461 und die Akademie der Crusca erklärte im Jahre 1692 ihre Werke als classische Sprachtexte. Obgleich Caterina wenig oder nichts in Versen geschrieben hat, verdient sie doch vollständig, zu den Dichterinnen gezählt zu werden, wegen des poetischen Schwunges ihrer hinreißenden, begeisterten Reden.

Lucrezia Tornabuoni, Mutter Lorenzo's von Medici, leitete die Erziehung ihres berühmten Sohnes selbst. Von edlem Charakter, erfüllt von Liebe für die Wissenschaften und fähig, alles Große und Schöne mitzuempfinden, flößte sie dem Knaben frühzeitig die Eigenschaften ein, welche den Mann später groß machten. Ihre Dichtungen sind alle religiösen Inhalts und zeichnen sich meist durch große Einfachheit aus, ohne darum der Tiefe zu entbehren. Hielt sie aber die geistliche Poesie allein für geeignet, ein weibliches Gemüth

zu erfüllen und zu begeistern, so zog sie doch darum die Grenzen der Dichtkunst im Allgemeinen keineswegs so eng. In ihrem gastfreien, glänzenden Hause, welches allen Männern von Geist und Wissen offen stand, sah sie auch Pulci, den lachlustigen, leichtfertigen, bizarren Dichter des Morgante maggiore und es wird behauptet, daß Lucrezia ihn ganz besonders zu diesem seinem wunderlichen Werke angeregt habe. An ihrer Tafel recitirte Pulci die einzelnen Gesänge dieses Gedichtes, welches neben vielem Ernsten nach allen Seiten hin auch so viel Ausgelassenheiten enthält, daß man sich über die Kraft der Abstraction wundern muß, durch welche eine tief religiöse, edelgesinnte Frau über die Lasterhaftigkeit oder Frivolität poetischer Figuren lachen konnte, ohne für sich oder die Ihrigen irgend welche Gefahr dabei zu ahnen. Pulci hatte eine große Verehrung für Lucrezia; er erwähnt ihrer nach ihrem Tode mit dem größten Lobe im XXVIII. Gesange des Morgante in folgender Weise:

Natura intese far quel ch' ella volle,
Una donna famosa al secol nostro,
Che per se stessa sè dall' altre estolle
Tanto che manca ogni penna ogni inchiostro.
Non la conobbe il mondo cieco e folle,
Benchè il vero valor chiaro fu mostro
(Come il Signor, che colassù la serra)
Che adorata l'avrebbe in cielo e in terra.
Quanti beni ha commessi! ah quanto male
Ovviato ha costei mentr' era in vita.

Natur verstand, was sie gewollt, zu bilden,
Ein hehres Weib, berühmt in unsern Zeiten,
Die durch sich selbst sich über Alle stellte,
So daß nicht Wort noch Schrift es schildern könnte.
Die blinde, leid'ge Welt hat sie verkannt,
Obgleich ihr wahrer Werth so klar sich zeigte,
Daß (gleich dem Herrn, der jetzt sie droben wahret)
Man hier und dort sie angebetet hätte.
Wie viel des Guten hat sie nicht gethan,
Wie viel des Bösen nicht gewehrt im Leben!

Battista da Montefeltro war die Tochter Antonio's, Grafen von Montefeltro und Gemahlin Galeazzo's Malatesta, Herrn von Arimino (Rimini). Ganz verschieden von Lucrezia Tornabuoni, deren Zeitgenossin sie war, enthalten ihre Gesänge patriotische Ergüsse, kraftvolle Bilder, erhabene Gedanken. Das folgende Bruch-

stück erinnert an die berühmte Canzone Petrarca's Italia mia, benchè il parlar sia indarno, ec.

E perchè sfoghi alquanto il mio concetto
Non v' accorgete voi che, come stanchi,
Rotti, poveri e manchi
Sarete l'un con l'altro guerreggiando,
Ch' un animal possente e fier d'aspetto
Di mezzo converrà che su vi branchi?
Quando liberi e franchi
Esser potete, ogni giorno avanzando.
Non vi ricorda quando
La vostr' accesa voglia stava unita?
Forte, intima e gradita
Da tutto il mondo era la vostra possa.
Uscite dalla fossa,
Rimembrivi de' vostri buoni antichi
Pro, saggi, valorosi, alti e pudichi.

Und, daß ich Worte dem Gedanken gebe —
Seht ihr denn nicht, daß, wie ihr müd' und matt
Zerbrochen, arm und elend
So einer mit dem andern Fehde führet,
Ein Thier, gewaltig und mit wildem Blick
Dazwischen treten wird, euch zu zerfleischen?
Doch könntet frei und glücklich
Ihr sein, und jeden Tag noch mehr es werden.
Erinnert ihr euch nicht, als einst
In Einigkeit aufflammte euer Wille?
Da war sie stark und angesehn
Von aller Welt, die Macht, die ihr entfaltet.
Rafft auf euch aus dem Staube,
Erinnert euch doch eurer guten Ahnen
So fest, so weise, tapfer, edel, züchtig.

Wie Petrarca's Canzone ist auch diese an die Fürsten Italiens gerichtet.

Battista war nicht allein Dichterin in ihrer eignen Sprache, sie kannte auch die alten Sprachen und sprach lateinisch mit solcher Gewandtheit, daß sie Päpste und Cardinäle bei verschiedenen Gelegenheiten, ja selbst einmal den Kaiser Sigismund in dieser Sprache anredete. Sie hielt auch, was in jenem und dem folgenden Jahrhundert nicht ungewöhnlich war, öffentliche Vorträge und Disputationen über Philosophie. Alle ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen waren aber mit so exemplarischer Frömmigkeit gepaart,

daß sie noch bei Lebzeiten ihres Gemahls den Wunsch aussprach, sich von der Welt zurückzuziehen. Wirklich trat sie auch in das Kloster Santa Lucia zu Foligno, wo sie im Jahre 1450 starb.

Ihre Liebe zu den Wissenschaften hatte sie durch sorgfältige Erziehung auf ihre Enkelin, Costanza Varano übertragen, die schon in ihrem vierzehnten Jahre eine so hohe classische Ausbildung erlangt hatte, daß ihre lateinischen Reden und Episteln allgemeines Aufsehen erregten, und nicht wenig dazu beitrugen, ihre Familie wieder in den Besitz der Herrschaft über Camerino zu setzen, welche sie in den Bürgerkriegen eingebüßt hatte. Sie starb 19 Jahr alt im Jahre 1447.

Unter der großen Zahl classisch gebildeter Frauen des funfzehnten Jahrhunderts, die sich aber meist nur durch lateinische Dichtungen, Reden und Episteln berühmt gemacht haben, mögen einige der Hauptvertreterinnen hier Platz finden.

Die beiden Isotten, nämlich Isotta Nogarola aus Verona und Isotta d'Atti, aus Arimino (Rimini) blühten zu gleicher Zeit. Die erstere wurde von ihren Zeitgenossen und unter andern von Pius II. hoch gerühmt wegen ihrer geschmackvollen lateinischen Elegien, letztere viel besungen, wegen der geistigen Ueberlegenheit, mit welcher sie einen der leichtsinnigsten, veränderungssüchtigsten, leidenschaftlichsten und dabei geistreichsten und fähigsten Fürsten seiner Zeit, Sigismondo Malatesta so zu fesseln verstand, daß er sein wüstes Leben aufgab und nur ihr, seiner Gattin, lebte. Er ließ ihr in der Kirche San Francesco in Arimino bei ihren Lebzeiten ein Denkmal errichten, mit der etwas heidnischen Inschrift: Divae Isottae, starb aber früher als sie. Ein natürlicher Sohn ihres Gemahls, Robert, vergiftete die mit der Regentschaft betraute Isotta 1470, um sich der Regierung zu bemächtigen.

Ippolita Sforza und Domitilla oder Damigella Trivulzi werden von Ariost erwähnt. In dem letzten Gesange des Orlando, wo alle Berühmtheiten Italiens den Dichter begrüßen, indem sie, am Strande stehend, den gleichsam von seiner langen romantischen Reise Heimkehrenden empfangen, sagt er:

Veggio Ippolita Sforza e la nodrita
Damigella Trivulzia al sacro speco.

Ich seh' Hippolita, der Sforza Tochter, und
Domitilla Trivulzia, in heil'ger Grott' erzogen.

Ippolita war die Tochter des Herzogs von Mailand Francesco Sforza und Gemahlin Alfons' II., Herzogs von Calabrien und späteren Königs von Neapel; Domitilla war aus dem berühmten Hause der Trivulzi und wurde an den Grafen Torello verheirathet. Beide zeichneten sich frühzeitig durch hohe Geistesbildung und Kenntniß der alten Sprachen aus. Ippolita hielt in Mantua an den Papst Pius II. eine feierliche Anrede in lateinischer Sprache, auf welche der geistreiche Pontifer in derselben Sprache antwortete und der Latinität der jungen Rednerin das größte Lob spendete. Die Werke der Trivulzi scheinen verloren zu sein; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts werden sie noch von Mehreren als vorhanden erwähnt.

Cassandra Fedele, aus einer edlen mailändischen Familie stammend, wurde zu Venedig geboren und sehr sorgfältig erzogen. Auch sie brachte es frühzeitig in der Kenntniß und dem Gebrauche der alten Sprachen so weit, und war in den damals betriebenen Wissenschaften so bewandert, daß sie in Padua öffentlich auftrat und Disputationen hielt, in welchen sie über alle Dinge menschlichen Wissens Rede und Antwort gab. Sie erhielt bald die Bewunderung ganz Italiens und viele Fürsten boten ihr die glänzendsten Stellungen an ihren Höfen an; allein sie zog es vor, in der Zurückgezogenheit ihres Hauses nur den Wissenschaften zu leben. Sie starb in Venedig, hochgeehrt von den berühmtesten Zeitgenossen, nach Einigen im Alter von 102 Jahren.

Erwähnenswerth ist es, daß die begeisterte Liebe zu den Wissenschaften damals das weibliche Geschlecht in ganz Italien, nicht nur etwa in den begünstigteren Theilen desselben, ergriffen hatte. So finden wir außer den oben genannten und vielen andern, weniger hervorragenden Frauen gleichzeitig noch in Neapel Isabella von Aragonien, in Rom Serafina Colonna und Anna Spina, in Florenz Alessandra Scala, in Asti Margarete Solari, in Brescia Laura Cereta. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die hohe Bildung des weiblichen Geschlechts der höheren Kreise in Italien zu jener Zeit nicht nur eine Folge des allgemeinen Dranges nach wissenschaftlicher Erkenntniß war, sondern daß sie auch ihrerseits ein mächtiger Hebel zur Förderung ernsterer Studien bei den Männern wurde. Wie durften, wie konnten diese zurückbleiben, wenn sie sahen, daß edle, durch alle Reize ihres Geschlechts ausge-

zeichnete Frauen und Jungfrauen sich mit Feuereifer auf die griechische und lateinische Grammatik warfen, um den Homer zu lesen und in der Sprache Cicero's und Virgil's ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken! So wurde die classische Bildung ein Schmuck, den auch der Ritter gern anlegte, weil er ihm nächst der Tapferkeit bei den Ausgezeichnetsten des weiblichen Geschlechts zu nicht geringer Empfehlung diente.

Das sechzehnte Jahrhundert eröffnet sich mit einer Dichterin ersten Ranges, der bekannten Vittoria Colonna.

Vittoria wurde auf dem Schlosse Marino, einem Lehen der erlauchten römischen Familie der Colonnesi im Jahre 1490 geboren. Ihr Vater war Fabrizio, Großconnetable des Königreichs Neapel, und ihre Mutter Anna, Tochter Friedrich's, Herzogs von Urbino. Schon in ihrem vierten Jahre wurde sie mit dem eben so jungen Ferdinand von Avalos, Marchese von Pescara, verlobt und mit siebenzehn Jahren wurden sie ehelich verbunden. Das jugendliche Paar wird von den Zeitgenossen als ein Muster aller Vollendung geschildert. Beide waren von hoher Schönheit des Körpers, die aber von den Vorzügen des Geistes und Herzens bei Weitem überstrahlt wurde. Ferdinand glänzte in allen ritterlichen Uebungen durch Kraft und Geschicklichkeit und in den geselligen Kreisen des Hofes durch feine intellectuelle Bildung; Vittoria überragte alle ihre jugendlichen Gefährtinnen durch Anmuth, Wissen, Verstand und Züchtigkeit. So flossen denn auch die ersten Jahre ihrer Ehe in einer seltenen Glückseligkeit hin, indem sie abwechselnd in Neapel und auf der Insel Ischia lebten. Allein ihr Glück sollte nicht von Dauer sein, da es ja einmal geschrieben steht, daß diese Welt ein Jammerthal ist. Der Marchese von Pescara mußte bald den Fahnen Karl's V. gegen die Franzosen folgen. Er kämpfte mit Auszeichnung in den Schlachten bei Ravenna und Pavia; wurde aber in beiden und in der letzteren so schwer verwundet, daß er starb, ehe Vittoria herbeieilen konnte, um ihm in seinen letzten Augenblicken beizustehen. Man erzählt, daß als nach der Schlacht bei Ravenna mehrere italienische Fürsten Pescara den Vorschlag gemacht hatten, die Partei des Kaisers zu verlassen, sich offen als seinen Feind zu erklären und sich so des Königreichs Neapel zu bemächtigen, der Marchese einen Augenblick geschwankt habe; daß aber Vittoria, als er sie um ihre Meinung gefragt, mit edlem Unwillen

geantwortet: sie sei stolz darauf, die Frau eines loyalen Capitäns zu sein, nie aber würde sie sich entschließen können, den Thron eines verrätherischen Königs zu theilen. Diese hochherzigen Worte kräftigten die schon wankende Gesinnung Pescara's dergestalt, daß er, nach tapferem und siegreichem Kampfe für seinen Herrn, seine Treue freudig mit seinem Tode besiegelte. Vittoria's Schmerz war grenzenlos; und obgleich sich bald darauf eine Menge Fürsten um ihre Hand bewarben, so erklärte sie doch feierlich, daß sie bis zu ihrem Tode Wittwe bleiben und ihr ganzes Leben nur dem Andenken an ihren Gemahl widmen wolle. Ihm ein unvergängliches Denkmal für alle Zeiten zu stiften, war von nun an ihre einzige Beschäftigung, der Gegenstand aller ihrer Gedanken. Um sich selbst aber dazu tüchtig zu machen, nahm sie ihre Studien der Dichter mit allem Ernste wieder auf und suchte die Gesellschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler, die sich glücklich schätzten in dem Hause und in der Nähe der so hochgeehrten und berühmten Frau weilen zu dürfen. Der Cardinal Bembo, Molza, Bernhard Tasso, Michel Angelo und besonders Ariosto sprechen mit der größten Bewunderung von ihr. Letzterer hat ihr über fünf Stanzen in dem siebenunddreißigsten Gesange des Orlando gewidmet, wo er dem weiblichen Geschlecht überhaupt eine so feurige Lobrede hält und Vittoria als die über allen Neid erhabene würdigste Vertreterin des Geschlechts hinstellt. Nur einige Zeilen mögen als Probe dienen.

Nachdem der Dichter gesagt, daß er unmöglich alle durch Tugend, Muth, Geist und Talent ausgezeichnete Frauen nennen könne, wenn er nicht seinen eigentlichen Gegenstand ganz aufgeben und nur von ihnen singen wolle, fährt er fort:

Sceglieronne una, e sceglierolla tale
Che superato avrà l'invidia in modo,
Che nessun' altra potrà avere a male
Se l'altre taccio e se lei sola lodo.
Quest' una ha non pur se fatta immortale
Col dolce stil, di che il miglior non odo,
Ma può qualunque, di cui parli o scriva
Trar dal sepolcro, e far ch' eterno viva.

Nur Eine wähl' ich aus, doch eine solche,
Die so erhaben über allem Neide,
Daß keine andre es kann übel deuten
Wenn ich von Allen sie allein nur rühme.

Die Einz'ge hat nicht nur sich selbst verewigt
Durch süßes Lied, wie ich's nie schöner hörte,
Sie kann auch den, von dem sie spricht und schreibt,
Aus seiner Gruft zu ew'gem Leben bringen.

Unter den Dichtungen Vittoria's steht die berühmte Canzone al marito obenan. Außerdem sind bis auf uns gekommen: eine Anzahl Sonette, siebenundzwanzig Stanzen moralisch-philosophischen Inhalts und ein Gedicht betitelt: Trionfo di Cristo.

Der Welt überdrüssig zog sich Vittoria zuerst in ein Kloster zu Orvieto und dann in ein anderes zu Viterbo zurück; allein auch die Ruhe der Klöster konnte ihrer betrübten Seele keinen Balsam gewähren. Sie kehrte 1547 nach Rom zurück, wo sie bald darauf starb.

Das folgende Bruchstück ist der Anfang der Canzone an ihren Gemahl, auf welche Ariost in der oben angeführten Stelle anspielt.

Spirto gentil, che sei nel terzo giro
Del ciel fra le beate anime asceso,
Scarco del mortal peso,
Dove premio si rende a chi, con fede
Vivendo, fu d'onesto fuoco acceso;
A me che del tuo ben già non sospiro,
Ma di me che ancor spiro;
Poichè al dolor, che nella mente siede
Sovr' ogni altro crudel non si concede
Di metter fine all' angosciosa vita;
Gli occhi che già mi fur benigni tanto,
Volgi ora ai miei che al pianto
Apron si larga e si continua uscita;
Vedi come mutati son da quelli
Che ti solean parer già così belli.

Io sono, io son ben dessa; or vedi come
M' ha cangiato il dolor fiero ed atroce
Ch' a fatica la voce
Può di me dar la conoscenza vera.
Lassa, ch' al tuo partir, partì veloce
Dalle guance, dagli occhi e dalle chiome
Questa a cui davi nome
Tu di beltate, ed io n' andava altera,
Che mel credea, poichè in tal pregio t' era,
Ch' ella da me partisse allora, ed anco
Non tornasse mai più, non mi dà noja;

Poichè tu, a cui sol gioja
Di lei dare intendea, mi vieni manco,
Non voglio, no, s' anch' io non vengo dove
Tu sei, che questo ed altro ben mi giove.

O, edler Geist, der Du im dritten Kreise
Des Himmels jetzt bei sel'gen Geistern wohnest,
Der ird'schen Hülle ledig,
Wo seinen Lohn empfänget, wer mit Treue
Hienieden heil'gen Feuers voll gelebet;
Nicht seufz' ich über Dich, denn Du bist selig,
Doch über mich, die ich noch athme;
Denn ob der Schmerz, der meine Brust erfüllt,
Grausam mich peinigt, läßt er doch nicht zu,
Das angsterfüllte Leben abzuwerfen.
O, wende deine mir einst gnäd'gen Augen
Herab zu meinen, die von heißen Thränen
Jetzt fort und fort so breiten Strom entsenden;
Sieh wie so anders sie jetzt sind, als jene,
Die einstmals Dir so schön und lieblich schienen.

Ich bin es, bin dieselbe; sieh nur wie
Der grause, wilde Schmerz mich hat verändert,
Daß kaum noch meine Stimme
Von mir erkennen läßt, was ich gewesen.
Ach, als Du schiedest, schied auch bald von mir,
Von meinen Wangen, Augen, meinen Haaren
Das, was Du freundlich nanntest
Wohl meine Schönheit, — und sie war mein Stolz
Weil ich durch sie Dir lieb und theuer war.
Daß sie nun von mir schied und auch nicht wieder
Zu mir zurückkehrt, kann mich nicht betrüben,
Da Du, den ich von Allen
Allein damit erfreuen wollt', mir fehlst.
Nein, komm ich nicht dahin, wo Du jetzt weilst,
Soll weder der, noch andrer Schmuck mich zieren.

Auch in den Sonetten herrscht durchweg ein ernster Ton und ein Reichthum an Gedanken, die sich alle auf die Religion und ihre Tröstungen beziehen. Folgendes ist ein Bruchstück aus einem Sonett auf den Tod des Erlösers.

Gli angeli eletti al gran bene infinito
  Braman oggi soffrir penosa morte...
  Piange l'antica madre il gusto ardito
  Che a' figli suoi del ciel chiuse le porte...

Asconde il sol la sua lucida chioma,
Spezzansi i vivi sassi, apronsi i monti,
Freme la terra e il ciel, turbansi l' acque,

Piangon gli spirti al nostro mal si pronti
Delle catene lor l'aggiunta soma,
Non piange l' uom che pur piangendo nacque.

Die Engel, die zum ew'gen Heil erkoren,
Sie wünschen heut' den bittern Tod zu leiden ...
Den Uebermuth beweint der Menschen Mutter,
Der ihren Söhnen schloß des Himmels Pforten ...

Die Sonne birgt ihr leuchtend Strahlenhaar
Die Gräber gähnen, Berge thun sich auf,
Es zittern Erd' und Himmel, Wasser rauschen.

Es klagt der bösen Geister wilde Schaar
Ob ihrer Ketten neu vermehrter Last, —
Nicht weint der Mensch, der weinend doch geboren.

Vittoria hatte eine innige Freundin und Leidensgefährtin, die ihr zwar nicht an Schönheit, wohl aber an Charakter und Herzensgüte gleichkam und an Geistesbildung und poetischer Kraft mit ihr wetteifern konnte. Dies war Veronica Gambara, Tochter des Grafen Francesco Gambara und der Alda Pia, aus dem Hause der Fürsten von Carpi. Sie wurde im Jahre 1489 in Pratalboino, unweit Brescia geboren und zeigte von ihrer frühesten Kindheit an eine entschiedene Neigung für ernste Studien. Sie lernte mit Leichtigkeit Griechisch und Latein und drang mit überraschender Fassungskraft in den Geist der alten Dichter ein. Zugleich entwickelte sich in dem Kinde die Gabe des Dichtens in der Muttersprache, und nicht selten improvisirte sie wohlklingende Verse, welche die Bewunderung der Zuhörer erregten. Schon im zweiundzwanzigsten Jahre war sie zu hohem poetischen Ruf und zugleich auf den Gipfel ihrer Glückseligkeit gelangt, da sie sich mit dem Manne ihrer Wahl, Giberto X., Fürsten von Correggio vermählte. Aber auch ihr häusliches Glück war kurz. Ihr Gemahl starb nach wenigen Jahren, und sie beschloß, wie Vittoria im Wittwenstande zu verbleiben. In ihrem Schmerze ging sie jedoch noch weiter als diese, indem sie allen äußeren Glanz und Prunk ablegte, ihre Zimmer schwarz behängen ließ und stets in Trauerkleidern ging. Und damit Niemand ihren Entschluß, Wittwe zu bleiben, vergesse, hatte sie über

dem Eingange zu ihren Gemächern die Worte der Dido anbringen lassen:

Ille meos, primus qui me sibi junxit, amores
Abstulit, ille habeat secum, servetque sepulcro.

Glücklicher als Vittoria, konnte sie in zwei Söhnen das Bild ihres angebeteten Gemahls betrachten und durch eine sorgfältige Erziehung derselben das Andenken desselben ehren. Diese Sorge, vereint mit der für ihre Unterthanen, denen sie eine wahrhafte Mutter war, füllten nebst der Dichtkunst und den Studien, ihre ganze Zeit aus. Spiele und Scherze waren aus ihrer Umgebung verbannt. Sie starb im Jahre 1550 allgemein verehrt und beklagt.

Ihre Schriften tragen den Ernst und die Würde ihres ganzen Wesens an sich. Ihre Briefe sind zwar von einer leichten Eleganz im Ausdruck, sonst aber voll energischer, fast männlicher Gedanken. Unter ihren Gedichten stehen die Ottave sulla vanità de beni terrestri obenan; aber auch die übrigen enthalten viel poetische Schönheiten und stets tiefe und edle Gedanken, ja, man kann sagen, daß der Gedanke oft zu sehr hervortritt. Ariost erwähnt ihrer in dem schon oben angeführten letzten Gesange des Orlando:

Veronica da Gambara è con loro,
Si grata a Febo e al santo aonio coro.

Veronica von Gambara ist mit ihnen,
Apoll's und aller Musen theurer Liebling.

Aus ihren kleineren Gedichten möge folgendes Sonett als Probe dienen.

Nella secreta e più profonda parte
Del cor, là dove in schiera armati stanno
I pensieri e i desiri, e guerra fanno
Si rea che la ragion spesso si parte,

L'uomo interno ragiona ed usa ogn' arte
Per rivocarla e farle noto il danno;
Ma dietro all' altro estremo i sensi vanno
Senz' al spirto di lor punto far parte.

Di carne sono, e però, infermi e gravi,
Capir non ponno i belli alti concetti
Che manda il spirto a chi di spirto vive.

Guida dunque, Signor, pria che s' aggravi
D'error più l' alma, a le sacrate rive
I miei, senza il tuo ajuto, iniqui affetti.

In dem geheimen, tiefverborg'nen Theil
Des Herzens, wo geschaart zusammen stehen
Die Wünsch' und Pläne und sich hart bekriegen,
So daß Vernunft und Recht oft fliehen müssen,

Da spricht die inn're Stimme oft mit Macht
Um sie zu halten, stets das Unheil zeigend;
Doch abwärts treiben mehr und mehr die Sinne,
Ohn' auf den Geist, der herrschen soll, zu hören.

Sie sind des Fleisches, darum krank und matt,
Begreifen nicht des Geistes Hochgedanken
Die dem der Geist nur schickt, der in ihm lebt.

So führe denn, o Herr, eh' mehr versinket
In Irrthum meine Seel', zum heil'gen Strande
All' mein, ohn' deine Hülfe, gottlos Fühlen.

Noch ein leidenvolles, ja noch unglücklicheres Leben schließt sich an die beiden vorigen. Doch der poetische Lorbeer wurzelt ja nur zu oft in blutenden Herzen und badet so gern seine Blätter mit dem Thau der Thränen!

Gaspara Stampa, welche Varchi in einem Sonett an Benzoto

Saffo de' nostri giorni, alta Gaspara,

Du Sappho unsrer Zeit, hehre Gaspara,

nennt, wurde im Jahre 1523 zu Padua geboren und stammte aus einer edlen Familie. Sie lernte frühzeitig die griechische und lateinische Sprache und galt bald als eine der durch Wissen ausgezeichnetsten Persönlichkeiten jener gelehrten Stadt, so daß, als ihre Mutter mit ihr nach Venedig übersiedelte, man allgemein ihren Verlust in Padua bedauerte. Die edelsten und hervorragendsten Jünglinge Venedigs bewarben sich um ihre Hand; sie aber hatte ihre Zuneigung einem ritterlichen und hochgebildeten Jünglinge, Collatino Grafen von Collalto, der auch dichterisches Talent besaß, zugewendet und es gelang ihr, seine Liebe zu gewinnen. Bald aber trieb die Liebe zum Ruhm den jungen Collatino hinaus in die Welt. Er trat in die Dienste Heinrich's II. von Frankreich und zeichnete sich vortheilhaft aus. Eine Zeit lang unterhielt er mit Gaspara einen lebhaften Briefwechsel in Prosa und Versen, dann aber scheint der Aufenthalt am französischen Hof ihn untreu gemacht zu haben. Er ließ die glühendsten Episteln der Gaspara unbeantwortet, und als er endlich nach langer Abwesenheit nach Venedig zurückkehrte, nachdem er in

Frankreich die höchsten militärischen Ehren erlangt hatte, schickte er sich an, eine glänzendere Verbindung einzugehen. Das konnte die leidenschaftliche Gaspara nicht überleben. Sie starb im Jahre 1554, dreißig Jahr alt, wie von Einigen behauptet wird, durch Selbstvergiftung.

Ihre Dichtungen sind fast alle erotischer Art; sie athmen leidenschaftliche aber keusche Liebe, Hoffnung, Verzweiflung. Viele Gedichte haben die persönlichen Eigenschaften ihres undankbaren Geliebten zum Gegenstande, der so gewissermaßen in einer verklärten Gestalt durch sein Schlachtopfer selbst der Nachwelt erhalten worden ist. Bei vielen Vorzügen leiden aber manche ihrer Arbeiten an einer gewissen Vernachlässigung in der Form, besonders in Bezug auf den Rhythmus. Jedenfalls bietet sie für die Vergleichung einen interessanten Gegensatz zu Vittoria und Veronica.

Unglücklich auch, aber in ganz anderer Weise war Laura Terracina, die vierte in diesem Kranze der vornehmsten Dichterinnen des sechzehnten Jahrhunderts. Von den ersten Jahren ihres Lebens ist wenig bekannt. Man weiß nur, daß sie um 1550 zu Neapel geboren wurde und in einem Schloß, Torre di Chiaga, lebte, nicht weit von den Urnen Virgil's und Sannazzaro's, also in der reizendsten und üppigsten Naturumgebung. Sie war nach ihrer Wahl verheirathet worden; allein nach einem Jahre einer überaus glücklichen Ehe, entdeckte ihr Gemahl, daß sie, am Arme unter den Kleidern sorgfältig versteckt, ein goldgesticktes, mit Edelsteinen reich besetztes Band trug, und als er erfuhr, daß es ein Geschenk Eduard's VI., Königs von England sei, wurde er von einer so blinden und wüthenden Eifersucht ergriffen, daß er die unglückliche junge Frau tödtete. Diese Geschichte ist indeß vielleicht mit Vorsicht anzunehmen, da sie von einem Satiriker Boccalini erzählt wird.

Laura hatte trotz ihres frühzeitigen Todes einen großen Ruf als Dichterin erlangt. An Fruchtbarkeit übertrifft sie ihre Zeitgenossinnen, und an Form und Inhalt können sich ihre Gedichte den besseren derselben an die Seite stellen. Ihr Hauptwerk ist ein Gedicht in Octaven, betitelt Discorso sopra le prime stanze dell' Orlando furioso, in welchem sie mit großer Kraft der Diction und oft kühnem Gedankenfluge jeden Vers des Orlando paraphrasirt und besonders gegen die Neider, die Undankbaren, die falschen Freunde,

die eitlen Menschen und die bösen Höflinge eifert. Das Werk in 46 Gesängen ist Kaiser Karl V. gewidmet und der Gesang gegen die Höflinge fängt so an:

Voi cortigian, che ciechi alfin vi state
In queste corti obbrobriose e sporche,
Non vi accorgete, miseri, ove andate
Che l' ospedal vi aspetta o pur le forche?
Che sperate d' aver, stolti che state
Servendo ingrati mostri e ingrate orche?
Non tentate col Ciel vostro destino,
Ch' è meglio un bel seder che un vil cammino.

Ihr Höflinge, ihr bleibt in blindem Wahn
An diesen schmutz'gen, schmacherfüllten Höfen;
Seht ihr denn nicht, Elende, wo ihr hingeht,
Daß eurer nur Spital und Galgen harren?
Was hofft ihr denn, Wahnsinn'ge die ihr seid,
Indem ihr undankbaren Würgern dienet?
Versucht den Himmel nicht mit eurem Thun;
Mit Ehren ruh'n gilt mehr als ehrlos wandeln.

Wenig schmeichelhaft aber nur zu wahr für viele italienische Fürsten und Höfe jener Zeit.

Von ihren zahlreichen kleineren Gedichten mag hier noch ein Sonett über das Elend Italiens eine Stelle finden. Der Gegenstand ist seit Dante und Petrarca unendlich oft von Dichtern und Andern benutzt und bearbeitet worden. Immer derselbe Protest gegen die Zerrissenheit des Landes und gegen die Fremdherrschaft, und immer vergeblich.

Padre del ciel se mai ti mosse a sdegno
  L' altrui superbia, o la tua propria offesa,
  E l' Italia veder serva ti pesa
  Di gente fiera e sotto giogo indegno:
Mostrane d' ira e di giustizia segno,
  Ch' esser dee pur nostra querela intesa,
  E pietoso di noi prendi difesa
  Contra i nostri nemici e il tuo regno.
Vedi i figli del Reno e dell' Ibero
  Preda portar de' nostri ameni campi,
  Che già servi, or di noi s' han preso impero.
Dunque l' usato tuo furore avvampi,
  E movi in pro' di noi giusto e severo,
  Che solo in te speriam che tu ne scampi.

Vater des Himmels, wenn Du jemals zürntest
Dem Stolz und der Versündigung an Dir
Und es Dich schmerzt, Italien geknechtet
Zu sehn von stolzem Volk, in schwerem Joche:

Gieb uns ein Zeichen des gerechten Zorns,
Daß uns're Klag' Erhörung vor Dir finde,
Und nimm Du gnädig uns in Deinen Schutz
Vor unsern, die auch Deines Reiches, Feinden.

Sieh nur des Rheines und des Ebro's Söhne,
Wie plündernd sie durch unsre Felder ziehen,
Sie, die einst dienstbar uns, jetzt unsre Herrn.

So laß denn den gewohnten Zorn entbrennen
Gerecht und streng; o komm, zu unserm Heile,
Von Dir allein nur hoffen wir Errettung.

Im Allgemeinen haben die Gedichte Laura's in Italien einen großen Anklang gefunden; sie werden nicht nur von den Zeitgenossen, sondern auch von späteren Literatoren sehr günstig beurtheilt und verdienen es in vieler Beziehung, da die Diction und die Form fast überall schwunghaft und elegant, die Gedanken erhaben und markig, die Gefühle natürlich und tief sind. Als eine Ueberschwenglichkeit im Geschmacke der Zeit wollen wir es aber ansehen, wenn der ehrwürdige Pater Antonio Calamita in einem Gedicht über sie sagt:

Dar lume al sole, acqua al mar e stelle al cielo,
A Samo vasi e nottole a Atene,
Al fuoco caldo e dar del freddo al gelo,
Ai monti sassi ed alle spiagge arene,
Al sonno obblio, a notte oscuro velo,
A Parnaso le Muse e le Camene,
Al mio cor fiamma e coccodrilli a Egitto
E quanto di costei scrivo ed ho scritto.

Ganz verschieden von den bisher erwähnten Frauen, an Stand, Bildung und Lebensschicksalen war Isabella Andreini. Sie wurde 1552 zu Padua geboren und zeigte von Kindheit an einen entschiedenen Hang zum Lernen und zur Dichtkunst. „Kaum hatte ich lesen und schreiben gelernt," sagt sie von sich selbst, „als ich auch schon begann, meine Mirtilla zu dichten." Dies dramatische Gedicht war eine schwache Nachahmung des Aminta von Tasso, und wurde bei seiner, durch einige zu eifrige Freunde der Familie veranlaßten öffentlichen Aufführung ungünstig aufgenommen, „gewiß

wegen meiner ungenügenden Geschicklichkeit," sagt Isabella, „aber auch aus Mangel an gutem Willen von anderer Seite." Dieser erste dramatische Versuch hatte ihr aber, trotz des Mißlingens, Geschmack für das Theater eingeflößt, und sie gelangte bald durch ihre natürlichen Anlagen und durch fleißiges Studium der Dichter zu einer solchen Kunstfertigkeit in der dramatischen Recitation und Darstellung, daß sich ihr Ruf schnell über ganz Italien und selbst weit darüber hinaus verbreitete. Sie erhielt von Frankreich aus eine Einladung nach Paris zu kommen, wohin sie sich auch mit ihrem Gemahl und einer Schauspielertruppe begab. Sie recitirte hier in italienischer, französischer und spanischer Sprache mit solcher Meisterschaft, daß sie die entschiedensten Triumphe davon trug, Hof und Stadt förmlich begeistert waren, und Heinrich IV. ihr unter andern höchst schmeichelhafte eigenhändige Briefe schrieb. Chiabrera giebt uns über ihre dramatischen Leistungen ein unverfängliches Urtheil in folgendem Sonett:

Nel giorno che sublime in bassi manti
  Isabella imitava alto furore,
  E stolta, con angelici sembianti
  Ebbe del senno altrui gloria maggiore;

Allor saggia trai suon, saggia trai canti,
  Non mosse piè che non scorgesse Amore,
  Nè voce aprì che non creasse amanti,
  Nè riso fe che non beasse un core.

Chi fu quel giorno a rimirar felice
  Di tutt' altro quaggiù cesse il desio,
  Che sua vita per sempre ebbe serena.

O di scena dolcissima sirena,
  O de' teatri italici fenice,
  O tra coturni insuperabil Clio!

Als Isabella, groß im schlichten Kleide,
  Nachahmt' die grause Wuth der Leidenschaften,
  Und kindlich thöricht, doch mit Engelsblicken,
  Den Sieg davon trug über alle Geister;

Da, klar, gesammelt, bei Musik und Chören,
  Sah Liebe sie bei jedem ihrer Schritte,
  Durch jedes Wort schuf sie sich die Verehrer,
  Durch jedes Lächeln macht ein Herz sie selig.

O, wer so glücklich war, den Tag zu schauen,
Vergaß wohl andre Wünsche leicht hienieden —
Und schöpfte Heiterkeit fürs ganze Leben.

O du, der Bretter lieblichste Sirene,
O Phönix du, der italien'schen Bühnen,
O im Kothurn unübertroffne Klio.

An kunstvoller Form und Harmonie der Verse steht Isabella Andreini keiner ihrer Zeitgenossinnen nach; in zweien ihrer Canzonen spricht sich selbst ein so ernster, tiefer und reicher Geist aus, daß man sie unbedingt den besten anreihen kann. Ungeachtet des unbeschreiblichen Beifalls, den sie überall bei ihrem Erscheinen erntete, ungeachtet der Huldigungen, die unaufhörlich ihrer Schönheit und ihrem kunstvollen Vortrage gebracht wurden, ungeachtet der Verführungen jeder Art, die sie auf jedem Schritte umgaben, wußte sie sich doch stets rein und demüthig zu erhalten. Der Ruf ihrer strengen Sittlichkeit war ihr so theuer, daß, als sie einst erotische Gedichte, nach Art der petrarchischen Sonette, herausgab, sie eine Vorrede dazu schrieb, in welcher sie sich ausdrücklich gegen die Annahme verwahrte, als kämen diese Gedanken und Gefühle aus ihr selbst; sie erklärte, daß sie die Liebe fingirt habe, wie man dramatische Personen fingirt. Auf ihrer Rückreise aus Frankreich nach Italien erkrankte sie in Lyon und starb daselbst nach kurzem Krankenlager.

Isabella schließt in würdiger Weise das sechzehnte Jahrhundert ab, welches außer den genannten noch eine große Anzahl Dichterinnen aufzuweisen hat. In der zu Lucca 1559 erschienenen Sammlung von Lodovico Domenichi werden allein vierzig namhaft gemacht, welche zu einigem Rufe gelangt waren. Unter diesen und andern bis zum Ende des Jahrhunderts treten noch hervor: Tullia von Aragonien in Neapel, Irene von Spilimbergo (Spielberg) in Venedig, Gentile Volta in Bologna, Lucia Bertana in Modena, Lucia Albano, Gemahlin des Grafen Faustino Avogadro in Brescia, Laura Battiferri in Urbino, Giulia Gonzaga Colonna, Fürstin von Trajetto und Fondi. Die Schönheit dieser letzteren war so berühmt geworden, daß der Sultan Soliman II. dem berüchtigten Corsaren Barbarossa den Befehl gab, sie ihm um jeden Preis nach Constantinopel zu bringen. Dieser überfiel auch in einer finstern Nacht die Stadt Fondi mit einer bedeutenden Streitmacht; allein die Fürstin wagte einen kühnen

Sprung aus einem Fenster ihres Schlosses und rettete sich glücklich, nach großen Anstrengungen, in die Berge.

Nach zwei Jahrhunderten, die an ausgezeichneten Frauen so reich waren, kommt ein Zeitabschnitt, wo die Productivität des Landes auch in dieser Beziehung zu ruhen scheint. Das ganze siebenzehnte Jahrhundert hat keine nennenswerthe Dichterin in Italien hervorgebracht. In der That war der gute Geschmack überhaupt im Verfall; Marino*) und seine Nachtreter herrschten, und die Devise dieses Mannes, der recht schlagend den Beweis geliefert hat, wie weit und zu welchen Erfolgen man es in der Welt durch richtig angebrachte Insolenz und Schmeichelei bringen kann, war, wie er selbst es ausspricht:

E del poeta il fin la meraviglia.
Des Dichters Endzweck ist, zu überraschen.

Daher dieses ewige Spiel der concetti und concettini, dieses Haschen nach Pointen, dieses gewaltsame und unnatürliche Accouplement von widerstrebenden Gedanken, die, oft an sich falsch, in solchen Zusammenstellungen zu Monstruositäten werden, und so zwar überraschen und augenblicklich kitzeln, aber vor einer ruhigen Kritik jämmerlich zusammenbrechen. Er und seine Schule traten so pochend und lärmend auf, daß sie die großen Dichter der vorigen Jahrhunderte fast ganz in Vergessenheit brachten. Und doch, wie hätte Marino, mit seiner gewaltigen Energie (er soll nur zwei Stunden Schlaf täglich gebraucht haben), seinem unbestrittenen Talent und seinem fruchtbaren Geiste sich einen schönern Ruhm erwerben können, wenn er einen edlen Charakter gehabt und sich nicht von Ehrgeiz und Geldgier allein hätte leiten lassen. In diese, so zu sagen, rabulistischen Bahnen der Poesie konnten die Frauen nicht nachfolgen und sie verstummten. Erst in der Mitte des folgenden Jahrhunderts, wo der Geschmack sich wieder zu läutern begann, wo Wahrheit und Gefühl wieder anfingen, in ihre Rechte zu treten und die Sophisterei mehr und mehr aus der Poesie verschwand, sehen wir auch wieder dichterisch begabte Frauen auftreten.

Die erste bedeutendere Erscheinung dieser Art ist Maddalena Morelli, bekannter unter dem ihr von den Arkadiern beigelegten

---

*) Er wird sehr allgemein aber unrichtig Marini genannt.

Dichternamen Corilla Olimpica, das Vorbild der Corinne der Frau von Staël. Sie war, was man in Italien eine poetessa estemporanea oder improvisatrice nennt und hat keine Werke in Schrift oder Druck hinterlassen.

Wenn nun Niemand bestreiten wird, daß die Dichtkunst, wie jede Kunst, eine durch das Genie belebte Frucht ernster Studien, angestrengter Arbeit, tiefen Nachdenkens ist, so kann es fraglich erscheinen, ob ein Stegreifdichter überhaupt zu den Dichtern zu zählen ist. Scaliger nannte das Improvisiren gradezu ludum impudentiae, und was man in Deutschland in dieser Art von Leistungen gesehen und gehört hat, rechtfertigt einigermaßen dieses Urtheil. Für Italien indeß, wo sich ein überaus rasches und bewegliches Denken und Fühlen mit einer so leicht in rhythmische Form zu bringenden Sprache verbindet, dürfte man doch veranlaßt sein, einen andern Maßstab anzulegen. Jedenfalls berechtigt der ungeheure Erfolg und die seltene Auszeichnung, welche der Morelli zu Theil wurde, dazu, ihrer hier zu erwähnen.

Magdalene Morelli wurde im Jahre 1740 zu Pistoja geboren und hatte das seltene Glück, ihr ganzes Leben, welches sechzig Jahre währte, durch keinen Unfall getrübt zu sehen. Sie wurde in Florenz in dem Kloster der Salesinerinnen erzogen, und hatte das Glück, schon in ihrem zehnten Jahre die Aufmerksamkeit der Fürstin Pallavicini auf sich zu ziehen, welche sie mit sich nach Rom und Neapel nahm. Auf dieser Reise schon erwarb sie sich vielen Beifall durch die Lebendigkeit, mit welcher sie Verse über jedes gegebene Thema improvisirte. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß in jener Zeit, wo die höheren Classen der Gesellschaft in Italien zu so gänzlicher geistiger Nullität herabgesunken waren, das Improvisiren, weil es eine große geistige Regsamkeit voraussetzte, ein besonderer Gegenstand des Zeitvertreibs war und so bei einem Kinde um so mehr gefallen mußte. Ihr Talent bildete sich indeß mehr und mehr aus in dem Maße als ihre Kenntnisse zunahmen und nach wenigen Jahren war sie die bewunderte und gefeierte Künstlerin, welche Jung und Alt den Kopf verdrehte. Nicht nur Dichter und Krieger, sondern auch die ernstesten Rechtsgelehrten, Geistliche und selbst Cardinäle sprachen ihre Bewunderung, Sehnsucht und Liebe in zahllosen Sonetten und Madrigalen gegen sie aus. Endlich führte sie Fernando Fernandez, ein spanischer Edelmann, als Gattin

heim. Mit ihren Erfolgen wuchs aber auch ihre Liebe zum Ruhm und bald gab sie den dringenden, an sie gerichteten Aufforderungen nach, um eine Rundreise durch Italien zu machen. Sie besuchte Bologna, Modena, Parma, Venedig, wo sie überall den größten Beifall durch ihre Improvisation erntete. Auf besondere Einladung der Kaiserin Maria Theresia ging sie auch nach Inspruck, wo sie bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Erzherzogs Leopold mit Maria Louisa eine so allgemeine Bewunderung errang, daß die Kaiserin ihr eine bedeutende Pension und den Titel einer K. K. Hofdichterin gab. Nach Rom zurückgekehrt, wurde sie von den Arkadiern mit beispiellosem Enthusiasmus empfangen und erhielt zahllose Huldigungen von den höchsten Personen. Doch das Alles genügte ihren enthusiastischen Verehrern nicht; sie wollten ihr den höchsten dichterischen Triumph bereiten. Es wurden zwei öffentliche Sitzungen der Akademie veranstaltet, bei welchen Magdalene über zwölf gegebene Themata improvisirte und zwar, wie es heißt, in diversi e non più intesi metri. Das Entzücken war grenzenlos, und sie wurde im Triumph nach dem Capitol getragen. Hier erging sie sich aufs Neue in Improvisationen über philosophische und theologische Themata, worauf sie feierlichst mit dem Lorbeer gekrönt, ihr der neue Name Corilla Olimpia beigelegt und sie in feierlichem Aufzuge durch die Straßen Roms geführt wurde, gefolgt und begleitet von den angesehensten Personen der Stadt. Allein es gab doch auch in jenem frivolen Jahrhundert und in dem von den wässrigen Dichtereien der Arkadier überflutheten Rom Leute, welche Anstoß daran nahmen, daß der dem Tasso zu spät versprochene Lorbeer die Stirn der Improvisatrice zieren sollte, und so erhob denn, in Ermangelung anderer Organe, Pasquin seine Stimme und sprach:

Ordina e vuole monsignor Massei,
Che se passa Corilla coll' alloro
Non le si tirin buccie o pomi d'oro,
Sotto la pena di bajocchi sei.

Hierdurch verordnet Monsignor Massei,
Daß, wenn Corilla mit dem Lorbeer durchzieht,
Man sie nicht gar mit Strünk' und Aepfeln werfe;
Und zwar bei einer Strafe von zehn Dreiern.

Aber das Spottlied gehörte ja zu allen Zeiten in Rom zu einem Triumphzuge, und Corilla's Ruf war weit über Rom und Ita-

lien hinausgedrungen. Katharina II. von Rußland und Joseph II. schickten ihr aus der Ferne kostbare Geschenke und bedauerten sehr, daß sie ihre Einladungen nicht angenommen hatte. Inmitten ihrer Triumphe bewahrte Corilla ihre Bescheidenheit. Sie hielt sich selbst des Lorbeers nicht werth und widmete ihn der heiligen Jungfrau in der Kirche dell' Umilta in Pistoja. Sie starb im Jahre 1800 zu Florenz.

Teresa Bandettini war eine Zeitgenossin der Corilla und verdankte, wie diese ihren Ruf zunächst dem Talent des Improvisirens. Sie ward in Lucca im Jahre 1763 von armen Eltern geboren, und man erzählt, daß sie schon im Alter von sieben Jahren ottave rime mit fast prophetischer Extase improvisiren konnte. Gegen ihre Neigung, die sie den Studien zuführte, zwang ihre Mutter sie, sich als Balletänzerin auszubilden, weil dies eine ergiebigere Erwerbsquelle schien. Teresa verheirathete sich frühzeitig, und ihr Mann zog mit ihr nach Udine, wo sie öffentliche Improvisationen mit größtem Beifall hielt und nebenbei im Ballet auftrat. Die römischen Arkadier gaben ihr bald den Namen Amarilli etrusca; aber, was mehr sagen will, wir lesen, daß der strenge Parini, Alfieri und Monti ihre Verse lobten und ihre Bestrebungen begünstigten. Die Stadt Lucca ließ denn auch, in Folge dessen, Teresa's Poesien auf öffentliche Kosten drucken. Bettinelli lobt unter diesen besonders die erzählenden Gedichte Montramito und Viareggio, so wie die Teseide. Teresa's Charakter war durchaus ehrenhaft. Sie erfüllte mit Hingebung ihre Pflichten als Tochter, Gattin, Mutter und Bürgerin, obgleich sie in ihrer ersten Jugend mit Armuth zu kämpfen und später während ihres Theaterlebens viele Anfechtungen zu erdulden hatte. Was sie an Geld erübrigen konnte, verwendete sie zu Erlangung von Kenntnissen. So studirte sie in Bologna und Venedig Naturwissenschaften und verschaffte sich einige Kenntniß des Lateinischen und Französischen. Sie starb 1837 allgemein geachtet und geehrt.

Diodata Saluzzo wurde im Jahre 1774 zu Turin geboren. Sie war die Tochter des Grafen Angelo, der von den früheren Herren von Saluzzo abstammte. Sie hatte das damals seltene Glück, eine vorzügliche Erziehung zu genießen, welche der als Historiker und Sprachforscher bekannte Denina leitete. Frühzeitig schon versuchte sie sich in poetischer Darstellung, allein es leiden ihre ersten

Arbeiten an dem damals von den Arkadiern bis zur vollständigsten Caricatur getriebenen Geschmack für Schäferidyllen. Obgleich in einem Palast wohnend, gefiel sie sich in der Beschreibung eines eingebildeten ländlichen Lebens. Sie besang, wie die Arkadier, unmögliche Schäferinnen, welche ideale Schafheerden zu nie dagewesenen Ställen trieben und von Gefühlen schwatzten, die in so schwächlicher Krankhaftigkeit in freier Luft nie vorkommen. Die Arkadia beeilte sich denn auch, sie in ihren Schooß aufzunehmen und nannte sie Glaucilla Eurotea. Glücklicherweise für sie entdeckten einige ihrer berühmtesten Zeitgenossen, wie Parini, Monti und Alfieri das in ihr verborgene Talent und veranlaßten sie, ihre Vorbilder nicht in dem kraft- und saftlosen Versen eines Frugoni und Zappi, sondern in den keuschen und ernsten Gesängen Dante's zu suchen. Diese Lectüre regte sie wunderbar an; sie schämte sich ihres Irrthums, brach vollständig mit der Schäferpoesie und wandte sich mit allem Feuer erhabeneren Zielen zu. Sie selbst sagt in einer Ode:

In molli veli, fra la molle Ausonia
Sorte, amor solo è guidator de' carmi;
Nè amor nacqui a cantar, ma gloria, patria,
Guerrieri ed armi.

Im weichlichen Gewand, in diesem weichlichen
Ausonien, herrscht Amor in den Liedern;
Ich sing' nicht Liebe, sondern Ruhm und Vaterland,
Krieger und Waffen.

Wir haben von ihr eine schöne Ode über die Ruinen des Schlosses Saluzzo, zwei Tragödien, die eine, Erminia, etwas metastasianisch, die andere, Tullia, sich mehr Alfieri nähernd, und ein episch didaktisches Gedicht, Ipazia o delle filosofie, welches, ungeachtet vieler stylistischer Schönheiten, doch mit Recht von den Meisten getadelt worden ist und überhaupt wenig Anklang fand. Nachdem sie so erkannt haben möchte, daß der epische Lorbeer ihr doch wohl zu schwer zu erringen sein möchte, wandte sie sich der Novelle und dem Roman zu und schrieb: I Saraceni nella Penisola di Sant' Ospizio, Guglielma Viclaressa, Cesare Rotario, la Valle della Ferrania, Isabella Losa, Eva, Gaspara Stampa, il Castello di Binasco, welchen fast allen die Ehre zu Theil wurde,

in's Deutsche, Französische und Englische übersetzt zu werden. Diodata zählte zu ihren Freunden und Verehrern ihres Talents die ausgezeichnetsten Geister ihrer Zeit; auch die Hellenistin Clotilde Tambroni und die oben erwähnte Dichterin Teresa Bandettini waren eng mit ihr befreundet. Obgleich von hoher Geburt, kannte sie weder Stolz noch Hochmuth; im Gegentheil war sie demüthig, tief religiös, großherzig und patriotisch. Als Napoleon Italien mit Krieg überzog, beklagte sie bitter die ihrem Vaterlande zugefügte Schmach; sie beugte sich nicht vor dem Sieger und konnte mit Recht von ihren Gesängen sagen (Ode all' Armonia):

Cetra che in modo vile
Mai non temprò l' adulatrice lode,
Nè schiavi fece per timore indegno
L' anima dell' ingegno
E 'l vero della frode ec.

Cither, die nie du kriechend
Zu schmeichlerischem Lob die Saiten stimmtest,
Und nie aus Furcht elend zu Sclaven machtest
Die Seele dem Verstande,
Das Wahre dem Betrug u. s. w.

Sie starb im Jahre 1840.

Auch unser Jahrhundert ist keineswegs arm an dichterischen Frauen. Allein ihre Muse ist gleich fern von der Nachahmung des classischen Alterthums und dem frivolen Tand des achtzehnten Jahrhunderts. Eine glühende Liebe für die Einheit und Unabhängigkeit Italiens, so wie für eine ideale politische Gestaltung desselben begeistert ihre Gesänge. Von ihnen, die meist noch in der Entwicklung begriffen sind, mögen nur zwei bereits verstorbene hier kurz erwähnt werden: Die eine ist die Neapolitanerin Josephine Guacci, die in ihren Canzonen mit Leopardi wetteifern konnte und die 1848 vor Schmerz starb, als sie die von ihr geträumte Wiedergeburt ihres Vaterlandes in blutiger Pöbelherrschaft untergehen sah. Die andere ist Josephine Turrisi Colonna, aus Palermo. Ihre 1846 zu Florenz erschienenen Gedichte wurden mit dem ungetheiltesten Enthusiasmus aufgenommen. Sie starb im ersten Jahre ihrer Ehe. In der Kirche San Domenico zu Pa-

lermo, die das Pantheon so vieler ausgezeichneter Sicilianer geworden ist, steht ihr Monument, und neben ihr ruht eine andere jugendliche Muse, Lauretta Li-Greci, die in ihrem fünfzehnten Jahre starb und sich schon durch griechische, lateinische und italienische Gedichte bekannt gemacht hatte.

J. F. Schnakenburg.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache. Mit gegenüberstehendem griechischen und lateinischen Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung von H. F. Maßmann. Stuttgart, 1857. Liesching. 4. (25 Sgr.)

Keines der neueren Völker besitzt eine so alte Literatur wie das deutsche, keines tritt gleich mit einem so bedeutenden Werke in die Wissenschaft ein. Ein reich begabter Stamm der deutschen Volksfamilie, ja wohl der begabteste, erscheint früh im fernen Südosten; eine gesegnete Zukunft scheint ihm zu erblühen, da wird er aus seinen Wohnsitzen durch die Stürme der Völkerwanderung gerissen. Auch auf fremdem Boden entwickelt sich seine reiche Bildungsfähigkeit, aber fremdartige Elemente gewinnen neben ihm immer größere Kraft, und wie in Italien geht auch in Spanien die Herrlichkeit des gothischen Namens unter.

Schon im zweiten und dritten christlichen Jahrhundert saßen im Lande der Scythen und Geten Deutsche; schon um 200 ist das Christenthum dort bekannt. Sie bedrängen fortwährend das römische Reich und machen kühne Züge an die Küsten Kleinasiens, Griechenlands und nach den griechischen Inseln. Aus Kappadocien her soll das Christenthum zu ihnen gekommen sein, dorther stammte das Geschlecht des Bischofs Ulfilas, des Uebersetzers der Bibel. Das Christenthum, welches die Gothen annahmen, war das arianische, wie auch bei den Vandalen, Longobarden, Burgundern. Ulfilas war 318 geboren und ist 388 zu Constantinopel gestorben. Er war anfangs Lehrer seines Volkes d. h. der Westgothen, 348 ward er zum Bischof in Constantinopel geweiht; er lebte und wirkte im Hämus in der Gegend von Nikopolis, wohin er eine große Schaar der christlichen Gothen geführt; auf der Kirchenversammlung zu Constantinopel 360 hat er das arianische Glaubensbekenntniß mit unterschrieben. Aus der Geschichte wissen wir ferner, daß gegen den heidnischen Führer der Westgothen Athanarich, der oft die Christen verfolgte, Kaiser Valens dem Wulfilas Hülfslehrer zusandte, damit der christliche Glaube sich nicht schwäche. Als die Hunnen erschienen, ging von ihnen gedrängt ein Theil der Westgothen unter dem christlichen Heerführer Frithigern nach Thracien und Dacien; hier hatte nun Wulfilas eine segensreiche Wirksamkeit. Aber die Römer wurden mißtrauisch, und trotzdem, daß im Auftrage Frithiger's Wulfilas eine friedliche Sendung an Kaiser Valens unternahm, ließ sich der Kaiser in den Kampf mit den Gothen ein, fiel aber bei Adrianopel 378. Theodosius schloß mit den Gothen Frieden. Aber, da er zu der orthodoxen Kirche übergetreten war, traten bald Verfolgungen gegen die Arianer ein; tief erschüttert von einer mißlungenen Sendung nach Constantinopel starb daselbst Wulfilas, nachdem er noch in den letzten Tagen sein Glaubensbekenntniß niedergeschrieben. Kaiser Valens nannte ihn den Moses seines Volkes, er ist aber mehr, er ist ihr Friedefürst und Glaubensbote geworden. Er hat an christlichen Glauben und christliche Sitte sein Volk mehr als Einer vor ihm gewöhnt und hat sich nicht begnügt selbst zu lehren. Da er seinen Glauben nur aus der Heiligen Schrift nahm, lag ihm nichts mehr am Herzen, als seinem Volke die Bibel zu verdeutschen und sich tüchtige Schüler zu gewinnen.

Andre Gothen von den Ostgothen waren beim Andrange der Hunnen an der Nordküste des schwarzen Meeres zurückgeblieben; diese, zu denen der heilige Chrysostomus einen Bischof sandte, blieben nachher immer mit der byzantinischen Kirche in Verbindung, ihr Bischofssitz war Kapha in der Krim. Der Minorit Ruysbroek fand auf der Reise nach der Mongolei 1253 zwischen Cherson (Chorsun) und Soldaja (Sudagh) noch 40 Burgen mit deutsch redenden Gothen; 1555 sprach der österreichische Gesandte Augerius Gisler, von Busbek in Flandern, in Constantinopel zwei Abgeordnete der Gothen von der Krim, von denen er sprachliche Bildungsformen erfuhr, die entschieden gothisch sind. Als 1784 die Krim ganz russisch wurde, sollen diese Gothen durch Potemkin's Maßregeln erloschen sein.

Die Westgothen brachen unter Alarich von Griechenland auf, eroberten Rom, der König fand im Busento sein Grab. Sein Schwager Athaulf eroberte Narbonne, Toledo und Bordeaux; unter Wallia aber ward Toulouse des gothischen Reiches Hauptstadt. Diesseits der Pyrenäen behielt seit dem 6. Jahrhundert, da sie den Franken weichen mußten, nur der südliche Küstenstrich den Namen Gutia oder Gozia; jenseits zogen sie sich vor den Mauren in die Gebirge von Gallizien und Asturien zurück. Das vandalische Reich und das ostgothische Reich Theodorich's gingen noch früher unter. Aber sind auch die Staaten untergegangen, so dauert der Ruhm der Gothen fort; an allen Gothen rühmen trotz ihrer Abneigung die römischen Schriftsteller ihre Keuschheit und Frömmigkeit. Und diese Tugenden wurden genährt durch ihr fleißiges Studium der Bibel. Aus den Donauländern war mit ihnen nach Italien, Gallien, Spanien, selbst bis nach Afrika die Bibel des Wulfilas gewandert.

Die Wunden jener Zeit sind längst verharscht, jene Reiche mit der Herrlichkeit der alten Roma untergegangen. Aber ein Denkmal der glorreichen Zeit ist geblieben, freilich auch nur trümmerhaft, Wulfilas' Bibelübersetzung, ein Zeugniß ungefärbter christlicher Auffassung und Erkenntniß, zugleich die älteste Urkunde unsrer Muttersprache, die daraus auf eine Weise hervorleuchtet, daß jene der Stern und Kern einer ganz neuen Wissenschaft geworden ist.

Aus der berühmten silbernen Handschrift waren bis 1756 nur die vier Evangelien in verstümmeltem Zustande bekannt geworden; 1756 fand Knittel in einer Wolfenbüttler Handschrift auf vier abgebimsten Pergamentblättern Bruchstücke der gothischen Uebersetzung des Briefes an die Römer und machte sie 1762 bekannt. Im Jahre 1817 fand Angelo Mai auf Pergamentblättern zu Mailand, aus dem Kloster Bobbio stammend, fast sämmtliche Paulinische Briefe in Palimpsesten, mehrfach in Doppelhandschriften, sowie einzelne Stücke aus den Büchern Esra und Nehemia; endlich kommen aus dem fünften Hauptstücke der Genesis mehrere Sätzchen vor — in einer aus Salzburg stammenden Pergamenthandschrift des 9. Jahrhunderts zu Wien.

Alle diese Urkunden stimmen darin überein, daß der Schluß richtig ist, daß alle gothischen Stämme eine und dieselbe Uebersetzung als gültig angenommen hatten. Sämmtliche abgebimste mailändische und andre römische Blätter hatten vereinigt zu einer Abhandlung über fortlaufend durchwebte Verse des Evangelii Johannis gehört; diese Schrift war wahrscheinlich von Ulfilas gegen Irrlehren gerichtet, die mit der arianischen Lehre vom Verhältnisse des Sohnes zum Vater nicht stimmten. Das Ganze mag 100 Blätter enthalten haben, 8 davon sind erhalten. Nach den Kirchenschriftstellern soll Ulfilas die gothische Schrift erfunden haben. Das ist aber nur so zu verstehen, daß er das alte Runenalphabet mehr rundete und öffnete.

Von der silbernen Handschrift kommt die erste Kunde 1563 durch den Zürcher Arzt Conrad Geßner vor; die Handschrift hatte zwischen 1552 und 1563 Gerhard Mercator von Duisburg aus in Verden untersucht. Das gothische Vaterunser veröffentlichte zuerst Becanus 1569, neue Sprachproben gab 1797 Vulcanius. Alle Mittheilungen stammen aus einer und derselben Quelle. Vor 1559 hat sich die Handschrift schon zu Prag befunden. Von hier schickte sie 1648 Königsmark nach Stockholm; 1655 erscheint sie bei Isaac Vossius in den Niederlanden; von ihm kaufte der Kanzler de la Gordie die Handschrift um 400 schwedische Reichsthaler 1662 zurück, ließ sie in einen silbernen Deckel binden, schenkte sie nachmals Chri-

stine von Schweden, die sie 1669 an Upsala widmete; die alte Reihenfolge der Evangelien: Matthäus, Johannes, Lucas, Marcus änderte erst Vossius. Bei Isaak Vossius sah die Handschrift und arbeitete sie gründlich durch Franz Junius, der bei Heidelberg geborene Franzose, dessen Ausgabe 1665 zuerst zu Dortrecht veröffentlicht wurde. Löbe unternahm zu seiner Ausgabe (mit v. d. Gabelentz) eine Reise nach Upsala. 1854 ließ Andreas Uppström zu Upsala die Handschrift zeilen- und zeichengenau abdrucken. Von den vielversprechenden Bemühungen Dr. Leo's, auf photographischem Wege uns mit derselben genauer bekannt zu machen, haben im vorigen Jahre die Zeitungen berichtet. — Die Handschrift hat ursprünglich 330 Blätter umfaßt, jetzt enthält sie nur noch 177. Sie beginnt jetzt mit Matth. 5, 15 bis 9, 26, als erster Lage. Noch zwischen 1821 und 1834 sind 10 Blätter frevelhaft ausgeschnitten; daß diese wiedergefunden seien, haben die öffentlichen Blätter mitgetheilt. Wahrscheinlich ist es, daß der Codex aus Italien, vielleicht aus Ravenna stammt.

Die neueste sehr handliche Ausgabe von Maßmann zeichnet sich schon durch ihren billigen Preis aus. Vorausgeschickt ist eine ausführliche Einleitung, in der eine höchst genaue Untersuchung der gothischen Handschriften vorliegt; aus der Erklärung der Schreibfehler folgt die außerordentliche Treue derselben; keine Stelle des Ulfilas entbehrt des Vorbildes einer griechischen Handschrift. Daraus ergibt sich wiederum die große Bedeutung, welche für die Texteskritik des Originals die gothische Uebersetzung hat, eine Bedeutung, welche zuerst Tischendorf erkannt hat, die aber noch nicht in vollem Maße gewürdigt ist, überhaupt erst zu ihrer vollen Geltung kommen konnte, seit wir einen sorgfältigen Text des Gothen besitzen.

Der Herausgeber hat auf diese lange Einleitung den Text folgen lassen, und zwar nicht bloß den in den Handschriften direct erhaltenen, sondern auch für das Alte Testament die in den neutestamentlichen Schriften erwähnten Stellen ausgezogen und der Reihe der Bücher nach geordnet. Zur Seite steht der griechische und lateinische Text. Es schließt die Bibel mit dem Briefe an Titus. Darauf folgt die Erklärung des Evangeliums Johannis, die sogenannte Skeireins, mit lateinischer Uebersetzung; dann die gründlichen Anmerkungen, das Wörterbuch, die Sprachlehre, voran die Runenschrift und das gothische Alphabet, und als Zugabe machen die fünf gothischen Unterschriften in den Verkaufsurkunden von Neapel und Arezzo den Schluß.

Hölscher.

W. v. Kaulbach's Shakspeare-Galerie erläutert von M. Carrière. Berlin, Nicolaische Buchhandlung 1857. I. II.

W. v. Kaulbach's Shakspeare-Galerie hat in dem Münchner Professor Moritz Carrière, der sich schon durch manche kunstgeschichtliche und populär-philosophische Schriften bekannt gemacht, einen ebenso liebevoll eingehenden als enthusiastischen Commentator gefunden. In dem ersten Hefte legt er in einer allgemeinen Einleitung über Shakspeare's dichterische Eigenthümlichkeit und Weltstellung im Verhältniß zur bildenden Kunst zuerst dar, weshalb grade Kaulbach vorzüglich geeignet, Shakspeare's Dramen zu illustriren und beginnt mit dem freilich, so aufgestellt, etwas bizarren Satze: Die deutsche Philosophie und Geschichte der Dichtkunst (d. h. Carrière in seinem Werke über das Wesen und die Formen der Poesie) hat in Shakspeare den gesetzoffenbarenden Genius und Vollender des Drama's erkannt. Shakspeare's Werke gehen stets von einer das Ganze beseelend durchdringenden Idee aus und so verlangt Shakspeare der Dichter auch einen Maler der Idee, der nicht die eine oder die andere Scene zu einer äußerlichen Schaustellung copirt, sondern jene Brenn- und Mittelpunkte der Werke zu erfassen, Gestalten und Handlung so zu ordnen und auszubilden versteht, daß uns der sie beseelende Grundgedanke anschaulich entgegentritt. Der bildende Künstler muß hier sich allem

Uebereinkömmlichen zu entschlagen und kühn den prägnanten Moment zu erfassen wissen, er darf aber auch nicht den symbolischen Stil anwenden, da Shakspeare vorzugsweise Dichter der Weltwirklichkeit ist; er muß Naturbeobachtung und Schärfe der individuellen Charakteristik, er muß Humor, den wesentlichen Charakterzug Shakspeare's besitzen, und grade dies sind wesentliche Momente in der Darstellung Kaulbach's, der nach dem Verfasser die Darstellungsweise eines Dürer, eines Holbein wiederaufnimmt, aber sie zu der Idealität und Harmonie durchbildet, die ein Zeitalter verlangen kann, welches zugleich auch der Erbe der antiken und italienischen Kunst ist.

Kaulbach nun hat seine Galerie begonnen mit drei Cartons zum Macbeth, einem Drama, dessen wesentlicher Grundgedanke der ist, daß sittliche Energie und besonnene Thatkraft die Achse des menschlichen Lebens und der Weltgeschichte bilden, wo durch den zwiefachen Untergang zwiefacher Einseitigkeiten das Recht und der Sieg des ganzen Geistes entfaltet wird, der im Unglück gereinigt mit klarem Selbstbewußtsein und starkem Willen das Gute im Dienst der göttlichen Weltordnung vollstreckt. Auf dem ersten Bilde schweben die drei Schicksalsschwestern, die Hexen, in furchtbarer Grazie voll dämonischen Zaubers dem Helden entgegen, dessen Augenstern glühendes Verlangen nach der dargebotnen Krone kundgibt, während Banquo ruhiger an seiner Seite hält. Im zweiten Carton sehen wir Lady Macbeth, getrieben von den Qualen der Verzweiflung, nicht mehr als herrische, männliche Gestalt, wie man sie auch in dieser Scene oft noch darzustellen beliebt, sondern gebeugt vom tiefsten Seelenschmerze. Vortrefflich sind, wie Carrière erkannt, Arzt und Kammerfrau in den Hintergrund gestellt, aber nach unserm Geschmacke enthält das Bild sonst zu viel Staffage und gesuchte Decoration. Das dritte Bild, Macbeth zum letzten Kampfe sich waffnend, zeigt, wie den ursprünglich edlen Zügen der Ausdruck des verlorenen Friedens und der Herzhärtigkeit (sic) einpeprägt ist und versinnbildlicht zugleich außerdem durch die über Macbeth's Haupte schwebenden Gestalten symbolisch den innern Zustand des Königs; wenn aber auch Shakspeare selbst ähnlichen Darstellungen im Richard III. 2c. vorgearbeitet hat, so kann ich doch nicht umhin, den so zu sagen moralischen Fußtritt, welchen Lady Macduff austheilt, wie die blutende Gestalt des alten Duncan als von unangenehmer Wirkung für das ganze Bild anzusehn, trotz der auch hier wieder beistimmenden Erklärung Carrière's.

Das zweite Heft beginnt mit einem 16 Seiten langen Aufsatze über Seelenleben und Geistesgeschichte Shakspeare's, des Dichters, der ungleich Andern schon in seiner Jugend im innersten Heiligthume der Poesie stand, dessen Werke sich in vollster Objectivität formen und bewegen um eine allgemeingültige Idee, und gleich Weltkörpern in ihrer eigenen Schwere ruhn. Im Anfange, einer Art Sturm- und Drangperiode (man denke an Greene und Marlowe) war noch kein Friede, keine Harmonie in Shakspeare's Seele, es ist eine Periode des Suchens und Lernens; von 1590 bis gegen 1600 folgt eine Glanz- und Jubelzeit jugendlicher Manneskraft, früh gewonnener Meisterschaft. Das letzte Werk dieser Periode, das Shakspeare wie Goethe seinen Faust zum poetischen Tagebuche für viele Leser machte, ist Hamlet, in welchem immer mehr die strengere Lebensansicht, auf die Innerlichkeit der Gesinnung vor Allem Gewicht legend, sich Bahn bricht. Hier bewährt er sich recht als Sohn der Reformation, und steht da wie ein Prophet der Zukunft, welchen die Subjectivität, die philosophische Einsicht, das Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung auf den Schild hebt, wie seine Zeitgenossen Bruno, Böhme und Baco von Verulam. Die Lectüre von Montaigne's Essais hatte großen Einfluß auf Shakspeare, der jetzt auf der Höhe seiner poetischen Kraft und Kunst steht, in dem der germanische Ton vollständig das Uebergewicht über den romanischen gewonnen hat. Jetzt legt er besonders Nachdruck auf die Gefahr der Größe, daß sie den Menschen zur Selbstsucht, zur Ueberhebung verleitet und dadurch schuldig macht; der leichtgeflügelte sprudelnde Scherz der Lustspiele hat ein Ende. Neben dem Wechsel zwischen Mannesernst und Jugendlust hatte diese ernste, oft düstere Stimmung auch ihre äußeren Gründe in den Mißständen der Regierung Jacob's, welche auf die Glanzperiode der jungfräulichen Königin folgte, in der wachsenden Opposition der gelehrten

Schule, und so schildert Shakspeare nicht mehr den freudigen Aufschwung des eigenen Vaterlandes, sondern den Sturz der heroischen Größe im Coriolan, den Untergang der ganzen alten Welt im Cäsar und Antonius; ja er läßt selbst in Timon's Menschenhaß sein eigenes menschenliebendes Herz sich der Galle entledigen und vergreift sich mit moralisirender Parodie an Homer und griechischer Nationalsage. Doch er konnte und wollte mit keinem Mißklang von der Kunst und dem Leben scheiden. Er dichtete den Cymbeline, das Schauspiel der Treue, um zu zeigen wie die gute und reine Natur doch in allen Verwicklungen aushält, und den Sturm, um zu zeigen, wie der Sturm des Schicksals von der göttlichen Vorsehung beschworen wird und das Schifflein unsers Lebens an die selige Insel der Poesie treibt, wo wir uns selber und unser Heil finden sollen. Dieses letzte Werk hat Kaulbach nach dem Macbeth sich für seine Illustrationen ersehen und zwei in der That herrliche Bilder geschaffen. Der Gedanke zu jenem Versöhnungsdrama (d. h. einem solchen, wo wie im Kaufmann von Venedig, Cymbeline, Maß für Maß, Leben ein Traum, Nathan, Tell, Iphigenie der Ernst der Betrachtung zu mächtig ist neben der komischen Scene, als daß die sorglose Heiterkeit des Lustspiels zur herrschenden Stimmung werden könnte) kam dem Dichter durch Jourdan's 1610 erschienene Schrift: Discovery of the Bermudas; Prospero ist Shakspeare selbst, der eine Beantwortung der großen zeitgemäßen Frage von der Berechtigung der europäischen Usurpation über die wilden Eingebornen der andern Welt und eine Kritik des weltmännischen Verstandes über damals beliebte Bilder socialistischer Idealzustände à la Utopia des Morus, vereint mit einer lebensfrischen Darstellung und Individualisirung von Lebenskräften der Natur, in dem bei aller frischen Komik oder lyrischen Schönheit einzelner Scenen doch der spannenden Kraft der Handlung entbehrenden Drama niederlegte. In ihm hat sich Shakspeare aus der Verbitterung der eigenen Seele zu der Einsicht erhoben, daß Verrath, Lüge, Schlechtigkeit wohl einen Tag herrschen können, am Ende aber niemals das Feld behaupten, daß sie den Edlen und Weisen doch nichts anhaben können, und die Vorsehung durch Unglück auch den verkehrten Sinn zur Besserung führt. Grade die Verwebung des Idealen und des Realen aber, die Meisterschaft in der künstlerischen Gestaltung der Sage und die Bewältigung des Phantastischen unter die Linie der Schönheit, die Verknüpfung der innewaltenden geistigen Mächte in einer sichtbaren Erscheinung mit der Wirklichkeit der äußeren Geschichte, also grade das, was Kaulbach's Eigenthümlichkeit vorzugsweise kennzeichnet, findet sich als das auch in Shakspeare's Sturm zunächst in die Augen Springende, weshalb auch Kaulbach's Cartons zu diesem Stücke sehr gelungen sind. Auf dem einen sind Ariel mit seinem lieblichen Gefolge und Kaliban, auf dem andern Ferdinand und Miranda in innigem Beisammensein dargestellt, und wir können nur wünschen, daß Kaulbach bald fortfahren möge, uns durch Illustrationen zum König Johann und Julius Cäsar zu erfreuen, wie auch Herrn Carrière Gelegenheit zu seinen selbst nach Ulrici's und Gervinus' Vorarbeiten noch recht anziehenden Erläuterungen zu geben.

C. S.

Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten. Herausgegeben von Hermann Masius. Erster Theil. Für untere Classen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1846. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, 1857. Zweiter Theil. Für obere Classen. 1846.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir die zweite Auflage des ersten Theils dieses Lesebuchs, welcher bald die erneuerte Ausgabe des zweiten Theiles nachfolgen wird. Denn es ist nicht bloß eine der reichhaltigsten Chrestomathieen — der erste Theil umfaßt 596, der zweite 664 Seiten, — so daß es auf dem langen Wege durch

die Schule eine unerschöpfliche Fundgrube geistiger Nahrung bildet. Auch die Auswahl selbst bewährt sich beim Gebrauch als eine höchst geschmackvolle, fördert die Zwecke einer idealistischen und realistischen Bildung in gleich ausgezeichnetem Maße und kann ebensowohl als eine Galerie der verschiedenartigsten und besten stylistischen Musterbilder betrachtet werden. Der Inhalt zerfällt bei jedem Bande in einen prosaischen und poetischen Theil, wobei mit Recht der Prosa der bei Weitem größte Raum angewiesen ist. Die prosaische Abtheilung gliedert sich in Stücke erzählender, beschreibender und historischer Darstellung, wozu in dem Bande für obere Classen sich noch Muster reflectirender Darstellung gesellen. Die poetische Abtheilung umfaßt alle Gattungen und Arten mit Ausnahme der dramatischen. Den Schluß des ganzen Werkes bilden literargeschichtliche Notizen, welche über das Leben und den schriftstellerischen Charakter der verschiedenen Autoren Auskunft geben. So stellt sich das Unternehmen auch als ein wohlgegliedertes Ganze dar, welches überdem nur durch eine seltene Belesenheit und durch den ausdauerndsten Fleiß zu Stande kommen konnte. Denn wer mit der Literatur solcher Chrestomathieen vertraut ist, wird bald erkennen, daß dies Lesebuch, wie ein Recensent sich ausdrückte, zu den Original-Lesebüchern gehört, welche auf das Prädicat der Selbständigkeit die gegründetsten Ansprüche erheben können. So möge denn das gediegene Werk, mit welchem der berufene Verfasser der „Naturstudien" seine schriftstellerische Laufbahn betrat und welches bereits in Salzwedel, Stralsund, Halberstadt, Grimma, Breslau, Crefeld 2c. eingeführt ist, den Fachgenossen bestens empfohlen sein!

Crefeld. Dr. **Eduard Niemeyer.**

Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Würtembergs. Stuttgart, J. B. Metzler.

Die drei letzten Jahrgänge des jetzt von den Professoren Klaiber, Frisch und Holzer herausgegebenen Correspondenzblattes für die Gelehrten- und Realschulen Würtembergs liegen uns vor. Sie legen Zeugniß ab für die, auch anderweitig allbekannte, rühmliche Thätigkeit des Würtemberger Lehrerstandes auf dem Felde der Pädagogik, wie im Gebiete der Schulwissenschaften. Erfreulich berührt es den Leser, daß die entgegengesetzten Richtungen der Gymnasial- und Realbildung, die man anderwärts oft in unerquicklichem und unfruchtbarem Streit begriffen sieht, hier, ohne etwas von ihrer Eigenthümlichkeit aufzuopfern, ohne das Geringste von ihrer Berechtigung nachzulassen, in gemeinschaftlicher Wirksamkeit nebeneinander einhergehen und sich für die gute Sache des mannigfaltigen und zweckdienlichen Jugendunterrichts auszugleichen und zu verständigen suchen. Die Leistungsfähigkeit der alten, wie der neuern Sprachen für die Bildung der Schüler werden, wenn auch je nach dem Wirkungskreis der Verfasser der Aufsätze mit Vorliebe für die eine oder die andere Seite der Sprachstudien, dennoch ohne Herabsetzung der entgegengesetzten erörtert. Noch erfreulicher ist, daß an dem Blatt — und in ganz gleicher Weise wie alle übrigen Mitarbeiter — auch manche von den Männern wirken, welche in ihrem engeren Vaterlande das Schulwesen zu leiten berufen sind. Erfreulich endlich die große Zahl von Lehrern der verschiedensten Anstalten, welche Beiträge einsenden: es ist ein Blatt von Allen für Alle, eine Vermittelung des gegenseitigen Austausches der pädagogischen Erfahrungen und der wissenschaftlichen Forschungen, welche grade ein Jeder gemacht hat. Außer vielen statistischen Nachrichten über das Schulwesen Würtembergs im Allgemeinen, wie über einzelne Schulen, werden die Verordnungen der Behörden, sowie die Aufgaben für die Land-Examina und für die verschiedenen Candidaten-, Lehrer-, Professorenprüfungen mitgetheilt, hauptsächlich aber anregende, belehrende und gründliche Aufsätze aus allen Zweigen der Schulwissenschaft, philologische Abhandlungen und Untersuchungen aus den alten und neueren Sprachen und Literaturen, mathematische Sätze und Aufgaben, lateinische griechische, französische, englische Exercitien mit den Ueber-

setzungen, ja bisweilen die ausführlich begründete Correctur der bei einem Examen eingelaufenen Bearbeitungen, Schulreden, pädagogische Beobachtungen und praktische Winke, Worte des Ernstes und der Liebe, der Leitung und der Aufmunterung von älteren erfahrenen Schulmännern an jüngere Amtsgenossen; bisweilen Anzeigen von brauchbaren Lehrbüchern und Lehrmitteln, und hier und da allgemeine methodologische Auseinandersetzungen. Was manche andre für Lehrer bestimmte Zeitschrift so ungenießbar macht, das unaufhörliche Breittreten der einfachsten pädagogischen Grundsätze, oder das bloße Recensiren von Büchern, die nicht dem hundertsten Theil der Leser in die Hände kommen, wird glücklich vermieden. Andre Zeitschriften, die eigentlich gelehrten, führen, — und das ist von Zeit zu Zeit nöthig und Bedürfniß — den Lehrer auch über den engern Bereich des Schulunterrichts und aus den Werkstätten der Jugendbildung in die freieren Räume der Wissenschaft und auf die Bahnen ihres Fortschritts: das Correspondenzblatt eröffnet uns auch zuweilen dorthin manche erfrischende Aussicht; aber immer wieder führt es uns bald auf die Schule, als den eigentlichsten Platz unsrer Thätigkeit zurück, — ein sorgsamer Rathgeber, bereit, uns in unserm Amte selbst überall mit brauchbaren Vorschlägen und Hülfsmitteln zu fördern, zu erleichtern und zu unterstützen. Wie kommt es, daß diese so praktische und den Bedürfnissen der Lehrer so sehr entgegenkommende Monatsschrift in Norddeutschland noch so wenig gekannt und so wenig verbreitet ist?

Berlin. **H. J. Heller.**

Abriß der Französischen Grammatik in Verbindung mit der lateinischen und griechischen, für höhere Bildungsanstalten und Selbststudium, besonders für Gymnasien von Dr. F. A. Brandstäter, Oberlehrer am Gymnasium zu Danzig — zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Danzig, bei L. G. Homann. 1857.

Die vor 17 Jahren erschienene erste Auflage des vorliegenden Werkes ist von der jetzigen so wesentlich verschieden, daß wir in dieser gewissermaßen ein neues Werk vor uns haben. Der Herr Verfasser hat sich sichtlich bemüht, Alles, was an jenem älteren Versuche noch mangelhaft sein mochte, zu verbessern und dem neuen Vorzüge zu verleiben, die ihm vielleicht früher als unwesentlich erschienen waren. Einem genauen Studium der Sprache und pädagogischer Erfahrung verdanken diese Veränderungen ihren Ursprung; und in Verbindung mit dem schon in dem früheren Werke vorhandenem Guten haben sie den Erfolg herbeigeführt, daß die Grammatik in ihrer gegenwärtigen Gestalt alle Bedingungen erfüllt, die billiger Weise an eine nur 15 Bogen starke Arbeit gemacht werden können, welche ein so großes Material in sich aufnehmen soll.

Von den Vorzügen aber, welche die Grammatik auszeichnen, verdienen einige besonders hervorgehoben zu werden. Ich rechne zu ihnen besonders die Zweckmäßigkeit der Anordnung. Im Gegensatz zu den von Franzosen geschriebenen Grammatiken, zu Hirzel und andern hatte Herr B. schon in der ersten Auflage einfach die Eintheilung befolgt, daß er im ersten Abschnitte Aussprache und Orthographie, im zweiten die Etymologie der einzelnen Redetheile, im dritten endlich die Syntax möglichst in der dem zweiten Theile entsprechenden Reihefolge behandelte. Für Schüler, die in der Grammatik der alten Sprachen geübt sind, ist dies entschieden die zweckmäßigste Art, wie der Stoff vertheilt werden kann. Nicht minder nützlich erscheint dem Ref. die stete Rücksicht, die der Verfasser auf das Lateinische genommen hat. Im zweiten Theile zeigt sich dies namentlich in der Behandlung der Verbes irréguliers, bei derer jedem das lateinische Wort, aus dem es entstanden ist, angegeben und die Abweichung der einzelnen Formen, wo es möglich ist, aus der lateinischen Conjugation erklärt wird. Aber auch in den Abschnitten über Orthographie, über das Geschlecht der Substantive und vielen andern Stellen geschieht

dasselbe. Man möchte daher fast wünschen, daß der eigentlichen Wortbildung oder Wortableitung ein besonderer Abschnitt gewidmet wäre, in dem man die sichersten und allgemeinsten Resultate der Romanischen Sprachforschung, so weit sie sich auf's Französische bezieht, zusammengetragen fände. Das pädagogische Bedenken, als wenn dies nicht in eine Schulgrammatik hineingehöre, kann wenigstens Ref. nicht theilen. Auch würde auf diesem Wege manche Unregelmäßigkeit ihre Erklärung finden, die dem denkenden Schüler auffällig sein muß, besonders wenn den altfranzösischen Sprachformen eine größere Aufmerksamkeit gewidmet wäre. So ist z. B. §. 119 nicht der Pluralis der Wörter auf al und ail erklärt, wenngleich allerdings §. 266 bei Gelegenheit des Futur je vaudrai die richtige Erklärung angegeben wird; auch läßt sich das Präsens j'acquiers nicht als Metathesis aus j'acquéris ableiten (§. 253). Warum die Participia confit, cuit, dit, fait, écrit, trait ein t haben, circoncire ein s, bei andern dagegen nur i oder u steht, wäre dann gleichfalls leicht zu ermitteln. Wenn sich aber so die Menge desjenigen, was man an einzelnen Stellen vermißt, noch gewiß vermehren ließe, so wird jedenfalls der eben ausgesprochene Wunsch gerechtfertigt erscheinen.

Während der Verfasser aber auch schon durch das wirklich Gegebene zeigt, daß er mit den Werken von Orelli, Dietz, Burguy u. a. wohl vertraut ist, scheint er der Syntax eine noch größere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Auch hier ist oft das Griechische und Lateinische herangezogen, ein Verfahren das um so verdienstlicher ist, da es auf diesem Gebiete noch sehr an den geeigneten Vorarbeiten fehlt. Aber auch die Behandlung des französischen Sprachgebrauchs für sich ist zweckmäßig angeordnet und übersichtlich dargestellt; so namentlich der Abschnitt über die Conjunctionen §. 627—37, die Lehre vom Infinitiv §. 561—75, und vom Conjunctiv § 525—42. Weniger gilt das Gesagte von der Behandlung des Part. passé. Die zweckmäßigste Eintheilung, welche man bei diesem machen würde, um zu bestimmen, wann es flectirt werden kann und wann nicht, ist folgende: 1) es steht allein als Apposition. 2) bei être, wozu dann die §. 553 genannten Verba hinzukämen. 3) bei avoir. Auch vermißt man §. 557 die Angaben über den Gebrauch von valoir, coûter und peser.

Eine dankenswerthe Zugabe endlich ist das nicht unbedeutende bibliographische Material, was der Herr V. zusammengetragen hat. Bei jedem wichtigen Abschnitte sind die bedeutendsten Monographien über denselben angegeben, natürlich nicht in der Weise, daß eine Vollständigkeit damit beansprucht wird. Wünschenswerth wäre übrigens, wenn ein genau ausgearbeitetes Register das Nachschlagen des Einzelnen für den Schüler erleichterte. Während dieser Mangel jedoch sicher auf Rechnung des Verlegers, nicht des Verfassers kömmt, sind wir dem letzteren noch Dank schuldig für einzelne Bemerkungen und Anordnungen, die offenbar von ihm selbst zuerst gemacht sind. Hieher gehören die Zusammenstellung von bosphore und trône, wo ph und t aus π und ϑ entstanden ist, §. 100; die Eintheilung der Verba im §. 351; der Conjunctionen, die den Subjonctif regieren §. 828 u. ff. und manches Andere.

Ref. schließt seinen Bericht über diese Grammatik, deren äußere Ausstattung vorzüglich, deren Preis billig, und in der die Druckfehler höchst selten sind, mit dem Wunsche, daß sie eine Verbreitung auch über das Gymnasium hinaus gewinnen möge, auf dem sie bereits eingeführt ist.

Vollständige praktische Anleitung, das Conjugiren der regelmäßigen wie unregelmäßigen französischen Zeitwörter auf eine leichtfaßliche und viele Zeit ersparende Weise zu lehren und zu erlernen von R. Duval. Hamburg und Leipzig, bei Heubel. 1858.

Die praktische Anleitung, welche der Titel des vorliegenden Buches verspricht, besteht darin, daß die Hülfszeitwörter avoir und être, 16 regelmäßige Verba,

worunter 7 aus der ersten Conjugation, vier Passiva, ebensoviel Reflexiva, drei Impersonalia und sämmtliche unregelmäßigen Verba nach dem Alphabet durchconjugirt werden. Bei einigen Zeitwörtern (avoir, être, chanter, aller, s'en aller etc.) sind sogar die verneinenden, fragenden und fragend-verneinenden Formen in ihrer ganzen Vollständigkeit gegeben. Wirklich Neues bietet das Buch nur in einem uns bisher unbekannten participe passé im Passivum: été aimé.

Wie die Lehre von der Abwandlung der Zeitwörter nach diesem Buche eine leichtfaßliche und eine viel Zeit ersparende sein soll, begreifen wir offen gestanden nicht. Soviel darf man aber wohl annehmen, daß der Verfasser sich zu diesem Buche Lehrer von sehr beschränkter Lehrfähigkeit gedacht haben muß. Im Interesse dieser Letzteren wollen wir denn noch auf einige Druckfehler aufmerksam machen, die sich in einer vierten Auflage nicht mehr finden sollten. Apercevoir und s'apercevoir sind durchweg mit pp geschrieben; ferner: Me couche-je, ne me couche-je pas, statt Me couché-je, ne me couché-je pas. Von den in der französisch geschriebenen kleinen Vorrede befindlichen typographischen und grammatischen Fehlern schweigen wir lieber ganz.

Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische für das Alter von 12—14 Jahren mit Hinweisung auf die Elementargrammatiken von Eisenmann und Ahn und einem Wörterverzeichniß von C. Roller und Aßfahl. Heilbronn, bei Albert Scheuerle. 1857.

Das Buch gibt in 4 Abschnitten: I, 25 Fabeln, II, 25 Anekdoten und Erzählungen, III, 25 Beschreibungen, Schilderungen, Züge aus der Geschichte, und IV, 25 Briefe, im Ganzen 100 Uebungsstücke, welche in jeder Abtheilung vom Leichteren zum Schwereren aufsteigen. Zur Anleitung des Schülers befinden sich unter jedem Stücke die nöthigen Hinweisungen auf die im Titel genannten Grammatiken; ferner wird bei zu großer Abweichung des französischen Ausdrucks vom Deutschen auf angemessene Weise nachgeholfen; endlich ist dem Buche ein vollkommen ausreichendes Vocabularium beigefügt, so daß es sich im Ganzen recht wohl für die Unterrichtsstufe eignet, wo man eine selbständigere Anfertigung der Exercitien fordern kann.

---

1) Auserlesene Schauspiele für die Jugend zum Zurückübersetzen in's Französische von G. A. Noack. I. Heft. Leipzig, bei Wengler. 1857. —

2) Auserlesene Schauspiele für die Jugend, französisch und deutsch, nebst zahlreichen sprachlichen Erläuterungen von G. A. Noack. I. Heft, ebendaselbst.

Das erstgenannte Buch enthält zwei aus dem Französischen übersetzte einactige Schauspiele, welche unter dem Texte mit Vocabeln und Anmerkungen versehen sind. Sie werden sich ganz besonders zum mündlichen Uebersetzen in der Classe eignen, natürlich nach vorangegangener Vorbereitung, und möchten, auch ihres Inhaltes wegen, namentlich Töchterschulen zu solchen Uebungen zu empfehlen sein. — Das zweite Buch ist als Handbuch für Lehrer und Selbststudirende bestimmt. Was die Letzteren angeht, so mag es in vielen Fällen ganz gut sein, wenn sie mit einer derartig eingerichteten Lectüre beginnen. Der Lehrer aber, der zu seinem eigenen Verständniß beim Lesen so leichter Stücke einer solchen Brücke bedarf, thut in seinem und seiner Schüler Interesse besser, wenn er in der betreffenden Sprache keinen Unterricht ertheilt.

Was übrigens typographische Correctheit anbetrifft, so läßt das Buch noch Vieles zu wünschen übrig. Um von den vielen kleineren Fehlern nicht zu sprechen, wollen wir nur auf zwei Stellen aufmerksam machen: p. 20 steht: D'ou vient êtes-vous à présent dans le village, und p. 36: D'où vient le pense-t-elle. Es möchte fast scheinen, als wären das keine typographischen Fehler, französisch ist es aber bestimmt nicht.

Was endlich die im Anhang gegebenen Bemerkungen und Regeln betrifft, so ist es doch wohl dem Herrn Verfasser nicht Ernst mit der Behauptung auf p. 65, daß adjudant mit joindre einerlei Abstammung (jüngere?) sei!

Lehrbuch zum systematischen Studium der französischen Sprache mit eingeflochtenen Uebersetzungsaufgaben und Conversationsstücken zum Schul- und Privatgebrauch von Dr. L. Georg. Basel, bei Georg. 1857.

Der Verfasser sagt in der Vorrede (p. VI sq.) über die Bestimmung des Buches: „Es soll mein Buch weder eine genetische Elementarmethode sein, die beim Schüler auch nicht das leiseste Sprachbewußtsein, nicht die geringste Sprachfertigkeit voraussetzt, noch ein ausgedehntes, wissenschaftliches Werk, worin selbst der bewanderte Lehrer sich Rath erholen kann, sondern es ist ein bescheidener Versuch, dasjenige zusammenzustellen, was von einem, über die Elementarstufe hinausgerückten Schüler gelernt, und die Art und Weise angegeben, wie es gelernt werden sollte." Das Buch, eines der vorzüglicheren, die wir auf diesem Gebiete in neuerer Zeit kennen gelernt haben, schließt sich seiner Anlage nach an eine früher erschienene Elementargrammatik desselben Verfassers an, die dazu bestimmt ist, „dem Schüler einiges Sprachmaterial ohne systematische Ordnung, nur nach dem Bedürfnisse eines natürlichen Entwicklungsganges" anzueignen. Es gibt wenig Grammatiken, die so geeignet wären, in den Geist der Sprache einzuführen, als die vorliegende. Einige Gefahr droht nur von dem überreichen sprachlichen Material der sehr zahlreichen Anmerkungen zu den einzelnen Paragraphen; diese Gefahr wird jedoch, bei geschickter Leitung, leicht zu vermeiden sein. Einen besonderen Vorzug verleibt dem Buche der Reichthum an Uebungsstücken, deutschen und französischen; und die Anregung zur Uebung im mündlichen Ausdruck durch zahlreiche Sprechübungen, die sich stofflich immer an die betreffenden Uebersetzungsstücke anschließen.

Unter den einzeln Capiteln der Formenlehre heben wir als besonders gelungen dasjenige hervor, welches vom Zeitwort handelt. Der Verfasser hat sich hier durch kein pädagogisches Bedenken nöthigen lassen, die 4 Conjugationen alten Styls beizubehalten, mit dem Vorbehalt, dem Schüler später mitzutheilen, daß es im Grunde nur drei gebe; sondern er stellt von vorn herein die Lehre von drei Conjugationen mit Bestimmtheit hin. Die sogenannte dritte Conjugation auf oir wird als eine besondere Klasse der unregelmäßigen Verba behandelt. — Aus dem zweiten Theil, der Satzlehre, ist besonders die Lehre vom Zeitverhältniß (§§ 13—27) zu empfehlen.

Schließlich sei es noch erlaubt, einige Punkte hervorzuheben, wo wir die Ansicht des Herrn Verfassers nicht theilen. Es gehört dahin zunächst die Anordnung der §§ 126—129 der Formenlehre; von diesen folgt § 127 doch wohl naturgemäßer auf § 129; zuerst muß ich wissen, welche pronoms conjoints vereint beim Zeitwort stehen können, um danach zu lernen, welches ihre Stellung zu einander ist. Was die Stellung selbst aber betrifft, so könnte vielleicht die Regel über dieselbe rationeller und einfacher nach folgendem Schema aufgestellt werden:

	rég. ind.	rég. dir.		rég. dir.	rég. ind.
Regel.	me, te, se nous, vous	le, la, les,	Verbe	le, la, les,	moi, toi, lui, nous, vous, leur.
				Impérat. affirmat.	
Ausnahme.	le la, les.	lui, leur.	Verbe.		

Bei dem pronom relatif § 154, I, Anmerkung 2, 1 läßt sich der Verfasser dahin aus, es gebe für dasselbe auch einen Accusativ qui, wie er z. B. in dem Satze: Je sais, qui vous voulez dire, erscheine. Wir haben es hier aber mit einem indirecten Fragesatze zu thun, wo qui Accusativ des pronom interrogatif ist. — Endlich p. 592, Anmerkung 1, 4 wird folgender Satz: Le général eut les deux jambes emportées als Beispiel angeführt für die Regel, daß das participe sich in Zahl und Geschlecht nach dem vorangehenden Objecte (rég. dir.) richtet. Emportées ist hier aber gar nicht participe, es verschmilzt nicht zu einem Begriffe mit eut, sondern gehört als adjectif qual. zu jambes.

Dr. **Crouze.**

Guillaume-le-Conquérant. Aus Augustin Thierry's Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. Mit Einleitung und Noten zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Robolsky. Berlin, 1857. Renger'sche Buchhandlung.

Auf die Episode aus der Histoire des ducs de Bourgogne von Barante, welche der Herausgeber im vorigen Jahre unter dem Titel Jeanne d'Arc hatte erscheinen lassen und die wir ihrer Zeit in diesen Blättern besprochen haben, hat derselbe jetzt eine ähnliche größere Episode aus dem classischen Werke von Augustin Thierry, dessen Titel oben angegeben ist, folgen lassen. Ueber Zweck und Tendenz dieser Publication hatte sich Hr. Dr. Robolsky in der Vorrede zur Jeanne d'Arc ausgesprochen, und da derselbe es nicht für nöthig erachtet hat, auf diesen Punkt noch einmal zurückzukommen, so halten auch wir es nicht für erforderlich, das, was wir damals gesagt haben, noch einmal zu wiederholen. Es genüge daher zu bemerken, daß auch die diesmal getroffene Wahl unsern ganzen Beifall hat und daß wir der Ueberzeugung sind, daß die französisch lernende Jugend unsrer Schulen nicht ohne Nutzen sowohl für ihre sprachliche, als auch für ihre allgemeine Bildung dieses Lesebuch wird gebrauchen können, dessen Inhalt dabei so ungemein ansprechend und die jugendliche Phantasie in der richtigen Weise anregend ist, daß man sich kaum eine erwünschtere Lectüre für Schulen denken kann. Ja der Guillaume-le-Conquérant verdient in mancher Beziehung noch den Vorzug vor der Jeanne d'Arc, denn einmal ist der Stoff noch concreter und faßlicher, und dann wird die Lectüre nicht durch das viele Altfranzösisch gestört, das Barante in fast wörtlicher Wiedergabe seiner Erzählung eingeflochten hat. Thierry hat es vielmehr verstanden, die alten Quellen reden zu lassen und der Darstellung auf diese Weise die echte couleur locale zu verleihen, ohne eine zu stricte Nachahmung des alten Dialektes, den er vielmehr fast durchgängig modernisirt hat. — So liest sich denn das Ganze ungemein anmuthig und ohne erhebliche Schwierigkeiten. Der Einwurf, den man gegen jede zusammenhängende Lectüre eines größern Werkes machen kann, daß nämlich in ihr kein stufenweises Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren stattfinde, trifft natürlich auch dieses Lesebuch. Die Antwort darauf kann nur die sein, daß dasselbe für eine bestimmte Stufe berechnet sei und also einer bestimmten Classe zugewiesen werden müsse. Als solche möchte vielleicht am Passendsten eine französische Ober-Tertia oder Unter-Secunda gelten, da Styl und Inhalt nicht über die Fassungskraft dieser Stufen hinausgehen. Gewiß ist, daß der lateinische Cäsar und selbst der griechische Xenophon (Anabasis) in vielen Partien schwerer zu verstehen sind, als dieses französische Geschichtswerk, dessen mit wenigen großen und kräftigen Pinselstrichen gezeichneten Gemälde nicht verfehlen können, auf die Jugend einen starken und dauernden Eindruck zu machen, die aber auch der Erwachsene nicht ohne Interesse lesen wird, als Anschaulichkeit und Leben verbreitend über eine Periode der Völkergeschichte, die, so allgemein bedeutsam sie auch ohne Zweifel ist, doch von den Meisten nur in ihren allgemeinsten und oberflächlichsten Umrissen gekannt wird.

Vielleicht hätte eine kleine Karte als Beigabe gewünscht werden können.

Neubrandenburg. **M. Maaß.**

Lehr- und Uebungsbuch der englischen Sprache von Kotzenberg. Bremen. 1857.

Vor einem Jahre hatten wir Gelegenheit, in diesen Blättern der fleißigen und durchdachten Grammatik der spanischen Sprache desselben Verfassers ehrenhafte Erwähnung zu thun, und bereits sehen wir ihn auf bekannterem Gebiete mit dem ersten Theile einer englischen Grammatik hervortreten.

Sie unterscheidet sich so wesentlich in ihrem Charakter und in ihrer Anordnung von allen bisher geschriebenen Grammatiken und tritt mit solcher Eigenthümlichkeit und wissenschaftlichen Strenge auf, daß der Verfasser von nun an zu den wenigen Grammatikern zu zählen sein wird, die auf diesem Gebiete wissenschaftliche Autorität haben.

Zuvörderst ist zu erwähnen, daß der Verfasser sich dieselbe unsägliche Mühe, wie in seiner spanischen Grammatik gegeben hat, in den sehr zahlreichen Beispielen zur Anschauung und zur Anwendung nur aus englischen Schriftstellern gezogene Belegstellen mitzutheilen, und daß er dieselben, wie in der spanischen Grammatik, nur aus modernen Schriftstellern gezogen hat, da der Gegenstand seines Buches nur das Englische der gebildeten Classen des jetzigen Englands ist und „diese Beschränkung durch die praktischen Zwecke geboten sei, um derentwillen vorzugsweise die englische, wie überhaupt jede moderne Sprache, gelernt werde."

Wenn sich die Zahl Derer, die englisch aus praktischen Zwecken gelernt haben, mit der Zahl Derer, die in der Erlernung desselben dem Drange nach höherer Bildung und dem Wunsche, die Classiker in der Originalsprache zu lesen, genügt haben, statistisch vergleichen ließe, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Zahl der Letzteren bedeutend größer sein würde. Nicht von der reichen Zahl anderer classischer Autoren früherer Jahrhunderte zu reden, ist Shakspeare, um dessentwillen häufig englisch gelernt wird, ganz aus dieser Grammatik verbannt. Er bezieht bekanntlich who und which ohne Unterschied auf Person und Sache. Es kann davon also auch füglich in dem vorliegenden Buche nicht die Rede sein. Wenn diese Rücksicht auf die historische Seite der Grammatik schon in des Verfassers spanischer Sprachlehre nicht genommen war, so tritt dies Versäumniß hier um so mehr als ein wesentlicher Mangel des Buches auf, als eine historische Grammatik der englischen Sprache ein noch immer vergeblich erwartetes Werk ist.

Wie sich der Verfasser einerseits von der maschinenmäßigen Dressur sogenannter praktischer Anleitungen abwendet, so verschmäht er andrerseits jene Donate, die immer noch bei der Aufzählung der einzelnen Wortclassen stehen bleiben und die wissenschaftliche Grammatik, welche Becker geschaffen hat, für die Zwecke des Unterrichts nicht zu verwenden verstehen. Seine Anordnung des Stoffes weicht daher natürlich von der allgemein üblichen so sehr ab, daß es einem Anfänger sehr schwer fallen würde, sich in derselben anders zu orientiren, als wenn er sie von vorn bis hinten durcharbeitend, so eine Einsicht in das System gewinnt. Wollte man z. B. die pronomina relativa kennen lernen, so würde man unter dem Abschnitte substantivische Formwörter und zwar unter den substantivischen Interrogativpronomen who und mehr denn hundert Seiten später unter den adjectivischen Formwörtern which und that an ganz verschiedener Stätte finden.

Nach Schrift und Aussprache behandelt der Verfasser die Flexion d. h. die Conjugation, die Geschlechtsbezeichnung, die Bildung des Plurals, die (wirkliche, also nur auf den angelsächsischen Genitiv beschränkte) Declination, die Comparation. Er unterscheidet 1) die abschleifende (contrahirte) Conjugation (z. B. bend, put, meet), in der die Umendung des Imperfects und passiven Particips theilweise, auch ganz verwischt ist und 2) die umlautende. Unter den abschleifenden Verben gibt er auch blend, blent. Flügel in seinem Verzeichniß unregelmäßiger Verba kennt kein blent; Lucas gibt blent und blended; jedoch wäre eine Belegstelle sehr wünschenswerth. Ferner stellt der Verfasser auf: Thou puttedst, aber thou stript-est, thou girt-est. Seine Gründe, die zweite Person einmal mit der Endung edst das andere Mal mit est zu geben, gibt er dem Lernenden nicht an. Es ist diese zweite Person überhaupt nicht in Grammatiken irgendwie gründlich besprochen. Die

Schwierigkeit ist diese. Die Verba abschleifender Art ziehen den Endbuchstaben t und d zum Stamm; wirkt dies weiter auf die zweite Person, so müßte z. B. thou mett-est richtig sein; wirkt es darauf nicht, so müßte für diese Person die regelmäßige Form hergestellt werden, und es ergäbe sich thou meet-edst. Wirkt die Abschleifung nun in dieser Weise oder nicht? Wann? Wann nicht? Das hätte erörtert werden müssen.

Die umlautende Conjugation ist nicht, wie sonst gewöhnlich, obgleich nicht in allen englischen Grammatiken, alphabetisch, sondern nach den Vocalen des Imperfectums geordnet. Es wäre vielleicht noch übersichtlicher, sie nach dem Vocale des Infinitivs zu ordnen. Daß went zu der Classe der abschleifenden Verba gehört und das Imperfectum eines auch heute noch in poetischer Rede gebräuchlichen Präsens wend ist, hätte wohl gesagt werden müssen. Auch hier ist zu bedauern, daß der Verfasser streng dabei beharrt, nie die historische Seite der Sprache zu berühren. I wend ist jedenfalls gebräuchlicher, als das von ihm angeführte raught. Er gibt demnächst die Verba, die eine Vereinigung der beiden genannten Conjugationsformen zeigen.

Vollständig ist die Liste der Verba nicht, da der Verfasser seinem Plane durch Anführung veralteter Formen ungetreu werden würde.

Er nimmt weder einen Conditionalis als Modus noch als Zeitform an, sondern nennt dies Tempus auf Grund seiner Sinn- und Formverwandtschaft Posterior, Zeitform der Nachzeitigkeit. Er stellt ferner durch alle Zeitformen einen Conjunctiv auf und verspricht, abgesehen von den im ersten Theile gegebenen Beispielen, dies durch gute Belege im zweiten Theile seiner Grammatik vollständig zu rechtfertigen.

Wann der umschreibende Comparativ angewendet wird, ist nicht gesagt. Auch mangelt es den gegebenen Listen der als Singulare gebrauchten Pluralia an Vollständigkeit, die freilich wohl auch nicht in des Verfassers Absicht lag.

Der wichtigste Abschnitt ist nun der dritte: Bildung und grammatisches Verhalten der Wörter. Die Trennung des sämmtlichen Wortvorraths in Begriffs- und Formwörter bestimmt hier die Anordnung. Der Verfasser behandelt daher, nachdem er die Präpositionen und Conjunctionen wegen ihrer Verwandtschaft mit der Flexion vorangeschickt hat, neben den Verben die verbalen Formwörter, neben den Substantiven, Adjectiven und Adverbien die substantivischen, adjectivischen und adverbialen Formwörter. Die Interjectionen rechnet er aus triftigen Gründen, die in der Vorrede entwickelt werden, zu den Adverbien des Modus oder der Aussage.

Die wesentlichste Aenderung in der Terminologie bezieht sich auf den Factitiv. Da diese von allgemeinster Wichtigkeit ist, so mögen hier des Verfassers eigener sie vertheidigende Worte gegeben werden. „Es heißt in der That dem Schüler geistig Gewalt anthun, wenn man ihm z. B. zumuthet, in Ausdrücken, wie: E. hat ihn lieb. Er hat seinen Bruder zum Lehrer. Er behandelt ihn als Betrüger. Er hielt ihn für gut. Er scheint vernünftig. Er bleibt arm und dergl. als bewirkte Objecte (Factitive) anzusehen, und eben deshalb ist die von Ausdrücken, wie: Er macht ihn reich. Er verwandelte Wasser in Wein. Er ernannte ihn zum Verwalter u. s. w. hergenommene und hier allerdings zutreffende Auffassung des Factitivs falsch. Bei einer genauen Betrachtung der hierher gehörigen Fälle zeigt sich denn auch, daß das Gemeinsame derselben nicht die „ergänzende Wirkung," sondern eine doppelte grammatische Beziehung, nämlich zugleich eine attributive und adverbiale — — —. Ich habe daher die gedachten Benennungen mit den gewöhnlich damit verbundenen, aber nach mehreren Seiten hin zur Confusion neigenden Begriffen hier ganz umgangen und unterscheide, in Uebereinstimmung mit den erwähnten grammatischen Beziehungen, ein adverbialstehendes oder mittelbares d. i. ist ein durch das Verb beigelegtes und dasselbe zugleich bestimmendes Attribut des Subjects (Er geht sehr geputzt. Er bleibt ruhig u. s. w.) und ein adverbialstehendes oder mittelbares d. i. durch das Verb beigelegtes und dasselbe zugleich bestimmendes Attribut eines Objects (Er macht ihn reich. Er hat ihn lieb. Er schilt ihn einen Narren u. s. w.)" Des Ver-

fassers Ansicht läßt sich dadurch unterstützen und deutlicher machen, daß man sein adverbial stehendes Attribut mit dem Verbum zusammen als einen Begriff, als ein verbum compositum, auffaßt. Man stelle zu dem Zwecke: Er macht ihn reich, neben: Il l'enrichit. Er ward zum Ritter geschlagen. He was knighted. Sie beglücken mich. You render me happy. Beruhige Dich. Make yourself easy u. s. w. Wir sehen hier, wie eine Sprache mit einem Verbum ausdrückt, was in der entsprechenden Uebersetzung in einer andern Sprache durch eine Zusammensetzung des Verbums mit Adjectiv oder Substantiv erreicht wird. Zum Ritter schlagen ist ebenso gut eine Modification des Zeitworts, wie einschlagen, abschlagen, beschlagen, nur daß in jenem Ausdruck bereits die Beziehung auf das Object gesetzt ist.

Es ist aus dem Mitgetheilten wohl hinlänglich erwiesen, daß der Verfasser sich die Sache nicht leicht gemacht hat und allenthalben als selbständiger Denker auftritt. Es wäre wünschenswerth, wenn der Verfasser dem im Eingange gerügten Mangel in der zweiten Auflage abhülfe. Jedenfalls ist das Buch nicht unterschätzt, wenn man es für jetzt als eine geistvolle Lösung der Frage, wie die Resultate der neueren wissenschaftlichen Grammatik auf das Englische anzuwenden sind, willkommen heißt.

Dr. **Büchmann.**

Beiträge zu einem Wörterbuche der Englischen Sprache von Franz Heinrich Strathmann. Dritte Lieferung: Doffer bis Gole.

Derselbe Tadel, den Recensent dem fleißigen Sammler hinsichtlich der beiden ersten Lieferungen, Archiv, B. XXI, p. 153 auszusprechen hatte, muß hier erneuert werden. Man sieht abermals nicht, von welchem Standpunkte der Verfasser ausgeht und weswegen er, frühere Leistungen Flügel's und Lucas' ignorirend, seine Sammlung mit längst bekannten Wörtern füllt. Es möge uns die erste Seite p. 161 als Belag unsers Tadels dienen. Doffer hat Lucas und vor ihm (seit 1847!) Flügel; so make dog's meat of und dog's sleep, die wiederum mit dem räthselhaften N. N. (vielleicht: Nichts Neues?) bezeichnet werden, hat Lucas ebenfalls; ebensowenig neu ist dole out. Auch weiß man nicht, welchen etymologischen Standpunkt der Autor einnimmt? Was fruchtet bei door die dänische, sanskritische, griechische, lateinische Uebersetzung? Es ist für das englische Wörterbuch doch wohl hinreichend, den angelsächsischen oder romanischen Stamm den entsprechenden Wörtern beizufügen. Das Hallywell'sche doley ist durch doggly = daggly erklärt; es bedürfte nun aber gewiß einer Erklärung des letzterwähnten Wortes. Hinsichtlich des Wortes doll, das Strathmann von dog, dag, und Webster noch ferner herleitet, möchte eine einfachere Ableitung dem Genius der englischen Sprache weit entsprechender sein. Wie in keiner Sprache mehr als in der englischen Personennamen als Sachbenennungen angewendet werden, so möchte doll auch hier nichts weiter sein als Abbreviation von Dorothea. Hinsichtlich der von Strathmann in der betreffenden Lieferung gelassenen Lücken verweise ich auf meine Collectaneen in der angezogenen Stelle dieses Archivs und füge zugleich als fernere Nachträge hier hinzu: droop, substantive. John Halifax, gentleman I, p. 287 Tchn. Yes, said Miss March, with a little droop of the head — duntle, Kingsley. Two years ago I, p. XVI Tchn. His cap was duntled in — euphemize, to, Kingsley. Two years ago, p. 51 Tchn. — far from, starke Negation, far from easy, far from rich — florentine, Fleischpastete, hat Lucas weggelassen, vielleicht als veraitet? Es kommt in Goldsmith, She stoops to conquer, Act. II, vor. Bei door-plate hat Strathmann ein ? Sollte in der angezogenen Stelle nicht auch die allbekannte Bedeutung passen? Es ließe sich nun des Ueberflüssigen fast auf jeder Seite genug streichen, wie der Verfasser finden wird, sobald er vor der Veröffentlichung der vierten Lieferung dieselbe mit Flügel und Lucas vergleichen wird; nichtsdestoweniger ist aber auch dieser Sammlung das Lob zu zollen, welches

den ersten Lieferungen nicht versagt worden ist, eine höchst fleißige, viel des Neuen darbietende und jedem Lehrer und Freunde der englischen Sprache unumgänglich nothwendige Arbeit zu sein. — Nebenbei stellen wir noch Folgendes zur Erwähnung. Unter fish heißt es, daß das Wort oft irrthümlicherweise im Pluralis angewendet werde. Sollte dem wirklich so sein? Namen der Thiere und namentlich der Fische werden ja so häufig im Englischen collective im Singularis gebraucht. Ferner sehen wir nicht, was in folgender Stelle aus Dickens (unter freezer) unklar ist: the books locked in their cold, hard, slippery uniforms as if they had but one idea among them and that (scil. idea) was a freezer. Letzteres Wort hat Strathmann mit ? versehen. Abstracte Wörter mit Personalsubstantiven zu bezeichnen ist im komischen Style ganz gewöhnlich; vergleiche settler, tickler, puzzler (Lucas).

Dr. **Büchmann.**

Englisches Lesebuch von Joseph Müller. Stuttgart. 1855.

Es ist immer erfreulich, wenn bei der Kritik eines Lesebuchs der Verfasser selbst den Leser auf den Standpunkt stellt, von dem aus die Verdienste des neuen Buches zu würdigen sind, da sonst ein Recensent, dem vielfach Lesebücher unter die Hand gekommen sind, von vorn herein annimmt, sie seien vom Standpunkt der Erwerbschriftstellerei aus verfertigt.

Der Verfasser des genannten Buches hat sich nun laut Vorrede eine dreifache Aufgabe gestellt, durch die zum Uebersetzen nöthigen Hülfsmittel, hierauf legt er den Ton, dem Schüler 1) das Uebersetzen zu erleichtern, 2) ihn zugleich zu belehren, 3) ihn mit den eigenthümlichen Formen und Wendungen der Sprache bekannt zu machen. Sehen wir ganz von der schwierigen pädagogischen Frage: Darf den Schülern das Uebersetzen erleichtert werden? ab. Der Verfasser nennt das Uebersetzen erleichtern, dem Schüler durch Anmerkungen, die ihm die beste Uebersetzung unter den Text stellen, statt sie ihn finden zu lassen, die Denkthätigkeit ersparen. Die belehrenden Anmerkungen beziehen sich meistens auf die unregelmäßigen Verba und andere unerhebliche Dinge. Daß zu dem dritten Punkt, dem Schüler die idiomatischen Ausdrücke zu lehren, besondere Anmerkungen nöthig seien, leuchtet nicht ein.

Den Verfasser hat keins der vorhandenen Lesebücher befriedigt. Dies ist eine leicht hingeschriebene Phrase, die man bis zum Ueberdruß oft in Vorreden zu Hülfsbüchern für moderne Sprachen zu lesen hat. Ich habe sie Archiv 20, p. 43, und 433 gerügt und verspreche, sie auch in jedem vorkommenden Falle wieder zu rügen. Die Herren Verfasser, welche sie brauchen, kennen schwerlich alle einschlagenden Bücher. Ich rathe dem Herrn Verfasser, die Engelmann'schen Kataloge, die er in einer mäßig großen Leihbibliothek finden wird, und die sich auf moderne Sprachen beziehen, nachzuschlagen, um sich daraus zu überzeugen, daß er alle vorhandenen Lesebücher nicht kennt.

Alle diese Ausstellungen hindern nun durchaus nicht, das englische Lesebuch des Verfassers, wie zwanzig andere, mit Nutzen in Schulen zu gebrauchen.

Dr. **Büchmann.**

So sprichst Du richtig. Ein Rügen-, Merk- und Regelbuch für alle Diejenigen, welche gern richtig Deutsch sprechen möchten. Von Nichtsfürungut. Leipzig, Wengler. 1857.

Der pseudonyme Verfasser stellt nach seinen Erfahrungen die Behauptung auf, daß trotz des guten Rufes, dessen die Leipziger Schulen sich erfreuten, doch gar Viele, welche bis zum 14. Lebensjahre dieselben besuchten, nur lückenhafte, für den Kaufmanns- und Gewerbestand später bei Weitem nicht ausreichende Kenntnisse besäßen, und daß namentlich das Leipziger Idiom bedeutende Mängel und Schwächen aufzeige und hartnäckig festhalte, die mit dem guten Geschmacke und den Regeln der allgemein hochdeutschen Grammatik gar sehr in Widerspruch ständen. Er will durch sein Büchlein mehr anregen als belehren. Nach einigen kurzen Bemerkungen über die fehlerhafte sächsische Aussprache gibt er ein größeres Verzeichniß von fehlerhaften Redeweisen und Wörtern, denen er das Richtige an die Seite stellt. Inwiefern seine Behauptungen Wahrheit enthalten mögen, und die offene Rüge am Platze sei, ist nicht unsers Amts, näher zu untersuchen. Daß die Schule, auch die Volksschule, wohl im Stande ist, dergleichen gerügten Mängeln abzuhelfen, davon wird sich der aufmerksame Beobachter wohl überall, wo dieselbe sich frisch und fröhlich zu gestalten vermocht hat, längst überzeugt haben. Der Unterzeichnete wenigstens glaubt in seiner nächsten Umgebung den erfreulichen Beweis zu haben, daß in wenigen Decennien, wenn nicht eine völlige Umgestaltung, doch eine wesentliche Besserung des Volksidioms bewirkt worden ist. Er hält es für seine Pflicht, dies als das Resultat der ernstlichen Bestrebungen einzelner Männer, sowie der treuen Arbeit vorzugsweise in der sogenannten Volksschule mit Theilnahme und Freude anzuerkennen.

Dr. **Sachse.**

Glossarium italicum in quo omnia vocabula continentur ex Umbricis, Sabinis, Oscis, Volscis, Etruscis caeterisque monumentis quae supersunt collecta et cum interpretationibus variorum explicantur cura et studio Ariodantis Fabretti. Turin.

Wir werden gebeten, in diesen Blättern auf das obige Werk des gelehrten Turiner Professors aufmerksam zu machen, das binnen Kurzem erscheinen und ein nicht unwichtiger Beitrag für Alle, die sich mit romanischen Sprachen, besonders ihren etymologischen Beziehungen nach beschäftigen, sein wird. Möglichst genaues Studium aller in dieses Gebiet einschlagender, oft außer Italien überaus seltener Werke, sowie der erhaltenen Reste aus jenen Sprachen soll das Werk zu einem unentbehrlichen Handbuche machen, dessen Preis für einen in 10 Fascikeln auszugebenden Quartband von circa 100 Bogen nur freilich nicht allzu billig gestellt ist (gegen 11 Thlr., der Bogen 40 Cent.), besonders da noch 30 lithographirte Tafeln mit größeren Inschriften und alten Alphabeten das Ganze um 2 Thlr. 15 Sgr. vertheuern. Wünschen wir dem Verfasser, welcher auf der vierten Seite seines Prospectus ein in recht klaren Typen gedrucktes Specimen seines gelehrten Opus gibt, daß bald die erforderliche Zahl von 100 Abonnenten zusammenkomme und daß auch die von ihm aufgeforderten Besitzer alter noch unedirter Inschriften ihn bereitwillig unterstützen mögen.

Programmenschau.

Zur deutschen Thiersage. Von Joseph Haltrich. Programm des evangelischen Gymnasiums in Schäßburg. 1855.

Unter den Programmen der Gymnasien Oesterreichs nehmen eine der ersten Stellen die siebenbürgischen ein. Die fortdauernde Verbindung der evangelischen Bevölkerung Siebenbürgens mit Deutschland hat in diesem Lande einen regeren wissenschaftlichen Sinn erhalten als in den übrigen Kronländern der Monarchie. Viele von ihnen behandeln die Landesgeschichte und haben ihrer Bedeutung wegen ehrende Anerkennung in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien gefunden. In neuester Zeit sind uns von dem fernsten Lande deutscher Zunge auch werthvolle Beiträge zur deutschen Mythologie zugegangen, und unter diesen ist die vorliegende Schulschrift hervorzuheben.

Der Verfasser hat seinen Stoff zum größten Theile aus mündlicher Erzählung aus den verschiedenen sächsischen Ortschaften der Umgegend von Schäßburg. Das Bedeutendste sind die Thiersagen und Thiermärchen; eines ist in sächsischer Mundart geliefert, die übrigen in hochdeutscher Schriftsprache, dagegen die kleinern Stücke, Kinderräthsel, Spiele, Sprichwörter, im Schäßburger Dialekt. Eine Hauptrolle spielen auch hier Fuchs und Wolf, der Bär in den Thiermärchen; der Löwe, Dachs, Affe u. A. kommen nicht vor. Kein Thier erscheint mit einem besondern Eigennamen, aber neben den Appellativen kommen viele umschreibende Namen vor, z. B. für Bär Buschherrgott, Buschkönig, Buschbassist ꝛc.; nie erscheint der Wolf als Mönch. — Der Verfasser theilt dann einige noch auf den Einfluß der Thiersage hindeutende in seinem Vaterlande übliche Gebräuche mit und weist auf die von Thieren entlehnten Namen hin, darunter sich auch Composita mit Fuchs finden. Mit Recht schreibt er den Thiererzählungen einen hohen Werth zu, zunächst einen historischen, indem sie Zeugnisse eines alten Lebens, des Zusammenhanges mit den unterrheinischen Gegenden, dem wahrscheinlichen Ausgangspunkte der siebenbürgischen Bevölkerung sind, wie nicht minder der vollkommenen Reinerhaltung des deutschen Volksthums innerhalb sieben Jahrhunderte, aber auch einen ethischen, indem sie ein Abbild des täglichen Lebens und Strebens der großen Menge, ihrer niedern Lebenszwecke sind, aber auch noch nach ihrer lehrhaften Natur zur erheiternden Unterhaltung dienen.

Der Erzählungen sind 33, die ersten 10 handeln vom Fuchs und Wolf, 11 bis 16 vom Wolfe allein, von seinem Abenteuer mit den zwei Bauern bis zu seiner Buße, 17 bis 25 vom Fuchs allein, die übrigen sind vermischte Erzählungen, die letzte und längste: der Bär und die alte Geis mit ihren zehn Ziegenböcklein ist im Volksdialekte nebst hochdeutscher Interlinearübersetzung mitgetheilt. Hierauf folgen Kinderräthsel, Kinderspiele, Sprüche und Lieder beim Reihentanze, dann Sprichwörter, Redensarten, Vergleichungen, ironisch gebrauchte Ausdrücke, Sprache und Gesang der Thiere, denen sich (von S. 49 an) die ausführlichen lehrreichen Anmerkungen und Erläuterungen anschließen, sowohl sachlicher als sprachlicher Art; doch sind unter diese noch 18 neue Erzählungen, freilich nur ihrem Inhalte nach, gemischt.

Der Wunsch, den der wackere Herausgeber ausspricht, daß diese erste Gabe aus Siebenbürgen auch im fernen Deutschland nicht unwillkommen sein möge, ist nicht bloß erfüllt, sondern wir schließen den andern daran, daß dieser Gabe noch viele andre aus dem Sachsenlande folgen mögen.

Uebersetzung von Psalmen, Hymnen und Kirchengebeten aus dem 14. Jahrhundert. Aus der Handschrift herausgegeben von E. Janota. Programm des Gymnasiums zu Krakau. 1855.

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen der Verbreitung des Studiums der deutschen Literatur, daß uns aus Krakau ein nicht unwichtiger Beitrag zu derselben geboten wird. Die Mittheilung ist aus einer pergamentenen Handschrift, einem schön geschriebenen Gebetbuche, aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. oder der ersten Hälfte des 15. stammend, doch ist die Uebersetzung der Psalmen und Kirchenhymnen älter. Die Handschrift und darnach die vorliegende Schrift enthält zuerst den kirchlichen Kalender, dann die Metten vom heiligen Kreuze, die Metten von der Jungfrau Maria mit vielen eingefügten Psalmen, die Laudes von der Jungfrau, die Prima vom heiligen Kreuz, die Prima von der Jungfrau, die Terz vom heiligen Kreuz, die Terz von der Jungfrau, die Sext vom heiligen Kreuz, die Sext von der Jungfrau, die None vom heiligen Kreuz, die None von der Jungfrau, die Vesper vom heiligen Kreuz, die Vesper von der Jungfrau, die Complete vom heiligen Kreuz, die Complete von der Jungfrau, die 7 Bußpsalmen mit der Litanei aller Heiligen, das officium defunctorum, dann eine Reihe Gebete. Zur Seite steht das lateinische Original. Zwei bildliche Darstellungen in sauberer Lithographie sind dem Drucke beigefügt. H.

Gleim auf der Schule von Dr. Heinrich Pröhle. Programm der Louisenstädtischen Realschule. Berlin 1857.

Der durch gediegene literarhistorische Arbeiten hinlänglich benannte Verfasser liefert in vorliegendem Schriftchen abermals einen schätzbaren Beitrag zum Verständniß des Entwickelungsgangs unsrer classischen Dichtung. Eine eigentliche, tiefer gehende Untersuchung lag außer seiner Absicht, es kam ihm nur darauf an, an einem neuen Beispiele zur Anschauung zu bringen, wie die Einrichtung der Schulen in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf die Gestaltung der Literatur einwirkte. Bei seinen Studien über Gleim und den an ihn sich anschließenden Dichterkreis entdeckte er eine umfangreiche handschriftliche Sammlung von Arbeiten der Schüler des Wernigeroder Lyceums, das unter den Rectoren Eustasius Friedrich Schütze und Carl Fr. Schütze von 1715—1777 sich eines bedeutenden Rufes nach außen hin erfreute und als Musterschule galt. Dieser Ruf war im Verhältniß zu andern Lehranstalten jener Zeit ein wohlverdienter. Während noch 1710 über den Müßiggang „der Studenten" bitter geklagt wurde, wußte E. Fr. Schütze, unter dem Gleim am 9. November 1734 als Primaner in das Lyceum eintrat, wissenschaftlichen Sinn unter den Schülern rege zu machen. Die Aufführung deutscher und lateinischer Schaustücke an den hohen Kirchenfesten unterblieb, dafür wurde im ganzen Unterricht ein nationales pädagogisches Verfahren im Gegensatz zu dem früheren, mechanisch einübenden eingeführt, und besonders der lateinische Elementarunterricht auf allen Stufen in's Klare gebracht. Die lateinische Sprache war Hauptsache und Grundlage des Unterrichts, die griechische wurde nur durch Lectüre des neuen Testaments und einer Chrestomathie vertreten. Daneben ging eine eingehendere Unterweisung in der Muttersprache her. Hatte sich dieselbe vom Gängelbande des Lateins auch noch keineswegs losgemacht, so war es doch anzuerkennen, daß Gleim's Rector mit Stolz Männer wie Richly, Brockes und Weichmann als die deutschen Muster seines weit vorgeschrittenen Schülers nennt. In Tertia wurde nach den Lehrbüchern von Freyer „Kürzeste Anweisung zur deutschen Beredsamkeit" und „Anleitung zur deutschen Orthographie," das Conjugiren und Decliniren, der Gebrauch der Particulen, die Satzlehre und Epistolographie eingeübt. In Secunda schritt man zur „Oratorie" vor und trachtete nach Freyer's „tabulae oratoris," die Lehre „de chria, de tropis" und die vornehmsten Sätze „von den figuris,"

welche in Prima ausführlicher dargelegt und praktisch einexercirt wurden. Die erhaltenen Ueberbleibsel dieser Schularbeiten zeigen vorwiegend eine Nachahmung lateinischer Muster. Den prosaischen Abhandlungen sind die einzelnen Theile der Disposition in lateinischer Sprache beigeschrieben (z. B. laus autoris, amplificatio a contrario, amplificatio a testimonio, conclusio). In großem Umfange wurden poetische Exercitien betrieben. Auch hier nahmen Uebersetzungen und „imitationes“ den ersten Rang ein. Die imitationes waren meistens Bearbeitungen biblischer Stoffe in lateinischen Hexametern nach dem Schema irgend einer Stelle aus römischen Dichtern. Angehängt wurde der Nachbildung stets eine „versio germanica“ in Alexandrinern. Doch band man sich nicht überall so sclavisch, sondern allerlei freie Themata (politische nicht ausgeschlossen) wurden in verschiedenen Versmaßen bearbeitet. Man übte deutsche Trochäen, Jamben, Daktylen in einfachen und gemischten Metren; um 1736 blühten sogar das Sonett (mit Alexandrinern verbunden) und das Madrigal auf dem Lyceum, daneben wurden die künstlichsten Spielereien gepflegt („kabbalistische Verse, Ringeloden, Akrosticha oder Formreime, Chronodisticha, Chronographa, Bilderreime u. s. w.).

So war der Unterricht auf der Lehranstalt beschaffen, auf welcher Gleim vier Jahre bis zum 11. November 1738 seine Vorstudien machte. Der Verfasser zeigt, wie die pädagogischen Bestrebungen, welche in den dreißiger Jahren die Hauptaufmerksamkeit der Wernigeroder Schulmänner in Anspruch nahmen und 1734 in einer auf die Erfahrungen der verflossenen Decennien gegründeten „Methodologie für die gesammten Collegen der Oberschule zu Wernigerode“ ihren schriftlichen Ausdruck fanden, in Gleim schon frühe ein lebhaftes Interesse für das Schulfach wach riefen, und den ersten Keim zur Idee einer vorbereitenden Akademie in Halberstadt legten. Viel höheres Interesse bietet die Bemerkung, daß durch die poetischen Exercitien auf der Schule Gleim's Muse nicht allein zuerst angeregt ist, sondern auch bereits diejenige Richtung erhalten hat, welche sie später dauernd verfolgte.

Dr. **Mannhard.**

Pericles prince of Tyre, a novel by Geo. Wilkins, printed in 1608 and founded upon Shakspeare's play, edited by Prof. Tycho Mommsen. Zum Programm der Realschule in Oldenburg 1857.

Der Herausgeber des Perkins-Shakspeare hat durch den sorgfältigen Abdruck der überaus seltenen Novelle allen Freunden der Shakspeare-Literatur eine willkommene Gabe dargebracht, welche er durch eine in gutem Englisch geschriebene und, weil nicht polemisch, der ungemüthlichen Schärfen des Ausdrucks entbehrende Vorrede von fünfundzwanzig Seiten einleitet. Das einzige vollständige Exemplar, wornach der Abdruck veranstaltet, ist auf der Zürcher Stadtbibliothek, wohin Rudolph Heß nach seiner im Jahre 1614 unternommenen Reise nach England es mit andern englischen Büchern brachte. Die von dem Dichter Wilkins angefertigte Arbeit beruht wesentlich auf Shakspeare's Stück, zu dessen Texteskritik es von großem Nutzen sein kann, und auf der alten von Twine aus dem Lateinischen übertragenen Novelle. Indem Mommsen einige Irrthümer bezüglich der Literatur der Novelle, besonders den von dem griechischen Ursprunge derselben mit Recht zurückweist, bespricht er ausführlicher eins der ältesten lateinischen Manuscripte in Tegernsee; einige Zusätze zu den angegebenen Notizen können wir uns aber hier ersparen, da wie Mommsen selbst in der Note angibt, Prof. Haupt nächstens eine umfassende Behandlung des ganzen Gegenstandes in den Berichten der Akademie veröffentlichen wird. Vor der dem Abdrucke vorhergehenden Einleitung Collier's, die wesentlich nur ein Abdruck eines von ihm für das Athenaeum (7. Februar) geschriebenen Artikels ist, ist noch das in bibliographischer Hinsicht wichtige Titelblatt einer in Varel bei Oldenburg aufgefundenen Ausgabe der Shak-

speare'schen Sonette von 1609 im Facsimile gegeben, und es folgt alsdann die Maister Henry Fermor, Friedensrichter für Middlesex gewidmete Novelle auf 79 Seiten mit den auf 2 Seiten angedeuteten Druckfehlern der ersten Ausgabe. Ob Gewissenhaftigkeit und Präcision, wie sie der Editor unerbittlich fordert, (Neue Jahrbücher 1855, p. 107) dabei stets gewahrt sind, können wir, da uns das Original nicht zur Hand ist, nicht beurtheilen; Fleiß im Copiren desselben beweist jedenfalls die etwas einförmige Arbeit des Nachmalens der alten Charaktere, bei der für den Kritiker keine Arbeit zu thun übrig blieb. Die Ausstattung ist würdig.

C. S.

Dr. Schönermark: On the Lake School of English Poetry. Programm der Liegnitzer Ritter-Akademie. 1857.

Einen interessanten Beitrag zur Würdigung der neuern englischen Literatur hat der Oberlehrer Dr. Schönermark in der in recht gutem Englisch verfaßten Abhandlung: On the Lake School of English Poetry geliefert, deren erster allgemeiner Theil im Michaelis-Programme der Liegnitzer Ritter-Akademie veröffentlicht ist. Die 28 Quartseiten umfassende Abhandlung gibt nach einer vorläufigen Untersuchung, welche sich auf den Satz gründet, daß eine genaue Definition der Poesie unmöglich sei, als die nothwendigen Erfordernisse für einen Dichter an: Imagination, Contemplation, Intellect, und untersucht dann in wie weit die Seedichter diesen Anforderungen entsprachen. Ein kurzer Ueberblick über die früheren Perioden der englischen Literatur zeigt, daß nach der alten classischen Schule unter Queen Beß bis zu Karl I., besonders unter dem zweiten Karl zwar Dichter existirten, die sich nach französischem Geschmack gebildet und die Witz und Reflexion und gefeilten Styl, aber ebensowenig als ihre Nachfolger bis 1780, von denen höchstens Gray, Collins, Goldsmith, Thomson auszunehmen sind, wahre Humanität, wahres Pathos noch wahren Humor besaßen. Erst durch Cowper, der die Fesseln der Knechtschaft zerbrach, aber noch nicht in das gelobte Land eindrang, durch Burns, Warton's history of poetry und Percy's Reliques, sowie durch den Einfluß der deutschen Poesie und der französischen Revolution ward Bahn gebrochen für die neue Schule, welche nach der Gegend, in der die Hauptdichter lebten, die Seeschule genannt wurde. Ihre Mitglieder kommen außer diesem äußerlichen Vereinigungspunkte überein in ihrem bedeutenden Talente für beschreibende Poesie, in ihrer großen Vorliebe für die elisabethische Aera und die alten Balladen, die sie mitunter selbst mit Affectation nachahmen, in ihrer Opposition gegen die sogenannte poetische Diction, welche vor ihnen als nothwendig für die Poesie angesehen und im Gegensatz gegen die gewöhnliche prosaische Diction des gewöhnlichen Lebens festgehalten wurde. Ihr ethisches Dogma schildert Schönermark neben diesen ästhetischen als innocence, virtue, sanctity, sie ziehen das einfache Glück der stillen Häuslichkeit, Schilderungen aus dem gewöhnlichen Leben, vor allen das Weben und Schaffen der Natur selbst in ihren kleinsten und unbedeutendsten Erscheinungen als Gegenstände ihrer Dichtung vor, sie malen die Natur mit den Augen eines Liebhabers, das ganze Weltall ist ihnen belebt, aber freilich wird in diesem Mysticismus manches an falscher Stelle wichtig, und die Details der Skizzirung ermüden uns öfter. Auch in politischer Beziehung waren die Dichter sich gleich, da sie aus begeisterten Republikanern, die sie in der Jugend gewesen, später eifrige Tories wurden und bei diesen Ideen blieben.

Nach den am Schluß vermerkten Druckfehlern, zu denen wir noch p. 5 axaggerated statt exaggerated und p. 15 previleges statt privileges setzen, folgen die Schulnachrichten; hoffen wir, daß der Herr Verfasser bald Gelegenheit haben werde, seine bis jetzt veröffentlichten Notizen, wie er verspricht, weiter auszuführen.

C. S.

Coup d'oeil général sur la Littérature Française au XIXième Siècle par J. V. Robert Dr., Programm der großen Stadtschule zu Rostock. 1856.

Der Verfasser dieser Abhandlung liefert uns in derselben eine sehr interessante Uebersicht des Entwickelungsganges der französischen Literatur unsers Jahrhunderts, welche bereits der Phasen so viele durchgemacht hat und wer weiß wie viele noch in Zukunft durchmachen wird. Er beginnt mit dem Gedanken, daß noch stets große äußere Bewegungen in dem Leben einer Nation bald darauf entsprechende Bewegungen auf dem Felde ihrer Literatur hervorgebracht haben. Er ist zu diesem Ende reichlicher mit Citaten, als vielleicht nöthig gewesen wäre. Er geht dann sofort auf das neunzehnte Jahrhundert über und wendet dies auf die literarische Entwickelung an, welche während der Restaurationsperiode stattfand, und geht darauf näher auf seinen Gegenstand ein.

Man habe der classischen Periode der französischen Literatur nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß sie nicht national gewesen sei. Er bemerkt dazu mit Recht, daß schon die Vorperiode derselben es nicht war, daß die französische Literatur schon im Mittelalter fremdartige Elemente in sich gehabt habe, wie denn schon Villemain bemerkt, daß der Roman de la Rose beispielsweise eine Art von Glosse der Ars amandi von Ovid sei. — Auch das achtzehnte Jahrhundert, so neuerungssüchtig es in mancher Hinsicht gewesen, habe sich doch im Punkte der Poesie äußerst conservativ verhalten und an den conventionellen Formen des großen Jahrhunderts Nichts zu ändern gewagt. Auch seien die wahren Poeten jener Zeit die großen Prosaiker Buffon, Bernardin de St. Pierre und J. J. Rousseau gewesen. Doch habe sich auch in der Poesie schon eine neue Entwicklung geltend gemacht, als die französische Revolution ausbrach, und aller Poesie überhaupt hier eine Zeit lang ein Ende machte, so den wenigen Anhängern derselben keinen andern Ausweg übrig lassend, als sich in die hergebrachten Formen derselben zu fügen. Die Republik vertiefte sich dann erst recht in Griechenland und Rom und das Kaiserreich war ein Feind aller Poesie und Imagination; es wird zur Illustration dieser Ansicht eine sehr treffende Stelle aus Lamartine les destinées de la poésie angeführt. Als einige der wenigen Dichter jener Periode werden genannt — Millevoye, Victorin Fabre, Soumet, Chênedollé Baour-Lormian. Die Ideen der Reform aber gingen aus von Mde. de Staël und Châteaubriand, welcher Letztere in seinem Bestreben, Moses, David und die Propheten über Homer, Sophokles und Aeschylus zu erheben, wohl nicht ganz passenderweise mit Fénelon verglichen wird, denn der Verfasser des Télémaque war offenbar Nichts weniger als ein ausgesprochener Gegner des classischen Alterthums. Auf den Ruinen des Kaiserreichs habe sich Béranger erhoben, der indeß noch nicht an eine Reform der Poesie ging. Nachdem indeß Frankreich in die neue friedliche Bahn der Restauration mit Sicherheit eingetreten und sich die Zustände einigermaßen consolidirt hatten, begann auch die neue poetische Schule sich zu zeigen, welcher freilich Anfangs von den Fortsetzern der imperialistischen Poesie, deren stricter Monarchismus von dem Gouvernement der Restauration nicht ungern gesehen wurde, Widerstand entgegengesetzt wurde. Nachdem Madame de Staël und Châteaubriand die poetische Prosa des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hatten, öffneten Lamartine's Méditations einen neuen Pfad in der eigentlichen Poesie. Während des Zeitabschnittes von 1819—1824 erschienen die zweite Abtheilung der Méditations, die ersten Oden von Victor Hugo und einzelne Poesien von Alfred de Vigny. Doch waren diese jüngeren Dichter noch erst in ihrem Entwickelungsstadium und die neue Schule trat zuerst entschieden hervor mit den Orientales von Victor Hugo. Ihnen folgt der Cromwell, der Cinq Mars von de Vigny, und die Harmonies poétiques von Lamartine. Nun tritt auch Casimir Delavigne auf, von dem sonderbarerweise gesagt wird, er sei erschienen „un peu dans un camp opposé" (pag. 10); Madame Desbordes-Valmore, Madame Tastu, Alfred de Musset und Andere geben ihre ersten Versuche. Die wichtigsten Erscheinungen zeigten sich in der dramatischen Poesie; „la nouvelle école," heißt es pag. 11, „voulait en finir avec Legouvé, avec Racine;" welche sonderbare Zusammen-

stellung, Legouvé und Racine! — Das Berechtigte, was in den Neuerungen V. Hugo's lag, wird besonnen anerkannt, zugleich aber auch gezeigt, wie seine und Alex. Dumas' Uebertreibungen das noch nicht beendigte Gebäude des Romantismus bereits wieder erschüttern und Uneinigkeit in die neue Schule bringen. Der Ausbruch der Juli-Revolution beschleunigte diese Auflösung und brachte die vollständige Isolirung der einzelnen Talente zu Wege, die von nun an Jeder ihren Weg eigenthümlich verfolgten, während zugleich die Neulinge die Unabhängigkeit von jeder poetischen Autorität auf ihre Fahne schrieben. Dennoch erschienen noch vortreffliche Dichtungen; Lamartine's Voyage en Orient, Béranger gab neue Chansons, Victor Hugo seine Feuilles d'automne, während die neuen Geister, die sich erheben, sich der großen socialen Frage zuwenden, deren weitreichende Tendenz bald zur Auflösung jeder Kunstform führen sollte.

Hier hält der Verfasser nun in seiner historischen Darstellung einen Augenblick inne, um die Entwickelung zu verfolgen, welche Sprache, Styl und die literarischen Formen in den 15 Jahren von 1815—1830 genommen haben. — Man kann nun nicht grade sagen, daß was er in dieser Hinsicht namentlich in Bezug auf Sprache und Styl beibringt, besonders klar und die Sache fördernd sei, denn dazu ist die Schilderung zu abstract gehalten. Man erfährt Nichts weiter, als daß das Streben dahin gegangen sei, an die Stelle der Realität der antiken Welt diejenige der modernen Welt zu setzen, die aus der antiken Mythologie entlehnten Metaphern aufzugeben, z. B. nicht mehr von larmes de l'aurore, sondern einfach von rosée zu reden und auf diese Weise eine Sprache von einem gewissen Genie, einer gewissen Haltung und einem gewissen Charakter an die Stelle einer andern von einem verschiedenen Genie, einer verschiedenen Haltung und einem verschiedenen Charakter zu setzen; — was im Grunde gar Nichts sagt. — Besser ist der Umschwung in den literarischen Formen dargestellt. Einige dieser Formen, heißt es, seien gleichsam an der Schwelle der neuen Zeiten gestorben, da ihnen die Lebensluft gefehlt, in denselben zu athmen; hierhin gehören die Epopöe, die Idylle und die Oraison funèbre. Die Hauptentwickelung findet aber in der dramatischen Poesie statt. An die Stelle der etwas abstracten Formen der Komödie und Tragödie tritt das Beide in sich fassende Drama. Es habe der alten Tragödie oft an innerer Wahrheit gefehlt, als Beispiel dafür wird das herkömmliche Récit am Schlusse derselben angeführt, welches jedoch unpassenderweise als ein procédé de Racine bezeichnet wird, da dasselbe bekanntlich bei andern gleichzeitigen Dichtern, sowie schon bei Corneille und vor demselben bei den Stiftern der französischen Tragödie im sechzehnten Jahrhundert, Jodelle und Garnier, vorkommt. Die sorgfältige mise en scène des modernen Dramas wird dagegen von dem richtigen Gesichtspunkte aus als Förderung der Lebenswahrheit des Dramas vertheidigt.

Dann wird die literarische Entwickelung wieder aufgenommen. Es wird berichtet, daß eine große Anzahl der Anhänger des Romantismus aufhörten Männer der Literatur zu sein und sich der Politik zuwandten, wie Guizot, Villemain, Thiers, Mignet, Barante, Cousin, die durch ihre gediegenen Arbeiten die literarische Bewegung der Zeit eingeleitet hatten. Jetzt gaben sie nur noch Einzelnes, wie Guizot den Washington, Cousin den Abélard, Villemain zwei Bände Literaturgeschichte. Doch zeigte sich schon Neues und Ungewohntes von anderer Seite her; Lamartine's Jocelyn zeigte eine gewisse Erschlaffung, den Paroles d'un Croyant von Lamennais fehlt die wahre Einheit. Auch Victor Hugo ließ auf Meisterwerke, wie die erwähnten Feuilles d'Automne und Notre-Dame de Paris, auf Cromwell und Hernani die weit schwächeren lyrischen Sammlungen, les Chants du Crépuscule und les Voix intérieures folgen, in welchen der Sensualismus der Einbildungskraft die Stelle des Gefühls vertritt, während er in seinen späteren dramatischen Schöpfungen die fieberhaften Träume seines Gehirnes als historische Gemälde gibt. Weit mehr verirrten sich die jüngern und geringern Meister, die bald jeder Excentricität in die Arme fielen: Alfred de Musset, Eugène Sue, Alex. Dumas, Frédéric Soulié, Balzac, George Sand 2c. Ihre Werke stellen den Zustand der Juli-Gesellschaft dar mit ihrem übermäßigen Jagen nach Reichthum, nach

Ehren und Auszeichnungen, mit ihrem religiösen Scepticismus und ihrem Widerspruchsgeist gegen jegliche moralische und religiöse Autorität. — An Alfred de Musset wird indeß die Gewandtheit und Leichtigkeit der Behandlung gerühmt, mit der die Tiefe der Auffassung nur nicht immer gleichen Stand hielt, an Eugène Sue die lebenskräftige Wahrheit seiner Schilderungen, die freilich oft in Brutalität und Raffinement zugleich ausarten. Von George Sand heißt es (pag. 18): Tout en condamnant ses égarements, tout en blâmant son goût pour la déclamation, les esprits les plus sévères sont entraînés vers lui par une invincible sympathie. Les esprits les plus sévères, — das möchte am Ende doch noch die Frage sein! — Nur die Geschichte sei in dieser Periode von 1830 bis 1848 ihren Anfängen treu geblieben und habe fortgefahren, gleich Tüchtiges hervorzubringen.

Nachdem die Bewegungsjahre 1848 und 1849 vorüber waren, erhob sich von allen Seiten die Reaction gegen die Ausschreitungen des Romantismus, größtentheils allerdings eine rein kritische und negative, wie die von Nisard, St. Beuve, Gustave Planche, St. Marc-Girardin, Ampère. Doch fehlten auch nicht die positiven Bestrebungen; als Repräsentanten derselben werden Ponsard und Leconte de Lisle genannt, die durch ihre Etudes antiques, Lucrèce, Poëmes antiques ein tieferes poetisches Verständniß des Alterthums vermitteln wollten. Erwähnt werden noch die Poëmes évangéliques von Victor de Laprade und die Scenen des Familienlebens von Ch. Reynaud.

In Betreff der dramatischen Poesie wird bemerkt, daß die Reformationsversuche bisher weniger glücklich gewesen. Die Wiedererwecker der classischen Tragödie, wie Ponsard, verfielen in denselben Fehler wie ihre romantischen Vorgänger, sie suchten die Regeneration in Aeußerlichkeiten. Lebensfähiger als die Tragödie habe sich jedenfalls die Komödie erwiesen; es werden die Versuche Ponsard's, Augier's und George Sand's in dieser Gattung erwähnt. Doch sei das immer nur das Sitten- und das Phantasie-Lustspiel, die eigentliche Komödie, die Charakter-Komödie fehle noch und richtig ist es allerdings, daß Gabrielle, La Ciguë, l'Honneur et l'Argent, La Bourse, Molière (von George Sand), Madame de Seiglière (von Jules Sandeau) noch nicht die wahre Komödie sind.

Von dem Roman wird bemerkt, daß auch er anfange, sich aus der sittlichen Verkommniß der letzten Zeiten herauszuarbeiten und zu reineren Grundanschauungen zurückzukehren. Als Beispiele dieser Umkehr werden angeführt: La petite Fadette, la Mare au Diable und François le Champi von George Sand, welche man dafür gelten lassen mag. Weniger befriedigen kann jedoch Fernand Duplessis von Eugène Sue, und gar die Dame aux Camélias von Alexander Dumas' Sohn hier gleichfalls angeführt zu sehen.

Schließlich wird diese heilsame Umkehr dem Einflusse der haute critique zugeschrieben, doch heißt es wohl etwas zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß diese schon mehr als einen Dichter, Historiker und Romanschriftsteller habe entstehen lassen. Die Kritik, auch in ihrer idealsten Auffassung, kann gewiß ebenso wenig Dichter und Künstler schaffen, wie die Philosophie, aber sie kann dieselben vor Abirrungen bewahren und hat an der Durchführung dieser Aufgabe völlig genug zu thun; auch hat nicht sie, sondern der Umschwung der politischen Ereignisse den großen Umschwung in den Ideen zu Stande gebracht.

Ueberblicken wir nun die Arbeit im Ganzen, so kann gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß die vorliegende Zusammenstellung eine im hohen Grade lehrreiche und interessante ist und mit sicherer Hand durch eine von so mannigfachen und entgegengesetzten Strömungen bewegte Zeit, wie die seit dem Falle des ersten Kaiserreichs bis zur Errichtung des zweiten verflossen ist, hindurchführt. Wie viel nun an dieser Zusammenstellung Eigenthümliches ist und wie weit der Verfasser den großen Meistern der französischen Literaturgeschichte, wie St. Marc Girardin, St. Beuve, Gustave Planche, Villemain, Ampère, denen Vieles zu verdanken er selbst erklärt, verschuldet ist, — das läßt sich zwar so rasch nicht übersehen. Ein Umstand ist freilich, der zu einigem Bedenken Anlaß gibt, — nämlich die Ungleichheit des Styles in dieser Abhandlung. Während nämlich einzelne Partien

meisterhaft geschrieben sind, z. B. die pag. 14 ff., in welcher der Reiz des ersten Entstehens einer neuen Geistesrichtung geschildert wird, tragen andere dagegen Spuren großer Nachlässigkeit an sich und sind auch wohl durchweg unklar und vage gehalten. Was sagt man z. B. zu folgender Charakteristik Bérangers pag. 11: „Dans ses adieux qu'il nous (??) adressait, il montrait une fantaisie d'une allégresse indisciplinée, une flamme voltigeante de poésie, qui se joignent à un fond de pensées lointaines (??) auxquelles elles jettent un merveilleux éclair.“ — Von Victor Hugo heißt es pag. 10: „Il jette la poésie de son âme dans les mers, dans les fleuves, dans les montagnes, dans les forêts, dans le harem et dans le temple.“ — Ueber die Harmonies poétiques von Lamartine heißt es ebendaselbst: „C'est réellement aux Harmonies qu'il faut venir pour voir le poète se déployer tout à l'aise, dans l'effusion de sa grande manière (!)“ Das un peu dans un camp opposé Casimir Delavigne's haben wir schon erwähnt. Was ist ebendaselbst eine histoire entamée dramatiquement? — Ist Folgendes Druckfehler oder Nachlässigkeit des Schriftstellers: „Au milieu de ce mouvement immense, les germes d'un nouvel essor poétique étaient trop peu développés, pour ne pas passer inaperçus, et quand même ils auraient été assez puissants pour mériter quelqu'attention, le pouvoir d'alors les aurait étouffés, car loin de sympathiser avec ses (soll wohl heißen ces) tendances, ils se fussent constamment trouvés en opposition ouverte avec elles, pag. 6. Es muß doch wohl heißen: il, nämlich le pouvoir d'alors, se fût trouvé en opposition ouverte avec elles. — Pag. 13 findet man: La critique que beaucoup ont faite des oppositions de personnages et d'idées dans le drame moderne ...“ Die besten Grammatiker, wie Vaugelas, Wailly, Féraud tadeln den Gebrauch des substantivischen beaucoup, das nur in Conversation und der Poesie erlaubt ist. Kleinere Ausstellungen übergehen wir, merkwürdig ist jedoch, daß fast durchgängig die Form qu'elle wie das fragende Fürwort quelle geschrieben ist, z. B. pag. 6: ils tremblaient quelle ne ressuscitât dans le monde avec la liberté; — pag. 8: en peignant la vie telle quelle est; pag. 10: aucune des promesses pompeuses quelle avait faites u. s. w. — was natürlich nur an mangelhaftem Correcturlesen liegt. — Bei einer so großen Ungleichheit der Behandlung können wir allerdings zu keinem eigentlichen Endurtheile über den Styl der Arbeit gelangen, und wir haben keine Antwort auf die Frage, wie so Mangelhaftes und so Vortreffliches nebeneinander bestehen und aus derselben Feder fließen könne; wir müssen vielmehr in Geduld erwarten, ob es dem Herrn Verfasser der Abhandlung vielleicht gefallen möchte, uns gelegentlich einigen näheren Aufschluß über die Entstehungsweise derselben zu geben.

M. Maaß.

Miscellen.

Der schwarze Ritter in Schiller's Jungfrau von Orleans.

Die Erscheinung des schwarzen Ritters in der Jungfrau von Orleans ist so vielfach Gegenstand der Besprechung gewesen, ist so oft und so gründlich getadelt worden, daß es überflüssig erscheinen kann, sie noch einmal zu besprechen, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, sie in jeder Weise zu vertheidigen. Man hat der ganzen Scene dramaturgisches Ungeschick vorgeworfen; man hat, namentlich A. W. von Schlegel, die Absicht Schiller's dabei zweideutig genannt. Der Zweck dieser Zeilen ist nicht, die künstlerische Technik des Auftritts zu rechtfertigen; und es wäre wohl eben so vergeblich, in den Worten und dem Rathe des Geistes die Folgerichtigkeit sei es eines menschlichen oder eines höllischen Charakters nachzuweisen. Dagegen, glaube ich, läßt sich besser, als bisher geschehen ist, zeigen, in welche Verbindung der Dichter die Geistererscheinung mit der Anlage und dem Verlauf des Stücks gesetzt hat, und welche Wichtigkeit sie für die ihr unmittelbar folgende Wendung des Schicksals der Jungfrau nach seiner Absicht haben sollte.

Ich schicke meiner Auseinandersetzung die Worte Schiller's in einem Brief an einen Unbekannten in Weimar, Döring, Schiller's Briefe III, 242, über das Auftreten des Geistes, voraus. „Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander spielen. Sollte es Jemandem zweifelhaft sein, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle angehört? — Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet:

„Nicht aus den Händen leg ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,"

für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Nur die geprüfte Tugend erhält die kanonisirende Palme."

Ferner setze ich diejenigen Verse dieser Scene hierher, welche zum Verständniß derselben am nothwendigsten sind.

„Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Bist du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworb'ne Ruhm. Entlasse
Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh' es sich zürnend selbst befreit: es haßt
Die Treu' und Keinem dient es bis an's Ende.
— — — — — — — — gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung.
— Schau hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen,

Das Ziel und Ende deiner Fahrt; — die Kuppel
Der hohen Kathedrale siehst du leuchten:
Dort wirst du einziehen in Triumphgepräng',
Den König krönen, dein Gelübde lösen.
Geh' nicht hinein! Kehr' um! Hör' meine Warnung!

Daß die Erscheinung Talbot's Geist ist, glaubte der Dichter in den Worten:

Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen seh'n, so sagt' ich, du wär'st Talbot.

hinreichend deutlich angedeutet zu haben; daß er sich gleichwohl darin geirrt hat, beweis't in einer Note zu der oben ausgezogenen Briefstelle das Geständniß Schwab's, es nicht gemerkt zu haben.

Die Absicht des Geistes Talbot's ist ohne Zweifel die, den Franzosen die Unterstützung der Jungfrau zu entziehen, weil er hofft und weiß, daß, wenn sie ihren Landsleuten nicht beisteht, die Engländer leicht mit ihnen fertig werden würden. In der richtigen Logik der Hölle hätte es nun freilich gelegen, daß der Geist ganz geschwind der Jungfrau den Hals bräche; auch wüßte ich nicht, was ihn, wenn er doch einmal im Panzer und Harnisch erscheint und den Arm der Heldin lähmt, daran hindern konnte: aber so etwas schickte sich für das Trauerspiel nicht; vielleicht war es auch nach den Gesetzen der Hölle nicht gestattet. Genug, der Geist gibt Johanna den Rath, mit den errungenen Erfolgen sich zu begnügen, vor Rheims umzukehren und das Heer der Franzosen zu verlassen, mit der Erinnerung, daß sie nun ja — und der Geist konnte das ja wissen, — ihre Mission erfüllt habe. Sein Rath reizt Johanna, die in ihm das Böse sich zur Seite stehen sieht, natürlich zum Widerspruch; er verschwindet vor ihrem Andrängen; aber er gibt seinen Plan darum nicht auf. Durch ihre Prahlerei nach dem Verschwinden Talbot's, durch den Raum, den sie der Eitelkeit und dem Hochmuth in ihrer Seele gewährt hat, haben die Geister des Bösen über sie Macht bekommen: gleich nach Talbot's Verschwinden steht Lionel vor ihr, in diesem Augenblicke von dem bösen Geiste mit dem Zauber alles Liebreizes ausgestattet und in den Glanz eines Engels des Lichts gekleidet. Nach dem kurzen Kampf muß Johanna, — so viel Macht hat der böse Geist durch ihren Stolz und durch ihre Ueberhebung über sie gewonnen, — sich sogleich in Lionel verlieben. Anders aufgefaßt ist diese urplötzliche Liebe — noch dazu in der Schlacht und während des Kampfes — eben so lächerlich, als einer Tragödie unwürdig. Von diesem Zusammenhange hatten freilich Tieck und Platen keine Ahnung; und so allerdings konnte jener Johanna's Liebe unbegreiflich finden, dieser sie zum Gegenstand eines Epigramms machen.*) Der gute Schwab ist geneigt, Johanna ihre Liebe zu verzeihen; er mißbilligt nur ihre Wahl und tadelt es, daß „sie sich in keinen bessern, keinen bedeutender vom Dichter gehaltenen Helden verliebte;" Schiller's Leben, Seite 685; und selbst die oben hingesetzten, von ihm nachher angeführten Worte des Schillerschen Briefes: „Die Jungfrau muß — für ihren Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach;" auch diese so deutlich bezeichnenden Worte konnten ihm nicht die Schuppen von den Augen fallen lassen. Dazu kommt noch, daß, wenn Johanna ohne die oben angegebene Einwirkung jene Liebe faßt, das Ereigniß ein rein zufälliges wird, wie es dem Roman, nicht ein aus der Lage mit einer gewissen Nothwendigkeit sich herauswickelndes ist, wie es der Tragödie allein zukommt: es wird aus einer doch immer einigermaßen motivirten Tragödienhandlung ein reiner Romanvorfall. Schiller hatte aber seit der Goetheschen Auseinandersetzung im Wilhelm

*) Schiller. Etwas weniger, Freund, Liebschaften! So wärst du beliebt zwar
Weniger, weil ja so sehr Thekla gefallen und Max.
Eins doch find' ich zu stark, daß selbst die begeisterte Jungfrau
Noch sich verliebt, furchtbar schnell, in den brittischen Lord.

Meister diesen Unterschied gewiß noch besser als früher festgehalten, und überhaupt in seinen Stücken, nach dem Vorgange seines Freundes, überall genau motiviren gelernt.

Man wird sich nun leicht überzeugen, daß das ganze Stück — ob mit Recht oder mit Unrecht, ist hier nicht die Frage — von vorn herein auf die Umwandlung angelegt ist, welche die Liebe zu Lionel in der Seelenstimmung, wie in dem Geschick der Jungfrau hervorbringt; daß dies Ereigniß von Anfang an bestimmt war, die Katastrophe des Trauerspiels zu bilden. Dafür spricht auch, nach der bekannten Technik, seine Stelle am Schlusse des dritten Aufzugs. Sonst wären die Verse des Vorspiels

Nicht Männerliebe darf dies Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust

eben so überflüssig, als unpassend; und Schiller hätte gewiß herausgefühlt, daß, hätten ihm für die Entwicklung des Stücks diese und ähnliche Aeußerungen nicht nothwendig geschienen, sie besser unterblieben wären, indem die reine Jungfrau sich nur um so reiner zeigen würde, wenn sie die Zurückweisung, wenn sie diese freiwillig und vorweg geäußerte Ablehnung aller irdischen Liebe gar nicht zu erwähnen gebraucht hätte. So aber war das Ersticken der Neigung zu einem Manne zu einer Bedingung ihrer Sendung gemacht worden, damit die durch die Versuchung des bösen Geistes über sie gebrachte Uebertretung dieser Bedingung in ihr selbst den Glauben an ihre göttliche Sendung erschüttern und sie nun eben so schwach machen sollte, als ihr Bewußtsein einer Mission von Gott sie vorher stark gemacht hatte. Der Zwiespalt ist augenblicklich in ihre Seele geworfen: ihr Monolog am Anfang des vierten Actes verräth es. Der elegische Anklang in diesen berühmten Versen drückt nicht das Bedauern Johanna's aus, der Liebe entsagen zu müssen, — ein Bedauern, das gleichwohl manche zartgesinnte Dame demselben unterlegt, — sondern den Schmerz, der Liebe erlegen zu sein. Und dies Bewußtsein, die Ueberzeugung, die Uebereinkunft mit ihren Sendern verletzt zu haben,

Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen schickt,

diese Ueberzeugung macht denn auch nachher die Heldin ihrem Vater gegenüber so nachgiebig und ausweichend, welchen, wenn gleich stummen Widerstand sie auch immer im Prolog ihm entgegenzusetzen gewußt hatte. Aber damals ist sie auch von der Begeisterung ihrer göttlichen Sendung erfüllt, welche jetzt theilweise übertreten zu haben ihr Bewußtsein ihr zuflüstert. Sie weiß der Anklage, daß sie eine Zauberin sei, daß sie mit bösen Geistern in Verbindung stehe, nicht entgegenzutreten, weil in der That die Liebe zu Lionel, von der sie sich befangen fühlt, ein Erzeugniß des bösen Geistes ist, weil sie selbst sich in „diesen Schlingen der Hölle“ gefesselt weiß. „Das hartnäckige Schweigen der Johanna,“ sagt Schiller an einer andern Stelle des oben angezogenen Briefes, „als sie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, ist in ihrer visionären Schwärmerei vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen.“ Etwas also thut zu ihrer Schwäche die kindliche Ehrfurcht, aber das Meiste thut die Erinnerung, mit der Nachgiebigkeit gegen eine von der Hölle selbst ihr beigebrachte irdische Neigung und mit der Schonung Lionel's die Bedingung ihrer Mission übertreten zu haben. Sie findet ihre ganze Kraft sogleich wieder, sobald sie diese Schwäche der Zuneigung zu Lionel und jede Erinnerung daran abgestreift hat. Und wie ihr Stolz sie der Macht des bösen Geistes und der dämonischen Liebe preisgegeben hatte, so befreit sie ihre Demüthigung und ihre Demuth wieder von dem Einfluß des bösen Feindes und von der übernatürlichen und unnatürlichen Neigung zu dem englischen Feldherrn. Nur so, aber nicht auf menschliche, nicht auf psychologische Weise ist es zu erklären, daß sie in der Schlußscene des fünften Acts einen ebenso glühenden Haß gegen Lionel zeigt, als sie vorher heiße Liebe zu ihm gefühlt hatte.

Wenn nun diese Erklärung, die ohne allen Zweifel die Anschauung Schiller's angibt, geeignet ist, die großen psychologischen Mängel, welche der letzten Hälfte des Stücks in der Entwicklung des Gemüthszustands der Jungfrau sonst vorgeworfen werden müßten, zu beseitigen, so bleibt doch immer in der Stelle des Stücks, von der hier hauptsächlich gesprochen werden soll, in den Schlußscenen des dritten Acts, der dramaturgische Fehler, daß die Intention des Dichters nur in leise angedeuteten Ausdrücken, nicht in den Vorgängen selbst, — mehr durch Worte als durch Handlungen ausgeprägt ist. Die Einwirkung, welche der schwarze Ritter auch noch nach seinem Verschwinden auf die Jungfrau ausübt, die Erregung ihrer Liebe für Lionel grade durch seine höllischen Künste bleibt zu verhüllt, ist nicht deutlich genug angegeben, muß auch dem aufmerksamen Zuschauer beinahe entgehen. Zwar wird eine sorgfältige Regie dafür sorgen, daß Lionel auf derselben Seite zum Vorschein kommt, auf der Talbot verschwindet; — das erfordert ohnehin die klare Uebersichtlichkeit der Vorgänge auf dem Schlachtfelde: aber damit ist noch wenig gethan, um die Erscheinung des Geistes Talbot's mit dem Auftreten Lionel's in Zusammenhang zu bringen. Etwas würde der Einsicht der Zuschauer nachgeholfen werden, wenn in dem Augenblick, wo Johanna dem Lionel den Helm abreißt, durch irgend eine oben über der Bühne angebrachte Vorrichtung ein übernatürlicher Glanz auf des britischen Feldherrn ganze Erscheinung geworfen würde. Es würde das zugleich die Worte der Jungfrau erläutern:

> Sobald Du sahst, verließ Dich Gottes Schild,
> Ergriffen Dich der Hölle Schlingen.

Wie man aber auch über die Durchsichtigkeit oder Undeutlichkeit der Intention Schiller's urtheilen möge; — und Manchem, besonders wenn er von der Aufführung absieht, wird vielleicht grade das ahnungsvolle Helldunkel, in welchem der Dichter das Ueberirdische in die gewöhnliche Welt hineinragen läßt, ganz besonders gefallen; — daß seine Ansicht und Absicht diejenige gewesen ist, welche ich in den vorstehenden Zeilen entwickelt habe, ist wohl unbestreitbar. Dann aber ist auch die Erscheinung des schwarzen Ritters nicht mehr ein müßiges Beiwerk, wie etwa die Montgomery-Scenen, die nur dem Gegensatz mit Lionel dienen sollen (vergl. den Monolog am Anfang des vierten Acts), sondern sie wird in der That der Hebel der Umwälzung in dem Geschick der Heldin. Freilich rettet diese bewußtvolle und dem Zweck des Dichters dienende Anlage der Geistererscheinung diese selbst nicht von dem Anschein der gezwungenen Erfindung und der mühsamen Herbringung: aber das ist ein Vorwurf, der in der Poesie alles Uebernatürliche trifft, das nicht von dem zauberhaften Nimbus ursprünglicher und naturwüchsiger Sage umhüllt wird.

Berlin. **H. J. Heller.**

Wunderlichkeiten im Gebrauche der deutschen Sprache.

Programm von Litomischl 1855, p. 19: Ein Entzündungsapparat beigeschafft mittelst der jährlich systemisirten Dotation. — Eine kupferne Denkmünze an die Trauung Ihrer Majestäten. —

Programm von Schemnitz, 1855, p. 18: Die hiedurch benöthigte Hülfe. Die Veränderungen benöthigten eine neue Vertheilung. — p. 24: Die hierortige Anstalt. — Die Beischaffung der nöthigen Lehrbehelfe. —

Programm von Saaz 1855. Wissenschaftliche Abhandlung betitelt: Blick in den Orient (handelt über die assyrischen Alterthümer). — p. 32: Die Emporbringung der Anstalt. — p. 34: Die Regelung der Hauptschulen wird bekannt gegeben. — p. 35: Ein verläßlicher Einwohner des Gymnasialortes. — p. 36: Die Ueberprüfung der bedingt Versetzten. —

Programm von Czernowitz 1855. Deutsche Themata: Untersecunda: „Elegische Herbstgedanken mit Hinblick auf das menschliche Leben." — „Moralische

Betrachtungen über Schicksal und Vorsehung." — Unterprima: „Nützlichkeit der Beschäftigung." — „Einfluß Rudolph's I. auf Recht und Tugend des deutschen Volkes." — Aus der Chronik der Anstalt: Von der Regierung wurde die Erweiterung des Zimmers, in welchem bisher die Vorbereitungsclasse untergebracht war, durch Niederreißung einer Wand, welche es bisher von dem bisher zum Hebammenunterrichte verwendeten Locale trennte, bewilligt, so daß die Hebammen von nun im städtischen Hospitale untergebracht sind. —

Programm von Lemberg 1855. p. 32: Mit hochortiger Bewilligung. — p. 33: Auch verehrte er dem Gymnasium ein schönes Oelgemälde, die Mutter Gottes vorstellend, welches Veranlassung gab zur Einführung und praktischer Verrichtung mit der Jugend der Maiandacht. —

Programm von Eger 1855, p. 41: Diesen Beschluß hat die k. k. Statth. zur befriedigenden Wissenschaft genommen. — p. 43: eine genaue Kenntniß der hochortigen normirenden Erlässe. —

Programm von Salzburg 1855, p. 45: Einen Schüler, Johann Ludwik, haben wir auch heuer wieder durch den Tod verloren. —

Programm von Masberg in Steiermark 1855, p. 10: Der provisorische Schulrath Herr Rigler ist zum wirklichen Schulrath für Steiermark unter gleichzeitiger Verwendung in Kärnthen und Krain allergnädigst ernannt; um so erfreulicher für jeden Freund der höhern Cultur in unserm Vaterlande, als dieser Act der Allerhöchsten Anerkennung ein weiterer von den vielen Belegen ist, wie einsichtsvoll und unerschütterlich fest der eben so edelgesinnte als edeldenkenden Ahnen entsprossene Genius, dem an den Thronstufen Seiner k. k. Apostol. Majestät das Beste der Kirche, sowie die Interessen des Wissens und der Kunst zu befürworten eine so hehre Bestimmung geworden ist, sein erhabenes Amt im wohlverstandenen Interessen Oesterreichs verwaltet und mit welch wachsamer Sorgfalt Se. Excellenz der Herr Graf Statthalter in Steiermark das ersprießlichste Gedeihen der steiermärkischen Gymnasien zu wahren gnädigst bestrebt bleibt. — p. 13: Ein wohlverhaltener Schüler.

Der „deutsche Sprachwart" herausgegeben von Max Moltke in Berlin — eine Zeitschrift, welche es sich zu ihrer besonderen Aufgabe gestellt hat, für Kunde und Kunst der Muttersprache, für Hebung und Hegung ihrer geistigen Schätze, für Reinheit und Richtigkeit ihres Gebrauches in Rede und Schrift zu sorgen — gewinnt immer mehr Boden und hat sich namentlich auch mit der Orthographie unsrer Sprache sehr eingehend beschäftigt. Um unsern Lesern eine Vorstellung von der Reform zu geben, welche dieses Blatt erstrebt, theilen wir nachstehenden kleinen Artikel über ein in den Household Words von Dickens enthaltenes Gedicht mit, welcher auch seinem Inhalte nach interessant ist. Es lautet derselbe mit der Ueberschrift: „Uebersetzungen aus dem Deutschen" folgendermaßen:

Nachdem vir Deutshe shon jahrhunderte lang di schrifttümer fremder fölker aller zeiten, zonen und zungen mit und one val, nachahmend und nachäffend uns angeeignet und abvexelnd zur hebung und hemmung varer folksbildung unſer eigenes schriftentum damit geimpft und gepfroft haben, kommen eigentlich erst jezt di erzeugnisse des filſeitigen deutshen geistes zu eren und anſehen bei fremden fölkern und erleben fon jar zu jar häufigere ferpflanzung auf fremden sprachboden nach allen fir himmelsgegenden hin. Namentlich sheint der ſinn des uns bluts- und sprachfervanten englishen folkes ſich deutsher vissenshaft und dichtung mer denn jemals zuvenden zu vollen; denn vi im osten jüngst noch di Madjaren, ſo ſind im vesten nunmer di Engländer und Amerikaner di eifrigsten erlerner deutsher zunge überhaupt und di fleisigsten überſezer deutsher verke aus jenen fächern insbeſondere. Nur eines ist dabei fom standpunkte vexelſeitiger shuldigkeit zu bedauern, dass nämlich di englishen leſer disſeit und jenſeit des vestmers nicht immer die deutshe kvelle erfaren, aus velcher irgend eine inen dargebrachte ſinnige gabe in gebundener oder ungebundener rede

fon dem spender geshöpft vorden. So fand neulich der deutshe Sprachvart in Dickens' household-words (vol. IX. no. 229) ein gedicht mit der übershrift „Mine Host," in velchem er ſofort eine getreue überſezung fon Uhland's „Einker" erkante: aber keine anmerkung fon ſeiten des überſezers oder herausgebers deutete auf des gedichtes deutshen ursprung hin, vi denn überhaupt angabe der kvelle oder urhebershaft in jenen blättern eine grose ſeltenheit ist. Der deutshe shriftsteller, ob nun leiter oder mitarbeiter einer zeitshrift, ist darin fil genauer und gevissenhafter; ja nicht ſelten geht er ſo veit, ſich auf eine mangelhafte überſezung aus ſeiner feder mer einzubilden als auf ein meisterhaftes eigenerzeugnis ſeines geistes; denn es ist nun einmal di leidige ſucht der Deutshen männiglich, mit dem blosen radbrechen und maulhaben fremder zungen förmlich zu prunken. Indessen venn auch di englishen mitarbeiter und mitarbeiterinnen des herrn Dickens ſamt und ſonders ſich mit der ere besheiden (oder filleicht besheiden lassen), ire beiträge one namensuntershrift eben nur abgedrukkt zu ſehen; ſo ſolten doch di aus fremden shrifttümern entlenten aufſäze und gedichte als ſolche venigstens nach irer sprachkvelle bezeichnet verden. Oder kennt herr Dickens unſern Uhland nicht? — Oder erkante er das im eingeſante gedicht überhaupt nicht als eine überſezung? — In diſem falle gibt der deutshe sprachvart im di ferſicherung und vill — auf gut english — ſolche durch eine vette fon tauſend gegen eins erhärten, dass ein englisher dichter — fon dem range Uhlands in Deutshland — bei keinem deutshen shriftsteller und zeitshriftleiter — fon dem range des herrn Dickens in England — jemals der gefar oder unbill ausgeſezt väre, di deutshe überſezung eines ſeiner gedichte den deutshen leſern als das erzeugnis einer deutshheimishen muſe dargeboten zu sehen; denn der shlichteste deutshe leſer fon nur einiger bildung und beleſenheit vürde di untergeshobenheit merken. Da es den leſern des Sprachwart angenem ſein dürfte, di englishe überſezung, welche zu obigen zeilen veranlassung gab, nun auch irerseits kennen und vürdigen zu lernen, ſo folgt ſi hir dem deutshen urtext gegenüber vortgetreu abgedrukkt:

Einker.

Bei einem virte, vundermild,
Da var ich jüngst zu gaste;
Ein goldner apfel var sein shild
An einem langen aste.

Es var der gute apfelbaum,
Bei dem ich eingekeret;
Mit ſüser kost und frishem shaum
Hat er mich vol genäret.

Es kamen in ſein grünes haus
Fil leichtbeshvingte gäste,
Si sprangen frei und hilten shmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein bett zu ſüser ruh
Auf veichen, grünen matten;
Der virt, er dekkte ſelbst mich zu
Mit ſeinem külen shatten.

Nun fragt' ich nach der shuldigkeit,
Da shüttelt er den vipfel.
Geſegnet ſei er allezeit,
Fon der vurzel bis zum gipfel!

Mine Host.

Once with a landlord wondrous fine
A weary guest I tarried;
A golden pippin was his sign
Upon a green branch carried.

He was a goodly apple-tree
With whom I took my leisure;
Fine fruit, and mellowed juicily,
He gave me of his treasure.

There came to that same hostel green
Full many a guest light-winging;
A merry feast they made, I ween,
And leapt, and sang their singing.

My rest to take, my couch I made
On mattress of green clover;
The landlord with his own broad shade
Carefully spread me over.

I rose; — I called to pay the score,
But, no! he grandly boweth:
Now, root and fruit, for evermore,
God bless him while he groweth!

König Johann und der Abt von Canterbury.

Bürger hat bekanntlich den größten Theil seiner Balladen entweder mehr oder minder frei nach dem Englischen bearbeitet oder den Grundgedanken dazu (vgl. Lenore und Sweet William's Ghost in Percy Relics of Ancient English Poetry) aus englischen Balladen entlehnt. Die Kraft und Einfachheit dieser alten Balladen, welchen sie in England ihre Popularität verdanken, und welche den unpoetischen Leser so tief ergreifen und rühren, trieb den Dichter zur Reproduction. Es ist dabei nur zu bedauern, daß Bürger in seinem Streben nach Popularität diese zu wenig von ihrer bösen Schwester, der Pöbelhaftigkeit unterschied. Daher hat er für die stille Leidenschaft keinen Sinn, ihm muß sie toben (vgl. The Child of Elle in Percy's Relics und Junker Karl von Eichenhorst und Frl. Gertrude von Hochburg). Daher diese Vorliebe für gewisse Kraftausdrücke, welche doch nur in den untersten Schichten des Volks populär sind, und für welche der Wohlklang seiner Verse, worin Bürger für alle Zeiten ein Muster bleiben wird, nicht zu entschädigen vermag, daher endlich die Verzerrung des Witzes durch die Posse, wodurch er seine Muster oft gradezu entstellt. Man kann daher wohl sagen, daß manche der altenglischen Balladen dem deutschen Volke durch Bürger nur verzerrt wiedergegeben sind, und es ist wohl der Mühe werth, diese schönen Reste echt populärer Poesie in ihrer wahren Gestalt wieder darzustellen. Ein Versuch dazu ist die folgende Uebersetzung des King John and the Abbot of Canterbury, dem Original des Bürger'schen: Der Kaiser und der Abt von St. Gallen. Sie macht nur Anspruch auf Treue; übrigens ist sie weit entfernt, irgendwie mit der Bürger'schen Ballade wetteifern zu wollen.

Eine alte Geschichte höret jetzt an
Von dem ruhmreichen Fürsten, genannt Herr Johann.
Der war über England ein mächtiger König,
That Unrecht genug, doch auf Recht hielt er wenig.

Ein lustiges Mährlein erzähl' ich daneben,
Das sich mit dem reichen Abte begeben,
Der in Canterbury lebte in Reichthum und Pracht.
Darüber ward er beim König verklagt.

In seinem Palaste, so sagte die Klage,
Speist er an die hundert Mann alle Tage,
Und fünfzig Herren mit Ketten von Gold,
In sammtnen Kleidern hielt er in Sold.

Abt, sprach der König, was hör' ich von Dir
Du hälst ein besseres Haus als wir.
Mit solchem Haushalt und prächtigem Staat
Sinnst Du sicherlich gegen die Krone Verrath.

Herr König, entgegnet der geistliche Mann,
Mein Reichthum hat Niemand noch Unrecht gethan.
Drum hoff' ich in Demuth, Ihr werdet verzeihn,
Wenn ich spende, was nur von Rechtswegen mein.

Ja, ja, sprach der König, Du thatest nicht gut,
Und büßen sollst Du nun mit Deinem Blut.
Kannst Du mir nicht geben Bescheid auf drei Fragen,
So wird Dir der Kopf vom Rumpfe geschlagen.

Zuerst, wenn ich wieder als König hier throne,
Das Haupt geschmückt mit der goldenen Krone,
Sag mir, vor all meinen edeln Getreu'n,
Wie viel ich wohl werth auf den Pfennig mag sein.

Sodann sollst Du mir sagen zum zweiten,
Wie schnell ich die ganze Welt kann umreiten.
Und als letzte Frage von diesen drei'n
Sag mir, was meine Gedanken sein.

Ach, das ist gar schwer für mein bißchen Verstand,
Auch hab' ich die Antwort sogleich nicht zur Hand;
Drum bitt' ich Euch um drei Wochen Frist,
Dann will ich thun, was mir möglich ist.

Nun, drei Wochen Frist, die will ich Dir geben,
Und keinen Tag hast Du länger zu leben,
Denn zeigest Du nicht die drei Fragen mir an,
So ist's um Dein Land und Dein Leben gethan.

Und fort ritt der Abt mit dem schrecklichen Wort;
Er ritt nach Tambrück und Ochsenford,
Doch keines Doctoren Gelehrsamkeit
Wußt' ihm auf seine drei Fragen Bescheid.

Und heim ritt der Abt, und das Herz war ihm schwer.
Da kommt des Weges sein Schäfer daher.
Grüß Gott, Euer Gnaden! Willkommen allhier!
Was Neues von König Johann bringt Ihr?

Schlimm, schlimm ist was ich zu melden hab:
In drei Tagen schon läuft mein Leben ab;
Kann ich ihm nicht geben Bescheid auf drei Fragen,
So wird mir der Kopf vom Rumpfe geschlagen.

Zuerst soll ich, wenn er erscheint auf dem Throne,
Das Haupt geschmückt mit der gold'nen Krone,
Ihm sagen vor all' seinen edeln Getreu'n,
Wie viel er wohl werth auf den Pfennig mag sein.

Sodann soll ich ihm sagen zum zweiten,
Wie schnell er die ganze Welt kann umreiten,
Und endlich, das schwerste von allen drei'n,
Soll ich sagen, was seine Gedanken sein.

Nur munter, Herr Abt! Habt Ihr niemals gehört,
Daß ein Narr gar oft einen Weisen belehrt?
Leiht Roß mir und Diener und Anzug sogleich,
So will ich in London antworten für Euch.

Man hat mir gesagt (nun, zürnet nur nicht),
Ich hätte fast ganz Euer Gnaden Gesicht.
Drum leiht Ihr mir nur Euer geistlich Gewand,
So werd' ich von Niemand in London erkannt.

Nun, Roß und Diener, die geb' ich Dir gern,
Mit prächt'gem Gefolge, wie's ziemt einem Herrn,
Mit Krummstab und Mütze und Mantel so schön:
Zum heiligen Vater selbst könntest Du gehn.

Willkommen, Herr Abt, sprach der König, Du bist
Noch eben gekommen zu rechter Frist.
Kannst Du auf die Fragen nun Antwort mir geben,
So wirst Du verschont an Land und an Leben.

Zuerst, wie Du siehst mich allhier auf dem Throne,
Das Haupt geschmückt mit der gold'nen Krone,
Sag mir, vor all' meinen edeln Getreu'n,
Wie viel ich wohl werth auf den Pfennig mag sein.

Für dreißig Pfennig, soviel mir bekannt,
Ward der Heiland verkauft in der Juden Hand,
Drum schätze ich Euch nur auf zwanzig und neun,
Denn Einen müßt Ihr doch wohl minder werth sein.

Da lachte der König und schwor bei Sanct Velten:
Nicht hätt' ich geglaubt, so gar wenig zu gelten.
Nun kommt es zum Andern: so sag' mir denn an,
Wie schnell ich zu Roß um die Welt kommen kann.

Ihr müßt mit der Sonne aufstehen und reiten
Und sie bis zum andern Morgen begleiten,
Dann macht Euer Gnaden (verlaßt Euch darauf),
In vierundzwanzig Stunden den Lauf.

Da lachte der König, schwor bei Sanct Johann:
Nicht dacht' ich, es wäre so bald schon gethan.
Nun kommt noch die letzte Frage von drei'n:
Nun sag' mir, was meine Gedanken sein.

Das werd' ich zu Euerm Ergötzen sogleich:
Ihr meinet, es stehe der Abt hier vor Euch.
Doch ich bin nur sein Schäfer, wie deutlich zu sehn,
Und ich komm' für uns Beide um Gnade zu flehn.

Da lachte der König und schwor bei dem Christ:
So sag' ich, daß Du nunmehr Abt für ihn bist.
Gemach, mein Herr König, das lasset nur bleiben:
Ich kann ja weder lesen noch schreiben.

So sei mit vier Nobels die Woche bedacht
Für den lustigen Scherz, den Du heut' mir gemacht.
Und so zieh' heim, und dem Abte sag' an,
Du bringest ihm Gnade von König Johann.

Leer. Dr. Ritter.

Béranger.

Eine der interessantesten Nummern des Moniteur des cours publics, der vor einigen Wochen den zweiten Band angefangen hat, ist die 26ste vom 13. August 1857, welche mit einer Vorlesung von Philoxène Boyer über Béranger, den am 17. Juli heimgegangenen Sänger beginnt. Pierre Jean de Béranger, auf den der

Autor mit Recht des Dichters eigene Worte anwendet: pour éveiller le monde à ta lumière, dieu t'a dit: brille, étoile du matin! war den 17. August 1780 in Paris geboren, das ihn unter die edelsten Incarnationen seines Charakters rechnet, welchen Boyer präcis angibt als raison ornée, essor contenu et progressif, innovation pratique, bon sens inflexible jusque dans l'agression, jusque dans le paradoxe du moment, qui sera la vérité de demain. (Dies Urtheil, kurz nach den Wahlen ausgesprochen von Bedeutung, ist einer der Blitze, welche dem freisinnigen Redner mitunter, fast wider Willen entfallen, während er sonst sich vielfachen Zwang angethan hat, seine Sympathien zu verbergen). Béranger wurde, da seine Eltern sich wenig um ihn kümmerten, bei seinem Großvater, einem Schneider, erzogen, später bei einer alten Tante in der Provinz, welche direct kaum etwas für ihn that, aber Télémaque und Voltaire besaß, deren Lectüre den jungen Béranger begeisterte und anregte. Der nicht irreligiöse, aber wenigstens durchaus nicht devote Knabe kam 12jährig, nachdem ein Blitzstrahl in der Wohnung seiner Tante zwar sein Leben verschont, aber wie ein Vorbote gleich dem Feuer um das Haupt des Tarquinius den zukünftigen großen Dichter gezeichnet hatte, in ein Erziehungsinstitut von M. Ballune de Bellanglise, welches mehr ein großer Club war, voll der regsten Theilnahme am öffentlichen Leben. Gering war der Gewinn für Béranger's geistige Bildung; vom Studium fremder Sprachen war er nie ein Freund, er sah darin stets ein Unglück für die französische Poesie, er verstand sehr wenig Latein und gar kein Griechisch. Mangelhaft gebildet kehrte er 17 Jahr alt nach Paris zurück, lebte $1\frac{1}{2}$ Jahr sehr lustig, begann ein nie über 2 Acte hinausgediehenes Lustspiel les Hermaphrodites und ein großes Epos Clovis, und machte die für sein späteres Schicksal wichtigen Bekanntschaften mit Lucien Bonaparte und mit Arnault, durch den er eine Stelle im Musée des Antiques, später 1809 eine andre im Unterrichts-Ministerium erhielt. Vom größten Einfluß auf ihn war Chateaubriand, dem auch andre große französische Autoren die bedeutendste Anregung verdanken, mit dem Béranger später ein Freundschaftsband schloß, das nicht verwundern darf, wenn man bedenkt, daß, wie Boyer sagt: c'étaient des fils d'une même famille, partis de bonne heure pour un grand voyage, et qui, à la fin de leur vie, ramenés l'un vers l'autre, parlaient de ce voyage fait par des chemins différents, mais pour le même intérêt. Noch dichtete Béranger nicht, bis in die dreißiger Jahre bereitete er sich langsam vor für die große Zukunft, die er mit dem Roi d'Yvetot eröffnete. Viele seiner Lieder, doch nicht die größten, entstanden im Caveau, wo neben ihm Désaugières durch seine vers sans arrière-pensée Alles entzückte; aber der Charakter von Béranger's Liedern ist ein ganz andrer, und die bedeutendsten derselben entstanden während der Restauration. Sie zerfallen in 3 Arten, chanson patriotique, chanson philosophique und die dem Napoleoncultus gewidmeten, die weniger eine patriotische als eine europäische Bedeutung haben. Stets finden wir bei Béranger die zwei großen Ideen der Ewigkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, aber Gott ist bei ihm der Dieu des bonnes gens, von dem er so oft gesungen, und seine moralischen Principien concentriren sich in dem liebenswürdigen Satze, der auch beim ersten Blicke das wohlwollende Portrait des Dichters uns abspiegelt:

Aimer, aimer, c'est être utile à soi;
Se faire aimer, c'est être utile aux autres.

Nachdem der Sturz der Bourbons 1830, zu dem er besonders mitgearbeitet, ihn entwaffnet hatte, wird Béranger Dichter der Humanität, die sich neu zu gestalten strebt, der Ideen des tiefsten Mitgefühls für die leidende Menschheit, wie sie in Jeanne la Rousse, le Contrebandier, Jacques lebendig vor uns treten; aber er fühlte sehr wohl seine Aufgabe, wie er 1848 ablehnte, als Volksvertreter aus seinem bisherigen Wirkungskreise hinauszugehen. Wenn ihm diese Handlungsweise ähnlich wie sein 1814 gedichtetes Lied le bon Français von mancher Seite verdacht wurde, so konnte sich der Dichter darüber mit seiner wohlverdienten Popularität trösten, die bei Gelegenheit des von oben her angeordneten Leichenbegängnisses auf das Schönste zu Tage trat.

Der 22 Seiten lange Artikel schließt mit dem an die Ueberlebenden gerichteten Motto aus Pascal's Briefen: La plus belle manière et la plus utile d'honorer les morts, c'est de faire ce qu'ils souhaiteraient que l'on fît, Worte, die besonders in der jetzigen Situation Frankreichs einem großen Todten wie Béranger gegenüber die geeignetsten sind.

Unter dem Titel: Notes sur un Manuscrit français de la bibliothèque de S. Marc, 1857, hat Professor Guessard von der Ecole impériale des Chartes soeben in Paris eine kleine Broschüre von 24 Seiten 8. veröffentlicht, die ein interessantes, bisher noch wenig besprochenes Gedicht aus der Carolingischen Sage in eingehender Weise behandelt und ihm seinen bestimmten Platz anweist. Das Ms. XIII. z. z. 3, fälschlich Doon de Mayence genannt, gibt erst die Abenteuer des Beuve de Hanstone und die Geschichte der Berte au grand pied in französischen, aber gewaltig durch den Einfluß des Italienischen corrumpirten Versen. Nachdem Guessard mehrere in Keller's Romvart stehen gebliebene Fehler verbessert und die Wiederherstellung des französischen Textes an einigen Stellen versucht hat, geht er p. 7 zur Inhaltsangabe des auf Folio 31 folgenden Theiles über, welcher die Jugendgeschichte Karl's des Großen enthält, wie er bei Galasse in Spanien lebt, dessen Tochter Belisant erhält, endlich wegen Intriguen seiner Schwäger nach Rom flieht, den Nachstellungen des Papstes entgeht und durch Hülfe des neu eingesetzten Papstes Milon und des Königs Charles von Ungarn sein Reich wiedergewinnt. Wir erfahren dann die Geschichte der kaiserlichen Schwester Berte und des Milon, sowie die Jugendgeschichte ihres Sohnes Roland; den Angriff des Ysorer mit seinen Heidenschaaren auf Rom, die Heldenthaten des Oger le Danois und seine Rivalität mit Karl's ungerathnem Sohne Charlot, die Besiegung der Heiden, die Versöhnung des Kaisers mit seiner Schwester und dem Neffen. Girard do Aufrate (p. 67 d'Aufraite genannt), der besonders in dem Harlej. Mſ. der Chanson d'Aspremont eine große Rolle spielt (s. meine Beiträge p. 25), wird hier nur zwei Mal ganz kurz als Gegner Karl's erwähnt, ohne aus dem geheimnißvollen Helldunkel, in das er gehüllt ist, herauszutreten; auch der Kampf gegen Agolant und seinen Sohn Eaumont wird mit wenigen Worten abgemacht, um auf die Heldenthaten des Oger Danois gegen den Maximo, tyran de Marmore überzugehn. Oger wird schlecht belohnt, verliert seinen Sohn Baudouin durch Charlot, und als er des Kaisers Sohn, nachdem er ihm ein Mal verziehen, bei einem späteren Streite erschlägt, wird er eingekerkert und erst später befreit, um einen Heidenkönig Braier abzuthun, den Niemand bezwingen kann. Das Mſ. springt dann über auf die Geschichte des Macario aus Ganelon's Hause, welche der Grund der bekannten Legende vom Hunde von Montargis ist, und erzählt, wie die verleumdete Königin, von Varocher, einem braven Köhler geleitet, zu ihrem Vater zieht, und durch Hülfe des Kaisers von Constantinopel, durch ein von ihm und Varocher geleitetes Heer wieder in ihre Rechte eingesetzt wird. Mit allgemeiner Versöhnung und Festlichkeiten zu Paris endet das 18500 Verse lange Gedicht, für dessen nähere Besprechung die Freunde altfranzösischer Literatur dem Verfasser nur dankbar sein können. S.

Einige Bemerkungen über mein „Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung."

Herr Dr. Andresen hat in disen blättern S. 302—5 das oben genannte kleine werk einer kritik unterworfen, auf welche ich im interesse der von mir vertretenen sache einige worte glaube erwidern zu müssen.

Zunächst kann ich die bemerkung nicht unterdrücken, daß ich glaube, mein geerter herr gegner würde in merfacher beziehung ein andres urteil

über das büchlein gewonnen haben, wenn er ſich vor der beſprechung desſelben mit meinen „Vereinfachungen der deutſchen Rechtſchreibung,“ zu denen das kleine wörterbuch auch auf dem titel als zweiter teil angekündigt iſt, bekannt gemacht hätte, was leider nicht geſchehn iſt. Er hat dabei den genannten erſten teil meiner arbeit völlig außer acht gelaſſen und nicht einmal den titel ſo weit angegeben, daß dadurch das verhältnis zu demſelben wenigſtens angedeutet worden wäre.

Da nun namentlich in der einleitung zur beſprechung meines buches geſagt iſt: „Für die berechtigung des phonetiſchen princips in deutſcher orthographie iſt, ſeitdem Raumer als verfechter desſelben aufgetreten iſt, an verſchidenen orten und von verſchidenen ſeiten, widerholt aber inſonderheit von im ſelbſt geſtritten worden . . .,“ ſo glaube ich — wenn es mir auch nicht einfällt, meine bemühungen auf diſem gebiete in gleiche linie mit denen R. v. Raumers ſtellen zu wollen — doch wenigſtens darauf hinweiſen zu müſſen, daß meine „Vereinfachungen“ bereits im September 1854 erſchinen ſind, die erſte abhandlung v. Raumers über deutſche rechtſchreibung aber im erſten hefte des jargangs 1855 der Zeitſchrift für die öſterreichiſchen Gymnaſien, daß alſo in diſer beziehung meiner arbeit durch herrn Dr. Andreſen offenbar von vornherein eine nicht ganz richtige ſtellung angewiſen worden iſt.

Was nun die kritik ſelbſt betrifft, ſo beginnt herr Dr. Andreſen damit, meiner anordnung des alphabets jede berechtigung und jeden vorteil abzuſprechen, er erkennt darin nur die handgreiflichſten mängel und übelſtände und bekennt ſelbſt nicht einmal den grund erraten zu können, weshalb die ordnung der conſonanten als überſchrift über jede ſeite geſetzt iſt. — Wenn nach Grimm's grammatik faſt alle autoritäten der deutſchen lexikographie, wie Graff, Schmeller, Ettmüller, Dieffenbach etc. das bedürfnis gefült haben, bei iren arbeiten von der überliferten buchſtabenfolge und anordnung in der einen oder andern weiſe abzugehen, wenn Grimm ſelbſt in der vorrede zum deutſchen Wörterbuche das bedürfnis einer verbeſſerung in prägnanter weiſe anerkennt, ſo muſs diſem ſtreben doch wol eine berechtigung zu grunde ligen. Da ich indes den näheren nachweis hierüber in einem beſondern aufſatze, welcher hoffentlich bald erſcheinen wird, gegeben habe, ſo beſchränke ich mich hier darauf auf diſen zu verweiſen.

Der zweite vorwurf betrifft die endung iren, für welche mein herr gegner ieren als allein empfelenswert hält. Bekanntlich waren W. Wackernagel in den „altfranzöſiſchen Liedern und Leichen, Baſel 1846“ und Jac. Grimm in der grammatik und in der abhandlung „Ueber das pedantiſche in der deutſchen ſprache 1847“ für die ſchreibung ieren aufgetreten, wogegen ich in meinen „Vereinfachungen“ mich für iren erklärt habe. Herr Dr. Andreſen findet es nun inconſequent, daß ich den ſtammſilben das diphthongiſche ie beibehalten habe, wärend ich es in der endung verwerfe; allein darauf iſt einerſeits zu bemerken, daß ieren keineswegs durchgehend gerechtfertigt, in vilen fällen vilmer durchaus unrichtig iſt, und zweitens, daß ſelbſt wenn dis ſich nicht ſo verhielte, die rückſicht auf die etymologie, welche wir bei den ſtammſilben nemen, bei reinen formſilben keineswegs von gleicher bedeutung iſt, weshalb die grundſätze für die ſchreibung der ſtammſilben nicht one weiteres auf die abgeſchliffenen endungen und formwörter übertragen werden können. Die vergleichung mit gießen, ſchief etc., welche herr Dr. Andreſen anſtellt, iſt daher keineswegs zutreffend. Freilich erkennen diejenigen, welche der hiſtoriſchen ſchule ſtreng und ausſchließlich angehören, den unterſchid zwiſchen form- und begriffsſilben, welcher bei Becker eine ſo große rolle ſpilt und auch bei Heyſe nur mit verändertem namen auftritt, nicht recht an; aber in bezug auf die praktiſche entwicklung der ſchrift kommen doch noch ſo manche rückſichten in betracht, welche im bereiche der hiſtoriſchen gram-

matik bis jetzt eine ſtelle noch nicht gefunden haben. — Daß die gründe, welche ich für die ſchreibung iren geltend gemacht habe, ſelbſt für die hiſtoriſche ſchule nicht one jede berechtigung ſein dürften, ſcheint auch daraus hervorzugehen, daß Jac. Grimm ſelbſt einen brief vom 7. October 1854, in welchem er ſich über meine „Vereinfachungen“ ausſpricht, mit den worten ſchließt: „Ich habe auch nichts dawider überall iren für ieren zu ſchreiben.“

Drittens habe ich in bezug auf die zurückfürung der ſtämme auf iren urſprung herrn Dr. Andreſen teils zu vil teils zu wenig getan, namentlich wird es getadelt, daß ich bei vilen wörtern, wie arzt, eſſich, impfen, rettich etc. nicht über das gothiſche und reſp. althochdeutſche hinaus auf ire quelle in andern verwandten ſprachen zurückgegangen bin. Es kam mir in dem wörterbuche zunächſt nur darauf an die von mir als die richtige anerkannte ſchreibweiſe durch die älteren deutſchen formen auch hiſtoriſch zu rechtfertigen; eine darüber hinausgehende vergleichung mit dem griechiſchen, lateiniſchen etc. war von dem zwecke des buches ausgeſchloſſen, doch hoffe ich meine arbeit in diſer beziehung bald ergänzend weiterfüren zu können. Aus demſelben grunde wird man auch bei rein deutſchen wörtern, wie z. b. dem von meinem geerten herrn recenſenten angefürten albern, über den weiteren verhalt größere wörterbücher zu rate ziehen müſſen; es iſt mir aber auch nicht eingefallen. in ſolchen beziehungen mein büchlein für ein überall ausreichendes zu halten.

Was den tadel wegen der mangelhaften erklärung der namen Adolf, Walther betrifft, ſo wären diſe wol am einfachſten durch hinweiſung auf den bereits im November 1856 erſchinenen dritten teil meiner arbeit, nemlich das „Vergleichende Wörterbuch der gebräuchlichſten Taufnamen“ zu erledigen geweſen.

In bezug auf die abſonderung des neuhochdeutſchen vom niderdeutſchen und mittelhochdeutſchen hat herr Dr. Andreſen mancherlei zu tadeln gefunden, es ſcheint jedoch daß er ſelbſt durchgängig nach beiden ſeiten hin den bereich der neuhochdeutſchen ſchriftſprache zu eng und beſchränkt aufgefasst hat. In einzelnen fällen iſt die ſcheidung nicht leicht. Ob z. b. Heyſe recht hat, wenn er das bibliſche odem für oberdeutſch, oder Müllenhoff, wenn er es für niderdeutſch erklärt, wage ich nicht zu entſcheiden; einen beſtimmten grund für das letztere vermag ich nicht aufzufinden, da das mhd. âdum, âtum ser wol direct zu grunde ligen kann. Herrn Dr. Andreſen misfällt die aufname einiger niderdeutſchen formen wie pott, rep; allein des allgemein verbreiteten pottaſche wegen konnte pott nicht wol felen, rep aber würde ſich ſchwerlich, wie mein geerter herr gegner will, durch das entſprechende nhd. reif erſetzen laſſen, one unverſtändlich zu werden. Die form gedackt, welche er für unangemeſſen erklärt, geht in einem beſtimmten techniſchen ſinne durch ganz Deutſchland hindurch, z. b. gedackte pfeife, wofür gedeckte pfeife ſchwerlich in richtigem ſinne verſtanden werden würde. Daher iſt gedackt auch nicht unter decken aufgefürt, ſondern als ein beſonderer artikel, bei dem jedoch auf decken verwiſen werden muſſte. Daß wörter, wie laken, ſchlucht, ſchrapen u. a. ausſchließlich niderdeutſch ſein ſollen, wird gewiſs niemand zugeben, ebenſowenig wie daß vile andere wörter, wie nut, walm, walgen, ſchlier, ſchliff, ſchlich, temper etc. etc., welche in beſtimmter bedeutung durch ganz Deutſchland hindurch gehen und täglich gebraucht werden, ausſchließlich dem mittelhochdeutſchen angehören ſollen. Welche andere wörter wollte er wol dafür in anſpruch nemen? Wollte er ſtatt ſchlich das angegebene ſchlamm ſetzen, ſo würde er gewiſs in die gefar geraten, nicht verſtanden zu werden. Was will er für getempertes eiſen, für gletſcherſchliff etc. ſetzen? Wenigſtens müſſte er doch hier überall erſt neue wörter erfinden, wenn er die jetzt allgemein beſtehenden aus dem wörterbuche verbannen wollte.

Auch wer(=mann) konnte wegen werwolf, wergeld nicht gut felen, und ſo glaube ich werden ſich wol alle aufgenommenen wörter als weſentlich notwendige nachweiſen laſſen.

Warum in orthographiſcher beziehung herr Dr. Andreſen die überall geltenden formen rohheit, rauhheit nicht anerkennen will, vermag ich nicht einzuſehen: will er etwa auch brüheiß; kuhirt, ſtatt brühheiß, kuhhirt ſchreiben? Ob maßholder oder maßolder das richtigere ſei, ſcheint mir, da die ableitung noch keineswegs feſtſteht, noch zweifelhaft.

Daß bei manchen wörtern, beſonders ſolchen, in welche onomatopöie hineinſpilt, wie huſch, räuſpern, rülpſen, rutſchen, lallen, manſchen, meckern, murren, brüllen, panſchen, planſchen, plätſchern etc. gewagte etymologien vermiden und lieber die wörter one weitere ableitung angefürt ſind, wird hoffentlich bei billig denkenden entſchuldigung finden.

Bei einigen der gegebenen etymologien und ſchreibweiſen könnte man ſchwanken; ſo iſt es z. b. ſchwer zu entſcheiden, ob beſſer ablugſen als frequentativum von ablugen (bei Wachter lugen, insidiari oculis), oder, was herr Dr. Andreſen befürwortet, mir aber weniger annembar ſcheint, nach Schmeller abluchſen von luchs zu ſchreiben ſei. Gegen die ableitung hämiſch von ham, hame (vgl. Weigand) möchte wol kaum etwas begründetes einzuwenden ſein. Daß es niemand einfallen wird, hoffart von hof abzuleiten, bedarf wol keiner erinnerung.

Indem ich einige andere bedenken, welche noch angeregt ſind, übergehe, möchte ich hier noch die ausſprache eines der aufgefürten wörter berüren. Da wir ch und ſch in ermangelung einfacher zeichen für die einfachen laute nicht verdoppeln, ſo felt der ſchrift meiſt die andeutung, ob der ſolchem auslaute vorangehende ſtammvocal lang oder kurz iſt, und es unterligen daher ſolche wörter, beſonders wenn ſie nicht gerade täglich in aller munde ſind, am leichteſten dem ſchwanken; ſo ſprechen die einen böſchen, böſchung mit gedentem, die andern mit geſchärftem vocal und es iſt mir trotz zalreicher erkundigungen nicht möglich geweſen, ins klare zu kommen, wie weit die eine und die andere ausſprache reicht und berechtigt iſt.

Der letzte tadel, den der herr kritiker über mein buch ausſpricht, iſt der, daß in demſelben bei deutſcher ſchrift die minuskel angewandt iſt. „Keine minuskel one lateiniſche ſchrift!“ ruft er dictatoriſch aus. Daß die deutſche ſchrift in dem buche angewandt iſt, geſchah allerdings gegen meinen wunſch. Mein herr verleger, dem ich bei der löblichen abſicht, die er dabei hatte, daraus keinen vorwurf machen kann, erklärte mir, als wir eben zum drucke der „Vereinfachungen“ ſchreiten wollten, daß er nur unter der bedingung den druck beginnen laſſen könne, daß ich ſtatt des gewünſchten lateiniſchen in deutſchen druck willige; ſo muſſte ich nolens volens einſtimmen. Warum aber nur bei lateiniſcher ſchrift die minuskel angewandt werden ſoll, vermag ich nicht einzuſehen, es iſt dis offenbar eine ganz willkürliche one jedes fundament daſtehende behauptung. Sollte etwa meine im Waiſenhauſe zu Halle 1742 gedruckte bibel, welche bereits meinen vater durchs leben begleitet, mit einem male nichts mer taugen, weil ſie deutſchen druck one majuskeln der ſubſtantiva enthält? Die beiden fragen: ob deutſcher oder lateiniſcher druck? ob minuskel oder majuskel? ſind, wie uns die geſchichte des drucks von der erfindung der buchdruckerkunſt ab überall klar zeigt, durchaus von einander unabhängig und ich wüſſte nicht, daß je von irgend jemand ein logiſcher oder grammatiſcher, oder graphiſcher oder typographiſcher grund aufgeſtellt wäre, weshalb man nur beim lateiniſchen druck die minuskel anwenden ſolle; im gegenteil ſpricht die für vile buchſtaben bis zur troſtloſeſten undeutlichkeit geſteigerte verzerrung in den formen der deutſchen majuskeln gerade dafür, daß wir uns beim deutſchen drucke insbeſondere von irer tyrannei freizumachen

fuchen müſſen. In keiner weiſe aber kann es frommen, die eine der beiden fragen willkürlich von der andern abhängig machen zu wollen.

Als einen ſer erfreulichen fortſchritt erkenne ich es ſchließlich an, daß herr Dr. Andreſen ſich dadurch, daß er t ſtatt th in deutſchen wörtern nunmer ſelbſt angenommen, der von mir befürworteten orthographie ſchon in einem weſentlichen punkte genähert hat; ich hoffe, daß weiteres eingehen auf die principien die annäherung noch weiter füren wird.

Berlin.

G. Michaelis.

Notiz.

Im Archiv XXI, Heft 2. 3. findet ſich die Recenſion eines Leonhardt'ſchen Memoiren-Werkes. Als Verfaſſer dieſer Recenſion wird nachträglich Herr Legationsrath W. Gerhard zu Leipzig, ein Mann, deſſen Verdienſte um die Bekanntmachung der ſerbiſchen Literatur unter den Deutſchen ſchon Goethe gerühmt hat, genannt.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

L. Eckard, Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. (Jena, Hochhausen.) 12 Sgr.

Literatur.

Das Nibelungenlied, in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes. Hrsg. von A. Holtzmann. (Stuttgart, Metzler.) 1 Thlr. 26 Sgr.

J. Scherr, Dichterfürsten. (Leipzig, Wigand.) 2 Thlr.

Chr. Wenig, Goethe in seiner welthistorischen Bedeutung, als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit. 2te Ausgabe. (Weimar, Voigt.) 1 2/3 Thlr.

H. Döring, Goethe und Schiller. Poetische Lebensbilder. (Jena, Mauke.) 15 Sgr.

A. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar. (Leipzig, Keil.) 1 1/3 Thlr.

R. Prutz, Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. (Stuttgart, Cotta.) 3 Thlr.

G. Liebert, Ludwig Uhland, eine Skizze. (Hamburg, Meißner.) 10 Sgr.

E. C. v. Hagen. Ueber Jean Paul's Aufenthalt in Bayreuth. (Bayreuth, Grau.) 4 Sgr.

J. Schmidt, Geschichte der französischen Literatur seit 1789. (Leipzig, Herbig.) 1 Thlr. 12 Sgr.

Peire Vidals Lieder, herausg. von Dr. K. Bartsch. (Berlin, Dümmler.) 2 Thlr.

E. Noël, Souvenirs de Béranger. (Paris, Pagnerre.) 2 Frcs.

F. Kreyssig, Vorlesungen über Shakspeare, seine Werke und seine Zeit. I. Bd. (Berlin. Nicolai.) 2 Thlr.

Englische Gedichte, übersetzt von H. Belten. (Aachen, Benroth & Vogelgesang.) 1 Thlr.

H. W. Longfellow, Balladen und Lieder, Deutsch von A. R. Nielo. (Münster, Coppenrath.) 1 1/3 Thlr.

Byron, Manfred, der Gefangene von Chillon, Hebräische Gesänge und lyrische Gedichte. Deutsch von A. R. Nielo. (Münster, Coppenrath.) 1 1/3 Thlr.

Grammatik.

Th. Müller, Deutsche Sprachlehre. Im Einverständnisse mit dem Verfasser neu bearbeitet von F. Edinger. (Bern, Dalp.) 2/3 Thlr.

C. Hermann, Philosophische Grammatik. (Leipzig, Fleischer.) 2 Thlr.

Wagner's Grammatik der englischen Sprache. Neu herausg. von L. Herrig. (Braunschweig, Vieweg.) 1 Thlr.

Wildermuth, die drei ältesten süd- und nordfranzösischen Grammatiken. (Tübingen, Fues.) 11 1/2 Sgr.

Lexicographie.

F. H. Strathmann, Beiträge zu einem Wörterbuche der englischen Sprache. 3. Lfrg. (Bielefeld, Helmich.) 15 Sgr.

Hilfsbücher.

P. Wackernagel. Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im 13ten Jahrh. 2te Aufl. (Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer.) $1^1/_3$ Thlr.

P. Wackernagel, Deutsches Lesebuch, 1. Thl. 19te Aufl. (Stuttgart, Liesching.) 15 Sgr.

L. Wangemann, Deutsches Lese- und Sprachbuch für die Oberstufen der Bürgerschulen. 2te Aufl. (Leipzig, Brandstetter.) 10 Sgr.

H. Viehoff, Handbuch der deutschen Nationalliteratur. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.

F. D. Nicolas, Blumenlese aus den Dichtern neuerer und neuester Zeit. (Magdeburg, Bänsch.) 1 Thlr.

B. Schlotterbeck, Aufsatzübungen für die Mittelclassen der Bürgerschulen. (Wismar, Hinstorff.) 5 Sgr.

H. Lüning, Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache. (Zürich, Meyer & Zeller.) 12 Sgr.

Marmontel, Essai sur le goût, destiné à l'usage des classes supérieures des collèges et pourvu d'une table analytique des matières p. O. Fiebig. (Leipzig, Thomas.) 6 Sgr.

H. L. Krayer, Französisches Uebungsbuch für untere und mittlere Classen. (Chur, Hitz.) 18 Sgr.

L. Schipper, Französisches Uebungsbuch in zusammenhängenden Stücken nebst Wörterbuch. (Paderborn, Schöningh.) 9 Sgr.

J. Seyerlen, Elementarbuch der französischen Sprache. 5te Aufl. (Stuttgart, Metzler.) 15 Sgr.

C. Nebelung, Recueil de mots français et allemands rangés par ordre de matières. (Regensburg, Montag & Weiss.) 15 Sgr.

J. Pfister, Sammlung moderner französischer Redensarten. (St. Gallen, Huber.) 9 Sgr.

Ch. Mozin, Guide de la conversation française. (Berlin, Reymann.) 10 Sgr.

H. Robolsky, The mariner, an English reading book. (Leipzig, Gerhard.) 28 Sgr.

Ch. G. Kearn, Englisches Lesebuch. (Wien, Braumüller.) $1^1/_6$ Thlr.

F. H. Strathmann, der englische Dolmetscher. 4te Aufl. (Bielefeld, Helmich.) 15 Sgr.

A. Albrecht, Praktische englische Sprachschule. 10 Sgr.

A. Boltz, Neuer Lehrgang der spanischen Sprache nach der Robertson'schen Methode. 1. Abthl. (Berlin, Peters.) 15 Sgr.

Wolfram's von Eschenbach Parzival,

ein Seelengemälde.

Obgleich die Betrachtung des Lebenlaufes thatenreicher Menschen an sich, und auch dann, wenn der Gang seiner Entwicklung ein ungehemmt und ruhig fortschreitender war, etwas sehr Anziehendes hat, so steigert sich unsre Theilnahme um ein Bedeutendes da, wo der ruhige Strom zum Wasserfall wird oder durch Felsenmassen hindurch wirbelt.

G. H. v. Schubert.

Den Freunden der mittelhochdeutschen Poesie übergebe ich hiermit eine Schrift, welcher ich seit mehr als einem Jahrzehent manche Stunde meiner Muße gewidmet habe. Die in früherer Zeit über Eschenbach's Parzival von mir erschienenen Abhandlungen, betreffend 1) die originelle, aber schwer verständliche Einleitung des Gedichtes, in deren befriedigender Erklärung ich mit Lachmann und Klöden gewetteifert habe, 2) die chronologische Bestimmung der vom Dichter künstlich in einander geschlungenen Begebenheiten, 3) die Beschreibung des reizenden Zauberlandes Terre marveille, 4) die Festsetzung des Verhältnisses, in welchem die Episode von Gawan's Abenteuern zum ganzen Epos steht, und 5) die Uebersetzung und Erklärung der Abschnitte §. 116, 5 — 129, 4 und 280, 1 — 305, 12, nebst einer Betrachtung über des Dichters Darstellungsweise und den Inhalt des Gedichtes, sollten den Leser befähigen, einzelne dunkle Partien der räthselhaften Dichtung leichter und sicherer zu durchwandern. Aber noch fehlt zum übersichtlichen Verständniß dieses Epos eine solche Schrift, um welche jene Vorarbeiten als erläuternde Ornamente zu gruppiren wären, ich meine die Betrachtung von Parzival's innerem und äußerem Leben, wie es der Dichter in fortschreitender Entwicklung und Wechselwirkung vor unsern Augen enthüllt und zu einem organischen

Ganzen gestaltet hat. Zwar haben die Literaturhistoriker und Bearbeiter des Parzival in der Regel eine gedrängte Biographie des Haupthelden gegeben, aber nachdem sie das Jugendleben desselben mehr oder weniger ausführlich erörtert und einige besonders hervortretende Züge aus seiner späteren Geschichte berührt hatten, standen sie von der weiteren Durchführung der Aufgabe ab, ohne die Erwartung des eine gründliche Befriedigung suchenden Lesers zu erfüllen. Eine Ausnahme machte in dieser Hinsicht Dr. Hoffmann in Nürnberg, doch gibt er auf dem von ihm eingenommenen Standpunkte philosophischer Betrachtung mehr allgemeine Resultate, als eine genetische Darstellung vom Lebenslauf des Waleisen. Wie diese durchzuführen sei, hat Simrock kurz angedeutet. Es ist zu bedauern, daß ein Redner, welcher in der neuesten Zeit, wie es scheint, ohne eigenes Studium des Originals und nur abgeleiteten Quellen folgend, zur Besprechung des Gegenstandes schritt, bei manchem Guten im Einzelnen doch durch sein tendentiöses Herbeiziehen und Einmischen gewisser theologischer und politischer Lieblingsideen das Verständniß des Dichters mehr getrübt als gefördert hat. Besser ist es C. Diestel gelungen, die reformatorischen Anklänge in Wolfram's Parzival nachzuweisen.

Nach solchen Wahrnehmungen erscheint das Hervortreten mit dem Versuch, Parzival's Seelenleben in seinen verschiedenen Phasen zu beleuchten, ein Wagniß und eine bedenkliche Sache. Daß ich es dennoch gethan, werden diejenigen Leser nicht mißbilligen, welche den Wunsch mit mir theilen, die Kenntniß und das Studium unsrer vaterländischen Dichter in immer weiteren Kreisen verbreitet zu sehen. Freuen wird es mich aber, zu vernehmen, daß ich die billigen Anforderungen der Kenner befriedigt habe.

Die Charakteristik des reichbegabten, vielversuchten Helden Parzival zerfällt nach den wechselnden Schicksalen seines Lebens von selbst in sechs Abschnitte, betreffend: I. seine Einfalt, II. seine Entzweiung, III. seine Verzweiflung, IV. seine Hoffnung, V. seine Versöhnung und Begnadigung, VI. seine Rechtfertigung und Verherrlichung.

I. Parzival in seiner Einfalt.

Parzival, ein Königssohn, der seinen fern von der Heimath im

ritterlichen Kampfe mit heidnischen Nationen getödteten Vater Gahmuret nie gesehen, war in Westfrankreich im Erblande Waleis (Valois) geboren. Seine vom Unglück ihres Hauses schwer betroffene Mutter Herzeloyde hatte sich, vom eroberungssüchtigen Lähelin fast aller ihr gehörigen Reiche beraubt, mit dem unmündigen Kinde und einigen treuen Dienern in eine waldige Einöde (Soltane) geflüchtet. Damit nicht auch der Sohn, wie der Gemahl, als Opfer eines abenteuerlichen Ritterlebens ihr verloren ginge, war sie eifrig darauf bedacht, ihn ohne Kunde von der civilisirten Welt in ländlicher Einfalt aufzuerziehen, insbesondere hatte sie ihrer Umgebung dringend eingeschärft, den Knaben kein Wort von Ritterthum vernehmen zu lassen. Unter so drückenden Verhältnissen wurde der von den Eltern angeerbte Hang zur Schwermuth (300, 16—19) in dem Waleisen noch mehr genährt. Die Unterweisung, welche die königliche Wittwe ihrem wißbegierigen Zögling auf sein Befragen gelegentlich selbst ertheilte, beschränkte sich auf die ersten Elemente der Glaubenslehre und einige Schicklichkeitsregeln; dabei war die einseitige oder bildliche Fassung dieser Aussprüche so beschaffen, daß unheilvolle Mißverständnisse daraus hervorgehen mußten. Unter anderen gehörte dahin die Vergleichung Gottes mit einem Lichte, wodurch der Knabe auf den Gedanken kam, alles Glänzende als etwas Göttliches verehren zu wollen. Eines Tages, während Parzival seiner Gewohnheit gemäß sich mit der Jagd beschäftigte, kam ein Ritter nebst einigen Knappen, in der Verfolgung eines Jungfrauenräubers begriffen, zu ihm herangesprengt. Die ungewohnte Erscheinung dieser Männer, besonders der Glanz ihrer Rüstungen, wirkte so mächtig auf sein Gemüth, daß er wähnte, Götter vor sich zu sehen, und niederfiel, um sie anzubeten. Die Begleiter des Ritters spotteten des thörichten Knaben, der Ritter selbst aber empfand Mitleid mit ihm als einer vernachlässigten edleren Natur und ertheilte ihm die erste Kunde von dem Könige Artus und seiner glänzenden Ritterschaft. Bald waren die Reiter verschwunden, aber Parzival konnte, was er soeben gesehen und gehört, nicht vergessen. Aus den Träumen seiner Jugend erwacht, entschloß er sich, gleichfalls ein Ritter zu werden, und verließ, durch keine Vorstellungen und Thränen der Mutter zurückgehalten, die stille Heimath. Indem er nun in der possierlichen Narrentracht,*)

*) War Ezechiel 23, 15 Vorbild?

die er einem verzweifelten Entschluß der mütterlichen Liebe verdankte, unschuldigen Herzens von dannen reitet, zwingt er uns ein schmerzliches Lächeln ab. Aus Unerfahrenheit und in Folge buchstäblicher Auffassung der ihm von der Mutter ertheilten Verhaltungsregeln benimmt er sich im Zelt des Herzogs Orilus bei dessen Gemahlin Jeschute unzart und erscheint nicht frei von einem Anfluge jugendlichen Uebermuthes, gewinnt dagegen durch seine gefühlvolle Theilnahme an dem Schicksal der wehklagenden Sigune das Vertrauen dieser edlen Dulderin. Dann läßt er sich auf dem Wege nach Karidöl, der damaligen Residenz des Artus, in seiner arglosen Gutmüthigkeit von einem verschmitzten, habgierigen Fischer als einen vornehmen adligen Tropf behandeln, erscheint an des Königs Hofe als ein bis zu ergötzlicher Lächerlichkeit ungebildeter und mit den Sitten der großen Welt unbekannter Landjunker, jedoch großer Unternehmungen fähig, was er namentlich durch die Besiegung des rothen Ritters Ither*) beweist, findet danach als früh herangereifter Jüngling bei dem erfahrenen älteren Manne Gurnemanz die ihm fehlende Unterweisung in ritterlicher Zucht, und erscheint zu Pelrapeir noch rechtzeitig, um die junge Königin Cundwiramurs, welche der König Klamidé, nicht genug, ihren Verlobten Schenteflur erschlagen zu haben (194, 27—195, 6), mit seinen grausamen Heirathsanträgen und einem Belagerungsheer bestürmte, von der Gefahr zu befreien. Nun muß der ungestüme Bewerber, von Parzival selbst im Zweikampfe besiegt,

*) Vergleicht man die Beschreibung des rothen Ritters, wie sie 145,15—146,3 von Roß und Mann, von Waffen und Kleidung ausführlich gegeben wird, mit dem „Traum des Rhonabwy," einem wälschen Mährchen, dessen verdeutschte Mittheilung im siebenten Bande der Germania wir San Marte verdanken, so scheint es, als habe uns Wolfram nicht ohne Spott ein Pröbchen jener sonderbaren Dichtungsart geben wollen, die ihr Hauptverdienst in eine bis zur Ungeduld peinliche Bestimmung der Farben an Kriegern und ihren Rossen, Waffen, Kleidungen u. s. w. setzte. Als ein Vorbild für Ither könnte dort z. B. Arthur's riesiger, rother Diener Cirynwich Amheilyn auf seinem großen, rothen Pferde gelten. Welchen Zauber aber jene grotesken, bunten Farbengemälde mit kriegerischer Deutung auf phantastische Naturen auch in England geübt haben, das lehrt die Geschichte an jenem Prinzen von Wales, dem funfzehnjährigen sogenannten schwarzen Prinzen. Damit vergleiche man die Sage vom eisernen Karl in Dr. Klopp's Geschichten rc., I, 418. Pertz Mon. II, 759. Monach. SG. II, 17, desgl. die Deutung des eisernen Pocals und Geschirrs, der Eisenketten, Eisenspangen und des Eisenpanzers in K. E. Ebert's Ballade: Schwerting, der Sachsenherzog.

mit seinem Feldherrn Kingrun an Artus' Hof wandern, um der dort weilenden Fürstentochter Cunneware sich als Gefangene zu stellen und in des Waleisen Namen zu dienen, der Sieger aber, mit dem schönsten Ebenmaß leiblicher und geistiger Kräfte geschmückt, wird Gemahl der Cundwiramurs.

Durch das Band der Liebe beglückt, als Muster eines jungen Ehemannes und als König eines Landes, dessen Wohl nach innen und außen zu befördern er sich eifrig angelegen sein ließ, hochgeehrt, lebte er nun einige Zeit in Frieden und Freuden, und er würde dieses Glückes wohl bis an sein Ende theilhaftig geblieben sein, wenn nicht sein unersättlicher Thatendrang (688, 29 — 689, 2; vgl. 96, 27 ff.), sein nach neuen Abenteuern dürstender Geist und die Sehnsucht nach der verlassenen Mutter ihm den behaglichen Genuß der Gegenwart verkümmert und verleidet hätte. „Denn offenbar sind," wie W. v. Humboldt in seiner lehrreichen Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea sagt, „in dem moralischen Menschen zwei verschiedene Naturen sichtbar, eine, die mit seinem physischen Dasein gradezu übereinstimmt, und eine, die sich zuerst von demselben losmacht, um reicher und gebildeter dazu zurückzukehren." Um daher diesem unbefriedigten Zustande seines Innern ein Ende zu machen, entschloß er sich eines Tages, der räthselhaften Stimme seines Herzens zu folgen: öffentlich nahm er Abschied von seinen Getreuen, hinterließ eine trauernde Gattin, reich an Liebe und Schmerz, und ritt allein fort, kühnen Hoffnungen hingegeben und den Ahnungen einer trüben Schwermuth. Und so sehen wir ihn denn mit einem von irdischer Glückseligkeit erfüllten, aber einem höheren, unbekannten Etwas nachjagenden Gemüthe Pelrapeir verlassen, um es vielleicht nie wieder zu sehen, gleichwie der christliche Pilger, wenn er seine irdische Laufbahn in Gott segensreich vollbracht hat, die freundliche Gewohnheit seines dermaligen Seins und Wirkens im Kreise theurer Genossen aufgibt, um dem immer stärker aus der Tiefe des Herzens tönenden göttlichen Rufe zu der unbekannten Reise in ein höheres Dasein Folge zu leisten.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, ob nicht Parzival als König und Ehegatte dadurch pflichtwidrig handelte, daß er Pelrapeir so früh wieder verließ. Darauf ist aber zu antworten: Zu seiner hülflosen, geängstigten Mutter zurückzukehren, sobald er als selbständiger Mann das Ansehn und die Macht erlangt hatte, ihr in der

großen Noth, namentlich gegen die Verfolgungen erobernder Feinde (128, 4—10. 141, 7. 266, 22—24. 331, 15 f. 803, 5—10) zu helfen, war des Sohnes unerläßliche Pflicht; daß er nun sofort selbst auf Erkundigungen auszog und keinen Andern voraussandte, kann uns nicht wundern, wenn wir die allgemeine geographische Unkunde der damaligen Zeit, die Schwierigkeiten und Gefahren des Reisens, die Nachtheile, welche für Parzival's Mutter aus der verzögerten Hülfe und Beruhigung erwuchsen, in Erwägung ziehen. Dazu kommt, daß Parzival bei seiner Abreise von Pelrapeir die Königin, welche sich von ihm guter Hoffnung eines Thronerben fühlte, der Obhut ihrer Oheime Kyot und Mansiliot übergeben hatte, während er das Reich durch seine Siege in manchen Kriegen und glänzenden Turnieren gesichert und geehrt hinterließ und die Vasallen, durch den Ruhm seines Namens und durch seine Freigebigkeit gewonnen, sich dem Königshause ergeben zeigten. Was also Gahmuret sich zweimal unter weniger zu billigenden Umständen erlaubt hatte, muß bei seinem Sohn unter den angegebenen Verhältnissen wohl gerechtfertigt erscheinen. Parzival sah zwar seine Gemahlin in fünf Jahren nicht wieder, das war aber ursprünglich nicht seine Absicht (223, 22) und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht wahrscheinlich, und eben deshalb muß dieser durch außerordentliche Schicksale und Thaten zur Erringung der Gralsherrschaft berufene Tugendheld nicht mit dem Maßstabe des Gewöhnlichen gemessen werden. Durch die Abwesenheit ihres Mannes erwuchsen der Cundwiramurs vor und nach der Geburt ihres Kindes neue Pflichten: sie mußte als liebevolle Mutter und treue Gattin sich eines Parzival würdig zeigen,*) wie Dieser nach seiner Vermählung den höheren Pflichten gegen die übrige Menschheit und gegen Gott nachzukommen sich berufen fühlte. Und darin sind ja alle Pädagogen einig, daß in den sechs ersten Jahren die Erziehung der Kinder vorzüglich Sache der Mütter ist;**) welchen Einfluß aber fromme Frauen in diesem Zeitabschnitt auf die Lebensrichtung und das Schicksal insbesondere ihrer Söhne aus-

---

*) Vergl. Penelope, Genovefa u. A.

**) Wer möchte nicht aus voller Seele W. v. Humboldt beistimmen in dem Lobe, welches er im einundachtzigsten Abschnitt seiner oben erwähnten Schrift der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechtes und insbesondere der Mutter Hermann's ertheilt!

übten, das haben theils mehrere große Männer selbst, z. B. Augustinus, Sohn der Monica, Gregor von Nazianz, Sohn der Nonna, Chrysostomus, Sohn der Anthusa, in rührenden Worten, theils die Urkunden der Geschichte laut ihnen nachgerühmt. Wolfram v. E. verdient also unsre vollste Anerkennung, daß er die folgenden Abenteuer und Heldenthaten Parzival's durch dessen Entfernung von Pelrapeir so sinnreich begründet hat.*)

Das unruhige Vorgreifen in die Zukunft und der sehnsüchtige Rückblick in die vergangene goldene Zeit trieben den Waleisen unaufhaltsam vorwärts; sie führten ihn mancher Freude und Auszeichnung entgegen, ohne ihn zum Vollgenuß derselben gelangen zu lassen; sie brachten ihm abwechselnd Verlust und Gewinn. Mit diesem bewußten Heraustreten aus dem Bereich der glücklichen Gegenwart beginnt für den Helden unsers Gedichtes ein neuer Abschnitt seines Lebens. Wir sehen ihn nun

II. im Stadium seiner Entzweiung.

Wie so mancher erfahrungsreiche Mensch bei Betrachtung seines Lebenslaufes leicht in demselben einen Moment findet, der, wie unbedeutend er auch anfangs erschien, doch für den Gang und endlichen Verlauf seines Schicksals von wesentlichem Einfluß war, so sollte es auch Parzival ergehen. Seine erste Tagfahrt brachte ihn nach Munsalväsche, der Hauptstadt des Gralreichs. Hier war er dem höchsten Glücke nahe, ohne es zu ahnen, und doch, durch unzeitiges Schweigen, wiederum so fern. Denn mit dem blinden Gehorsam eines einfältig-treuen Schülers und mit orthodoxer Gewissenhaftigkeit hatte er zwar die vom Ritter Gurnemanz ihm ertheilte Schicklichkeitsregel **171, 17—24**: irn sult niht vil gevrâgen u. s. w. streng erfüllt, dadurch aber, daß, soviel auch die Vorführung so mancher Wundererscheinungen und der Anblick des leidenden Anfortas sein Herz zum

*) Hiermit vergleiche man 803, 2—21, wo Parzival am Ende seiner weltlichen Ritterschaft, vor der Abreise nach Munsalväsche, die anwesenden Vasallen vom Königreiche Brobarz durch seinen jüngeren Sohn Kardeiß mit ihren Aemtern und Rechten belehnen läßt. Auch hier ist es ein feiner Zug des Dichters, daß er uns den unmündigen Knaben als einen seiner heldenmüthigen Ahnen würdigen Königssohn darstellt, der einst nach erlangter Großjährigkeit die väterlichen, noch in Feindes Hand befindlichen Erbreiche ohne Hülfe des Vaters und Bruders (820, 13—16) mit tapferer Hand selbst erkämpfen werde (803, 22. 23. 9. 10), bis dahin aber unter seines Großoheims Kyot Vormundschaft stehen solle.

Fragen reizen mußte, sein Mund doch keinen Laut der Wißbegierde oder Theilnahme hören ließ, gegen ein göttliches Gebot in seinem Innern gefehlt und durch Unterlassung des verhängnißvollen, ihm sehr nahe gelegten Ausspruches: „Oheim! was fehlet Dir?" sich unfähig gemacht, den unglücklichen König zu erlösen und selbst Beherrscher des Gralreichs zu werden. Wie unklug und unhöflich er wenigstens gehandelt hatte, dessen mußte er wohl inne werden, als er, ohne Abschied nehmen zu können, einem Verwiesenen gleich, über die Schloßbrücke fortritt und ein Knappe mit derben Worten ihm nachschrie (247, 26 — 30):

'ir sult varen der sunnen haz
— — — ir sît ein gans.
möht ir gerüeret hân den flans,
und het den wirt gevrâget!
vil priss iuch hât betrâget.'

Deutlicher ward ihm sein Vergehen und das Nachtheilige desselben kund, sobald er zur Sigune kam. Wie das erste Mal, ihrzt Parzival sie bei dieser zweiten Begegnung; auch sie ihrzt den Unbekannten; aber kaum hat sie ihn von dem Trauersitz ihrer Linde herab erkannt, so duzt sie ihn, und so macht es auch Parzival mit ihr. Doch als Sigune dem Einfältigen zürnt und flucht, weil er zu Munsalväsche die verhängnißvolle Frage nicht gethan, da ihrzt sie ihn wieder, und nun darf er seiner lieben Muhme auch nur ihrzend antworten. Durch Sigune's aufklärende Strafreden war ihr unglücklicher Vetter zwar gewitzigt, aber sein Herz verstimmt; wir können ihm indeß unsre Theilnahme nicht versagen. Daß nun Parzival in dieser trübseligen Zeit nicht mit sich selbst zerfiel und sein Zweifel an der Gerechtigkeit und Güte des nach seiner Meinung ihm zürnenden Gottes ihn nicht zum Haß und zur Feindschaft gegen die Menschen trieb, davor bewahrte ihn die von der frommen Mutter seiner zarten Kindesseele eingeflößte, wenn auch dunkle Sehnsucht nach dem Göttlichen und sein im Umgange mit schlichten Naturmenschen zur Nächstenliebe entwickelter Sinn; nach der Abreise von Pelrapeir aber hielt ihn sein Vorsatz, die trostlos verlassene Mutter aufzusuchen, und das Verlangen nach der zärtlich geliebten Gemahlin, später auch noch der Entschluß, nach dem Gral zu streben, im Kampf mit seinen Zweifeln aufrecht und in Uebung seiner Pflichten thätig. Und so

beherrschten sein Leben, auch als des Glaubens Kraft sich minder stark äußerte, Liebe und Pflichtgebot.

Indem Parzival auf seiner Weiterreise das herzogliche Ehepaar Orilus und Jeschute, welches er vor mehr als einem Jahre durch Unverstand in Befolgung des mütterlichen Rathes entzweit hatte, durch ein vollgültiges Gottesurtheil und echt ritterliches Benehmen wieder aussöhnt, macht er seinen unbesonnenen Jugendstreich wieder gut und erwirbt sich Achtung. Welch' ein ernster, religiöser Sinn ihn damals beseelte und welch' hohen Werth in seinen Augen das Leben als eine Gabe Gottes hatte, bezeugen die an Jeschute gerichteten Worte (259, 15. 16):

> 'frouwe, wer naem uns ez lebn?
> daz hât uns gotes kraft gegebn.'

Die Verpflichtung des Herzogs, an Artus' Hofe einer gewissen, durch des Waleisen Veranlassung einst gekränkten Dame seine Dienste anzubieten und von ihr der Entscheidung über sein ferneres Loos gewärtig zu sein, ward Ursache großer Freude; denn kaum hatte Orilus mit seiner Gemahlin die Reise angetreten, so fand er an den Ufern des Plimizöl die Tafelrunder gelagert und als die Ehrendame, der er seine Huldigung darbringen sollte, seine Schwester Cunneware. Parzival dagegen verlebte in des nahen Waldes schauerlicher Wildniß eine leidvolle Nacht, und als der Tag dämmerte, wirkte durch ein seltsames Naturereigniß*) die Minne so gewaltig auf sein erregtes Gemüth, daß sie ihm die Besinnung raubte. Von aller Welt verlassen, von Gram und Sehnsucht krank, hält er auf seinem durch Strapazen und Entbehrungen gebeugten Rosse,**) in tiefe Schwermuth versunken, unverwandten Blickes vor drei Blutstropfen im Schnee, als Segramors heransprengt, um sich an ihm die Rittersporen zu verdienen; aber mit Schande wird der jugendliche

*) Ueber den seltsamen Schneefall vgl. Horat. Od. I, 2, 1 und die Commentare dazu!

**) Vergl. Virg. Aen. X, 860, XI, 89 sq., Hom. Il. 17, 426 sqq., 19, 404—418. Isidor. 12, 1: Solius equi praeter hominem lacrimari et doloris affectum sentire, und betrachte die meisterhaften Zeichnungen des Babieça zu Herder's Prachtausgabe des Cid! Diese Sympathie zwischen dem Pferde und seinem Führer schildert, obwohl in anderer Beziehung, auch Bouilly: „On dirait qu'alors le cheval s'entend avec son conducteur, et que partageant la souffrance qu'éprouve son maître, il ralentit sa marche etc.“

Schwärmer zurückgewiesen. Da glaubt sich der alte Seneschall Keie berufen, die Scharte an dem Fremdling auszuwetzen. Er war ein routinirter Hofmann, jedoch kein Menschenkenner: anstatt sich des unglücklichen Gemüthskranken menschenfreundlich anzunehmen, verspottet er ihn; dafür aber mußte er unsanft büßen. Erst dem edelmüthigen, weltberühmten Gawan gelang es, den Träumenden zu wecken, sein Herz zu gewinnen und ihn den Tafelrundern als einen willkommenen Genossen zuzuführen.

Verweilen wir hier einen Augenblick, um das Benehmen und die Charaktere der oben genannten drei Ritter aus Artus' Gefolge mit einander zu vergleichen! Segramors erscheint übertrieben kampflustig (284, 30 — 290, 2 und 421, 20. 21), auch Keie (290, 3 — 25, 293, 19 — 299, 26), Jener wegen seines wilden, unbändigen Charakters und aus jugendlicher Eitelkeit, Dieser aus anmaßendem Amtseifer (vgl. J. Grimm in den Altd. W. I, 26). Den beiden Glücksrittern gegenüber zeichnet Gawan sich rühmlich aus 1) durch Besonnenheit, wodurch er dem schwermüthigen Parzival in seiner Geistesnoth am Plimizöl so nützlich wurde. 2) durch Gehorsam, indem er das Gebot, welches Artus zur Zeit der Gefahr allen seinen Rittern gegeben (280, 20 — 281, 8), pünktlich befolgte, wogegen Segramors in seiner Tollkühnheit und Keie aus Selbstüberschätzung es bei dem schwachen Könige durchsetzten, dasselbe übertreten zu dürfen. 3) durch Beobachtung des Anstandes und der Schicklichkeit (299, 13 — 18. 220, 29 — 221, 9. 277, 4 — 13), welche Tugenden Segramors verletzte, als er am frühen Morgen, in dem Wahn, als Verwandtem sei ihm dies erlaubt, die Schnüre des königlichen Zeltes übersprang, um die Erlaubniß zum Kampfe mit dem Waleisen einzuholen. Und Keie? Obgleich er als Hofmarschall auch über die feinsten Abstufungen der Etikette zu wachen hatte und in seiner Person gleichsam das höfische Gesetz repräsentiren sollte, fuhr er doch mit blinder Wuth über Diejenigen her, welche nur im Geringsten gegen die eingeführte Sitte zu verstoßen schienen. Das hatten Cunneware und Antanor einst von seiner Faust schmerzlich empfinden müssen; jetzt glaubte er sich gegen einen schweigsamen, harmlosen Fremden dasselbe erlauben zu dürfen. 4) zeichnet Gawan sich aus durch Erfahrung, Menschenkenntniß und humane Behandlung Fremder und Unglücklicher, wie er dies sogleich an Parzival bewies, ehe er ihn näher kannte (300, 9 — 305, 12). Vergl. damit Keie's lieblose Aeußerungen (150, 11 — 22.

293, 28 — 294 — 20). Endlich 5) ist Gawan zu loben wegen seiner unerschütterlichen Freundschaft gegen Keie (298, 6 — 11. 299, 19 — 26), während Dieser ihn unaufhörlich mit seinen rachsüchtigen und neidischen Reden begeifert (298, 12 — 299, 12.*) 651, 7 — 14. 675, 7 — 16). — Ueber das Verhältniß Gawan's zu Parzival habe ich mich im Potsdamer Programm vom Jahre 1849 ausgesprochen in der Abhandlung: „Inwiefern ist die Episode von Gawan in Wolfram's von Eschenbach Parzival gerechtfertigt?" Dieselbe ist abgedruckt im 10. Bande der Germania, S. 17 ff. — Ueber Artus und seine Zeit (siehe Excurs m).

Während der Festlichkeiten am Plimizöl fühlten sich Aller Herzen von Dank und Bewunderung getrieben, dem einst verlachten und verspotteten täppischen Knaben, nunmehrigen ruhmgekrönten, schönen rothen Ritter alle nur mögliche Ehre zu erweisen; so zunächst die geschäftige Cunneware, ihn begrüßend:

'Got alrêst, dar nâch mir,
west willekomen etc. (305, 27 — 306, 5),

dann der komische Antanor (307, 24 — 30), vornehmlich aber der König Artus, der als Haupt und im Namen aller Tafelrunder (308 ff.) den Waleisen in jenen altehrwürdigen Orden aufnimmt, indem er sagt:

Ihr habt mir Lieb' und Leid gethan,
Doch habt Ihr mir der Ehre mehr
Gesendet und gebracht hieher,
Als ich je von einem Mann empfing.

Selbst des Königs Gemahlin Ginover vermochte es nun, wiewohl mit blutendem Herzen, dem Fremdling zu verzeihen, daß er ihr einst in Ither's Person einen nahen Verwandten getödtet hatte (310, 27 — 30). Bei diesem ungetheilten Beifall, welchen Parzival durch seine Tugenden und Verdienste von Rittern und Frauen einerntete, blieben Aeußerungen des Neides und Verdrusses, wie sie Keie (vgl. 293, 28 — 294, 20. 298, 12 — 299, 12. 651, 7 — 14. 675, 7 — 16) und diesem ähnliche lieblose, hämische Naturen hervorbrechen ließen, ohne Wirkung. Aber siehe! plötzlich erscheint inmitten allgemeiner Freude, wie ein Blitzstrahl bei heiterer Luft, vom zürnenden Himmel gesendet, oder wie ein Engel des Weltgerichts, die verhängnißvolle Gralsbotin Cundrie la surziere, wendet sich sofort an das Ober-

*) Zu 299, 7 — 12 vgl. Virg. Aen. 11, 373 — 375 und Stat. Theb. 10, 807.

haupt der Tafelrunder und hält ihm und seinen staunenden Genossen in einer strengen Strafpredigt das große Unrecht vor, durch Aufnahme eines unwürdigen Mitgliedes ihren Bund entweiht zu haben (314, 23 — 315, 15). Noch viel Schlimmeres muß der unglückliche Anstifter dieses Unheils selbst hören. In ihrem Amtseifer überschüttet sie den „hêrn Parzivâl" (315, 9. 316, 25) mit harten Vorwürfen und schweren Verwünschungen, weil er zu Munsalväsche nicht den kranken Anfortas um sein Leid, und was der Gral bedeute, gefragt habe, rühmt dagegen seinen weit entfernten, ihm bis zu dem Augenblick ganz unbekannten Bruder Feirefiz. Und um den so tief Gedemüthigten nicht durch Verzweiflung zu vernichten und dem Abscheu der Versammlung preiszugeben, vielmehr ihm deren Theilnahme zuzuwenden und ihn selbst zur Unternehmung edler Thaten zu reizen, erwähnt sie lobend auch seines ritterlichen Vaters Gahmuret und seiner geliebten Mutter Herzeloyde als der höchsten Vorbilder in allen Tugenden, deren Ehre zu bewahren und denen würdig nachzueifern er verpflichtet und durch göttliche Fügung berufen sei (315, 17 — 318, 4). Staunend und mit Betrübniß hören zwar Alle die seltsame Mähr, aber Niemand wagt es, der im Auftrage einer höhern Macht handelnden Prophetin Etwas zu erwiedern, am wenigsten Parzival, von echter Scham beseelt (319, 6 — 11),*) aus dessen Gedächtniß noch nicht der zürnenden Sigune strafende Worte (255) geschwunden sind. Was weiter im Kreise umher vorging, namentlich die Neugier erweckende dunkle Andeutung der Gralsbotin, daß vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen zu Schastelmarveil zu schauen wären, die Ankunft des fremden Ritters Kingrimursel, welcher unter Wechselreden mit Artus und Beaucorps den neben Parzival sitzenden Gawan zu einem Zweikampf nach vierzig Tagen herausforderte, [a]) konnte die Aufmerksamkeit des tief betroffenen und schwermüthig sinnenden Waleisen zunächst wenig berühren; nur der Klageruf der unter Thränen scheidenden Cundrie (318, 29 f.):

Ach Munsalväsche, Jammers Ziel!
Weh, daß Dich Niemand trösten will! [b])

hallte in seinem Innern schmerzlich nach. Unter großer Aufregung

*) Vergl. Hom. Od. 4, 158 — 160. Il. 4, 401 ff.

[a]) Siehe die unter diesem und den folgenden Buchstaben stehenden Excurse hinter dem Text.

stand man überall auf, und die Edelsten gingen zu Parzival und Gawan, um denselben ihr Beileid zu bezeigen. Diesen Moment benutzte Klamidé, Parzival's Nachbar, und stellte sich ihm als den unseligsten Mann vor, der auf sein Geheiß als Gefangener der Cunneware schon so lange schmachten müsse. Indem er seinem früheren Besieger das Glück zu Gemüthe führt, Gemahl der schönen Cundwiramurs zu sein, nach deren Huld er selbst vergebens getrachtet habe (213, 22—28. 219, 20—220, 8), bittet er denselben um Verwendung bei Cunneware zu Gunsten seiner Freiheit (326, 15—327, 14). Parzival gewährt ihm großmüthig die Bitte (327, 15—20), worauf Klamidé und die im Gefolge des Artus mit herbeigekommene Cunneware einander Liebe und Ehe zusagen.

Wie überhaupt die Scene am Plimizöl durch dramatische Gruppirung, geschickte Zusammenfügung der Verhältnisse, überraschende Antithesen und manche feine psychologische Züge ausgezeichnet ist, so läßt der Dichter grade während dieser Katastrophe auch eine Heidin im Lager anwesend sein und wirksam in den Gang der Begebenheiten eingreifen. Gleich jener reichen und klugen Königin von Saba nämlich, welche zu Jerusalem Zeugin war von Salomo's Herrlichkeit und Weisheit (I. Kön. 10), verweilt seit einiger Zeit an Artus' Hofe die junge (336, 2), reiche (329, 11. 336, 3), weise, talentvolle und wißbegierige (329, 11—13. 2. 3) Ekuba von Janfuse, eine weitläuftige Verwandte des Feirefiz (328, 22) und somit auch des Parzival. Kaum hat diese Fürstin den neuen Zug von Edelmuth in Parzival's Benehmen gegen Klamidé gesehen, so bestätigt sie, um den Schmerz in seiner Seele durch ein anerkennendes Urtheil zu mildern, das vorhin ausgesprochene Lob des Feirefiz, erklärt sich selbst für eine Muhmentochter von dessen Mutter und erkennt nach ihrer unbefangenen Wahrnehmung Parzival den höchsten Preis zu unter allen Getauften (328, 1—329, 10). Diese wohlwollende Rede einer geachteten, angesehenen Ausländerin in der gut erlernten französischen Sprache (329, 13), in welcher das formelle Ihr auch unter noch fern stehenden Verwandten leicht beibehalten werden konnte, [c]) öffnete dem bis dahin schweigsamen Parzival den Mund. „Gott lohne Euch, Herrin!" spricht er, „daß Ihr mir so gütigen Trost verleihet!" In dieser weichen und ruhigen Stimmung beklagt er dann sein Geschick, sucht sein Vergehen zu entschuldigen und erklärt sich fest entschlossen, den Gral zu suchen und Anfortas

zu erlösen (329, 14—330, 30). Nachdem er darauf von Artus und sämmtlichen Herren in dessen Umgebung unter allgemeiner Trauer sich beurlaubt hat, nimmt er noch von Gawan als seinem besten Freunde besonders Abschied.

Merkwürdig ist hier der Gegensatz, welchen die Glückwünsche der beiden Helden bilden: Gawan nämlich wünscht dem Waleisen, Gott möge ihm Glück im Streit geben (331, 25—30), Parzival aber, der zu Munsalväsche selbst bekannt hatte (228, 22—24):

'ob ir mich ze rehte speht,
sô hat mîn lîp gelücke erholt:
diu gotes kraft gît sölhen solt,'

sagt sich in seinem grollenden Unverstande von Gott los und wünscht, die Minne eines keuschen, mit weiblicher Güte begabten Weibes möge Gawan behüten (332, 1—16). Was nun diesen Gegensatz betrifft, so ist derselbe, richtig gefaßt, kein absoluter, sondern er bezeichnet nur einen verschiedenen Ausgangspunkt des Denkens und Handelns, von welchem man in consequentem Fortschritt endlich zu dem andern Pole, von der Idee Gottes zur Menschenliebe und umgekehrt, zuverlässig kommen muß.*) Auf dem beschränkten Standpunkt aber, welchen jeder Mensch im Leben einnimmt, verfehlen wir nur zu leicht das Ziel und werden einseitig, und unser Thun, wie unser Wissen, ist und bleibt Stückwerk. Und betrachten wir die Geschichte Parzival's und Gawan's, wie sie Eschenbach so psycho-

*) Das schönste bestätigende Beispiel auf dem Gebiet der Poesie haben wir an Schiller und Goethe, worüber sich Jener in den Xenien gegen seinen mitstreitenden Freund so ausspricht:

„Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.“

Und Derselbe in einem Briefe v. J. 1794: „Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger, frommer Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide auf halbem Wege einander begegnen werden.“ Man lese ausführlicher: „Schiller und Goethe im Xenienkampf“ (Nr. 456—457: Die Uebereinstimmung). Von Eduard Boas. — Schon in der heiligen Schrift ist der Inbegriff aller Pflichten in zwei Hauptsätzen zusammengefaßt (Matth. 22, 37—39), welche zum erläuternden gegenseitigen Correctiv dienen.

logisch richtig durchgeführt hat, so finden wir die gegenseitigen Mahnungen der beiden Kämpen durch ihr nachheriges Verhalten gerechtfertigt. Der Dichter scheint uns also im Voraus Fingerzeige geben zu wollen von dem, was zu erwarten sei; denn Parzival meidet aus eigensinnigem Trotz und in auffallender Opposition zu Gawan's Glückwunsch eine Zeitlang in seinen Grüßen den Namen Gottes,*) welchen er sonst in seinen Grußformeln bei allen Begegnungen im Munde führte. Dies kann uns jedoch nicht wundern, da er, wie weiter unten wird nachgewiesen werden, Gott als den Allmächtigen und Allgütigen noch gar nicht kannte und von ihm, wie von dem Oberhaupte einer Ritterschaar, seinen ihm vorenthaltenen Lohn glaubte fordern zu dürfen (461).**) Ebenso war das Herz des weltlich gesinnten Gawan, in welchem die Idee von Gottes Heiligkeit ihre Wirkung verloren hatte, bei der Antikonie in großer Gefahr (405—407). Ihm, dem unverheiratheten Libertin, galt, wie er das schon bei der Obilot verrieth, Frauenliebe keineswegs als eine Schutzwehr gegen Untreue und Verführung, sondern höchstens als Lohn für gefällige Dienste. Daher hatte die leichtsinnige Sophistik seines begehrlichen Herzens es sogar vermocht, Parzival's sittlichernste Abschiedsworte zu einer der Betreibung von Tändeleien und Liebeleien günstigen Autorität umzudeuten, wie wir dies (370, 18—21) lesen. Ein solcher Charakter bedurfte zur Entwicklung seiner erstaunlichen Heldenkraft des Antriebes von einer hartnäckigen, launenhaften Orgeluse, die ihn zur Vollbringung herculischer Thaten zwang, ehe sie seine Gemahlin ward. Offen gestand er dies selbst 655, 19—21.

Der lieben Cunneware endlich, die ihrem tapferen Ritter und edelmüthigen Wohlthäter soviel verdankte, war es vorbehalten, wäh-

---

*) Die Ausnahme 389, 14 hat ihren Grund in Parzival's damaligem Glücke.

**) Als Probe ähnlicher Naivität in der altenglischen Ritterpoesie lese man in Ellis' Specimens of early English metrical romances, S. 528 f. die Aeußerung des Sir Eglamour of Artoys. — Den Römern galt als eclatantes Beispiel von Trotz gegen die Gottheit der Tyrann Mezentius. Als contemtor divum (Virg. Aen. VII, 648) sagt er bei Ovid (Fast. IV, 877 ff.): Vulnera testor, anstatt deos testor, und bei Virgil (Aen. X, 773 f.) betet er: Dextra mihi deus et telum, quod missile libro, nunc adsint. Vgl. I. Mos. 31, 29. Sprüchw. 3, 27. Micha 2, 1: יֶשׁ לְאֵל יָדִי und V. Mos. 28, 32. Nehem. 5, 5. Ovid. Met. IX, 203 sq. Wie schön lauten dagegen in eines heidnischen Jünglings Munde die Worte Hom. Od. 3, 43—54, insbesondere V. 48: — — — *πάντες δὲ θεῶν χατέουσ' ἄνθρωποι!* Vgl. ebendaselbst XIV, 442—445.

rend sie denselben zur verhängnißvollen Reise ausrüstete, die Aufregung in seinem Gemüthe durch die ungekünstelten, herzlichen Worte (332, 24—30) herabzustimmen, mit welchen sie den Sohn der Herzeloyde entließ.

III. Parzival im Zustande der Verzweiflung.

In seiner Rathlosigkeit irrt Parzival noch längere Zeit*) wie ein Verzweifelter umher; nur in einzelnen Momenten läßt ihn der Dichter während Gawan's Heldenabenteuer an unsern Blicken vorübergehen. Was in diesen trüben Tagen aber seiner geplagten Seele zum Leitstern diente, verrathen die Forderungen, welche er an die verschiedenen von ihm besiegten Fürsten und Ritter machte, entweder ihm den Gral zu erwerben oder sich als Gefangene und Diener seiner Gemahlin Cundwiramurs in Pelrapeir zu stellen. Dies geschah z. B. vor Bearosche (383, 23—384, 13. 388, 1—389, 14), wo er, dem Schlachtrufe einer Schaar gefangener Berteneisen im Belagerungsheere des Königs Meljanz von Liz folgend, am Kampfe rühmlichen Antheil nahm und zur endlichen Freilassung dieser Tapferen und ihrer Heimsendung zu ihrem Herrn Artus wesentlich beitrug. Ferner gesteht, die oben erwähnte Verpflichtung eingegangen zu sein, König Vergulaht zu Tschanfanzun, dessen Rathgeber den eben anwesenden Gawan sogar dazu vermochten, diesen Dienst mit zu übernehmen (424, 15 ff. 503, 21—30). Ebenso erging es in späterer Zeit vor Logroys fünf Rittern der Orgeluse; und als diese stolze Herzogin, dem Sieger nachreitend, ihm ihr Reich und ihre Hand anbot, verschmähte er sie, da er ein schöneres Weib habe und nur der Gral ihm Kummer mache (559, 9—19. 618, 19—619, 24).

Wer blickt nicht mit Wohlgefallen und inniger Theilnahme zurück auf die einfachen, spärlichen Züge, welche aus diesem dunkeln Lebensabschnitt unsers Helden hervorleuchten, wie er, ohne Eigennutz hülfreich Jedem, der Hülfe begehrt, und von Herzen gütig gegen Geringere, immerdar sowohl der verlassenen Lieben gedenkt, als auch nach dem vorgesteckten Ziele beharrlich ringt! Und wie geht es den von ihm in seinen vielen Kämpfen (772) besiegten Gegnern? Nachdem sie mit großmüthiger Schonung zur Theilnahme am Ringen nach den höchsten Gütern verpflichtet oder zu Zeugen und Herolden

*) Vier und ein halbes Jahr und drei Tage bis zu seiner Ankunft bei Trevrizent (460, 16—23).

seiner Thaten berufen worden, finden sie in dem Kreise edler Menschen unerwartete Beglückung und Freude, wie wir dies schon früher namentlich an Klamidé und dessen Schwager Orilus gesehen haben.

So wird unter immerwährenden Entbehrungen und Kämpfen für die Minne und den Gral (389, 8—12. 390, 10 f.) die Umwandlung in Parzival's Seele ohne gewaltsame Uebergänge praktisch im Stillen vorbereitet, bis er von Trevrizent den noch mangelnden theoretischen Unterricht in der Religion erhält. Zuerst aber führt ihn sein Schicksal und Gottes Wille,

sîn wolte got dô ruochen, 435, 12, — —

wieder zur Sigune, damit er an freiwillig erduldetem fremden Elend seine eigenen Leiden messe und dadurch Muth gewinne, das über sein Vergehen früher gefällte harte Urtheil durch die würdige Ertragung seines Unglücks ungültig zu machen. Dieses Mal fand er seine Muhme in einer Clause. Als Unbekannte grüßen sie einander. Durch eine spöttische Frage des draußen weilenden Ritters bewogen, klagt die Jungfrau demselben ihren Kummer um den geliebten Schionatulander, dessen Leichnam sie in einem Sarge bei sich hegt. Von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt, giebt er sich zu erkennen, indem er sein Haupt entblößt. Da ruft sie aus: „Ihr seid's, Herr Parzival! Sagt an, wie steht es mit Euch um den Gral u. s. w.?" Ohne Umschweife gibt er ihr zur Antwort, er habe um denselben viele Freuden verloren und manche Sorge sich bereitet; seine Sehnsucht ziehe ihn nach Pelrapeir, aber noch mehr nach dem hohen Ziele, wie er Munsalväsche und den Gral sehen möge. Und da Sigune ihm zwar keine Vorwürfe macht, wie vormals, durch das fortgesetzte Ihr aber immer noch ihre Unzufriedenheit mit ihm anzudeuten scheint, so preßt dieses hartherzige Benehmen seinem verwundeten Gemüthe die Worte aus: „Base Sigune! Du versündigst Dich schwer an mir, daß Du, obgleich mit meinem Kummer bekannt, mich schiltst." Von Mitgefühl ergriffen, beruhigt und tröstet nun Sigune soviel als möglich ihren vom Schicksal heimgesuchten Vetter, indem sie auch ihrerseits das wohlthuende Du in der Rede anwendet. Da schüttet der Unglückliche zum ersten Mal sein schwer beladenes Herz vollends aus und läßt uns in die Tiefe seines Elends blicken, indem er zu seiner Verwandten sagt:

„Wohl sollte ich Dein Leid beklagen,
Müßt' ich nicht größern Kummer tragen,

Als je ward eines Menschen Loos.
Ach! meine Noth ist allzu groß."

IV. Parzival's Hoffnung.

Mit der tröstlichen Hoffnung ausgerüstet, bald nach Munsalväsche zu gelangen, reitet er von dannen, der Cundrie nach, welche jüngst bei der Sigune gewesen (435, 2 — 442, 25). Aber bald ist jegliche Spur verloren. Siehe! da kommt ihm, entblößten Hauptes, wahrscheinlich während der Fastenzeit (vgl. 443, 7 und 447, 13 — 18), ein Gralsritter entgegen, der ihm den Weg nach Munsalväsche wehren will. Parzival besiegt ihn, erbeutet sein Roß, läßt ihn selbst aber lebendig davonkommen und reitet nun noch Wochen lang auf Abenteuer umher (446, 1 — 5).

Endlich begegnete er am Charfreitage in einem großen Walde einem pilgernden, bejahrten Ritter, Kahenis mit Namen (457, 5 — 20. 573, 14 — 19), welchen auf der Bußfahrt seine Frau und zwei Töchter und mehrere Ritter und Knappen begleiteten. Der ehrwürdige Führer dieser Schaar, von Parzival um den Zweck der Reise befragt, gab ihm die gewünschte Auskunft, beklagte sich aber darüber, daß Jener diese Zeit, wie er an seiner Tracht wohl sähe, nicht heilig hielte. Als nun Parzival sich nicht bloß mit Unwissenheit entschuldigte, sondern sich damit rechtfertigen wollte, daß ihm von Gott, dem er doch unablässig gedient habe, keine Hülfe käme, hielt ihm jener Ritter die durch den Kreuzestod Jesu bewiesene unendliche Liebe und Treue Gottes zur Erlösung der sündigen Menschheit vor und ermahnte ihn zur Buße, zu welchem Ende er ihn an einen nicht fern wohnenden heiligen Mann wies, der ihn weiter berathen und den Reuigen von Sünden lossprechen könne. So freundlich man ihn einlud, länger zu verweilen und sich erst zu erquicken, so höflich lehnte er aus Zartgefühl das Anerbieten ab, indem er sich selbst gestand, wie wenig seine äußere Erscheinung und seine Gesinnung jetzt einer solchen Gesellschaft angemessen war (446, 1 — 451, 2). Auch in den Abschiedsworten, die er an den Ritter und seine Frau richtete: „Das Glück gebe Euch Heil," prägte er die erbitterte und dem Gedanken an Gott abgeneigte Richtung seines Herzens aus (450, 25 f.). Denn wie er selbst sich unglücklich fühlte, so wollte er Andern, denen er gern ein besseres Schicksal gönnte, von Demjenigen kein Heil erflehen, welchen er für den Urheber seiner Leiden hielt (450, 17 — 22. vgl. 461). Doch in dem kindlichen Gemüthe des

von der Herzeloyde sorgfältig erzogenen Sohnes konnten die Worte des greisen Ritters*) und das Beispiel der Buße und Gottergebenheit dieser pilgernden Schaar nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Kaum war er allein, so sann er nach über das Räthsel seines Lebens, ob es vielleicht nach des Allmächtigen Willen ihm so ergehen sollte. Wie gütig und barmherzig der himmlische Vater sei, hatte er soeben gehört; daß derselbe dem Verlassenen helfen könne, ward ihm nun erst klar durch Betrachtung des wunderbaren Schöpfungswerkes. In dieses Nachdenken über Gottes Allmacht und Liebe vertieft, ritt er weiter. Der frühere Trotz und das Pochen auf seine Verdienste machte einer sanften Traurigkeit und Demuth Platz. Sein Zweifel erhob sich zur Hoffnung, so daß er sagen konnte:

Wie, wenn Gott Hülfe wollte senden,
Die meinen Jammer möchte enden?"

In der Meinung, Gott werde ihm helfen, wenn er wolle, wie er auch sonst schon manchem Ritter geholfen habe, und dem Höchsten Dank gelobend, wenn er ihn durch sein Roß den Weg des Heiles führe, beschließt er, zumal an diesem hülfreichen Tage, sich ganz willenlos zu verhalten, und überläßt seinem neulich gewonnenen Gralspferde mit dem Losungswort:

'nu gene nâch der gotes kür!'

die Wahl des Weges.

V. Parzival's Versöhnung und Begnadigung.

Was der wallfahrende Ritter dem hülfsbedürftigen Fremdling verheißen hatte, ging bald in Erfüllung. Parzival's Roß, der Gegend von früherer Zeit her wohl noch kundig, trug seinen Herrn dahin, wo in der gegenwärtigen Noth Beiden geholfen werden konnte, und so kam Parzival glücklich nach Fontân la salvâtsche (Fontaine sauvage) zu Trevrizent (451, 3 — 452, 15).**) So überraschend

*) Noch beim Abschiede hatte die Mutter ihm gerathen (127, 21—24):
'Ob dich ein grâ wîse man
zuht wil lêrn als er wol kan,
dem soltu gerne volgen,
und wis im niht erbolgen.'

**) Es bewährte sich also Goethe's Ausspruch:

und erfreulich es dem trostsuchenden Pilgrim sein mußte, in der Person dieses hochbejahrten Eremiten einen edelmüthigen Oheim kennen zu lernen, um so schmerzlicher und erschütternder ward er in seinem Herzen durch die Mittheilung desselben getroffen, daß er an zwei nahen Verwandten Todesschuld verübt habe, indem er sowohl der innig geliebten Mutter durch den Gram über seine eigenwillige Entfernung das Herz gebrochen,*) als auch mit eigener Hand dem rothen Ritter, dessen Namen er gewiß nicht ohne Ruhm zu führen wähnte, das Leben genommen. Jetzt mußte mit dem erhöhten Bewußtsein der Sündhaftigkeit die wieder hervorbrechende Angst der Verzweiflung augenblicklich den höchsten Grad erreichen, aber zugleich war in dieser schrecklichen Seelenpein ihm auch Gottes Hülfe am nächsten. Denn die mannigfaltigen Belehrungen Trevrizent's über Gott und die Welt, über das Geheimniß der Erlösung und die menschliche Bestimmung, über die Natur und die Wunder des Grals, ferner die aufrichtigen Selbstbekenntnisse des ehrwürdigen Greises, die herzlichen Ermahnungen des geliebten Oheims und die Tröstungen, welche dieser priesterliche Einsiedler ihm aus seiner reichen Erfahrung und aus dem lebendigen Wort des Evangeliums spendete, richteten den Gebeugten wieder auf, der unter den fortwährenden harten Prüfungen schon hatte erliegen wollen; sie gaben seiner Seele den Frieden wieder, nach welchem er so lange geschmachtet hatte. Er ward nun mit Gott versöhnt.**) Uebrigens war die Kunde vom Tode der Mutter und des Blutsverwandten Ither nicht nur sehr geeignet, dem Waleisen das unstäte Jagen nach dem Ruhm

---

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

In welche Abscheulichkeiten dagegen verfiel jener Haufe roher Kreuzfahrer, der in seinem blinden Aberglauben eine Gans und eine Ziege, als vom Geiste Gottes beseelte Führer nach dem heiligen Lande vor sich hertreiben ließ, seinen Weg mit Raub und Mord bezeichnend! Siehe noch Ovid. Met. III, 8—25. Hom. Od. X, 157 ff. und Dr. Klopp's Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme u. s. w. S. 161.

*) Vergl. Hom. Od. 4, 732—734.

**) Ebenso wurde auch Luther im Kloster der Augustiner zu Erfurt von seiner Körper- und Seelenkrankheit geheilt, als ihn ein alter Mönch auf die Grundwahrheit des christlichen Glaubens aufmerksam machte, daß wir ohne unser Verdienst und Würdigkeit durch Christum Gnade bei Gott erlangt und die Versicherung seiner Liebe erhalten haben.

weltlicher Ritterschaft zu verleiden, da er einsah, welchen großen Gefahren für das Seelenheil dasselbe ausgesetzt ist, sondern es kam nun auch, nachdem die Mutter gestorben, deren rührendes Bild und warnende Lehren, neben dem Gedanken an die verlassene Gattin, in seiner zartfühlenden Seele bisher ein nothwendiges Schutzmittel gegen mancherlei Versuchungen gewesen, mehr Einheit und Entschiedenheit in sein ferneres Leben, indem jetzt sein Ziel nur ein zwiefaches war, die Erlangung des Grals und nächstdem die baldigste Rückkehr zur Gemahlin, deren möglicher Verlust ihm in dem Tode seiner Mutter soeben lebhaft veranschaulicht worden (467, 19 — 27).

Nach einem funfzehntägigen Aufenthalt in Trevrizent's Einsiedelei kehrte unser Held wieder in das vielbewegte öffentliche Leben zurück, um die Richtigkeit und den Nutzen der empfangenen neuen Lehren zu erproben. Hatte er bisher bei allem Zweifeln und Murren gegen Gott doch in der sehnenden Liebe nach der daheim gelassenen Gemahlin sein Herz vor aller Verführung der Welt bewahrt und in dem Streben nach dem Gral einen mächtigen Antrieb zu einem thätigen Leben in sich getragen, so verfolgte er nun nach seiner Abreise von dem heiligen Manne diese Richtung mit um so größerer Beharrlichkeit und Zuversicht. Daß er seit dieser Zeit Gott vertraute und von ihm Hülfe und Freude erwartete, dieses Zeugniß giebt ihm der Dichter bei Gelegenheit seines Kampfes mit Feirefiz (741, 26 — 30).

der getoufte wol getrûwet gote,
sît er von Trevrizende schiet,
der im sô herzenlîchen riet,
er solte helfe an den gern,
der in sorge freude kunde wern.

Mochten sich ihm auf seiner Bahn noch Könige und Fürsten entgegenstellen, sie mußten sich beugen unter der siegreichen Hand des gottgeweihten Kämpfers; wollte auch jene launenhafte und schöne Orgeluse, von Bewunderung hingerissen, dem edlen Streiter sich selbst als den Preis der Tapferkeit schenken, nach welchem so viele Andere, und unter diesen auch der unglückliche Gralskönig Anfortas, zu ihrem eigenen Verderben gerungen hatten und zu dessen Erlangung kaum Gawan's Wunderthaten hinreichten, Parzival wies diesen Antrag entschieden zurück, indem sein Herz ihn rastlos weiter eilen hieß, bis er gefunden, was seine Seele suchte.

VI. Parzival's Erlösung.

Und so war denn nach langem Sehnen und Forschen, nach vielen Leiden und Kämpfen die Zeit seiner Erlösung herbeigekommen. Diese, in Parzival's Gemüthe als Versöhnung mit Gott wesentlich schon vollbracht, mußte noch äußerlich vor der Welt formell A) als Rechtfertigung ausgesprochen und B) durch Parzival's Verherrlichung vollendet werden. Parzival bedurfte nämlich der Rechtfertigung, denn auf ihm lastete noch der von der Gralsbotin am Plimizöl wider ihn ausgesprochene göttliche Fluch und 2) die nach demselben sogleich erfolgte Ausstoßung aus dem Orden der Tafelrunde; jener Fluch und diese Schmach mußte also von ihm genommen werden. Nachdem aber dieser negative Theil der Erlösung realisirt worden, erhielt er seine Ergänzung und Vollendung durch Parzival's Verherrlichung zu Munsalväsche.

A) Parzival's Rechtfertigung.

Um den Lesern diesen Standpunkt in Parzival's Leben in einem bedeutenden Moment zu veranschaulichen, wählte der Dichter die Scene zu Joflanze, in welcher wir ihm eins der großartigsten Kunstgemälde zu danken haben.*)

Es waren bis zum entscheidenden Kampfe auf diesem Blumenfelde über vier und ein halbes Jahr vergangen, seitdem Parzival und Gawan vom Plimizöl schieden, Jener, um nach dem Gral zu forschen, Dieser, um eine angeblich von ihm an dem Vater des Königs Vergulaht von Askalon begangene Blutschuld zu sühnen (646, 14 — 18). Gawan sah sich schon im zweiten Jahre seiner Verpflichtung entbunden (319, 20 — 324, 30. 418, 9 ff. 503, 5 — 24), hatte aber dafür die Aufgabe übernehmen müssen, dem von Parzival besiegten Vergulaht nach dem Gral forschen zu helfen oder

*) Da über die herrliche Gegend Terre marveile, wozu das Blumenfeld Joflanze gehört, eine besondere Abhandlung von mir unter dem Titel: „Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terre marveile (Terre merveilleuse), ein poetisches Landschaftsgemälde," im neunten Bande der Germania enthalten ist, so erlaube ich mir, den geneigten Leser der Kürze halber darauf zu verweisen. d) Desgleichen vergegenwärtige man sich den Inhalt der schon erwähnten Schrift: „Inwiefern ist die Episode von Gawan in Wolfram's v. E. Parzival gerechtfertigt?" worin unter Anderem gezeigt worden, daß, um den Knoten dieses Epos zu lösen, Gawan's Besiegung durch Parzival unentbehrlich war.

in Jahresfrist der Königin zu Pelrapeir Sicherheit zu bringen. Parzival dagegen hatte zwar den Gral selbst noch nicht, jedoch in seinem Herzen den Gnadenweg zu ihm mit Trevrizent's Hülfe gefunden und weit umher viele Ritterthaten vollbracht (771, 23—772, 30. 679, 13). Einst kam er von Logrois her nach Terre marveile und ließ sich, durch Orgeluse's Ritter und der Herzogin persönliche Heirathsanträge vergebens verfolgt, vom Fährmann Plippalinot*) über den Sabins setzen, ohne nach den Wundern des nahen Zauberschlosses zu fragen. Nach neunzehn Tagen**) war er schon wieder da, mit einem Helmschmuck geziert, den er aus der Heidenschaft fern über das Meer geholt hatte (679, 8 f.). Was mochte ihn wohl bewogen haben, sobald wieder zurückzukehren? Von den dunklen Worten (318, 13—24), welche einst Cundrie am Plimizöl beiläufig über das Schicksal der zu Schastelmarveil gefangen gehaltenen Frauen fallen ließ, scheint er ebenso wenig, wie Gawan, etwas vernommen zu haben, aber bei seinen weiten Reiseabenteuern konnte er leicht irgendwo eine Andeutung davon erhalten, welche außerordentlichen Dinge in diesem Wunderlande geschähen, daß sogar Artus mit allen Damen und Herren seines Ordens zu einem Ritterfeste dorthin zöge. Was auch immer die nächste Veranlassung gewesen sein mag, daß Parzival diese Gegend wieder besuchte, so versichert wenigstens der Dichter, daß der Held, obwohl noch als rother Ritter kenntlich, nicht mehr träumend und planlos, sondern mit Bedacht auf Abenteuer umherritt (679, 10—12) und durch Tapferkeit und Edelmuth dem hohen Preise (678, 20—27. 679, 7, 13) nachjagte, welcher die Bedingung zur Erlangung des Grals war,

wan swers grâles gerte,
der muose mit dem swerte
sich dem prîse nâhen.
sus sol man prîses gâhen (503, 27—30).

Uebrigens gestand es Parzival nachher selbst, daß er in des Gramoflanz Reich gekommen sei, um mit ihm zu streiten, und auch

*) Vergl. hier 543, 30—544, 18 mit Virg. Aen. XII, 517—520.

**) Die Berechnung und Ordnung der Zeitangaben unsers Gedichtes habe ich ausgeführt in einer Abhandlung: „Chronologische Bestimmung der Begebenheiten in Wolfram's Parzival," welche im dritten Heft des sechsten Bandes von M. Haupt's Zeitschrift zu finden ist.

deshalb am Morgen einen Kranz von dessen Baum gebrochen habe (701, 1—6. Vgl. 679, 14—17).*)

Nun denke man sich dagegen die großen Veränderungen, welche Gawan in der Zwischenzeit zu Terre marveile hervorgebracht hatte, und das Mißliche seiner Lage! Er, der schon am Tage nach des Waleisen Durchreise gleichfalls hier eingetroffen war, hatte auf dem Anger zu Joflanze die tapfersten Ritter der Orgeluse besiegt und die Abenteuer im gegenüber liegenden Wunderschloß glücklich bestanden, dadurch sich die Achtung und Gunst jener Fürstin und den Dank der im Zauberpalast erlösten Ritter und Frauen erworben und residirte nun als neuer Herrscher zu Schastelmarveil. Nur noch eine Aufgabe stand ihm bevor, der Zweikampf mit dem Könige Gramoflanz, zu welchem ihn derselbe herausgefordert, als er auf Verlangen der Orgeluse aus dem Clinschorwalde einen Zweig von einem gewissen Baum geholt hatte, den jener König in eigener Person bewachte.**) Schon war, Gawan's Einladung zufolge, Artus mit der gesammten Tafelrunde zu der anberaumten Zeit als Zuschauer und Kampfrichter zu Joflanze eingetroffen (662, 26—663, 6. 667, 1—8. 674, 9 ff.); schon hatte an demselben Tage Gawan mit seinem Gefolge die Raste***) Weges bis zu seines Oheims Lager zurückgelegt (669, 14 ff.) und in abgemessener Entfernung weiter nach Rosche Sabins zu die Herberge bezogen; schon war auch Orgeluse's Ritterschaar in der mondhellen Nacht dieses Tages von Logrois herabgekommen (674, 9—19. 676, 11—29) und hatte über Gawan's Heerlager hinaus, der Kampfebene zunächst, eine zweite Parallele gebildet (718, 19 f.); und damit auch die Gegenpartei sich auf der andern Seite des Kampfplatzes baldigst einfände, hatte Artus an Gramoflanz, dessen Hauptstadt ungefähr ebenso weit, wie Logrois, von Joflanze

*) Daß das Abbrechen eines Baumreises auf dem Gebiet des Feindes für eine Kriegserklärung und ein Zeichen der Besitzergreifung des Landes galt, diese Idee hat Heinrich v. Mühler in seinem „König Sabu“ glücklich angewandt. Vgl. Virg. Aen. VI, 136 ff. Ovid. Met. IV, 641 ff. IX, 190 und Eschenbach's Parzival 481, 30—482, 11, desgl. was E. Curtius in seiner Abhandlung „Olympia“ von dem heiligen Oelbaum, „dem Baum der schönen Kränze,“ im Pantheion zu Olympia berichtet.

**) Dieser Baum war wohl eine Tamariske. Vgl. 601, 11.

***) Eine Rast beträgt genau soviel, wie eine lieue oder drei römische Millien, d. i. 14,400 Fuß.

entfernt lag (731, 13—24. vgl. 674, 9—19. 676, 11—13), Boten abgeschickt (677, 1—13. 681, 2 ff.), während geschäftige Hände durch Pflanzung zweier langen Reihen von Baumstämmen den Kampfplatz auf beiden Seiten abgrenzten (690, 16—691, 4): da brach der zwanzigste Mai an,*) der erste Tag des Pfingstfestes, an welchem der entscheidende Kampf in Gegenwart so vieler angesehener Zeugen geschehen sollte. Wer schildert die Stimmung, welche jetzt Gawan's Herz bewegen mußte! Daß seine Schwester Itonjé von Gramoflanz, vielleicht auch mit Gegenliebe, geliebt ward, hatte er beim Pflücken seines Kranzes aus des Königs eigenem Munde erfahren und es sogar mit ritterlicher Bereitwilligkeit übernommen, der Schwester einen Ring des Geliebten als Lebenszeichen zu überbringen (606, 21 ff.). Den Kampf mit Gramoflanz auszuschlagen, verbot ihm die Ritterpflicht schon aus dem Grunde, weil sein verstorbener Vater Lot beschuldigt war, des Gegners Vater getödtet zu haben; der Schwester aber zur Unzeit mitzutheilen, daß ihr Geliebter sein Feind sei, wäre unklug oder grausam gewesen (696, 21—697, 8), und eines Andern Hülfe zur Vermittelung des Streites anzusprechen, gestattete die Ehre nicht: Gawan mußte also schweigend diese Herzenspein erdulden und sich in sein Geschick ergeben. Dem Gramoflanz dagegen war wohl bekannt, daß Itonjé durch Gawan von Clinschor's Zaubermacht befreit worden, und eben deswegen hatte er sich ausnahmsweise zum Kampf mit Einem anheischig gemacht, anstatt daß er sonst nur mit Zweien oder Mehreren streiten mochte (607, 17—22. 610, 1—5. 684, 11—685, 30); daß aber Gawan und Itonjé Geschwister waren, schien er noch nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen (608, 11—609, 30); jedenfalls dünkte es ihn ritterlicher, sich die Gemahlin zu erstreiten, als sie von ihrem Befreier und Herrn geschenkt zu erhalten. Der unschuldigen Itonjé, welche den Ring des Königs durch ihren Bruder, ohne diesen als solchen zu kennen, erhalten hatte, war, wie allen Bewohnern von Schastelmarveil, durch Gawan's kluge Anordnung der bevorstehende Zweikampf bis zur Ankunft der Tafelrunder sorgfältig verhehlt

---

*) Clemens Alex. Strom. I, 340 erzählt, daß Einige den fünfundzwanzigsten Pachon (zwanzigsten Mai), Andere den vierundzwanzigsten oder fünfundzwanzigsten Pharmuthi (neunzehnten oder zwanzigsten April) für den Geburtstag Christi hielten. (S. Gieseler's Lehrbuch der Kirchengeschichte, I, 63).

worden; erst im Lager zu Joflanze vernahm sie die traurige Kunde, daß der Bruder und ihr Geliebter mit einander kämpfen sollten, und zürnte der Herzogin Orgeluse, weil sie den Bruder zum Werkzeug der Rache gegen Gramoflanz, den Mörder ihres Jugendgemahls Cidegast erwählt hatte (711, 14—712, 2). Des Fährmanns Plippalinot Tochter endlich, die schlaue und geschäftige Bene, welche ihrem freigebigen (663, 15—18), gnädigen Herrn Gawan mit rührender Ergebenheit anhing (691, 30—692, 17) und, in das Liebesverhältniß seiner Schwester mit dem Herrscher von Rosche Sabins eingeweiht, als heimliche Zwischenträgerin dem Liebespaare wichtige Dienste leistete, hätte, wenn sie nicht zu spät erfahren, daß Gawan Itonjé's Bruder war (694, 9—18) und mit Gramoflanz kämpfen wollte (686, 1—12), der Sache leicht eine andere Wendung gegeben; so aber blieb ihr, als Gawan die Bewohner seines Palastes nach Joflanze führte, Nichts weiter übrig, als den Auftrag ihrer Herrin treulich zu erfüllen, indem sie heimlich und allein hinter dem Schlosse in einem Kahn den Poynzaclins hinabfuhr und dem Könige den bedeutsamen Ring der Itonjé mit der Nachricht überbrachte, daß soeben das Fräulein mit den Schaaren von Schastelmarveil nach dem Blumenfelde gezogen sei. Noch war der Streit nicht entschieden, aber der Augenblick der Entscheidung nahe. Wie? wenn nun Gramoflanz siegte! — Auf einmal gingen dann alle Vortheile, welche Gawan errungen hatte, wieder verloren: die zu Schastelmarveil befreiten Personen kamen in des Gramoflanz Gewalt, ebenso die Ritter der Orgeluse, weil die tapfersten derselben sich schon unter Gawan's Arm hatten beugen müssen; nicht besser wäre es der gesammten Tafelrunde ergangen, für deren tapferstes Mitglied, der tafelrunder hôhsten prîs (301, 7), Gawan angesehen wurde. Es blieb Nichts weiter übrig, als ein unehrenhafter Kampf zweier oder mehrerer Ritter mit Gramoflanz, der sich freilich rühmte, einst den Cidegast selbvierten erschlagen zu haben (606, 6. 7), und das Ende dieses langwierigen Streites wäre eine förmliche Schlacht und ein Hinmorden Tausender gewesen, zumal da Gramoflanz dafür gesorgt hatte, daß zur Bürgschaft und Verherrlichung des Sieges außer den Fürsten, Rittern und Frauen seines Landes auch sein mächtiger Oheim, der König Brandelidelin von Punturtois, und andere fremde Fürsten mit vielen Rittern, Frauen und Söldnern gekommen waren (682, 17—683, 10. 706, 30—707, 2. 721, 5—8. 681, 15—19).

Und was ließ sich nicht Schlimmes und Ungebührliches von einem Heere erwarten, in welchem Gramoflanz selbst, der hôchverte hort (683, 25), mit einem Charakter, aus Rohheit und weichlicher Galanterie gemischt, eine Ehre darin setzte, bei Schmeichlern und Augendienern für einen gewaltigen Klopffechter zu gelten (685, 4—15), und der doch, gleich einem Sardanapal geputzt (605, 2—14. 687, 1—14), sein Zelt, sogar auf dem Marsche, nur von Frauen umgeben (681, 25—682, 1)*) und seinen Leib von edlen Jungfrauen bedienen ließ (683, 16—23. 687, 22—688, 3)! Dazu kam, daß Brandelidelin, der einst schon im Turnier vor Kanvoleis, theils durch seine unritterlichen Mitstreiter (67, 18—28. 73, 18—28), theils durch seine eigene verächtliche Behandlung (74, 21—27. vgl. V. 5—20), ein ungünstiges Vorurtheil von sich und der Regierung seines Landes erweckt hatte, solche Fürsten, wie den Jungfrauenschänder Urjans (524, 19—528, 30), zu seinen Unterthanen zählte. Nicht besser war das Gefolge des Grafen Bernout de Riviers mit den Frauen von Ucferlant, an welchen man Nichts, als ihre Schönheit, zu loben wußte (682, 8—24. vgl. 3, 11—14. 551, 27—30). Unter solchen Umständen konnte der unparteiische Beobachter sich nicht verhehlen, daß die Freiheit, die Ehre und das Leben Vieler und selbst Gawan's Liebesglück auf dem Spiele stand (661, 3—5). In dieser Noth nun mußte der sittenreine Parzival als rettender Engel erscheinen. Und im Augenblick der höchsten Gefahr hatte ihn die Vorsehung gesendet; jedoch kam die Hülfe unerwartet und anders, als man anfangs wünschte.

Von sorgenvoller Unruhe gequält, aber keineswegs verzagt, reitet Gawan, ehe des Artus Boten mit seinem Gegner von Rosche Sabins ankommen, vor Tage allein abseits vom Heere an das Ufer des Sabins, um noch einmal die Uebungen der Turnierkunst ungestört für sich durchzumachen. Da sieht er in der Morgendämmerung einen Ritter halten, auf dessen Helm ein lichtes Reis von demselben Baume prangt, dem er neulich seinen Kranz entnommen. Wer anders, denkt er, kann es sein, als Gramoflanz, der ihn auf diese Art zum Streit herausfordern will! So unlieb es ihm ist, von Frauen ungeschaut hier mit dem Gegner anzubinden, so muß er sich doch dazu entschließen. Schon ist er nahe daran, im Kampf zu unter-

*) Vgl. dagegen Gawan's Anordnung (669, 12—671, 30)!

liegen, als die Boten von Rosche Sabins zurückkommen, dem Gramoflanz vorauseilend; sie erkennen Gawan, erkennen die Gefahr, worin er schwebt, und rufen laut seinen Namen. Der überraschte Parzival bejammert es sehr, daß er sich geirrt und in seinem besten Freunde sich selbst, sein eigenes Ich (689, 5),*) bekämpft habe. Während nun die Helden ihr gegenseitiges Versehen und ihr gemeinsames Unglück beklagen, kommen von beiden Parteien Leute, um den Kampfsplatz abzustecken; es kommen ganze Rotten Neugieriger; aus allen drei Lagern eilen Herren und Damen in Massen herbei, um zu sehen, welchem von den Streitern der Preis der Tapferkeit gebühre:**) einstimmig wird er Parzival zuerkannt. Auch Gramoflanz, der unterdeß mit seiner Schaar eingetroffen ist, bezeugt den Kämpfern seine Theilnahme. Nur Bene, in des Königs Gefolge, konnte in ihrem Eifer für Gawan sich nicht enthalten, dem Besieger desselben zu fluchen; ebenso verfuhr sie gegen Gramoflanz, als dieser ihren lieben Herrn zum folgenden Tage forderte und sie noch dazu von Gawan's und Itonjé's naher Verwandtschaft in Kenntniß setzte. Nun kehrte sie nicht mit Gramoflanz nach Rosche Sabins zurück, sondern folgte, um Itonjé mit ihrem Rath nahe zu sein, Gawan und Parzival. Der Letztere, von seinem neidlosen und dienstfertigen Freunde in's Lager geführt, war Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Freude; als er aber vor den Frauen erscheinen und seinen vier königlichen Verwandtinnen vorgestellt werden sollte, willfahrte der wehmüthig verschämte Sohn der Herzeloyde, des tragischen Ereignisses am Plimizöl gedenkend, nur der freundlichen Mahnung seines wohlgesinnten Führers. Der angelegentlichen Empfehlung Gawan's gelang es,

---

*) Die Idee vom Ich und Nicht-Ich findet sich noch öfter, als: 689, 29—690, 2; 752, 15—19; 369, 11—21 (vgl. San Marte S. 611 über das Wortspiel der Namen Obilot, Obie und Lot); 635, 14 f. Vgl. bei Ovid. Met. 11, 701, wo Halcyone in Beziehung auf ihren ertrunkenen Gatten Ceyx sagt: „Et sine me me pontus habet.“ Zu einem tragischen Trugspiel gestaltet sich dieser Gegensatz in dem Mythus von Narcissus und Echo (Ovid. Met. III, 339—510). Vgl. auch Horat. Od. IV, 10, 6. desgl. I, 3, 8 und II, 17, 5—8, auch I, 16, 28 und III, 9, 12 und 16; dazu Cic. ep. ad Div. XIV, 14: Vos (Terentia et Tulliola), meae carissimae animae; Ovid. Met. VIII, 405 f. VI, 282 f.

**) Sehr interessant ist es, Parzival's Kämpfe zu Joflanze mit dem Zweikampf des Aeneas und Turnus bei Virgil zu vergleichen. Ueberhaupt hat Eschenbach mit jenem im Mittelalter am fleißigsten gelesenen heidnischen Dichter öfters glücklich gerungen.

seinen verkannten Freund mit der schmollenden Orgeluse zu versöhnen, zumal da derselbe aufrichtig versicherte, daß ihm Unrecht geschehe, wenn man glaube, er könne der Frauen spotten. Wie ehrenvoll aber auch Gawan's Verwendung und Sorge für seinen Gast war, wie günstig im Lager die Urtheile über den neuen Ankömmling lauteten, und wie liebreich die Frauen mit dem schüchternen Waleisen umgingen (696, 15—20. 698, 17—24), so spielte Dieser in dem bunten Menschengewühl doch nur die Rolle eines geduldeten Fremdlings, und er mußte sich in der Nähe der Tafelrunder um so mehr gebeugt fühlen, da er, vor Jahren aus ihrer Gemeinschaft gestoßen, noch mit der Schmach eines Verbannten behaftet umherirrte. Wer mochte diesen Schimpf von ihm nehmen? Wo war Rechtfertigung zu finden? Wie durfte er es wagen, als ein fluchbeladener, unwürdiger Ritter vor Artus, dem Ideal seiner Jugendträume und aller seiner ritterlichen Bestrebungen (123, 3 — 10. 128, 15. 143, 10. 147, 23), zu erscheinen? Doch allen diesen Verlegenheiten ward auf einmal abgeholfen und Parzival's Rechtfertigung auf eine Weise geführt, die seinem Schicksal eine überraschend neue Wendung gab. Denn während er noch in Gawan's Zelt im Kreise der Frauen von Schastelmarveil sinnend und Nichts ahnend dasaß, erschien Artus selbst nebst der Königin Ginover, von den ihm zugehörigen Schaaren tapferer Ritter und schöner Frauen begleitet, bot dem Helden Ehre und erklärte ihm mit großer Genugthuung, der Ruf von seiner hohen Würdigkeit sei so weit verbreitet, daß ihm vor allen Männern der Preis gebühre (698, 17—30). Wohl hatte Artus die Befugniß, diesen ehrenvollen Ausspruch zu thun, schon zufolge der rühmlichen Nachrichten, welche ihm unter Anderen der König Meljanz von Liz (646, 4 f.), ferner die vor Bearosche durch Parzival's Vermittlung freigelassenen Berteneisen (382, 12 ff.), desgleichen die zu Schanfanzun von Gawan heimgesandten Edelknaben und Knappen (429, 2 ff.), endlich noch Tags zuvor Gawan selbst, über den rothen Ritter mitgetheilt hatten, vornehmlich aber jetzt, da auch Gawan, der tapferste, edelste und angesehenste Ritter der Tafelrunde, von demselben im ritterlichen Zweikampf besiegt worden und durch dieses Gottesurtheil P a r z i v a l ' s B e g n ä d i g u n g u n d z u g l e i c h d i e W ü r d i g k e i t u n d N o t h w e n d i g k e i t s e i n e r W i e d e r a u f n a h m e i n d e n O r d e n f a c t i s c h e n t s c h i e d e n war. Parzival, dem viel daran lag, der Mitgliedschaft jenes weltberühmten Vereines wieder

theilhaftig zu werden und deshalb jeden Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit zu beseitigen, wünschte, daß auch die übrigen Genossen sich erklären möchten, ob er noch Anrecht an ihren Orden habe; sämmtliche Tafelrunder geben ihm das ehrenvollste Zeugniß.*) Als nun auch die Ritter der Orgeluse zur Begrüßung herbeigekommen waren, stand, während vor Gawan's Zelt auf der weiten Ebene sämmliche Ritter und Frauen, Christen und Saracenen, die Tafelrunder, die aus Clinschor's Heer und die Ritterschaaren der Orgeluse, im Kreise um Artus saßen und sich von des Waleisen Schönheit und Tugend unterhielten, Parzival auf und bat unter allgemeiner Stille, daß Alle ihm zur Aufnahme in den Orden der Tafelrunder verhelfen möchten. Der König Artus gewährte ihm gern die Bitte (699, 1—700, 24), und somit war Parzival's Rechtfertigung vor dem weltlichen Gericht auch formell ausgesprochen.

Aber der Waleise hatte durch Gawan's Besiegung sich nicht allein genützt, sondern unter den damaligen Umständen der ganzen befreundeten Partei, und insbesondre den Tafelrundern, wesentliche Dienste geleistet; denn, wurde nun auch am folgenden Tage Gawan im Zweikampfe mit Gramoflanz, wie ihn sich Dieser ausbedungen hatte, wirklich besiegt, so war seine Partei noch nicht überwunden, sondern sie hatte noch einen gewaltigen Kämpen, der ihre Sache weiterführen konnte. Und berücksichtigen wir die Schwäche der menschlichen Natur, wie sie im Genusse eines beständigen, ausgezeichneten Glückes leicht ihre eigene Kraft und ihre Verdienste überschätzt und in Gottesvergessenheit und Uebermuth verfällt, so läßt sich nicht leugnen, auch Gawan selbst war es gut, daß er nach so glänzenden Heldenthaten einen Gegner fand, unter dessen stärkerer Hand er sich beugen mußte, und er hatte Gott zu danken, daß seine Besiegung so schonend für seine Ehre und so heilbringend für alle Betheiligte ausfiel. Ein leibhaftes Beispiel menschlichen Hochmuths Gawan gegenüber war Gramoflanz. Auch ihn traf schon am nächsten Morgen dasselbe Loos, wie heute Gawan, durch Parzival's nervigen Arm besiegt zu werden; aber während Gawan's Ueberwindung nur ein moralisches Schutzmittel gegen Dünkel und Selbstüberhebung sein sollte, zumal da sein verstorbener Vater Lot ihm keinesweges ein Muster ritterlicher Mäßigung gewesen (608, 11.

*) Vergl. Nibelungenlied, Lachmann's Ausgabe 565.

12. 21. 22), büßte Jener die göttliche Strafe für seinen beleidigenden, rohen Hochmuth, und diese Züchtigung fühlte er im Kampf mit dem Waleisen in dem Maße, daß ihn däuchte, als hätte er nicht etwa mit Zweien, sondern mit Sechsen zu thun (705, 19—30; vgl. 259, 21).*) Als daher nach beendigter Messe Gawan und Artus mit ihrem Gefolge auf dem Kampfplatze eintrafen und in Gemeinschaft mit Brandelidelin und andern Fürsten der Gegenpartei den Streit schlichteten, gestand Gramoflanz unverhohlen Parzival den Sieg zu (707, 10 — 13); in den beiderseitigen Heeren aber ward der Sieger so gepriesen, daß seine Freunde darüber herzlich froh waren, ja in Gramoflanz's Heer sagte man, noch sei kein Ritter, den je die Sonne beschien, so wohlgerüstet zum Streit gekommen, wie Parzival, und was man auch auf beiden Seiten gethan habe, der Preis gebühre ihm allein (709, 2 — 10). Wie aber? Können wir des Waleisen Benehmen auch an diesem Tage, wie am vorigen, gut heißen? Scheint es doch, als wollte er, kaum in die Gemeinschaft der Tafelrunder wieder aufgenommen, sich aller Gesetze und Schranken der Ritterschaft überheben. Hatte er nicht dem Gebot der Höflichkeit und Dankbarkeit gegen Gawan genügt, als er sich diesem zum Stellvertreter im Kampf mit Gramoflanz erbot? Hatte nicht sein Vetter, so sehr er auch in ihn drang, es abgelehnt, ihm die Ausfechtung dieser Ehrensache zu überlassen? Dessen ungeachtet war er früh Morgens hinausgeeilt und hatte den Sieg schon errungen, als der rechtmäßige Kämpfer sich dem Gegner stellen wollte.

---

*) Bekannt ist das Sprüchwort: „Πρὸς δύο οὐδ' ὁ Ἡρακλῆς, zwei sind auch für Herakles zu viel," eine Anspielung auf den Kampf des Heros mit der Lernäischen Schlange und dem großen Krebse, gegen welche Jolaus Hülfe leisten mußte. In Tasso's befreitem Jerusalem VI, 16 erbietet sich Argant, mit fünf Christen zugleich den Kampf zu bestehen. Wahrscheinlich fand Tasso (geb. 1544, st. 1635) Anlaß zu dieser Aeußerung in seines Landsmannes Bandello 39ster Novelle (herausgegeben Lucca 1554), worin erzählt wird, daß, als der spanische Ritter Juan Manuel, dessen Geschichte Schiller's Romanze „der Handschuh" zu Grunde liegt, von seiner Geliebten aufgefordert ward, zur Probe seiner Tapferkeit ihr fünf Köpfe von Mohren zu bringen, derselbe über die Meerenge von Gibraltar ging, im Zweikampf sieben Mohren tödtete und deren Häupter als Siegsbeute zurückbrachte, ohne das Herz des spröden Fräuleins zu gewinnen. (Siehe Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert u. s. w. von Fr. W. Val. Schmidt, S. 142 ff.; desgleichen: Deutsche Dichter, erläutert von M. W. Götzinger, I. Th. S. 300 f.).

Und doch, müssen wir sagen, war Parzival auch dieses Mal in seinem Rechte, denn er that nur, wozu er sich gleich anfangs durch Abbrechung des Baumreises anheischig gemacht hatte. Dafür spricht auch seine eigene Erklärung an Gawan, daß er in dieses Land gekommen sei, um mit Gramoflanz zu streiten (700, 30 — 701, 6). Zwar hält ihm Artus von seinem Standpunkte aus das Unrecht vor, daß er wider Gawan's Willen an dessen Statt den Kampf mit Gramoflanz unternommen habe, und Parzival hört, wie einst am Plimizöl die Vorwürfe der Cundrie, so jetzt die Vorstellungen seines Oberherrn mit ritterlicher Bescheidenheit schweigend an, jedoch in den Schlußworten mahnt der König seine Neffen zum Frieden (708, 1 — 14); und wie wenig durch Parzival's Doppelsieg das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm selbst und Gawan gestört worden, erhellt theils aus des Letzteren Geständniß:

'mir ist nicht leit
mîns neven hôhiu werdekeit' (708, 15 f.),

theils aus des Waleisen für Beide so ehrenvoller Aeußerung, er freue sich, daß ihm sein Recht zurückgegeben worden, mit seinem lieben Vetter wieder gesellig zu leben (701, 15 ff.). Daß übrigens Artus, ungeachtet seines ausgesprochenen Tadels, Parzival sehr hoch hielt, geht noch aus der Antwort hervor, welche er den Boten des Gramoflanz ertheilte, als diese im Namen ihres Herrn verlangten, daß sich Gawan, und kein Anderer, zum neuen Kampfe stellen sollte; denn da eröffnete er ihnen, was man zu Rosche Sabins noch nicht wußte (709, 11. 12), daß der Ueberwinder ihres Königs sein Neffe, Held Parzival, sei und in allen drei Heeren seines Gleichen nicht gefunden werde (717, 21 — 30).

Indem der Waleise sowohl Gawan als auch Gramoflanz besiegte, wurde an diesen Beiden ein göttliches Strafgericht, für Irot's und Cidegast's Ermordung, geübt und somit die Blutrache des Gramoflanz und der Orgeluse gesühnt. In der That erfolgte auch unter allgemeiner Theilnahme eine öffentliche Versöhnung (727, 29 — 729, 25) zwischen Gramoflanz einerseits und Orgeluse und Gawan andrerseits, wozu Bene's im Geheimen wirkende Geschicklichkeit viel beigetragen hatte. Nun verwandelten sich die Seufzer und Zähren der still duldenden Itonjé (696, 21 — 697, 8. 710 ff.) in Freudenthränen, als sie vor den Augen des hochherzigen Bruders und unter den Glückwünschen der übrigen Verwandten mit dem heißgeliebten

Könige Gramoflanz den Bund der Ehe schließen durfte. Dasselbe Glück ward auch ihrer Schwester Cundrie mit dem Herzog Lischois zu Theil. Selbst Gawan's Mutter, Sangive, eine Wittwe, die über ein Vierteljahrhundert mit ihrer Mutter Arnive und den obengenannten Töchtern in Clinschor's Zauberschloß gefangen gesessen hatte, [e]) war noch eine so lebens- und liebenslustige Frau, daß sie es nicht verschmähte, durch eine eigene zweite Vermählung mit dem ehemaligen Leibgardisten von ihres Sohnes Gemahlin (624, 2—5) das Hochzeitsfest ihrer drei Kinder zu feiern. Das darf uns freilich nicht Wunder nehmen, da sie, vom Geschlecht der Feen abstammend, vor und während ihrer Gefangenschaft wegen ihres königlichen Ranges hoch geehrt, in Gemeinschaft ihrer Töchter sich stets von einem zahlreichen Gefolge edler Frauen bedient sah und so von den Uebeln und Mängeln des Lebens ziemlich verschont blieb (vgl. Hom. Od. 19, 360). Den von der Mutter empfangenen Frohsinn hatte Gawan unter ähnlichen günstigen Verhältnissen bewahrt, Parzival's Eltern dagegen war es, obgleich der Vater von einer Seitenlinie des Feengeschlechts abstammte (96, 20 f.), [f]) unter ihren vielen Trübsalen nicht vergönnt, einen so heitern Charakter zu entwickeln und auf ihren Sohn zu vererben (300, 16—19). Trefflich hat der Dichter außer andern Affecten auch den Wechsel froher und trauriger Stimmungen in der Scene zu Joflanze dargestellt. Fassen wir nur den Moment der Hochzeitsfeier auf, so umtönt uns weit umher Jubel und Freude, zumal da auch Gramoflanz während der mondbeglänzten Nacht sein Heer zur Verherrlichung des Festes hat von Rosche Sabins in's Lager rücken lassen (731, 14—24). [g]) Wie mancher Herzenswunsch ward hier in den Tagen der Wonne erregt, wie mancher befriedigt! Wie freuten sich die Gefangenen von Schastelmarveil, daß sie ihrer langentbehrten Freiheit wieder theilhaftig geworden! Wie viele neue Verbindungen wurden hier und da unter Damen und Herren angeknüpft! Wie glücklich mußten sich die neuvermählten Ehepaare fühlen, vor allen aber Gawan und Orgeluse, und nächst ihnen Bene, daß Alles einen so guten Ausgang gewonnen! Den Söldlingen der Orgeluse freilich mochte dieser schnelle Schicksalswechsel nicht gefallen (730, 20—22), da man hier nach Beendigung der Fehden ihrer nicht mehr bedurfte, aber sie konnten sich damit trösten, daß zu ihrer Erhaltung anderwärts noch Streit und Krieg genug zu finden war. Wenden wir jedoch unsern Blick von

den Werkzeugen fremder Willkühr und den Genossen weltlicher Vergnügen und folgen wir aus dem bunten Gewühl des Festgelages dem Waleisen in seine stille Kammer! Hier nehmen wir mit Freuden wahr, daß die Ereignisse dieser Tage sein Gemüth ebenso wenig mit Stolz als mit Neid erfüllt haben. In seiner nächtlichen Zurückgezogenheit, von den Glücklichen nicht beachtet, denkt er bei dem Anblick so vieler durch Liebe entzückter Personen mit Schmerz nur an seine Gemahlin, und während er in wehmüthigen Klagen sein treues, liebendes Herz ausschüttet, feiert die Minne an ihm einen ihrer schönsten Triumphe. Ein Selbstgespräch, das er über die Räthsel seines Lebens führt, gibt uns Gelegenheit, den Standpunkt seiner religiösen Gesinnung zu erkennen. Unter andern äußert er folgende Gedanken: „Von Condwi-ramurs kann ich nicht lassen und soll doch nach dem Grale ringen; weil dem so ist, wird mich immer Sehnsucht quälen. In dieser Noth frage ich nichts darnach, was mir sonst geschehe; ich wünsche nur, daß mich das Glück berathen möge, was für mich das Beste sei (732, 28 f.), denn," fügt er hinzu:

'got wil mîner freude niht' (733, 8).

Ferner urtheilt er: „Mit den Augen Freude sehen und im Herzen Jammer empfinden, sind zu verschiedene Dinge, als daß man sie zusammen ertragen könnte. Da ihm nun seine Liebe zu Cundwir-amurs andre Liebe und deren Freuden benommen habe, so erklärt er schließlich:

„Das Glück mag Allen Freude geben,
Die nur nach eitler Freude streben;
Gott schenke Freud' all' diesen Schaaren:
Ich will aus diesen Freuden fahren (733, 17—20).

(Um das Bedeutsame dieser Worte nicht zu übersehen, erinnere man sich, was wir über die Glückwünsche und Losungsworte Parzival's und Gawan's bei ihrem Abschied vom Plimizöl gesagt haben). Dem einsamen Waleisen gewährte die Minne jetzt durch die Sehnsucht nach der verlassenen Cundwir-amurs ebenso kräftigen Schutz gegen Versuchung, wie einst am Plimizöl durch den Anblick der drei Blutstropfen im Schnee, als er zu den Tafelrundern kam. [h]) Auch zu einer neuen Ritterfahrt, die Parzival jetzt in der Unruhe seines Gemüthes antreten wollte — es war die letzte und schwerste seines Heldenlebens — gab ihm die Minne ihr schirmendes Geleit und

hielt im heißen Kampf mit einem stärkeren Gegner seine Seele durch mächtigen Zuspruch aufrecht. Mit Tagesanbruch ritt er heimlich von dannen.

Dieses Mal hat er sich nicht, wie an den beiden vorhergehenden Tagen, nach dem Sabins begeben, sondern auf der entgegengesetzten Seite des Lagers seine Richtung in den nahen Wald genommen. Es dauert nicht lange, so geräth er auf einer lichten Wüste mit einem unbekannten Ritter zusammen; derselbe ist, wie er zu seiner Ueberraschung nachher erfährt, sein einziger Bruder Feirefiz. Dieser Ankömmling, Sohn eines Christen und einer Heidin, des Gahmuret und der Mohrenkönigin Belakane, — daher die doppelsinnige Bedeutsamkeit seiner Elsterfarbe *) — war über drei und ein halbes Jahr älter, als Parzival. Seine Ahnen und künftige Berühmtheit hatte der Vater in einem hinterlassenen Briefe der Belakane angedeutet (55, 28—56, 24). Von Seiten seiner Eltern war er Erbe der Königreiche Zazamank und Azagouc, wo er bei seinen heidnischen Unterthanen göttlicher Verehrung genoß (328, 14), gleichwie sein Vater im Grabe zu Baldag (107, 19 f.); **) und nachdem ihm zwei reiche Königinnen, Olimpie und Clauditte, ihre Minne gewährt (771, 15—18), ward er durch die Vermählung mit Secundille auch noch Beherrscher von Tribalibot (India, 822, 28—823, 3) und somit der reichste Fürst der ganzen Erde (328, 11—13), daher vorzugsweise der reiche Feirefiz genannt (747, 19. 749, 15. Vgl. 745, 28—30. 749, 24 f.). Als solcher und als Besieger und Oberherr aller der Könige, Herzoge und Grafen, welche er 770, 1—13 selbst nennt, ist er nun nach der Rückkehr und den Meldungen der Ekuba von Janfuse (328 ff. vgl. 750, 28 f. 771, 2—5) auf Abenteuer ausgezogen, aber nicht einzeln, wie Parzival, oder nur von wenigen Knappen begleitet, wie anfangs Gawan, sondern er hat mit einem Heere von 25 Nationen (736, 28), die im Gedichte 770, 1—13 erwähnten Fürsten als Befehlshaber der Ritterschaaren mit sich füh-

*) Mit 57, 15 — 18. 27. 28; 328, 15—17; 758, 2 — 5. 17 — 19; 704, 14; 781, 6. vgl. 1, 1 — 9, dazu die Erklärung im Potsdamer Programm v. J. 1845 und im Koran Sure III.

**) Sollte nicht Goethe in seinen Wahlverwandtschaften auf Parzival 107, 7. 8:

Von hohem Werth deckt ein Rubin
Sein Grab; durchscheinen sieht man ihn —

Rücksicht genommen haben?

rend, die Fahrt über das weite Meer gewagt, um, der Pflicht des Sohnes und dem Gebot der Ritterehre gemäß, sich im Abendlande („den Westreichen", (765, 5) nach seinem Vater und seiner übrigen Verwandtschaft näher zu erkundigen. *) Gleichwie Parzival, hat er eine geliebte Gemahlin hinterlassen, in deren Diensten er, sogar ihren bedeutungsvollen Namen Secundille, wie Parzival den seiner Cundwir-amurs,**) zum Losungswort nehmend, viele große Thaten vollbringt, und ist eben unweit Joflanze im wilden Hafen (735, 5—8. 736, 25—27) gelandet. Indem er hier in unbekannter Waldung allein auf Abenteuer spazieren reitet (737, 7—9), trifft er seinen Bruder Parzival, ohne ihn zu kennen. Es kommt zwischen Beiden zum Kampfe. Feirefiz, der an ritterlicher Ehrenhaftigkeit und Minne dem Parzival keineswegs nachsteht, behält nach seiner eigenen Meinung durch gläubige Anrufung seiner heidnischen Gottheit***) und durch den Schutz seiner von Secundille's Liebe geweihten Steine (743, 1—8. 23), in der That aber durch größere Körperstärke (742, 1), durch die Liebe zu seiner abwesenden Gemahlin (768, 10—30) und durch die Gunst des Schicksals, indem Parzival's Schwert zerbrach, seines aber nicht, die Oberhand. Parzival ward geschützt durch des Grales Kraft und durch die Minne, welchen beiden er ohne Wanken dienstbar war (737, 26—30). †) Ebenso gesteht Feirefiz 768, 26—30, daß der Gedanke an Secundille ihm mehr half, als sein Gott Jupiter. Nach gegenseitiger Erkennung duzt nun Feirefiz seinen jüngern Bruder Parzival und fordert ihn auf, ein Gleiches zu thun, dieser jedoch weigert sich, wider die Sitte zu verstoßen (749, 17—30), wonach unter fürstlichen Brüdern zwar der jüngere von dem regierenden älteren geduzt wurde, dieser aber von jenem geihrzt werden mußte (Vgl. 7, 16 ff.); erst später, als König zu Munsalväsche, erwiederte Parzival dem Feirefiz das Du

*) Vgl. Virg. Aen. I, 380, desgl. Hom. Od. I, 94 f.

**) Zum Beweise, welches Gewicht Eschenbach auf die Bedeutung und Wahl dieses Namens legt, vgl. 401, 9—13: „Dem Erek war — Enite seiner Freude ein condewier."

***) Vor Schlachten und andern großen Unternehmungen werden auch bei Homer (Il. IV, 101), Virgil (Aen. IX, 403—409. 624—629) u. A. die Götter angerufen. Die hierbei zum Grunde liegende Ueberzeugung des Alterthums spricht Cicero (Nat. D. 2, 66) aus.

†) Worauf setzte Gawan sein Vertrauen? Vgl. 331, 25—30 und 332, 1—16.

(814, 11—21). Zunächst führt Jener Diesen auf das Blumenfeld zu Joflanze, stellt ihn der Festversammlung vor und macht ihn mit seinen anwesenden Verwandten bekannt. Hier von Artus, ihrem Großoheim (769, 1 f.), aufgefordert, nennen Gahmuret's Söhne die von ihnen besiegten Fürsten (769, 29—772, 30), und Feirefiz insbesondre dankt seinem Bruder, daß er sich durch Tapferkeit eine solche Auszeichnung und dadurch auch ihm Ehre erworben habe (773, 1—6). Am folgenden Tage veranstaltet Artus ein großes Fest der Tafelrunder, um Feirefiz in ihren Bund aufzunehmen (774, 13 ff.). Derselbe wird, obgleich ein Heide, als vollkommener Ritter (und Meister in der Turnierkunst) (812, 9—16) und als Besieger des Parzival diesem Orden zugesellt, desgleichen, da sie es wünschen, auch Gramoflanz, Lischois und Florant (776, 25—777, 1).

Wer vor Jahren das Fest am Plimizöl mit gefeiert hatte, — und den Tafelrundern lag der Gedanke daran so nahe, — der mußte sich jetzt der merkwürdigen Urtheile erinnern, welche dort zwei Frauen über Feirefiz und Parzival und deren Eltern gesprochen hatten. Die eine derselben war jetzt fern im Morgenlande, die andere — mit Schaudern konnte man nur daran denken — hatte den Waleisen verflucht, und noch lastete das Schreckenswort auf seiner armen Seele. Wenn nun, wie damals, die furchtbare Gralsbotin wieder erschien und ihre Aussprüche bestätigte und den Fluch erneuete! — Sie kam (778, 13 ff.), aber nicht als eine Unglücksprophetin, sondern wie hervorgehend aus dem Heiligthum der versöhnten Eumeniden: von ihren Lippen tönten nur Worte des Friedens und Segens. Oeffentlich vor der ganzen Versammlung brachte sie dem überglücklichen Waleisen die Botschaft, daß nach göttlicher Bestimmung er nebst seiner Gemahlin zum Königthum des Grals berufen sei, daß Cundwir-amurs ihm Zwillingssöhne geboren habe, von denen der eine, Loherangrin, ihm in seiner geistlichen Würde folgen, der andere, Kardeiß, seine weltlichen Kronen erben solle.*)

B) Parzival's Verherrlichung.

So war im Verlauf weniger Tage, zuerst von Artus und dann von der Gralsbotin, Parzival's Rechtfertigung vor Gott

*) Vgl. Virg. Aen. XII, 791—841, wo Jupiter seiner mit dem Schicksal des Aeneas endlich ausgesöhnten Gemahlin die Verherrlichung des frommen Dulders und der unter dessen väterlichem Scepter glücklich vereinten Völkerstämme ankündigt.

und Menschen vollständig ausgesprochen. Nun eilte derselbe, dem göttlichen Rufe gehorchend, von Cundrie geführt, an den Ort seiner Verherrlichung (784, 24—27. 786, 30). Nach dem Wortlaut des zu Munsalväsche jüngst ertheilten Orakels durfte nur ein einziger Mann ihn dahin begleiten. Er wählte, wie billig, seinen Bruder Feirefiz; doch wurde diesem nicht allein wegen seiner nahen Verwandtschaft die Auszeichnung zu Theil, sondern weil er in Parzival den vorzüglichsten Ritter des Gralreichs, dessen König dermalen noch Anfortas war, überwunden hatte und somit zu den Genossen dieses Ordens in dasselbe Verhältniß gekommen war, wie sein Bruder durch Gawan's Besiegung zu den Tafelrundern. Parzival's Ankunft zu Munsalväsche ward Ursache großer Veränderung: dem leidenden Anfortas brachte sie Erlösung von unnennbarem Elend, allen Templeisen nach vielen jammervollen Tagen eine neue Epoche der Herrlichkeit und Freude, Parzival selbst aber das Königthum in diesem heiligen Reiche, als Ehrenlohn beharrlicher Tugend. Wie der schweigsame Waleise bei seiner ehemaligen Anwesenheit vom königlichen Oheim geihrzt worden, so ihrzten Beide einander auch jetzt (795, 3—13); kaum aber hatte Parzival gebetet und (V. 29) die entscheidende Frage: „Oeheim, waz wirret dier?“ gethan, so war Anfortas seiner Krankheit und seines Königthums entledigt, und Parzival, laut der Schrift am Gral, Oberhaupt sämmtlicher Gralsritter. Der nunmehr erlösete, in unübertroffener Manneschöne und Gesundheitsfülle prangende (795, 30—796, 16) Anfortas säumte nicht, die Königswürde seines Neffen anzuerkennen, indem er denselben „Herr“ anredete und ihrzte (813, 10).

Jetzt fehlte unserm Helden nur noch Eins zum Vollgenusse seines Glückes, nämlich seine Frau und Kinder. Aber auch diese hatte ihm die unsichtbare Hand der göttlichen Vorsehung nahe gebracht, um die Trauer und Sehnsucht der Gatten mit dem Entzücken froher Wiedervereinigung zu belohnen und den verwaisten Kindern ihren lange entbehrten Vater zu geben. Sobald daher ein Templeise die Botschaft gebracht, daß Cundwir-amurs, von ihrem Oheim, Herzog Kyot, geführt, mit einem großen Troß daherziehe, eilte er ihr, den Feirefiz zurücklassend, mit einem Theile des Gralsheeres entgegen. Indem er unterwegs bei Trevrizent einkehrt, wird er in der nächtlichen Unterredung für seine frohen Nachrichten, insbesondre von des Anfortas Erlösung, mit heilsamem Rath belohnt und zur

Demuth gegen den Allmächtigen ermahnt; denn die Erlangung des Grals sei nicht ein Werk menschlichen Verdienstes, sondern der göttlichen Gnade.*) Merkwürdig ist bei dieser Zusammenkunft der Wechsel der Personenwörter in den gegenseitigen Anreden des Oheims und des Neffen und die dadurch angedeutete amtliche höhere Würde Parzival's. Trevrizent sagt (798, 9. 10) sogar ausdrücklich:

ich sol gehôrsam iu nu sîn,
swester sun unt der hêrre mîn.

Nachdem der Waleise den Oheim gebeten, ihm, bis der Tod sie scheide, Rath zu ertheilen, wie er einst in großer Noth gethan, reitet er weiter. Endlich am Morgen, nach fünf Jahren, sieht er im Walde von Terre de salväsche, unweit des Plimizöl, seine Gemahlin wieder und bei ihr seine kleinen Zwillingssöhne zum ersten Mal.**) Welche Freude mußte sein Herz durchdringen, als er beim Eintritt in's Zelt alle Drei in einem Bette beisammend schlafend antraf! Wie ihm einst beim Erwachen zu Pelrapeir auf der geängstigten Cundwir-amurs Antlitz drei Thränen, Perlen gleich, ahnungsvoll entgegenglänzten, so blickten ihn jetzt seine drei Lieben, von Kyot aus dem Schlummer geweckt, freundlich an, und zwar auf derselben Stelle, wo ihn früher die drei Blutstropfen im Schnee in einen tiefen Schwermuthstraum versenkt und in gewaltige Kämpfe verwickelt hatten. Der gegenseitige Empfang der beiden Ehegatten in Gegenwart vieler Zeugen rings umher mußte für den Zuschauer um so rührender sein, je mehr das wohlthuende Zusammenwirken komischer Umstände das Uebermaß der Freude milderte. Was Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik von Herder sagt: „Er zog, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung, z. B. der Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Grenze der Schönheit," ist auch auf Eschenbach anwendbar.[1]) Parzival, vor dessen entzücktem Auge die ganze schicksalsreiche Vergangenheit seines Lebens ausgebreitet lag, vermochte eine Zeit lang nicht zu reden; Cundwir-amurs aber, deren lebhaftes Gefühl ganz in der Wonne der Gegenwart aufging, rief aus: „Mir hat das Glück gesendet

*) Vgl. 798 mit 468, 10—473, 11, desgl. Jesu Gespräch mit Nikodemus, Ev. Joh. 3, 1—21, und Hor. Od. III, 6, 5 f.

**) Vgl. Hom. Od. XVI und XXIII, das Wiedererkennen zwischen Odysseus, Telemach und Penelope, desgl. Soph. El. 1220—1231; Liv. I, 5. §. 6.

Dich, Herzensfreude mein!" Ohne zu ahnen, welche neuen Saiten in des gottbegnadigten Waleisen Gemüthe bei diesen Worten (vgl. 450, 25 f. 733, 17 — 20) anklingen mußten, hieß sie ihren Mann herzlich willkommen und sprach mit edler Resignation (801, 9—14):

„Wohl sollt' ich zürnen; kann es nicht.
Geehrt sei dieses Tages Licht,
Da mir zu Theil ward dieser Kuß,
Wovor mein Trauern schwinden muß!
Nun hab' ich, was mein Herz begehrt
Und allem Leid und Kummer wehrt."

Nach abgehaltenem Gottesdienste ließ Parzival die Vasallen seiner weltlichen Reiche durch die kleinen Hände seines Sohnes Kardeiß*) belehnen,**) und nachdem man eilig das Frühmahl eingenommen, führte der Großoheim und Erzieher Kyot seinen Mündel nach Brobarz zurück, Loherangrin aber folgte seinen Eltern nach Munsalväsche. Ehe man hier eintraf, verlangte Parzival die Clause zu sehen, worin die trauernde Jungfrau Sigune wohnte. Spät Abends fanden sie nahe am Wege die fromme Dulderin, Kyot's Tochter, als Leiche, knieend auf dem Sarge ihres Jugendgeliebten Schionatulander.***) Die Unglückliche war, da sie schon bei der Geburt ihre Mutter Schoisiane verloren, bis in ihr fünftes Jahr bei dem Oheim Tampenteir, König von Brobarz, mit dessen Tochter Cundwir-amurs zusammen erzogen worden; nach Tampenteir's Tode aber (vgl. Titur. 28 mit Parz. 293, 12 f.) hatte Herzeloyde ihr Schwesterkind zu sich genommen und Mutterstelle bei demselben vertreten (141, 13. Titur. 14—131). Zwischen Sigune und Schionatulander, einem edlen Jüngling und Verwandten (Neffen, vgl. Titur. 75) Gahmuret's, welchen die französische Königin Anphlise erzogen und ihrem Jugendfreunde Gahmuret zum Begleiter und Liebesboten gegeben, hatte sich im Hause Gahmuret's nach dessen Vermählung mit Herzeloyde früh ein Liebesverhältniß entsponnen,

*) Den man, weil ihm schon als Kind gehuldigt ward, gleich jenem ersten christlichen Könige Schwedens, Olaf Skautkonung, Schoßkönig nennen könnte.

**) Hier ist Parzival's Rede (803, 2—16) zu vergleichen mit der Anrede Hektor's an seinen Sohn Astyanax (Hom. Il. 6, 476—481), des Aeneas an Ascanius (Virg. Aen. 12, 435—440), wie auch des Ajax an Eurysakes (Soph. Aj 550 f.).

***) Vgl. Schiller's „Ritter Toggenburg" und die dahin gehörige Literatur.

um die Zeit, als Gahmuret zum zweiten und letzten Mal mit Schionatulander nach Asien zog. In der Trennung erlitten die unerfahrenen jungen Herzen die heftigsten Liebesqualen; Gahmuret aber und Herzeloyde, welchen sie ihr Geheimniß gestehen mußten, versicherten sie der Billigung und Förderung ihres Bundes und erlaubten, daß sie ihre Liebe öffentlich erklären durften. Da Gahmuret auf dem Feldzuge starb, so kehrte Schionatulander mit dem Meisterknappen Tampanis und den übrigen Junkern zurück (105, 1—3) und vertheidigte Herzeloyde's Länder, bis ihn Orilus im Kampf um ein Brackenseil erschlug (138, 9—141, 24. Titur. 132 bis zu Ende). Nun hatte Sigune den Leichnam ihres Verlobten bis an ihren Tod gehütet, zuletzt in der oben erwähnten Clause. Kyot, welchem die Geburt seines einzigen Kindes so früh die Gattin geraubt (800, 1—8. Titur. 19 f.), mochte wohl, so lange seine Schwägerin Herzeloyde lebte, sich damit trösten, daß dieselbe, wenn auch in fernem Lande, die arme Waise mütterlich erzog (141, 13. vgl. Titur. 25—131); wie groß aber wäre sein Schmerz gewesen, wenn er von den Drangsalen und Leiden, welche nach Gahmuret's Tode über dessen Haus hereinbrachen und seine Tochter mit betrafen, Kunde erhalten hätte! Auch jetzt war der Greis schon wieder abgereist, ehe er von den letzten Schicksalen seines Schmerzenskindes etwas erfuhr (805, 11 f.). Dagegen fühlten nun sowohl Parzival als auch Cundwiramurs sich ihrer Nichte zum innigsten Dank verpflichtet. Denn dieselbe hatte, wie sie einst selbst von Herzeloyde erzogen worden, den Sohn derselben auf seinen Irrfahrten mit schwesterlicher Theilnahme berathen und dadurch zum Glück geleitet, auch durch ihr Beispiel, ein würdiges Bild von Parzival's verlassener Gemahlin, ihn im Glauben an weibliche Würde und Tugend erhalten und gestärkt; Cundwir-amurs aber gedachte der hohen Verdienste, welche um ihre Erziehung sich Sigune's Mutter erworben, und wie sie mit ihrer Gespielin die ersten Jahre der fröhlichen Jugend verlebt hatte (805, 3—10. vgl. Titur. 14, 28). Um also der früh Verstorbenen den letzten Liebesdienst zu erweisen, brach man durch den Felsen zu ihr ein, hub den Stein vom Sarge, worin Schionatulander jugendlich schön, wie im Leben, *) einbalsamirt lag, brachte die Geliebte an

---

*) 804, 28. 29: Schionatulander schein
unrefûlt schône balsemvar. — Vgl. Virg. Aen. XI,

des Helden Seite zur Ruhe und verschloß das Grab. Danach ritt man weiter und erreichte tief in der Nacht Munsalväsche, wo Feirefiz unter angenehmem Zeitvertreib die Ankommenden erwartete. Festlich und sehr ehrenvoll wurde die Königin Cundwir-amurs empfangen und darauf allen Mitgliedern des Ordens von dem neuen königlichen Wirth Parzival ein prächtiges Mahl bereitet, wobei der Gral auf eine wunderbare Art seine Gaben spendete (810, 3—9). [k]) Feirefiz, der als suchender Heide durch göttliche Fügung und auf den Wunsch seines Bruders nach Munsalväsche gekommen, sah in seiner geistigen Blindheit zwar die erstaunlichen Wirkungen des Grals, den Gral selbst aber nicht, verliebte sich jedoch in die schöne Trägerin des Grals, Repanse de Schoie, eine Schwester des neben ihm sitzenden Anfortas. Da er von Diesem und seinem Bruder erfuhr, daß nur die Taufe ihn befähige, den Gral zu schauen und die christliche Prinzessin zu heirathen (vgl. 94, 11—15), so erklärte er seinen Willen, sich taufen zu lassen. Am nächsten Morgen entsagte er im Tempel vor dem Gral in Gegenwart sämmtlicher Templeisen den so lange von ihm angebeteten Göttern, erklärte, daß seine heidnische Gemahlin kein Anrecht mehr an ihn habe, und versprach auf den tief gelehrten dogmatischen Sermon des fungirenden Priesters, Alles glauben zu wollen, was derselbe ihm geböte, um nur Parzival's Muhme zur Frau zu erhalten. Danach wurde er getauft, erhielt Repanse de Schoie als Pathengeschenk zum Weibe und vermochte nun auch, den Gral zu sehen. Als der neubeglückte Täufling sich anschickte, mit seiner jungen Gemahlin nach dem Morgenlande zurückzureisen, und den Wunsch äußerte, daß Anfortas oder Loherangrin ihn begleiten möchte, wurde ihm dies als mit den Pflichten des Gralsdienstes streitend abgeschlagen; dagegen erhielt die aus seinem Reiche stammende und des Weges kundige Gralsbotin Cundrie [l]) den ehrenvollen Auftrag, ihren ehemaligen Herrn heimzuführen. Zum Glück für Repanse de Schoie war Secundille vor der Rückkunft ihres Mannes gestorben.

Im Morgenlande nun wirkte Feirefiz und sein Geschlecht*) sehr thätig zur Bekehrung der Heiden; zu Munsalväsche aber stand Par-

---

70. 71: Cui neque fulgor adhuc, necdum sua forma recessit;
Non iam mater alit tellus virisque ministrat.

*) Die von ihm abstammenden Priesterkönige Johannes.

zival, mit der Würde eines Priesterkönigs bekleidet, in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin dem Heiligthume vor, bis nach Gottes Rathschluß ein sanfter Tod ihn den seligen Bewohnern des Himmelreichs zugesellte (827, 15—24).

Wer so das Leben führt und endet,
Daß er nicht ab die Seele wendet,
Von Gott durch seines Leibes Schuld,
Und doch mit Würdigkeit die Huld
Der Edlen dieser Welt behält,
Um den ist traun! es wohl bestellt.

Besondere Zusätze.

a) Gawan ward beschuldigt, den König Kingrisin von Askalon, Vater des Vergulaht und der Antikonie und Bruder des Landgrafen Kingrimursel, getödtet zu haben. Das hatte aber der stolze Herzog Ehcunat (Siehe Titur. 151 ff.) gethan, als er Gawan's Gefährten, Jofreit fiz Idöl — wo und wann? sagt der Dichter nicht — wegfing und nach Barbigöl, der Hauptstadt des Königs Meljanz von Liz (385, 2 f. 646, 4 f.) führte (413, 13 — 20. 503, 16 — 18). Dieses Factum muß einige Zeit vor der Scene am Plimizöl vorgefallen sein, denn Orilus und Jeschute wurden am Plimizöl von Gawan und Jofreit f. J. gemeinsam empfangen, und Tags darauf schon traf Kingrimursel daselbst ein, um Gawan zum Zweikampf in Tschanfanzun aufzufordern (277, 4 — 13. 324, 30). Ueber Jofreit f. J. siehe weiter 729, 8. 761, 8 — 762, 29. 763, 21 — 764, 4.

b) Dieser Apostrophe entspricht nachher als Echo aus Parzival's Munde eine andre, 330, 29 f.: 'ay helfelôser Anfortas, was half dich daz ich pi dir was?' Vgl. 646, 6 f. desgl. Hom. Od. 19, 363. Ganz eigenthümlich sind Stellen, wie 333, 23 — 26, wo der Dichter selbst Parzival's abwesende Gemahlin anredet, und 742, 27 — 30, wo er den Helden zum Kampfe anfeuert. Schiller hat diese Art Apostrophe nur einmal, aber sehr charakteristisch angewandt in seiner Ballade „Der Taucher," wo es heißt: Und würfst Du die Krone selber hinein u. s. w. Hierbei ist wohl bemerkenswerth, daß auch der antike Dichter Homer, so objectiv er übrigens in seinen Werken erscheint, doch seine Persönlichkeit nicht ganz verleugnet.

Zu diesen Aeußerungen subjectiven Interesses an der Handlung sind folgende Stellen zu rechnen: 1) Odyss. 14, 55. 165. 360. 442. 507; 15, 325; 16, 60. 135. 464; 17, 272. 311. 380. 512. 579; 22, 194. 2) Il. 5, 703. 16, 692 f. 744. 754. 787. 812. 843. 3) Il. 4, 127. 146. 4) Il. 20, 2. Homer nachahmend, sagt Voß in seiner Luise I, 43 und öfter: Drauf antwortetest Du ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. Vgl. I, 363. III, A. 78. 199. Ebenso werden in den letzten Gesängen von Goethe's Hermann und Dorothea der Apotheker und der Richter mit dem Homerischen Du angeredet. Was ist denn aber von diesem Homerischen Du zu halten? Bekanntlich konnten Voß und Goethe eine gewisse Stelle in ihren genannten Gedichten nie ohne Rührung lesen. Und der Vater aller Dichter sollte in der eigenthümlichen Anrede des nach seiner Schilderung edelsten, vom Schicksal außerordentlich begünstigten (Il. 4, 127—182. Od. 4, 561—596) griechischen Königs Menelaos und des tapfersten Helden derselben Nation, des Göttersohnes Achilles, sowie der ihren Fürsten mit unwandelbarer Treue anhangenden Diener und Freunde, Eumaios und Patroklos, nicht gleichfalls die zarteste Saite seines Herzens haben erklingen lassen? — Noch höher, als in der Apostrophe, erhebt sich die Phantasie und deren Gesetzen gemäß die Sprache, wenn der Sprechende sich selbst oder sein Herz, seine Seele, seinen Geist u. s. w. anredet. Auch dergleichen Stellen finden sich bei Eschenbach, z. B. 722, 14—16. Bei Homer ist das einzige Beispiel dieser Art der Schmerzensruf Od. XX, 18—21.

c) Daß Wolfram aber das Duzen unter Vornehmen, insofern sie mit einander befreundet oder bekannt waren und der Stand oder Rang es zuließ, in der alten französischen Sprache als gebräuchlich annahm, ersehen wir aus 76, 11. 14, wo der von Frankreichs Königin abgesandte Caplan als Geistlicher den Königssohn Gahmuret anredet: Bien sei venûz, bêâs sir (vgl. 351, 7 f.) und ihn duzt, desgl. aus 76, 23, wo in ihrem Briefe an denselben Fürsten die erwähnte Königin Anphlise als Jugendfreundin sich gleichfalls des vertraulichen Du bedient, wie denn auch die drei dem Caplan beigegebenen Junker und Fürsten den Gahmuret zwar Herr anreden, aber als seine ehemaligen Gespielen und Bekannte, wie wenigstens zu vermuthen, nur duzen. In unsern Tagen ist das Ihrzen bei den Franzosen dermaßen Sitte, daß sogar Gott im öffentlichen Gebete, mit Ausnahme des Vaterunser, Vous angeredet wird. Auch

bei der Schriftstellerin Madame Cottin (lebte 1773 — 1807) lesen wir: Mon Dieu, s'écria-t-elle, veillez sur eux, protégez-les, conservez-les-moi, et ne permettez pas etc. Welche ernsten Folgen der unbesonnene Mißgriff zwischen dem tutoyer und vousvoyer haben kann, das möge die lehrsame Jugend aus Bouilly's anziehender Erzählung: Le cocher de place sich frühzeitig merken. Dagegen über den außerordentlich wirksamen Gebrauch des Ihr anstatt des Du im Italienischen findet sich eine wichtige Stelle in Dante's divina comedia, I, 10 — 12. Keine Nation hat mit der Vertauschung der Anredeformen einen solchen Mißbrauch getrieben und durch diese unhöfliche Höflichkeit sich in dem Grade lächerlich gemacht, wie die deutsche. Wer aber sollte wohl bei den Altgriechen, 3000 Jahre vor unserer Zeit, solche Sprachfeinheiten vermuthen! Begleiten wir jedoch im Geiste den jungen Telemach, der auf Erkundigung nach seinem lange abwesenden Vater umherreist, und verweilen wir, indem er bei dem Könige Lakedaimon's Audienz erhält, als unsichtbare Zeugen im Versammlungssaale. Siehe! da öffnet sich plötzlich die Thür, und die schönste Frau Griechenlands, prächtig gekleidet, an Gestalt einer Göttin gleich, die Königin selbst, tritt ein, von drei Kammerfräulein begleitet, und nachdem sie sich auf einen Lehnsessel neben ihren Gemahl niedergelassen, beginnt sie ihre Rede mit einem Worte, wie man es nur von der galantesten Dame unsrer Zeit erwarten kann:

> *Ἴδμεν δή, Μενέλαε Διοτρεφές, οἵτινες οἵδε*
> *ἀνδρῶν εὐχετόωνται ἱκανέμεν ἡμέτερον δῶ;*
> Wissen wir schon u. s. w.? Od. IV, 13 f.

Ebenso spricht Odysseus, weniger wahr als fein, zu seinen und Nausikaa's Gunsten Od. VII, 302 — 307 und bricht im letzten Verse dem Tadel des Alkinoos die beleidigende Spitze ab durch das höfliche Wir.

d) Hier will ich für die Kundigen nur beiläufig bemerken, daß mir in Eschenbach's Parzival der Wasserfall des Sabins zwischen den Bergschlössern Schastel marveil und Logrois als ein niedliches Abbild der Wasserfälle von Maypures und Atures erscheint, deren originelle Beschreibung in A. v. Humboldt's Werken, wie auch in dem von Dr. H. Klencke ihm gewidmeten biographischen Denkmal S. 228 ff. steht. Wie nämlich die Felsen Kari und Oco (Mond und Sonne) gleich Bergschlössern aus dem alten Strombette der Bucht hervorragen, welche ehemals der Orinoco, gleich einem See, ausfüllte, so stand in dem einst vor dem Durchbruch des Sabins überschwemmten Thale Terre marveile auf der einen Seite dieses Flusses das Zauberschloß Schastel marveil mit seiner fernleuchtenden weißen Säule, worin die schönen Gestalten der Arnive und der übrigen gefangenen vornehmen Frauen wie Mond und Sterne weithin strahlten, und gegenüber, auf dem basaltähnlichen Zwillingsberge, die Burg Logrois, deren Besitzerin Orgeluse, wie der Dichter 638,

15—20 sagt, eine so glänzende Schönheit war, daß, wenn bei ihrer Vermählung mit Gawan zu Schastel marveil auch keine Kronen und Kerzen gebrannt hätten, bei ihr doch nicht Nacht gewesen wäre, sondern ihr Blick allein wohl tagen konnte. Der Wasserfall des Sabins aber bestand nicht in dem einfachen Herabstürzen der großen Wassermasse, nicht allein aus engen Pässen, durch welche sich mit beschleunigter Geschwindigkeit der Strom durchdrängte, sondern er erschien als ein schäumender Wirbel, welchen der Zusammenfluß des Sabins mit dem aus einer Schlucht des Clinschorwaldes hervorströmenden Gießbache bildete. Es war also das furchtbare Getöse und wilde Aufschäumen des Wassers nicht allein Folge des Sturzes, sondern auch der Gegenströmung, welche von der Form und Lage der Felsenmassen verursacht wurde. Die Höhe des Berges, auf welchem Schastel marveil mit seiner sechs Meilen weit leuchtenden Spiegelsäule stand, betrug etwa 500 Fuß. S. Dr. W. F. A. Zimmermann: „Der Erdball und seine Naturwunder," S. 33 f. Nach Hom. Od. V, 282 f. sah Poseidon, freilich als Gott, von den Solymer-Bergen Lykiens herab den Odysseus in der Nähe des Phäakenlandes. So manche Erscheinung, die früher als ein unbegreifliches Wunder angestaunt worden wäre, bringt jetzt die Kunst durch natürliche Mittel hervor. So z. B. lasen wir in der Voßischen Zeitung vom 17. April 1853 folgenden Bericht aus Paris: Am 12ten hat man auf dem Montmartre Versuche im Großen mit elektrischem Licht angestellt, die höchst befriedigend ausgefallen sind. Man hat mit einem mäßigen Apparate von dort aus alle Monumente von Paris beleuchtet. Mit einem größern Apparat hat man sogar das sieben Stunden weit entfernte Schloß St. Germain erleuchtet.

e) Daß es schon sehr lange her war, klagte Arnive dem Gawan zu Schastelmarveil (660, 3. 662, 10—25). Nach 65, 30—66, 22 geschah nämlich der Frauenraub zwei Jahre vor dem Turnier zu Kanvoleis; zwei Jahre später wurde Parzival geboren (S. das Potsdamer Programm v. J. 1849.) Wenngleich nun dieser, wie sein Vater (63, 28. 55, 10—15), früh heirathete, da er zu Munsalväsche und am Plimizöl noch bartlos und somit im blühendsten Alter war (227, 28; 244, 7—10; 307, 7; 308, 1—10. vgl. 497, 28—30. Hom. Od. 10, 277—279. Il. 24, 347 f. Horat. Od. IV, 10, 2. Virg. Aen. 9, 179—181; 12, 298—301), so muß er damals doch wenigstens 16—20 Jahre alt gewesen sein (vgl. Ovid. Met. 13, 753 f. 3, 351 f. Kopp's Geschichten u. s. w. I, 13. Tacit. Germ. 20. Hom. Od. 18, 175 f. 269; 217—19); und wenn er auch nicht lange bei seiner Gemahlin blieb (222, 12—223, 30), so verflossen zwischen seiner Abreise von Pelrapeir und der Scene zu Joflanze doch vier und ein halbes Jahr, acht Wochen, zwei Tage (S. in M. Haupt's Zeitschr. VI, 3. die oben erwähnte Abhandlung: Chronologische Bestimmung der Begeb. in Wolfram's Parzival).

- I. Lazaliez.
  - 1. Utepandragun, verm. mit Arnive.
    - 1. Artus, verm. m. Ginover.
      - Ilinot (383, 4. 5), † im Dienste Florie's v. Kanadic (585, 30—586, 11. Titur. 147).
    - 2. Sangive, verm. m. Lot (66, 9—15)*)
      - 1. Gawan, verm. m. Orgeluse.
      - 2. Beacorps (39, 25).
      - 3. Itonjé, verm. mit Gramoflanz.
      - 4. Cundrie, verm. mit Lischois.
      - 5. Surdamur (586, 27. 712, 5). **)
  - 2. Schwester Utepandragun's.
    - Ither (145, 11) Geliebter Lammire's (498, 24—499, 8).
- II. Brickus.
  - Addanz, ein Bertun.
    - Gandin, verm. m. Schoette (92, 23—28), der Muhme Kaylet's.
      - 1. Galoes, Fole's Geliebter, † durch Orilus (134, 24—26. 91, 14—92, 8. 346, 15—18).
      - 2. Gahmuret verm.
        - a) m. Belakane: Feirefiz, v. m. Repanse de Schoye
          - Priester Johannes.
        - b) m. Herzeloyde: Parzival, v. m. Cundwiramurs.
          - 1. Kardeiz. 2. Loherangrin.
      - 3. Flurdamurs (420, 6—11). verm. mit Kingrisin.
        - 1. Bergulaht. 2. Antikonie.
      - 4. Lammire, Ither's Geliebte.

B) Titurel (251, 2—20. 455, 17—22).

- I. Frimutel.
  - 1. Anfortas. 2. Trevrizent. 3. Herzeloyde, verm. m. Gahmuret. (203, 4). m. † Castis verlobt***)
    - Parzival, v. m. Cundwiramurs.
      - 1. Kardeiz. 2. Loherangrin.
  - 4. Schoysiane, verm. m. Kyot.
    - Sigune, Betterstochter der Cundwiramurs (803, 3 f.), Schionatulander's Verlobte.
  - 5. Repanse de Schoye, verm. m. Feirefiz
    - Priester Johannes (822, 21—27).
- II. Rischoyde, verm. m. Kaylet, dessen Mutterschwester Schoette war.

C) N.

- I. Gurnemanz (175, 16 ff.).
  - 1. Schenteflur. Geliebter der Cundwiramurs, von Klamidé erschlagen (194, 27—195, 6).
  - 2. Comte Lascoite.
  - 3. Gurzgri, verm. m. Mahaute (Ehkunat's Schwester).
    - Schionatulander (Titur. 42).
  - 4. Liasse.
- II. Schwester des Gurnemanz, verm. mit Tampenteir (189, 27).
  - Cundwiramurs, verm. m. Parzival.
    - 1. Kardeiz. 2. Loherangrin.

D) N.

- I. Tampenteir, verm. mit einer Schwester des Gurnemanz (189, 27).
  - 1. Kardeiz † durch Minne (293, 12 ff.).
  - 2. Cundwiramurs, einst Schenteflur's Geliebte, verm. mit Parzival.
- II. Kyot (186, 21. 190, 9. 14. 16). verm. mit Schoysiane.
  - Sigune, Verlobte Schionatulander's.
- III. Manpfilliot.

---

*) Später mit Florant (730, 6 f.).

**) d. i. Soeur d'amour, Gemahlin des jungen Griechenkönigs Alexander, der von seinem Vater auf seinen Wunsch nach England an Artus Hof geschickt worden war, um dort die Ritterschaft zu lernen. Von einem Sohne der Surdamur und Alexander's führte das Gedicht Clies seinen Namen. Vgl. Zur deutschen Literatur. Drei Untersuchungen von Dr. Franz Pfeiffer. Stuttgart, 1855. S. 34 f.

***) 494, 15—30. Titur. 26 f.

g) Welche Mondscheinlandschaft könnte die Phantasie eines Künstlers mehr begeistern, als eine solche Frühlingsnacht auf dem Blumenfelde zu Terre marveile! „Das Alhambra im Mondschein" ist nur ein schwacher Abglanz dieses schönen Natur- und Kunstgemäldes. Dort beleuchtet der trauernde Mond in melancholischtrüber Stille die alternden Reste menschlicher Herrlichkeit, hier blickt er, im freundlichen Geleit der Sterne wetteifernd mit den Kerzen unzähliger Zelte, hinab auf das bunte Treiben fröhlicher Menschenkinder. Ein anderes erwähnenswerthes Nachtgemälde in einfachen, lebendigen Zügen bietet zum Vergleich sich dar in „Helon's Wallfahrt nach Jerusalem," II. B. S. 75 ff., desgl. in Hom. Il. VIII, 555—565. Vergessen dürfen wir aber nicht, daß Griechenland während seines von patriotischem Gemeinsinn erfüllten Jugendalters auch in der heitern Feier seiner Nationalspiele uns das würdigste Vorbild öffentlicher Feste hingestellt hat. „Wann der schönen Selene geliebtes Abendlicht leuchtet," singt Pindar, „dann erschallt die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegsgesängen. Es war die lustige Nachfeier des heißen Tages; hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte Jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt; alle griechischen Mundarten tönten durch einander u. s. w." (S. Olympia, herausgegeben von Curtius, nebst Zeichnungen von Strack). Inwiefern des großen Britten Sommernachtstraum unserm entzückten Auge weit mehr biete, als die Gaukelgestalten eines reizenden Mondscheingemäldes, hat uns Deutschen nach Gervinus am befriedigendsten erklärt Wölffel im Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1852. Den köstlichsten Genuß aber einer vom Monde beleuchteten Seelandschaft gewährt Plutarch am Schluß seines Gastmahls der sieben Weisen, wie auch Bernardin de Saint-Pierre in „Paul et Virginie."

Wie Eschenbach in seinen Beschreibungen Einförmigkeit möglichst vermeidet und ähnliche Scenen mit immer reicheren und neuen Zügen schmückt, so finden wir es auch in den Schilderungen der Nacht, des Morgens und des Abends, des Auf- und Untergangs der Gestirne. Eine schöne Personification der Nacht verknüpfte er mit der Siegesfeier Gawan's zu Schastelmarveil 638, 1—8, wo er die Nacht als eine anrückende Kriegsmacht anführt. Das Gleichniß von einem Heereszuge, auf die sternerhellte Nacht angewandt, konnte ihm zwar die heilige Schrift darbieten, denn Jehovah Zebaoth ist der Herr der

Heerschaaren, aber auch dann hätte es Wolfram sich treffend angeeignet. Jedoch schon ein lateinischer Dichter, Ovid in seinen Metamorphosen (II, 112—115), malt dasselbe Bild in entgegengesetzter Richtung aus; bei ihm hält die Nacht vor der Ankunft des Tages einen geordneten Rückzug. Vgl. Hor. Od. III, 21, 24. Wie Homer die stockdunkle Nacht, in welcher sein Liebling Odysseus bei der Ziegeninsel schiffte, mit theilnehmender Klage eine *νὺξ ὀρφναίη* nennt, weil sie, gleichsam eine verwaisete Mutter, des freundlichen Anblicks ihrer Kinder, des Mondes und der Sterne, beraubt war, so triumphirt dagegen in dem ältesten Hymnus der Weltschöpfung der heilige Sänger über die Urnacht mit den Worten: Gott sprach: „Es werde Licht! und es ward Licht," und eben so feierte, während die Menschen noch im Dunkel und Schatten des Todes saßen, die Menge der himmlischen Heerschaaren jene helldunkle heilige Nacht, in welcher der Heiland, das Licht der Welt, geboren ward. Friedlich, aber prächtig, erscheint die Nacht bei Aeschylus (Prom. 24) als *ἡ ποικιλείμων νὺξ*, die buntgekleidete, „buntumflorte," wegen des gestirnten Himmelsgewölbes, das die Nacht wie einen Mantel umwirft. Dem nomadisirenden Orientalen ist der Himmel (Psalm 104, 2. Jes. 40, 22; 44, 24) ein Zelt, das Gott wie ein geschäftiger Hausvater alle Morgen an die Enden der Erde knüpft und am Abend wieder abbricht. Aeschylus diente Homer's *Ἠὼς κροκόπεπλος* zum Vorbilde. Während diese jugendlich schöne (*ῥοδοδάκτυλος, ἐϋπλόκαμος, ἠριγένεια*) Göttin, ihre Wohnung und Reigentänze verlassend (Hom. Od. 12, 4) und vom glänzenden Morgenstern angekündigt (Od. 13, 94 f. Il. 23, 226), an Griechenlands klarem Himmel ohne Mühe den Tag zu Stande bringt, arbeitet derselbe sich in unserm traurigen Norden wie ein Drache durch das finstere Gewölk der Nacht hervor. Daher singt Wolfram in seinem zweiten Tageliede:

Sîne klâwen
durch die wolken sint geslagen.
ich sih in grâwen
tägelîch als er wil tagen,
den tag u. s. w. Vgl. Parz. 36, 4.

In Ossian's Klagegesängen müssen Sonne und Mond trüben Blickes mit ansehen, wie die muthwilligen Winde auf Schottlands dürrer Haide mit dem Bart der Distel ihr Spiel treiben. Für die Nibelungen ist schon der ominöse Name bezeichnend. Das kühne Bild

vom Helios (Sol) und seinem mit vier Rossen bespannten Wagen ist bekannt. Dem Psalmendichter (Ps. 19, 6) ist die Sonne ein Held, der, aus dem Brautgemach voll Hochgefühls hervortretend, sich freut, als Sieger seine Bahn zu durchlaufen. Damit vergleiche Hiob 38, 32 und die Erklärer! Bei dem gemüthlichen Hebel wird die Sonne zu einer reisenden Frau, von ihrem Sohne, dem Abendstern, begleitet, bis sie am Ziel ihrer Tagereise auf dem nächtlichen Ruhelager den ermatteten Knaben in ihrem mütterlichen Schooß auffängt. Und der Mond? Man sehe bei dem naiven Dichter selbst nach! Wie nun Walther von der Vogelweide in seinem herrlichen Liede:

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen u. s. w.

einen wonnigen Maimorgen mit dem Anblick einer schönen, prächtig geschmückten, tugendhaften Edeldame vergleicht, die aus dem Chor ihrer Begleiterinnen hervorragt, als ob die Sonne den Sternen gegenüber stände, und er einer solchen schönen Frau unbedenklich vor den festlichen Lustbarkeiten des Mai den Vorzug gibt, so behauptet Wolfram in den oben erwähnten Versen (Parz. 638, 1—20), daß, nachdem die Nacht mit ihrem Sternenheere, von flatternden Standarten umrauscht, die Herberge bezogen, und im Saale des Zauberschlosses unzählige Kerzen von Kronen und Leuchtern mit einander wetteifernd zu strahlen begonnen, die Herzogin Orgeluse so licht erschien, daß, wenn auch keine Kerze brannte, bei ihr als der Sonne des Festes doch nicht Nacht gewesen wäre, da ihr eigner Glanz wohl tagen konnte (vgl. 84, 13—15; 102, 26; 167, 16—20; 235, 15—17; 243, 9—11). Wenden wir uns nach Joflanze zurück, so bietet die Nacht, in welcher Parzival bei allgemein verbreiteter Freude und Thätigkeit traurig und verlassen dasitzt, ein Seitenstück zu Virgil's schöner Darstellung (Aen. 4, 522—532), der zufolge die Nacht als liebende, sorgende Mutter zwar allen Geschöpfen auf Erden Schlaf und Ruhe gebracht hat, der unglücklichen Dido allein jedoch keine Linderung ihrer Liebesqualen verschaffen kann. Bei dem Allem ist die Nacht *νύξ ἀμβροσίη* (*ἄμβροτος*) unsterblich, weil immer neu, niemals die letzte.

h) Daß die Feier großer Feste und der Aufenthalt in den Lustlagern damaliger Zeit mit Gefahren für die Sittlichkeit verbunden war, hat uns der Dichter am Pfingstfeste zu Dianasbrun gezeigt (216, 5—217, 6). Vgl. im Potsdamer Programm v. J. 1845

die Anmerkung zu 281, 18, desgl. Walther von der Vogelweide, z. B. in dem Liede: „Verfall der Zeit." Parzival ist zu Joflanze in ähnlicher Lage, wie Odysseus bei den Phäaken, nur begegnete dem Nothleidenden kein Ebenbild der Homerischen Nebecka. Uebrigens hatten auch die griechischen Spiele und Reihentänze nicht immer den unschuldigen Charakter, welchen der Sänger der Odyssee ihnen auf Scheria verleiht. Am auffallendsten ist Hom. Il. 16, 179—192; doch sind diese witzelnden, ironischen Verse und ihr Gegensatz V. 173—178 wahrscheinlich eine Interpolation, auch wohl eine Parodie auf Od. 6, 1—159. 275—288; 4, 121 u. s. w.; 11, 235—332, wenn nicht die Stelle, etwa durch Il. 14, 153—351 oder vielmehr durch Od. 11, 385—466 veranlaßt, gleich ihrem besser gemeinten, aber verunglückten Gegenstück Od. 24, 1—204 für ein Einschiebsel zu halten ist.

i) Vgl. 270, 11—22; 569, 28—570, 25. Auch der ernste Virgil verschmäht zur Erholung seiner Leser und zur Sicherung des beabsichtigten Eindrucks Scherz und Spott nicht. So z. B. läßt er Aen. 12, 458 f. dem in seinem Siegeslauf Alles niederschmetternden Aeneas die lächerlichen Priestergestalten des schwerfälligen (gravis), dickwanstigen Osiris (zu vergleichen mit Horazens Furius Bibaculus s. turgidus Alpinus, pingui tentus omaso), des Gutschmeckers Epulo (Eschenbach's Liddamus, Parz. 420, 25—30, Shakspeare's Falstaff), des lügenhaften, eidbrüchigen Wetterpropheten Tolumnius und des habsüchtigen Räuberfürsten Ufens (vgl. 7, 744—749 und 12, 641 f.) als Vorkämpfer aus dem feindlichen Heerhaufen entgegentreten, damit die Theilnahme für den trojanischen Helden nicht zur Unzeit in Mitleid für die Getödteten umschlage. Vgl. in Homer's Odyssee den Opferpropheten Leiodes (XXI, 144—174; XXII, 310—329), überhaupt das rohe und heuchlerische Benehmen der Freier bis zu ihrem Untergange, gegenüber den sittlichen Gestalten einer Penelope, eines Telemach und Odysseus, endlich noch 14, 29 ff. und 17, 291—327. Den Kampf des Odysseus mit dem Bettler Iros (Od. 18, 1—107) können nur solche Kritiker der Würde des epischen Gedichtes zuwider finden, welche für die feine Ironie keinen Sinn haben, die sich sogar in der Wahl und Bedeutsamkeit der einzelnen Wörter ausspricht. Aus der Ilias gehören hierher I, 571—600. II, 212—277, aus Soph. Elektra 680—763, aus Ovid's Metam. VIII, 391—402; 684—688, aus Schiller's

Macbeth die komische Rolle des Pförtners (II, 5), der in seiner sorglosen Beschränktheit sich rühmt, den ermordeten König sicher bewacht zu haben, und ebenso wenig, wie der ihn zurechtweisende Kammerherr, des biblischen Wortes gedenkt: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst" (Psalm 127, 1).

k) Vgl. 238, 18—24, desgl. Ovid. Met. VIII, 679 f., in der Bibel I. Könige 17, 8—16. II. Könige 4, 1—7. Luc. 4, 25 f., vom Oelkrug der Wittwe zu Sarepta, auch Matth. 14, 15—21. Marc. 6, 35—44. Luc. 9, 12—17. Ev. Joh. 6, 5—13 und Matth. 15, 32—38. Marc. 8, 1—9, von der wunderbaren Speisung der 5000 und 4000 Mann in der Wüste, und dazu Jesu Worte Ev. Joh. 6, 26—35 vom Brot des Lebens und 4, 14 vom Wasser des Lebens, der Legenden von den Heiligen der katholischen Kirche, wie sie in den Actis Sanctorum enthalten sind, nicht zu gedenken. S. Gieseler's Kirchengesch. Bd. 2, A. 4, S. 319.

l) Was die als Zauberin (la surziere = la sorcière) verschrieene Gralsbotin betrifft, so müssen wir an dem Verfasser unsers Epos ebenso wohl den Menschen hochschätzen, als den Künstler bewundern, wie er diese unheimliche Gestalt mit dem widrigen Fratzengesicht (312, 2—314, 12. 780, 15—28) allmählig zu Ehren bringt und im entscheidenden Augenblick als ein lebendiges Beispiel vorführt, daß die göttliche Vorsehung oft ganz unscheinbare, von der Welt verachtete Werkzeuge zur Ausführung ihrer Rathschlüsse erwählt (I. Corinth. 1, 27—29). Dabei ist noch die Verschiedenheit der Leistungen und Schicksale ursprünglich verwandter Naturen zu berücksichtigen. So hatte Cundrie im Dienste des Grals sich einer ganz andern Behandlung und eines würdigeren Looses zu erfreuen, als ihr Bruder Malcreatiure*) am Hofe zu Logrois. Wie weiß der Dichter durch die ihr zugetheilte Rolle einer göttlichen Heroldin ihre häßliche Gestalt mit Würde zu umkleiden und bei ihrer Gesandtschaft an Parzival, anfangs durch den Schmerz über die unvermeidliche Strenge ihres Amtes, später durch die ungeheuchelte Freude über die Erlösung des Waleisen, die ihr abgeneigten Herzen zu versöhnen! Sie bringt von Munsalväsche der Sigune in des Waldes Einsamkeit Nahrung (438, 29—439, 8. 442, 9—30), nach Schastelmarveil

*) Vgl. Homer's Thersites, Shakspeare's Richard III., den Malicisier des Artus.

(579, 24—580, 1), auch wohl nach Logrois (522, 10 — 13), Arznei, die sie bereitet, wenigstens zu Munsalväsche bereiten lehrte, während kein anderer Fremder mit den Gefangenen des Wunderschlosses in Berührung kommt oder sonst näher bekannt wird (660, 29—661, 2); sie nebst ihrem Bruder Malcreatiure, „der Wurzeln und der Sterne Sohn" (517, 11 — 520, 3),*) ist wegen ihrer in Indien erlangten astrologischen, botanischen und medicischen Kenntnisse und durch die Beziehungen ihrer ehemaligen Gebieterin Secundille zu Clinschor (589, 10—12. 592, 18 — 20) und Anfortas dazu berufen, eine wenigstens äußere Verbindung zwischen Indien, Munsalväsche, Schastelmarveil und Logrois und selbst mit der Tafelrunde, wie namentlich in der Scene am Plimizöl (318, 13 — 24), anzuknüpfen und nach Umständen zu erweitern. Sie endlich führt ihren neuen Herrn Parzival an das Ende seines irdischen Strebens, nach Munsalväsche (778, 13 — 786, 30. 792, 10 — 793, 30). Nachdem nun auch ihr früherer Herr, Feirefiz, Mitglied sowohl der Tafelrunde als auch des Gralreichs geworden ist, geleitet sie denselben, keine Anstrengungen und Gefahren scheuend, in die ferne Heimath, von

*) Nach hebräischem Sprachgebrauch hieß der Sohn einer Sache außer Anderen Derjenige, welcher sie betreibt, damit umgeht, sich damit beschäftigt. Demnach würde „der Wurzeln Sohn" soviel als ein Kenner von Wurzeln, ein Botaniker, „der Sterne Sohn" ein Sternkundiger, Sterndeuter, sein. Bei den Alten war nämlich Sternkunde mit abergläubiger Deutung der Zukunft verbunden und die Sterne galten als conscia fati sidera (Virg. Aen. 4, 519 f. vgl. 9, 429), weil sie, als die Augen des Himmels, in der Nacht Alles sehen, nach einer bei Dichtern oft vorkommenden Vorstellung, und um die Fügungen und Nothwendigkeiten des Geschicks wissen. Der Ausdruck „Sohn des Sterns" ist historisch berühmt geworden; er bedeutet entweder (im Gegensatz von Erdensohn): „ein Geschöpf höherer, edlerer Natur, homo illustris," oder: „von einem Stern verkündigt, der Messias" (vgl. 4. Mos. 24, 17 mit Matth. 2, 2 und Luc. 1, 78). Bar Cochba, Sohn des Sterns, nannte sich, mit Anspielung auf 4. Mos. 24, 17, der Anführer der unter Hadrian gegen die Römer empörten Juden; er wurde aber nach dem unglücklichen Erfolge zum Spott בַּר כּוֹזִיבָא, filius mendacii (vgl. Ev. Joh. 8, 44), genannt. Man vergleiche noch Hom. Od. IV, 219 — 232. X, 235 f. 286 — 306. 392 — 396 über die Arzneikunde der Aegypter und Griechen, ihre Kenntniß von Zauberkräutern, Giften und Gegengiften, Virg. Aen. XII, 391 — 424, desgl. in Schiller's Jungfrau von Orleans die Aeußerung Johanna's:

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
— — — — — ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug.

wo sie als pflichtgetreue Gralsbotin nach Munsalväsche zurückkehrt, um höchst erfreuliche, welthistorische Nachrichten, betreffend die Ausbreitung des Christenthums und die dadurch vermittelte segensreiche Verbindung des Occidents und Orients, zu überbringen (820, 17—823, 10).

m) Ueber Artus und seine Zeit.

Artus war ein wegen seines Alters und seiner edlen Gesinnung ehrwürdiger, durch persönliche Tapferkeit in seinen früheren Jahren und als Oberhaupt der Tafelrunder weltberühmter (683, 28—30; 685, 21—23), aber schon von des Alters Last gedrückter (671, 20) Greis; er hatte daher mit manchen Widerwärtigkeiten in seiner Familie und am Hofe zu kämpfen; doch spielt er bei unserm Dichter keineswegs eine so klägliche Rolle, wie in der altenglischen Poesie, z. B. in der Romanze Morte Arthur in den von G. Ellis herausgegebenen Specimens of early English metrical romances (neue Ausgabe von J. O. Halliwell), oder wie Etzel im Nibelungenliede oder Karl der Große in der Karlssage. Wolfram vergleicht das bunte Treiben an Artus' Hofe (296, 25—28) mit dem Leben am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen (297, 16—29). Daß es bei Artus an den Festtagen üppig herging, haben wir schon nachgewiesen (S. h). Wie es mit des Königs Macht, Autorität und Gerechtigkeitspflege stand, davon zeugen folgende Beispiele. Seine Mutter Arnive, seine Schwester Sangive nebst zwei Töchtern derselben waren ihm durch Clinschor's Zauberei nach Terre marveile entrückt; er suchte sie viele Jahre vergebens (65, 28—66, 8), bis sein Neffe Gawan sie befreite. Um den König für die unbedingte und unbesonnene Zusage der Gewährung einer Bitte zu bestrafen, war seine eigene Gemahlin Ginover schon früher vom Jungfrauenräuber (125, 11) Meljakanz, Sohn des Königs Poideconjonz von Groß gefangen weggeführt worden. (Wie es dazu kam, sagt Hartmann im Iwein). Lanzelot, ein Ritter der Tafelrunde, führte sie ihm wieder zu (387, 1—8; 583, 8—11. Vgl. in Morte Arthur S. 145 ff.). Ilinot, des Artus Sohn, welcher mit einer Schaar Berteneisen wahrscheinlich am Befreiungszuge Theil genommen, verlor sein Leben am Berge Cluse, und seine Landsleute geriethen in die Gefangenschaft des Königs Poideconjonz. Diese erhielten erst spät, als schon Mancher von ihnen einen grauen Bart trug, nach dem tapferen Kampfe vor Bearosche durch Gawan's Ver-

wendung vermuthlich ihre Freiheit (382, 12—383, 5. Vgl. 575, 26—576, 1; 585, 29—586, 11). Der König von Cucumerland (145, 29), Ither von Gahevieß (145, 15), ein Verwandter (Basensohn, 145, 11) des Artus und unbefriedigter Prätendent, der auf der Britten Land als auf sein Erbe Ansprüche machte (145, 13 f.), begoß, um den König herauszufordern, dessen Gemahlin mit Wein und wurde mit des Königs Zustimmung von dem fremden Ankömmling Parzival getödtet. Als der Graf Ehcunat den Gefährten des Gawan, Jofreit fiz Idöl, von dessen Seite wegfing und nach Barbigöl führte und bei der Gelegenheit den König Kingrisin von Askalon erstach, kam Gawan, des Artus Neffe und des Königs rechte Hand in allen höfischen und kriegerischen Angelegenheiten, in den Verdacht, diesen Mord verübt zu haben, und er wurde deshalb von des Getödteten Bruder, Kingrimursel, zum Zweikampf gefordert (318, 20—324, 30). Zwar klärte sich nach einem Jahr und vierzig Tagen dieser Irrthum auf (413, 13—20; 503, 16—18. Titur. 151 ff.), auch war derselbe für Gawan eine dankenswerthe Veranlassung, sich durch tapfere und edle Thaten Ruhm und Glück zu erwerben, aber Artus und seine Verwandten und sein ganzes ritterliches Gefolge sahen sich so lange in ihren bedeutendsten Unternehmungen gehemmt und hatten manche alte und neue Unbill ungeahndet zu ertragen. Mußte doch der angesehene König der Tafelrunder noch fortwährend die Schmach und das Herzeleid erdulden, daß der Gaukler Clinschor ihm die nächsten Angehörigen nebst einer großen Zahl edler Frauen durch seine Teufelskünste gebannt hielt, ohne auch nur ihren Aufenthaltsort ausmitteln zu können, bis Gawan zufällig sie fand und erlöste. Unter diesen Umständen war es eine wesentliche Hülfe, daß Parzival den König von einigen Hauptfeinden befreit hatte; durch Ither's Tödtung nämlich war ihm ein Schimpf und großer Kummer abgenommen (280, 10—12); wie sehr der an Reichthum, Macht und Ehre mit ihm rivalisirende jugendliche (221, 13 ff.) König Klamidé von Brandigan und Iserterre und dessen Seneschall Kingrun ihm geschadet hatten, gestehen Keie und Klamidé selbst (206, 23—26; 220, 14—24); durch Parzival's Verdienst wurden Artus und Klamidé Freunde, später auch der verhaßte, beneidete Herzog Orilus von Lalant (135, 7—15; 277, 25—278, 2). Darum fühlte sich auch Artus von Dank und dem klugen Wunsche, sich jenen uneigennützigen Wohlthäter näher

zu verbinden, so ergriffen, daß er, keine Beschwerden und Gefahren scheuend und sogar einen Zusammenstoß mit dem Gralsheere kaum vermeidend (286, 1 — 14), dem Waleisen überall nachritt, um ihn der Schaar seiner Ritter einzuverleiben; aber sobald sein Zweck erreicht war, ging ihm durch des Schicksals Fügung diese Ehre und Hülfe Jahre lang wieder verloren. Wie locker die Subordination unter Artus' Rittern war, sehen wir an Segramors (284, 30 — 290, 2) und Keie (290, 3 — 299, 12). Der Erstere, von Natur wild und übertrieben kampflustig, glaubt als Verwandter an die Gebote des Königs nicht gebunden zu sein, während von dem nahen Heere des Gralreichs große Gefahr zu fürchten war; der Letztere, welchem als Seneschall die Pflicht oblag, auf Sitte und Ordnung am Hofe zu halten, übertrat, ohne zu fragen, eigenmächtig des Herrn Verbot. Dagegen übte er in seinem rauhen Eifer übermäßige Strenge, wenn Sonderlinge am Hofe in's Gegentheil ihres extremen Verhaltens fielen, wie z. B. Cunneware und Antanor (151, 11 — 153, 13). Welche Willkürlichkeiten übrigens sich manche privilegirte Personen am Hofe erlauben durften und welche üblen Folgen dies mitunter hatte, beweist der Zwerg Maliclisier. Als derselbe sich erdreistet hatte, in Ginover's Gegenwart den Ritter Erek zu schlagen, rächte sich dieser dadurch, daß er Ider fil Noyt im Turnier zu Tulmein besiegte und als Kampfspreis den Sperber gewann (401, 7 — 22). Danach hielt er seinen Einzug zu Karidöl mit der ärmlich gekleideten Enite (143, 21 — 144, 4), die er (laut 583, 26 f., wo sie, vielleicht dem königlichen Hofe zum Trotz, Schoidelacurt, joie de la cour, genannt wird), von Mabonagrin, einem Vetter Klamidé's (220, 9), erstritten hatte. Wie kläglich der gesellschaftliche und der Rechts-Zustand damaliger Zeit war, ähnlich der Herrschaft des Faustrechts im Mittelalter, und wie wenig Artus den Leidenden, und unter diesen selbst seinen Verwandten, helfen konnte, beweisen Herzeloyde (II. B.), Cundwir-amurs (IV. B.) Sigune (138, 9 — 141, 24) und selbst Parzival. Denn was den kühnen Länderräuber Lähelin, des Orilus Bruder und Klamidé's nunmehrigen Schwager, betrifft, in dessen Händen Parzival's beide Erbreiche, Waleis und Norgals, waren (128, 3 — 10; 141, 7; 266, 22 — 28; 331, 15 f.; 494. 15 — 30; 803, 5 — 10), so ließ sich zwar durch Klamidé und Orilus eine gütige Vermittlung zu Gunsten Parzival's hoffen, aber doch hatte es den Anschein, als sollte erst Parzival's Sohn Kardeiß

nach mehreren Jahren durch Anwendung Waffengewalt in den von Besitz dieser Länder gelangen (803, 22 f.). Was half dem Waleisen am Plimizöl die Zusage von Beistand, dessen er für den Augenblick nicht bedurfte, während Artus für jenen Fall der Noth statt Hülfe ihm nur Beileid gewährte (331, 11 — 16)! Da war es nicht zu verwundern, wenn Frauen- und Jungfrauenräuber, wie Meljakanz (122, 15 — 20; 125. 1 — 16; 343, 23 — 344, 10. Vgl. 341, 19 — 30) und Jungfrauenschänder, wie Urjans (524, 19 — 528, 30), obwohl bestraft, ihr rohes Leben fortsetzten, so daß nach der dichtenden Sage des geplagten Volks an manchen Orten der Erde des Teufels Gesellen, wie Clinschor zu Terre marveile, ihre unsaubere Herrschaft aufgeschlagen hatten. Um so herrlicher zeichneten sich in solchen Zeiten der Noth und Unordnung Gawan und Parzival aus.

n) Parzival's Schwerter, Speere und Streitrosse.

In Parzival's, wie in so manches Helden Lebensgeschichte, spielen seine Schwerter, Speere und Streitrosse eine nicht unbedeutende Rolle; daher scheint es nicht unangemessen, von denselben noch nachträglich zu handeln.

Die ersten Handgriffe im Gebrauch des Schwertes und Speeres lernte der Waleise vom Knappen Iwanet (157, 21 — 23; 158, 5 — 12), das kunstgerechte Reiten und Kämpfen vom Ritter Gurnemanz (173, 11 — 175, 9), welches er nachher so vortrefflich übte, daß weder der starke Lähelin, noch der stolze Kingrisin, noch König Gramoflanz, noch Graf Lascoite, Sohn des Gurnemanz, größere Geschicklichkeit darin bewiesen, als die war, mit welcher Parzival z. B. das Roß des Gralsritters erstritt (445, 21 — 26). Meister in der Turnierkunst war aber Feirefiz. Als solcher nennt und beschreibt er zu Munsalväsche dem Anfortas und Parzival die fünf verschiedenen Stiche, welche bei dem Turnier vorkommen (812, 9 — 16. Vgl. 398, 16 f.).

Was nun zuerst Parzival's Schwerter betrifft, so hatte er von Hause aus keins, sondern nur einen Köcher mit Gabiloten (Wurfspießen) mitgenommen (120, 2. 16; 124, 13; 139, 9 f.; 145, 2; 153, 18; 155, 6 ff.; 157, 17 f.; 159, 12. 15 — 19), statt desselben gürtete ihm aber nach Ither's Besiegung vor Nantes Iwanet des Erschlagenen Schwert um (157, 19 — 22), das er seitdem auf allen seinen Ritterfahrten bei sich führte, bis es im Zweikampf zu Joflanze

durch einen Hieb auf den Helm des Feirefiz zerbrach (744, 10—18). Dazu bekam er bei seiner Abreise von Munsalväsche noch ein zweites, von Anfortas ihm geschenktes (246, 1—26; 239, 18—240, 9; 501, 1—4), welches, wie er von Sigune erfuhr, die Eigenschaft hatte, daß es vom zweiten Hiebe zerbrach, aber durch das Wasser des Brunnens Lac bei Karnant, der Hauptstadt des vom König Lac (oder vielmehr schon von seinem Sohne Erek, vgl. 382, 16—19; 134, 5—19) beherrschten Landes Destrigleis, wieder ganz und schärfer ward, als vorher (253, 24—254, 30). Der Goldschmied Trebüchet*) hatte es einst für des Anfortas Vater Frimutel gemacht (643, 18—20). An diesem Schwerte stand ein Segensspruch (490, 23 f.), etwa des Inhalts: Hoc Deus juvabit, oder: „Jehovah heilig,"**) dem zufolge jener kunstgeübte Metallarbeiter (261, 1) die beiden silbernen Messer schmiedete, mit welchen man das heiße Gift von der Spitze des Speeres des Anfortas abschabte, um es zur Ausziehung des Frostes aus des Kranken giftiger Wunde darauf zu legen,***) ohne demselben wirklich zu helfen. Hätte sich nun Parzival durch diesen Spruch oder durch irgend etwas Anderes zu Munsalväsche bewegen lassen, Anfortas nach der Ursache seines Unglücks zu fragen, so würde nach göttlicher Vorherbestimmung von

---

*) Ein bedeutsamer Name, welchen das Außerordentliche seiner Kunst und seines Kunstproductes der Nachwelt überliefert hat. Vgl. II. Chron. 1, 5. Hom. Od. III, 425 f. und 432—438. VI, 232—234. Willehalm 356, 16; 429, 28.

**) Wie auf dem goldenen Blech an der Stirn des jüdischen Hohenpriesters und auf Roland's Schwerte. Man lese in Sir Otuel, einem der Specimens of early English metrical romances, S. 376 f., die Anrede des sterbenden Roland in der Schlacht von Roncesvalles an sein unzerbrechliches Schwert Durindale, wovon die letzten Worte lauteten:

„Thou art good withouten blame;
In thee is graven the holy name
That all things made of nought."

Proben ähnlicher Inschriften bieten außer dem Halsbande des Hundes Gardeviaz im Titurel schon Homer (Od. XI, 609—614. Il. VI, 168—170) und Virgil (Aen. X, 496, 499) dar. Vgl. Lord Byron's „Die Braut von Abydos," II. Gesang, 12. und dazu Anm. 41.

***) Nach dem homöopathisch-medicinischen Grundsatze: Similia similibus, mit Anspielung auf das Schicksal des im trojanischen Kriege durch Achill's Wurfspieß verwundeten, durch Odysseus aber vermittelst eben dieses Wurfspießes geheilten Telephus.

dem Augenblick an nicht nur Anfortas von seinen Leiden befreit, sondern auch Parzival selbst der höchsten Glückseligkeit auf Erden theilhaftig geworden sein, statt daß dies erst nach fünf Jahren geschah. Jedoch den Rath der Sigune befolgend, benutzte Parzival das Gralsschwert neben Ither's Schwerte glücklich zur Vollbringung seiner wunderbaren Heldenthaten (434, 25 — 435, 1; 643, 18 — 20); nur bei dem Kampfe mit Feirefiz war es unbrauchbar und Parzival daher seinem Bruder gegenüber zu Fuß kampfunfähig, sobald ihm auch Ither's Schwert zerbrach. Ob Parzival auf seinen weiten Fahrten zu Lande und zur See (434, 11 — 24; 771, 24 — 772, 30) im Gebrauch der beiden Schwerter abwechselte oder ehrenhalber sich fast immer nur des geschenkten bediente und nach dem Zerspringen desselben stets von Neuem nach Karnant zurückkehrte, oder ob bis zum Zusammentreffen mit Feirefiz der Fall sich nur einmal ereignete, daß ihn ein Gegner, etwa Orilus (263, 2 ff.), der Schwiegersohn des Königs Lac (277, 18—22) und Schwager des Erek und anmaßliche Beschützer desselben (vgl. 134, 5 — 19; 382, 16 f.), mit dem Schwerte bestand (434, 27), läßt der Dichter unentschieden, wenn wir nicht in der Betheuerung desselben 435, 1: Swerz niht geloubt, der sündet, den schalkhaften Ausdruck des Zweifels an seinem eigenen Bericht finden wollen. Uebrigens scheint Eschenbach Virg. Aen. XII, 90. 91. 735 ff. sich zum Vorbilde genommen zu haben.

2) Seinen ersten Speer erbeutete Parzival vor Nantes von dem getödteten Ither (158, 5), er verlor ihn aber wieder im Kampfe mit dem Gralsritter (445, 18 f.). Orilus fand ihn vielleicht oder nahm ihn dem Gralsritter ab (134, 27 — 135, 4) und war daher gerüstet mit einem rothen Speer von Gaheviez:

> von Gaheviez mit eime sper:
> daz was gevärwet genuoc,
> reht als er sîniu wâpen truoc (260, 28 — 30).

Denn die Rüstung des rothen Ritters Ither von Gaheviez, Prätendenten von Bertane (145, 13 — 146, 2), d. i. Bretagne, nicht England (735, 16), war roth (145, 15 — 146, 3), wie roth noch jetzt die Nationalfarbe Englands ist. Indessen entsteht hier die Frage: Warum hatten auch die übrigen Waffen des Orilus eine rothe Farbe? Als Herzog von Lalant (les Landes) in Frankreich (— 545, 29 heißt er auch ein Burgundois —) war er ohne Zweifel Lehns-

mann der Britten. Er mochte in dem Erbschaftsstreit (145, 13 f.) zwischen dem von mancherlei Mißgeschick heimgesuchten Artus und Ither, unterstützt von seinem eroberungssüchtigen Bruder Lähelin, der schon zwei Erbreiche Parzival's besaß, sich von der brittischen Herrschaft frei machen wollen (vgl. 266, 29. 30; 135, 7—15. 277, 29—278, 2). Indem nun Parzival mit lobenswerther Uneigennützigkeit den Besiegten nach Bertane schickte, um der Schwester desselben, der Cunneware, welche als Gesellschafterin der Ginover (646, 11) und zugleich zur Bürgschaft für die Vasallentreue des Orilus sich an Artus' Hofe aufhielt, Sicherheit zu bringen, leistete Parzival dem Artus einen wesentlichen Dienst, wie früher durch die Sendung des Kingrun und seines Herrn, des Königs Klamidé. Da wir Parzival im Kampfe mit Orilus schon wieder im Besitz einer Lanze sehen (262, 18 f.), so muß es die sein, welche er nach dem Verlust der seinigen dem Gralsritter abgenommen hatte (443, 24 f.). Weil aber auch diese sehr zersplitterte und bei der Versöhnung der Kämpfenden vor Trevrizent's Clause sich ein besserer Speer vorfand, so eignete sich Parzival denselben zu (268, 29. 30; 271, 10—13. 288, 16—19; 460, 5—23).*) Dieser bunte Speer von Troys (Troyes), welchen der wilde Taurian, Dodine's Bruder, ein Freund Trevrizent's, zurückgelassen hatte, kam dem Waleisen schon am folgenden Tage bei den Angriffen von Seiten des Segramors und Keie trefflich zu Statten, bis er zersplitterte (460, 7—13; 288, 16—22; 295, 12 ff.; 302, 17—20; 304, 23 f.). Parzival erinnerte sich dessen noch, als er nach vier und einem halben Jahre und drei Tagen bei Trevrizent wieder einkehrte. Wie Gawan sich vom Plimizöl zwölf Speere von Angram mit starken Rohrschäften von Oraste Gentesin (385, 6 f.) mitnahm und einen derselben in der Schlacht vor Bearosche führte (384, 29—385, 1), so wird sich Parzival ebendaselbst mit neuen Speeren versehen haben; denn seitdem hat er gelegentlich noch manche verthan, wie er namentlich vor Bearosche so viele auf die Feinde schleuderte, als zwölf Knappen ihm reichen konnten (383, 23—384, 6); zu Joflanze aber bediente er sich zum Kampf mit Gramoflanz eines starken Speeres von Angram (703, 24 f.).

3) Welche Wichtigkeit die Rosse und ihre Namen, ihre Ab-

*) Vgl. Virg. Aen. XII, 92 ff.

stammung und ihr Vaterland haben, wie ihr Naturell und ihre Schicksale mit denen ihrer Herren oft so innig verflochten sind, das bezeugen viele Beispiele aus der Götter- und Menschengeschichte. Ich erinnere nur an die Namen der vier Sonnenrosse, an den Pegasus, an den Areion des Adrastos, die Rosse Laomedon's, Hektor's, Achill's u. A. bei Homer, des Mezentius und Turnus u. A. bei Virgil, ferner an Bukephalos, Babieça, Rosinante, Torquato's Aquilin, „benannt von seiner Schnelle," an den Valke Dietrich's von Bern im Ekkenliede, an die Abenteuer des Riesenrosses Baiart in den Haimonskindern, an Wolfram's Puzzat, Volatin u. A. in seinem Willehalm, ja selbst an die historischen Männernamen Hengist und Horsa. Daß unter den Nomaden, welche den größesten Theil ihres Lebens auf Pferden zubringen, seit den frühesten Zeiten vorzüglich die Araber auf gute Racen dieser Thiere und deren Genealogie gehalten haben, ist bekannt. Eine charakteristische und prächtige Beschreibung des Rosses lesen wir in der Bibel, Hiob 39, 19—25.

Was nun den Parzival des Ritters Wolfram v. E. betrifft, so war zu erwarten, daß auch in diesem Heldengedichte den Rossen eine besondere Wichtigkeit beigelegt sein würde; aufmerksamen Lesern wird es aber nicht entgangen sein, wie beiläufig hingeworfene Bemerkungen des Dichters über diese Geschöpfe mitunter sogar dazu dienen, sowohl gewissen im Gedichte agirenden Personen, als auch den Lesern Winke und Aufklärungen über manche Ereignisse rechtzeitig zu geben. Deshalb darf man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die hierher gehörigen Stellen sorgfältig zu sammeln und dabei die wichtigeren Notizen über die Wörter kastelan, marc, ors, pfärt (pfäret, pfert, phert), pfärdelin, (phärdelin), ravit, runzit, mul u. A. zu vergleichen. Hiernach hatte Parzival, als er, von seiner besorgten Mutter absichtlich in Narrentracht gekleidet, die Heimath verließ, ein kleines, schwaches, kläglich ausgerüstetes Pferdchen mitbekommen (126, 19—127, 9; 144, 23—27; 154, 29). Dieses bildete mit dem rothen, reichgeschmückten, hohen, kastilianischen Streitroß des rothen Ritters Ither (145, 16—146, 3 und 157, 26 f.) einen belustigenden Gegensatz (155, 29 f.). Wie jämmerlich ritt er auf jenem Pferde (129, 7—17; 144, 23—25)! Wie schnell aber auf Ither's Streitroß 1) von Nantes nach Graharz (161, 17—21), 2) von da nach Brobarz (180, 17 f.), 3) von da nach Munsalväsche (224, 28—30; 491, 24—30)! Mit Parzival's Klepper vergleiche

man das sehr elende Pferd, worauf die Jammergestalt der Jeschute in ihren Unglückstagen saß (137, 1—11; 256, 11—30), bis sie ein ganz anderes bekam (274, 1—3). Ein noch schlechteres ritt Malcreatiure (520, 6—14; 530, 21 — 531, 4), welches bald runzit (529, 25; 536, 25; 545, 13), bald pfärt (529, 17; 531, 1. 11; 540, 5), bald marc (530, 22), bald pfärdelin (536, 20) genannt wird. Zu den vorzüglicheren Pferden gehörten der Renner des Königs Vergulaht (400, 4) und das schöne, ebenmäßig gewachsene, welches dem Könige Gramoflanz zu Lande oder zur See von Tennmarken gebracht worden (605, 15—19), desgl. das Streitroß Guverjorz, welches König Klamidé von seinem Neffen Grigorz, dem Könige von Ipotente, aus dem Norden über den Ukersee erhalten hatte (210, 5—13; 211, 14 ff.); und da auch die Rosse zu Tabronit, der Hauptstadt von Tribalibot oder India (S. 823, 2 f. und 374, 28 f.), gerühmt werden (398, 16 f.), so muß Feirefiz, „Der von Tribalibot“ (750, 1), gleichfalls ein ausgezeichnetes Kampfroß geritten haben. Außer dem Guverjorz sind nur noch zwei Rosse im Parzival mit Eigennamen versehen, Gringuljete und Ingliart, deren Geschichte, da sie mit den Abenteuern Parzival's und Gawan's in enger Verbindung steht, wir im Folgenden noch kürzlich angeben wollen. Als nämlich Parzival den Ritter Ither des Lebens beraubte, nahm er ihm auch sein Roß (475, 5—12; 157, 26 f.). Vor Bearosche, wo Parzival als der unbekannte rothe Ritter bei dem äußern, Gawan dagegen bei dem innern Heere focht, nahm Jener das dem Gawan entlaufene Roß Ingliart mit den kurzen Ohren und ließ dafür sein schwer verwundetes zurück (389, 18—29; 398, 14—17). Das Roß Ingliart verlor Parzival wieder, als er zum zweiten Male von der Sigune kam, durch einen Sturz im Kampf mit einem Gralsritter (443, 5—445, 30; 702, 24—27); dafür aber nahm er diesem sein Gralspferd, welches, in dieser Gegend wohlbekannt, durch göttliche Fügung ihn an jenem schicksalsreichen Charfreitage den heilsamen Belehrungen Trevrizent's über den Gral entgegenführte (452, 1—15), zuerst aber bei diesem Greise verdächtig machte, daß er König Lähelin sei, der einst den Gralsritter Lybbeals von Prienlascors im Zweikampfe getödtet und dessen als Gralspferd durch äußerliche Merkmale kenntliches*) Roß geraubt hatte (473,

*) Die Rosse des Gralreichs konnte man daran erkennen, daß sie gehörnt waren und als Wappen eine Taube auf dem Sattel führten, wie es Anfortas an-

2230; — 540, 17—29; 261, 27—30). Von nun an ritt Parzival immer nur sein heilbringendes Gralspferd, während er andere Streitrosse gewann und verschenkte, z. B. jene fünf, welche der Fährmann Plippalinot von ihm erhielt (559, 9—13; 618, 19—30). Das oben erwähnte Gralspferd, welches Lähelin dem Lybbeals genommen hatte, hieß Gringuljete mit den rothen Ohren oder „von Munsalvaesche Gringuljete" (597, 21). Dieses Roß schenkte Lähelin seinem Bruder Orilus, von dem es wiederum Gawan am Plimizöl zum Geschenk erhielt (339, 26—341, 2; 540, 30—541, 2; 545, 28 f.), der sich hier überhaupt sieben Kampfrosse erwarb, ehe er auf Abenteuer auszog (335, 17 f.). Eins von diesen war wohl Ingliart, der vor Bearosche in Parzival's Besitz kam (389, 18—29; 398, 14—17). Leicht konnten hier Parzival und Gawan durch den Anblick der erbeuteten seltsamen beiden Rosse Kunde von ihrer gegenseitigen Anwesenheit im feindlichen Heere erhalten. Das Roß Gringuljete brachte Gawan von Bearosche nach Tschanfanzun; denn als er von hier abreiste, hatte er es noch (432, 25 f.). Ihm raubte es aber bei Logrois die List des undankbaren, gemeinen Urjans (522, 26. 27; 544, 28—546, 1), und er bekam dafür das elende Bauerpferd des Malcreatiure (529, 17 ff.). Urjans verlor das geraubte Roß Gringuljete an Lischoys Gwelljus, dem es Gawan im Zweikampf wieder abgewann (536, 10 ff.). Seitdem blieb Gawan im Besitz dieses Gralsrosses, und da er es auch zu Joflanze noch hatte (678, 10), so konnte der Dichter mit Recht sagen, daß, als Parzival und Gawan dort als unbekannte Gegner mit einander kämpfen wollten, Beider Rosse von Munsalväsche waren (679, 23 f.).

geordnet hatte. Früher schon unter Titurel und Frimutel, hatte man im Schilde dieses Wappen geführt (474, 2—11), und so sah auch Parzival zu Munsalväsche alle Schilde mit Turteltauben bemalt (783, 19—23). Dasselbe Wappen war den Gralspferden am Bug eingebrannt (540, 25—27).

Potsdam. **F. W. Rührmund.**

Ueber Ossian.

II.

Kriegführung.

„Wir sahen den vorwärts gekehrten Speer,“ verkündeten sehr oft die Wächter oder die Burgwarte, wie sie im Mittelalter hießen. Der vorwärts gekehrte und zwar mit der Spitze vorwärts gekehrte Speer des Ankommenden war das Zeichen, daß er in feindlicher Absicht gekommen. Das Zuschicken eines zerschlagenen Schildes bedeutete das Gesuch eines Bedrängten um schleunige Hülfe. Der Häuptling, dem die Ankündigung des Kampfes oder das Gesuch eines Gastfreundes galt, rief seine Mannen zusammen. Die Häuptlinge müssen zu jeder Zeit vorbereitet gewesen sein für etwaiges schnelles Ausrücken, denn wenn die Krieger nicht etwa grade auf der Jagd beschäftigt sind, steht in wenigen Augenblicken eine gerüstete Schaar dem Feinde entgegen.

So schnell aber die Rüstung vollendet wird, der Kampf beginnt doch nicht stracks und leidenschaftlich. Sogar Fingal, der mächtigste und gewaltigste Krieger versucht die Güte, bevor er losschlägt. „Komm zu dem Feste der Schalen,“ läßt er durch einen Barden dem Feinde sagen, „die Freunde Fingal's sind geachtet.“ Die Antworten lauten oft etwas hart und der begonnenen friedlichen Sprache wenig entsprechend. „Ich werde mich freuen, wenn ich Fingal unter meinen Streichen fallen sehe.“

Als Cuthullin die Rechte des noch unmündigen Königs von Irland gegen die Ansprüche und die kriegerische Macht des Scandinaviers Swaran vertheidigte, schickte der nach fremdem Gut lüsterne Nordländer einen Gesandten mit dem Vorschlage an den Beschützer des königlichen Knaben: „Nimm, Cuthullin, Swaran's Frieden, den Frieden, welchen er Königen gewährt, wenn die Völker sich

beugen vor seinem Schwerte. Ueberlasse uns Erins (Irlands) stromreiche Ebenen und überliefere Gattin und Hund, deine Gattin mit dem hohen, sich schön hebenden Busen! deinen Hund, welcher den Wind einholt! Gieb diese zum Beweise der Schwäche deines Armes; lebe fortan unter unsrer Macht!" „Sage Swaran, sage diesem Herzen des Stolzes, Cuthullin unterwirft sich nie. Ich gebe ihm die dunkelrollende See, ich gebe seinem Volke Gräber in Erin. Aber niemals soll ein Fremder haben den lieblichen Sonnenstrahl meiner Liebe. Kein Wild soll fliehen auf Lochlin's (Scandinavien) Hügeln vor dem schnellfüßigen Luath." So antwortete der Irländer dem Skandinavier. „Eiteler Lenker des Wagens," entgegnete Morla, der Gesandte, „willst du also mit dem Könige fechten, mit dem Könige, dessen Schiffe, das Geschenk vieler Haine, wegtragen könnten deine Insel? So wenig ist dein grünhügeliges Erin für den, welcher die stürmischen Wellen beherrscht." Darauf Cuthullin: „In Worten gebe ich Vielen nach, mein Schwert aber weicht Keinem."

Der Anführer hält öfter Kriegsrath mit seinen Mannen. Die verschiedenen Ansichten werden manchmal etwas anzüglich gegen Andersgesinnte ausgesprochen. Als die Kämpen Cuthullin's sich versammelt, bemerkt er ihren Eifer, „ihre Seelen sind erwärmt durch die Schlachten von früher, durch die Thaten andrer Zeiten. Ihre Augen sind Flammen von Feuer. Sie rollen sie, um zu suchen die Feinde des Landes. Ihre mächtigen Hände sind an ihren Schwertern. Blitze schießen von ihren Seiten von Stahl." Als der Führer die Kämpen zusammensieht, welche kamen wie Ströme von den Bergen, rasselnd in ihrer Rüstung vom Hügel, „seid gegrüßt," sagt er, „ihr Söhne der engen Thäler, ihr Jäger des Wildes! Eine andre Jagd nahet, sie ist wie das dunkele Rollen der Woge an der Küste. Sollen wir fechten, Söhne des Krieges? oder sollen wir das grüne Erin übergeben an Lochlin? Connal, sprich, du erster der Kämpen! du Brecher der Schilde! Du hast oft gefochten mit Lochlin, willst du erheben deines Vaters Speer?"

„Cuthullin!" antwortete ruhig der Häuptling. „Connal's Speer ist scharf. Es freut ihn, zu glänzen im Kampfe, sich zu vermischen mit dem Blute von Tausenden. Aber obschon meine Hand geneigt ist zum Kampfe, mein Herz ist für den Frieden von Erin. Siehe, du Erster in Cormac's, des zukünftigen Königs von Irland, Kriege, die düstere Flotte Swaran's! Seiner Masten sind viele an unsern

Küsten, wie Schilf im See von Lego. Seine Schiffe sind Wälder bedeckt mit Nebel, wenn die Bäume, bald dieser, bald jener, sich fügen dem stürmischen Winde. Viele sind seiner Häuptlinge im Kampfe. Connal ist für den Frieden."

„Fliehe, du Mann des Friedens," sagte Calmar, „gehe, Connal, zu deinen stillen Hügeln, wo der Speer niemals glänzet im Kriege! Verfolge das dunkelbraune Wild von Cromla: hemme im Laufe mit deinen Pfeilen die flüchtigen Rehe von Lena. Aber du, blauäugiger Sohn Semo's, Cuthullin, Lenker der Schlacht, zerstreue die Söhne von Lochlin, brause durch die Reihen ihres Stolzes. Lasse kein Schiff des schneeigen Reiches hüpfen auf den dunkelrollenden Wogen von Inistore (Orkney-Inseln). Erhebt euch, ihr düsteren Winde von Erin, erhebt euch! Tobet, Wirbelwinde von Tara der Hindinnen! Mitten im Sturme laßt mich sterben, zerrissen, in einer Wolke, von ergrimmten Geistern; mitten im Sturme laßt Calmar sterben, wenn jemals Jagd Lust ihm war, so sehr, als die Schlacht der Schilde."

„Calmar," entgegnete langsam Connal, „ich floh niemals, junger Sohn Matha's! Ich war rasch mit meinen Freunden im Gefecht; dein Ruhm ist gering!"

„Mir ist," antwortete Cuthullin, „lieblich das Getöse der Waffen, lieblich wie der Donner des Himmels vor dem Regen des Frühlings!" Der Führer gibt die Entscheidung.

Aus der Art, wie die um ihre Ansichten gefragten Krieger antworten, sieht man, daß sie nicht bloß ihre Meinung geltend machen wollen, sondern auch ihre Person. Die früheren Thaten legen ein Gewicht in die Wagschale, der Einzelne kann also etwas sich herausnehmen. Es ist in diesem Verhältnisse etwas Republikanisches und zwar, wie wir sehen werden, eine Art Aristokratie. Dieselbe Beobachtung können wir bei der Wahl des Oberanführers für einen bestimmten Kampf, für eine bestimmte Unternehmung, machen. Von der Zeit Trenmor's, Fingal's Ahnen, wird gesagt, daß „die Stämme von hundert Strömen zu dem Könige zogen. Ihre Häuptlinge waren an ihrer Spitze. Jeder von ihnen war begierig, Führer zu sein im Kriege. Ihre Schwerter waren oft halb aus der Scheide. Roth rollten ihre Augen in Wuth. Einzeln standen sie und summten düstere Gesänge. „Warum sollte Einer unter dem Andern stehen? ihre Väter waren sich gleich im Kriege. Trenmor war da mit seinem Volke, stattlich in Locken der Jugend. Er sah den heran-

rückenden Feind. Er hieß die Häuptlinge Anführer sein, Einen nach dem Andern. Sie führten an, aber sie wurden weggespült. Von seinem moosigen Hügel stieg Trenmor mit blauem Schilde hernieder und die Fremden erlagen. Um ihn schaarten sich die Krieger mit dunkeln Brauen, sie schlugen den Schild der Freude. Wie ein liebliches Lüftchen kamen die Worte der Macht von dem königlichen Selma. Aber die Häuptlinge führten an im Kriege, Einer nach dem Andern, bis mit Macht die Gefahr sich nahte, dann war die Stunde des Königs, zu erobern im Felde."

Trenmor zeichnete sowohl durch Körperkraft als durch Geschicklichkeit ich Kampfe sich aus und gewann dadurch, daß er in der größten Gefahr am Meisten nützte, ein höheres Ansehn, welches in der Familie blieb. Dieselben Vorzüge, welche bei Trenmor gerühmt werden, sind bei seinem Enkel Fingal zu finden. Aber auch er läßt das ursprüngliche Verhältniß noch fortbestehen, daß die unternehmenden und wagenden Häuptlinge gleich berechtigt sind. In einem Kampfe gegen die Scandinavier, den Fingal als Jüngling führt, werden die Führer durch ein Orakel gesucht. „Wer soll den Kampf leiten vor dem Geschlechte der Könige? Nebel liegt auf diesen vier dunkeln Hügeln: jeder Krieger schlage seinen Schild innerhalb derselben. Geister mögen herabsteigen in Dunkelheit und Einen für den Kampf bezeichnen."

Ein Jeder ging nach seinem Hügel voll Nebel. Barden beobachteten die Laute der Schilde. „Am lautesten klang dein Schild, Duthmaruno. Du mußt Führer sein im Kampfe." So die Barden.

Auch in der Zeit, als Fingal's Haar schon grau geworden war und sein Ansehen sich sicherlich vergrößert hatte, wendet sich Gaul, Morni's Sohn, in dem Kampfe um den Thron Irlands, an den König von Morven: „Fingal, lasse dein Schwert des Todes in der Scheide und lasse dein Volk fechten. Wir welken dahin ohne Ruhm, unser König ist der einzige Brecher der Schilde! Wenn der Morgen sich erhebt über unsern Hügeln, betrachte unsre Thaten aus einiger Entfernung. Laß Lochlin das Schwert fühlen von Morni's Sohne, daß die Barden mögen singen von mir. So war es Brauch bei Fingal's edlem Geschlechte. So war es dein eigner Brauch, du König der Schwerter, in den Schlachten des Speeres."

„O Sohn Morni's," antwortete Fingal, „ich bin stolz auf

deinen Ruhm. Fechte! Aber mein Speer soll nahe sein, um dich zu unterstützen inmitten der Gefahr."

Der zum Führer der nächsten Schlacht Erkorene zieht sich von den übrigen Häuptlingen zurück, wahrscheinlich, um seine Pläne zu machen oder um dem Feinde am nächsten zu sein. „Bei dem Tönen des Waldstromes, unter der alten Eiche lag der Häuptling. Ein Stein, mit seinem Moose, unterstützte sein Haupt. Entfernt von seinen Mannen lag er, der Sohn des Schwertes fürchtete keinen Feind." — Die abgeschiedenen Geister der Verwandten nahen nun dem einsam Ruhenden im Traum und verkündigen gewöhnlich den Ausgang der Schlacht. Der erwachte Führer schlägt auf seinen Schild. Der Ton ist bekannt. Die Krieger erheben sich von ihrem Lager „rauschend wie eine Schaar Seegeflügel, welches die Wogen aufjagen vom Ufer." Der Oberanführer hat Barden bei sich, welche seine Befehle an die Häuptlinge, oder die Führer der einzelnen Stämme bringen. Ein Barde bringt auch den Befehl, das Schlachthorn ertönen zu lassen, wodurch der Feind gleichsam hervorgerufen, also das Zeichen zum Beginn des Kampfes gegeben wird.

Beim Erblicken des Feindes wird gewöhnlich festgesetzt, wer diesen oder jenen Häuptling angreifen soll. Die Krieger erbitten sich vom Ober-Anführer ihre zu bekämpfenden Feinde. Je berühmter durch Schlachten und Siege ein Feind ist, destomehr wird er von den Gegnern gesucht, weil am meisten Ehre zu gewinnen ist. Immer aber kämpft nur ein Häuptling mit einem Häuptlinge (chief). Verschieden von diesen sind die gemeinen Krieger (warriors). Im Allgemeinen wird die Benennung Krieger (warriors) für alle Kämpfenden gebraucht, aber den Häuptlingen gegenüber bedeutet das Wort: gemeine Krieger. Es wird wohl auch vor dem Kampfe von Feinden, die sich begegnen, gefragt, bist du ein Sohn der Mächtigen? (a son of the mighty?) d. h. bist du vom Adel? Die Waffen der Häuptlinge und der Krieger scheinen nicht dieselben gewesen zu sein. Der Häuptling führt Schild, Schwert, Speer und zuweilen einen Dolch. Auf dem Kopfe erhebt sich der „dunkele Helm." Den Körper umschließt der „Strahlen schießende" Panzer. Die Gemeinen sind hauptsächlich Bogenschützen. In dem Kampfe um die geraubte Oithona sagt Morni's Sohn zu einem Freunde: „Laß unsre drei Krieger den Bogen spannen, wir selbst wollen den Speer erheben." Die Speere müssen gewichtig und scharf gewesen sein, denn mittelst

derselben werden eherne Schilde durchbohrt. Gewöhnlich werden sie in einiger Entfernung gebraucht und das sichere Werfen der Speere mag wohl zu den Fertigkeiten der Häuptlinge gehört haben. Auch gebrauchen sie den Speer, um über einen Fluß zu setzen. Ossian benutzt ihn bei dem Springen über Waldbäche. Bei dem Kampfe in der nächsten Nähe ist das Schwert gebräuchlich. Das Hauptstreben im Kampfe ist, den Schild des Gegners zu durchhauen. Ist dies gelungen, so ist der Gegner verloren. Er kann seine Seite nicht mehr decken und muß sich dem Gegner ergeben. Zuweile nwird aber der also Bedrohte durch einen Freund oder Waffengenossen geschützt, welcher ihn mit seinem Schilde deckt. Zwei Krieger aber kämpfen nie gegen einen, es scheint dies dem Ehrgefühl zuwider gewesen zu sein. Der Dolch wird selten angewendet, nur in der größten Gefahr, oder wenn andre Hülfsmittel verbraucht sind, oder auch wohl in bübischer Absicht.

Wenn das Zeichen zum Kampfe gegeben war, dann „flogen Schatten des Todes über das Feld.“ „Wie Wogen, weiß schäumend über der Tiefe, schwellend heranbrausen, wie Felsen von Schlamm begegnen tosenden Wogen, so greifen die Feinde an und fechten. Krieger stoßen auf Krieger, Stahl auf Stahl. Schilde tönen und Krieger fallen. Wie hundert Hämmer auf den rothen Sohn der Schmiede, so klingen, so erheben sich ihre Schwerter.“

Ist ein Krieger ermüdet durch anhaltenden Kampf, so beginnt ein Barde in seiner Nähe erhebenden Gesang und sucht die Kräfte wieder zu heben. Fingal schickt in dem Kampfe für den jungen König von Irland selbst dem unternehmenden tapfern Gaul, welcher sich die Oberanführung erbeten, einen Barden zu, da er bemerkt, daß die Kräfte des jungen Kriegers zu schwinden anfangen. „Ullin, erinnere den mächtigen Gaul an den Krieg. Erinnere ihn an seine Väter. Unterstütze das schwankende Gefecht mit Gesang, denn Gesang belebt den Krieg.“ Das Bardenlied war also hier unsre Militärmusik. Die älteren Krieger nehmen überhaupt die jüngeren in Schutz, welche ihre ersten Waffenproben bestehen, indem sie dieselben nur in ihrer Nähe kämpfen lassen, um schnell zu Hülfe eilen zu können, wenn sie deren bedürfen. Die jungen Krieger fangen, meint Fingal, zu heftig an und können dann bei bald verbrauchten Kräften nichts durchsetzen. So wird Ryno, der jüngere Sohn Fingal's, von dem Vater wegen seines Eifers gelobt, aber wegen unbedachtsamer Heftigkeit getadelt.

Fingal, wie Ossian und ihre Gleichgesinnten bieten dem ermatteten oder schon verwundeten Gegner „Freundschaft“ an, sie laden ihn ein, an ihrem Feste der Schalen sich zu ergötzen und an der Jagd auf ihren Hügeln Theil zu nehmen. — Gegen einen tapfern Kämpfer zeigt Fingal auch nach dem Tode noch Edelmuth. Als die Scandinavier nach der verlorenen Schlacht auf der Ebene von Lena auf dem Rückzuge begriffen waren, gebot er seinem Enkel Oscar und seinen Söhnen Fillan und Ryno die Feinde zu verfolgen. „Daß kein Schiff mehr hüpfen möge auf den dunkelrollenden Wogen von Inistore.“ Sie flogen stracks über die Haide. Fingal bewegte sich langsam, „wie eine Wolke des Donners, wenn die schwüle Ebene des Sommers still ist und düster. Sein Schwert ist vor ihm, wie ein Sonnenstrahl, fürchterlich, wie das lichtströmende Meteor der Nacht. Er kam zu einem Häuptling von Lochlin. Er sprach zu dem Sohne der Woge: „Wer ist so düster und traurig am Felsen des brausenden Stromes? Er kann nicht springen über den Strom. Wie stattlich ist der Häuptling! Sein Speer ist wie der Baum der Wüste. Gehörst du zu den Feinden Fingal's?“

„Ich bin ein Sohn Lochlin's, stark ist mein Arm im Kriege. Meine Gattin weinet zu Hause. Orla wird niemals zurückkehren!“ „Ficht der Held oder ergibt er sich,“ sagte Fingal der edlen Thaten, „Feinde gewinnen nicht in meiner Gegenwart; meine Freunde sind hochgeachtet in der Halle. Sohn der Woge, folge mir, nimm Theil an dem Feste meiner Schalen, verfolge das Wild meiner Haide, sei ein Freund Fingal's!“ „Nein,“ sagte der Held, „ich stehe den Schwachen bei. Mein Schwert findet nicht seines gleichen. O Krieger, laß den König von Morven sich ergeben.“ „Ich habe mich nie ergeben, Orla! Ziehe dein Schwert und wähle deinen Gegner, meiner Helden sind viele!“

„Verweigert mir der König von Morven den Kampf? Fingal kann es aufnehmen mit Orla und er allein von seinem Geschlechte. Aber, König von Morven, wenn ich falle, so erhebe mein Grab. Schicke mein Schwert über die dunkelblaue Woge zu der geliebten Gattin, daß sie es zeige ihrem Sohne mit Thränen, um seine Seele zu entflammen für den Krieg.“

Sie fochten auf der Haide von Lena. Das Schwert Fingal's zerspaltete den Schild Orla's. „König von Morven, erhebe dein Schwert und durchstoße meine Brust. Verwundet und ermüdet vom

Kampfe haben meine Freunde mich zurückgelassen." „Nein," sagte der König von Morven, „ich werde dich nicht verwunden, Orla! An den Ufern der Lota soll deine Gattin dich sehen, entronnen den Gefahren des Krieges. Laß deinen grauhaarigen Vater, welcher vielleicht blind ist vor Alter, den Ton deiner Stimme hören und sich freuen in seiner Halle. Entzückt soll der Alte sich erheben und mit den Händen greifen nach seinem Sohne!" „Aber er wird ihn nicht finden, Fingal," sagte der Jüngling von der strömenden Lota, „auf Lena's Haide muß ich sterben: fremde Barden werden von mir sprechen. Mein breiter Gürtel bedeckt meine Wunde des Todes. Ich gebe sie dem Winde."

Das dunkle Blut drang aus seiner Seite, er fiel bleich auf die Haide von Lena. Fingal beugte sich über ihn, als er starb und rief seine jüngern Häuptlinge, „Oscar und Fillan, meine Söhne, erhebet hoch das Andenken Orla's!"

Es galt für ehrlos, wenn der Schild des Gegners zerschlagen war, den Kampf noch fortzusetzen. Ein edler Gegner ist aber bei Fingal und seinen Kämpen sicher, nicht allein, daß ihm ein Grab erhöht, sondern auch, daß für den guten Empfang der abgeschiedenen Seele bei den Vätern durch angestimmte Bardenlieder gesorgt wird. Sehr verschieden von der Gesinnung Fingal's und seiner Anhänger werden einzelne Gegner, z. B. die Herrscher von Scandinavien (Lochlin) geschildert. „Wenn ich zum Kriege ziehe, folgt eine Schaar Falken, weil sie wissen, daß auf meinen Wegen ihnen immer Nahrung verschafft wird." Fingal beträgt sich sogar großmüthig gegen den Scandinavier, obgleich Starno, der König, einst den König von Morven meuchlings ermorden wollte, welche bübische Absicht nur durch die Liebe der wie „Musik sich bewegenden" Agandecca verhindert wurde, dem Mädchen aber das Leben kostete. Obgleich er ihn im Kampfe besiegt, entläßt ihn der Großmüthige zu seinen Schiffen. Manche Krieger sind wilderer Natur als der großmüthige Fingal. Zwei Häuptlinge, welche lange gekämpft, fassen sich zuletzt an den Haaren. Sie lehnen ermattet an einem Felsen, aber Keiner läßt die „Locke" des Gegners los. Der Sieger bindet gewöhnlich den überwundenen, aber nicht schwer verwundeten Gegner. Selbst Fingal bindet einmal seinen scandinavischen Gegner an einen Baum. Ist der ganze Kampf vorüber und hat das Schalenfest begonnen, so löst der Großmüthige die Bande und läßt sie Theil nehmen am Schmause.

Schiffe hat auch Fingal, so gut wie seine größten Gegner, die Scandinavier, aber von einem eigentlichen Seetreffen hören wir nichts. — Reiterei wird nur erwähnt in den Gesängen, wenn die Kämpfe mit den Römern geschildert werden, mit dem „Könige der Welt.“ Fingal und seine Mannen haben keine Pferde in ihren Schlachten. Der Grund liegt wahrscheinlich in der Beschaffenheit des Landes, welches Fingal bewohnte, des westlichen Schottlands. Das gebirgige Land hat nicht den Nutzen von Pferden, wie Ebenen. In Irland hingegen finden wir Pferde und Streitwägen in den Schlachten. Hier war größerer Wohlstand. Die Streitwägen werden als prachtvoll geschildert.

„Welches Geräusch tönt längs dem Hügel, wie die abendlichen Schwärme der Fliegen? Arno's Sohn, sagte Swaran, besteige den Hügel, besichtige die dunkle Haide!“

„Erhebe dich, Sohn des Oceans,“ sagte der Späher zurückkommend, „erhebe dich, ich sehe den dunklen Bergstrom der Schlacht! Der Kriegswagen kommt heran, wie die Flamme des Todes! Der blitzschnelle Wagen Cuthullin's! Er beugt sich zurück, wie eine Woge zurückschlagend vom Felsen. Seine Seiten sind ausgelegt mit Steinen und funkeln wie die See rings um das nächtliche Boot. Geglättetes Elfenbein ist die Deichsel. Die Seiten sind angefüllt mit Speeren. An der rechten Seite des Wagens sieht man das schnaubende Roß, den hochmähnigen, breitbrüstigen, stolzen, weit ausspringenden, starken Renner des Hügels. Laut tönend ist sein Huf, das Werfen seiner Mähne gleicht einem Strome von Rauch auf einem Riffe des Felsens. Glänzend sind die Seiten des Rosses.“

„An der linken Seite des Wagens sieht man das schnaubende Roß, den dünnmähnigen, hochköpfigen, starkhufigen, flüchtigen, hüpfenden Sohn des Hügels: sein Name ist Dusronnal bei den stürmischen Söhnen des Schwertes! Harte, geglättete Gebisse glänzen in Flocken von Schaum. Dünne Bande, glänzend ausgestattet mit Edelsteinen, fesseln die stattlichen Nacken der Renner, — der Renner, welche wie Nebelwolken fliegen über die stromreichen Thäler! Die Raschheit des Wildes ist in ihrem Laufe, die Stärke des Adlers, der nach Beute herabstürzt. Ihr Geräusch ist gleich dem Sausen des Winters auf den Seiten des bis zum Scheitel schneebedeckten Gormal.“

Im Wagen erblickt man den Häuptling, den starkarmigen Sohn des Schreckens, Cuthullin.

Zuweilen wird, wenn der Hauptkampf vorüber ist, von dem Führer des besiegten Volkes ein Zweikampf mit dem Häuptlinge der Sieger gefordert. Der Belagerer von Carric-Thura, welcher den Gastfreund Fingal's bekämpfte, der Häuptling Frothal, sah die Flucht seiner Leute. „Die Wuth seiner Brust erhob sich. Er heftete seine Augen auf den Boden und rief den edeln Thubar. Thubar! Mein Volk ist geflohen. Mein Ruhm hat aufgehört zu steigen. Ich will mit dem Könige fechten; ich fühle meine brennende Seele! Schicke einen Barden, den Kampf zu verlangen."

Fingal hörte die Worte des Barden; er kam in der Stärke seines Stahles. Sie mischten ihre todtbringenden Speere, sie erhoben den Glanz ihrer Waffen! Aber Fingal's Schwert drang durch und zerschlug den Schild Frothal's. Seine schöne Seite ist bloßgestellt, halb gebeugt sieht er seinen Tod voraus. Fingal hätte nach seiner Gewohnheit den Kampf nicht fortgesetzt. Er endete ihn aber um so lieber, da er in dem, den Bloßgestellten schützen wollenden Krieger dessen Geliebte, die ihm verkleidet ohne sein Wissen in die Schlacht gefolgt war, entdeckte. Denn unter den stahlbedeckten Kriegern begegnen wir mitten im Kampfe auch Kriegerinnen. Um dem Schmerze der Trennung von dem zum Kampfe ziehenden Geliebten zu entgehen oder auch durch den Wunsch geleitet, bei Gefahren zugegen zu sein, legen Mädchen oft Rüstungen an, umgürten sich mit dem Schwerte und folgen gewöhnlich unerkannt in die Felder des Streites. So wollte ein Mädchen den Gegner Fingal's retten, als dessen Schild zerschlagen und er der größten Gefahr ausgesetzt war. Unerkannt war dem abziehenden Frothal seine Geliebte Utha gefolgt.

Als Frothal's Schaar geschlagen war und er sich zum Zweikampf mit dem Könige von Morven anschickte, sagte er zu seinem Freunde: „Thubar, ich liebe ein Mädchen; sie wohnt an Thano's Strom, die weißbusige Tochter Herman's, Utha, mit sanft rollenden Augen. Ihr geheimer Seufzer erhob sich, als ich die Segel spannte. Sage (wenn ich falle) der harfenkundigen Utha, daß meine Seele durch sie glücklich war."

So waren seine Worte, als er zum Kampfe ging. Der leise Seufzer Utha's war aber ganz nahe. Sie rollte ihr Auge auf den Jüngling, im Geheimen, unter ihrem Stahle hervor. Der Speer fiel dreimal aus ihrer Hand. — Als Frothal's Schild zerschlagen war, zog sich Dunkelheit um Utha's Seele. Thränen entrollten

ihrer Wange. Sie stürzte hervor, den Häuptling mit ihrem Schilde zu bedecken, aber ihre Schritte strauchelten an einer gefallenen Eiche. Sie fiel auf ihren Arm von Schnee, ihr Schild, ihr Helm flog weit. Man sah, daß ihr weißer Busen sich hob; ihr dunkelbraunes Haar war auf die Erde gebreitet.

Fingal hatte Mitleid mit dem weißarmigen Mädchen; er hielt das erhobene Schwert zurück. Die Thräne war in dem Auge des Königs, als vorwärts sich beugend er sagte: „König des stromreichen Sora, fürchte nicht das Schwert Fingal's. Es wurde nie befleckt mit dem Blute der Besiegten, es durchstach nie einen geschwächten Feind. Dein Volk soll sich freuen an deinen heimischen Strömen. Das Mädchen deiner Liebe soll fröhlich sein. Warum solltest du fallen in deiner Jugend, König des stromreichen Sora? Frothal hörte die Worte Fingal's und sah das sich erhebende Mädchen. Die Liebenden standen schweigend in ihrer Schönheit, wie zwei junge Bäume der Ebene, wenn der Regen des Frühlings ist auf ihren Blättern und der laute Sturm sich gelegt hat.

Aber nicht immer wird ein solches Wagniß einer Liebenden vom Glücke begünstigt. Einstmals hieß es: Morgen kommt der fürchterliche Dargo, um die Stärke unsrer Kämpen zu versuchen, der Kämpen Fingal's, des Geschlechtes der Kämpfe und Wunden. „Bringe mir," sagte Connal zur geliebten Crimora, „bring mir deines Vaters Schild, den eisernen Schild Rinval's, jenen Schild, welcher gleicht dem vollen Monde, wenn er verhüllt sich bewegt am Himmel." „Ich bringe dir, Connal, den Schild, aber er schützte meinen Vater nicht. Du kannst fallen, mein Connal!" „Fallen kann ich, aber erhöhe mein Grab, Crimora! Graue Steine, ein Hügel von Erde, sollen meinen Namen andern Zeiten verkünden. Beuge dein rothes Auge über mein Grab, schlag' deine trauernde, sich hebende Brust. Obgleich du schön bist, wie das Licht, meine Liebe, lieblicher, als das Lüftchen des Hügels, so will ich doch nicht hier bleiben. Erhöhe mein Grab, Crimora!"

„Dann gib mir jene Waffen, welche glänzen; jenes Schwert und jenen Speer von Stahl. Ich will mit Connal gegen Dargo ziehen und ihm helfen im Gefecht. Lebet wohl, ihr Felsen von Ardven! Du Wild und ihr Bäche des Hügels, lebet wohl! Wir kehren niemals wieder. In der Ferne werden unsre Gräber sein.

Blutig waren die Kriege Fingal's. Dein Arm, Connal, war

wie ein Sturm, deine hohe Gestalt war ein Felsen auf der Ebene. Lauter, als ein Sturm war deine Stimme in den Schlachten deines Stahles. Krieger fielen durch dein Schwert, wie die Distel durch den Stab eines Knaben. Dargo, der Mächtige, kam heran, düster in seiner Wuth. Seine Brauen hat der Zorn zusammengezogen. Seine Augen sind wie zwei Höhlen in einem Felsen. Leuchtend erhoben sich ihre Schwerter auf jeder Seite; laut war der Klang ihres Stahles.

Die Tochter Rinval's war nahe; Crimora, glänzend in männlicher Rüstung; ihr gelbes Haar hängt aufgelöst über den Schultern, ihr Bogen ist in ihrer Hand. Sie folgte dem Jünglinge zum Kampfe, ihrem Connal, dem sehr geliebten. Sie spannte den Bogen auf Dargo, aber irrend durchbohrte sie ihren Connal! Er fällt wie eine Eiche auf der Ebene, wie ein Felsen vom zerklüfteten Hügel. Was soll sie thun, das unglückliche Mädchen? Er blutet, ihr Connal stirbt! Die ganze Nacht hindurch ruft sie und den ganzen Tag: „O Connal, mein Geliebter und mein Freund!“ Vor Kummer und Herzweh stirbt die Klagende! Erde umschließt das lieblichste Paar auf dem Hügel. Das Gras wächst zwischen den Steinen des Grabes. Der Wind seufzt durch das Gras.

So wurde der Kampf geführt, der angekündigt war, auf gewähltem Schlachtfelde. Wir haben aber auch von nächtlichen Ueberfällen zu erzählen. Lathmon, ein britischer Häuptling, hatte die Abwesenheit Fingal's in einer Unternehmung nach Irland benutzt, um in Morven einzufallen. Er war schon bis nahe an Selma, Fingal's Hofburg vorgedrungen. Kein Schutz war von Fingal zurückgelassen. „Die Töchter Morvens kamen hervor, wie der Bogen des Regens, sie schauten nach dem günen Erin, suchend die weißen Segel des Königs. Er hatte versprochen, zurückzukehren, aber die Winde des Nordens hatten sich erhoben.“

„Der König von Morven war aufgefahren vom Schlafe, als wir dahinrollten auf der dunkelblauen Woge. Er streckte seine Hand aus nach seinem Speere, seine Krieger erhoben sich ringsum. Wir wußten, daß er seine Väter gesehen hatte, denn sie stiegen oft herab zu seinen Träumen, wenn das Schwert des Feindes sich erhob über sein Land. „Jeder lege an seinen Stahl, Jeder nehme seinen Schild!“ gebot der König.

Als Fingal's Krieger an's Ufer gestiegen und auf ein mit dem

Schilde gegebenes Zeichen auch der alte Morni herbeigekommen war, um seinen Sohn Gaul bei seiner ersten Waffenprobe zu unterstützen, sagte dieser ergraute Krieger, der mit Fingal's Vater schon Siege erfochten, „Laßt nun die Freunde Fingal's ruhen, denn die Nacht ist ringsum, damit sie sich am Morgen erheben mit Stärke gegen den im Wagen fahrenden Lathmon. Ich höre das Getöse seiner Schaaren, wie Donner, der sich fortbewegt auf den Hügeln. Ossian und du, schönhaariger Gaul! ihr seid jung und schnell im Laufe. Beobachtet die Feinde Fingal's von diesem waldigen Hügel. Aber nähert euch ihnen nicht, euere Väter sind nicht nahe, um euch zu beschützen. Laßt euren Ruhm nicht auf einmal sinken. Die Stärke der Jugend kann leicht unterliegen."

Die Jünglinge bewegten sich unter dem Klange ihrer Waffen, ihre Schritte waren auf dem waldigen Hügel. Der Himmel brannte mit all' seinen Sternen. Die Meteore des Todes flogen über das Feld. Das ferne Geräusch des Feindes erreichte ihr Ohr. — Da sprach Morni's Sohn zu Ossian: „Wie würde die Seele Morni's sich heben, wenn wir auf den Feind stürzten! Unser Ruhm würde wachsen im Gesange, unsre Schritte würden stattlich sein in den Augen der Tapferen." — „Unsre Väter," sagte Ossian, „werden unsre Tapferkeit loben, wenn sie unsern Fall betrauern. Ein Strahl der Freude wird in ihren Seelen sich erheben, wenn ihre Augen voll sind von Thränen."

Wir drangen vorwärts durch die Nacht, wir kamen zum Geräusch eines Stromes, welcher seinen blauen Lauf um den Feind wand, durch Bäume, welche seinem Gemurmel antworteten. Wir kamen zum Ufer des Stromes und sahen die schlafenden Schaaren des Feindes. Die Feuer waren niedergebrannt auf der Ebene, die einsamen Schritte der Wacht waren fern. Ich streckte meinen Speer aus, um meine Schritte über den Strom zu unterstützen. Aber Gaul nahm meine Hand und sprach die Worte der Braven: „Soll Fingal's Sohn auf den schlafenden Feind stürzen? Soll er kommen, wie ein Windstoß in der Nacht, welcher die jungen Bäume unvermerkt niederstürzt? Schlage, Ossian, schlage den Schild und laß ihre Tausende sich erheben! Laß sie Gaul begegnen in seinem ersten Gefecht, daß er prüfen mag die Stärke seines Armes." „Laß den Glanz deines Stahles nahe bei Ossian sein. Laß unsre Hände sich verbinden im Kampfe. Gaul, siehst du nicht jenen Felsen? Seine

graue Seite glänzt matt nach den Sternen. Sollte der Feind obsiegen, laß unsern Rückzug nach dem Felsen sein."

Ich schlug dreimal meinen widertönenden Schild. Ueberrascht erhoben sich die Feinde. Wir stürzten auf sie im Tönen unsrer Waffen. In Schaaren flohen sie über die Haide. Sie glaubten, der mächtige Fingal wäre gekommen. Der Laut ihrer Flucht glich der Flamme, wenn sie durch zersplitterte Haine rauscht. Da flog Gaul's Speer in seiner Stärke, da erhob sich sein Schwert. Sein Stahl durchbohrte Crotho's Seite, als gebeugt er sich erhob auf seinem Speere, der schwarze Strom drang aus seiner Wunde und zischte auf der halbgelöschten Eiche.

Wie gewöhnlich bei den ernsthaftesten Vorfällen, fehlt es auch hier nicht an komischen Scenen. Cathmin, einer von Lathmon's Leuten, bemerkt Gaul's Schritte sich nähern. Er erklettert einen Baum; aber des Verfolgers Speer durchstößt ihn von hinten. Der Getroffene schreit laut auf, fällt und reißt im Falle Moos und Aeste vom Baume und bestreuet damit die blauen Waffen des Verfolgers.

Auch Ossian's Schwert schlief nicht an seiner Seite. Das Volk fiel vor ihm, wie das Gras durch den Stab des Knaben. — Der graue Morgen erhebt sich, die sich windenden Ströme sind glänzend längs der Haide. Der Feind sammelt sich auf einem Hügel und die Wuth Lathmon's schwillt. Denn nun erst bemerkte er, daß bloß zwei Feinde seine Schaaren verjagt. „Gehe zu dem Helden," sagte Lathmon zu dem Häuptling von Dutha: „Ich sehe die stattlichen Schritte Ossian's. Sein Ruhm ist würdig meines Stahles. Wir wollen uns messen im Zweikampfe." „Ich," sagt Ossian, „ich freute mich über die Worte des Königs. Ich hob den Schild auf meinen Arm, Gaul legte Morni's Schwert in meine Hand. Lathmon kam vom Hügel in seiner Stärke. Seine dunkeln Schaaren rollten hinter ihm sich auf wie Wolken, aber Lathmon war glänzend in seinem Stahle. „Sohn Fingal's," sagte der Held, „dein Ruhm ist gewachsen über unserm Falle. Wie Viele liegen von meinem Volke durch deine Hand! Erhebe jetzt deinen Speer gegen Lathmon! lege den Sohn Nuath's nieder! Lege ihn nieder unter seinen Kriegern oder du selbst mußt fallen. Man soll nicht sagen in meiner Halle, daß mein Volk fiel und mein Schwert ruhte an meiner Seite."

Ich zerschlug Lathmon's Speer. Die blanke Spitze fiel glitzernd zur Erde.

„O daß du wärest," sagte der Entwaffnete, „in den Hallen Nuath's, in der grünen Wohnung von Lathmon! dann würde mein Vater sagen, daß sein Sohn nicht Schwachen unterlag."

Die beiden Väter, Fingal und Morni sind unterdessen, geweckt durch das Getöse der Kämpfenden, herbeigekommen und freuen sich über das Wagniß der Jünglinge.

Die Beute, welche in den Kämpfen gemacht wird, besteht hauptsächlich aus den feindlichen Waffen. Die Häuptlinge wenigstens, für welche es großer Ruhm war, die Waffen oder Schild und Helm eines geachteten Kriegers aufbewahren und Gastfreunden zeigen zu können, waren wohl mit solcher Beute zufrieden, ob es die niedere Classe der Kämpfenden war, läßt sich aus den Gesängen nicht abnehmen.

Bei diesen Kämpfen werden oft die Worte gehört: „Friede der Könige." Wenn ein Freund des Oberanführers es für zu gefährlich hält, eine Schlacht zu wagen, weil die Anzahl des Feindes keinen Vortheil erwarten läßt, so redet er Jenen fragend an, „soll ich anhalten um den Frieden der Könige?" Ganz klar ist die Bedeutung dieser Worte nicht, aus dem Zusammenhange aber läßt sich abnehmen, daß „der Friede des Königs" soviel bedeuten muß, wie „anständige Friedensbedingung," wie sie Häuptlinge, die, wenn auch Führer feindlicher Stämme, doch sich achten, zu gewähren geneigt sind. Es entspräche etwa den Zugeständnissen, welche in unsern Zeiten in Festungen belagerten Besatzungen zuweilen gewährt werden, ich meine „dem Abzuge mit klingendem Spiel."

Wenn mit dem Tage der harte Streit geendet ist, — bei welchem der Schatten — Tod von Glied zu Gliede flog — lagern sich die Kämpen zum Feste der Schalen. „Tausend alte Eichen brennen gegen den Wind. Die Stärke der Schalen gehet ringsum. Die Seelen der Krieger glänzen vor Freude. Auch die gefangenen Feinde sollen Theil nehmen an der Freude der Schalen, an der Beruhigung und Erhebung der Seele, welche der Gesang der Barden bewirkt. Auch die Geister Derer, welche in früheren Tagen mitgekämpft, nahen sich auf Wolken, hören ihre eigenen Thaten wieder preisen und hören den neu erlangten Ruhm ihres Stammes. Den jüngern Kämpfern, denen von Ergrauten Beifall gespendet wird wegen

ihrer ersten Thaten, wird dieser Bardengesang die lebendigste Aufforderung zu künftigen Unternehmungen.

Aber auch sehr betrübende Gefühle werden bei einer solchen Waffenruhe nach heißem Kampfe erregt. Die Barden haben manchen Abschied junger und alter, erprobter Krieger zu besingen. Nicht weit von dem Walde, wo jetzt die Krieger um Bäume gelagert neben der brennenden Eiche sich ergötzen an der „Stärke der Schalen“ und am Gesange und Harfenspiel der Barden, sind viele frische Gräber aufgeschüttet, gezeichnet durch die „vier Steine.“ An manchem Grabe hatte der familienkundige Barde seine Trauer aussprechen müssen. „Dein alter Vater, ruhmvoll gefallener Jüngling! wird sich sehnen, deine Schritte zu hören, aber er wird sie nicht wieder hören. Deine Hügel werden dich nicht wieder sehen. Du wirst nicht sein unter den Jünglingen, wenn am Morgen sie ausziehen auf die Jagd. Dem Mädchen werden traurig die Tage hingehen, dessen „geheimer Gedanke“ du warst, gefallener junger Krieger!“

„Bei dieser vielfachen Veranlassung zur Betrübniß ist der Gedanke wieder erhebend, daß die zugegen sind und die Gesänge hören, welche einst selbst in Schlachten gekämpft. Die Seelen der eben erst Abgeschiedenen sind auch auf den Wolken und hören mit Befriedigung das Lob ihrer Thaten und die Anerkennung der Besten im Volke.

Der Todestag eines erprobten Kriegers bleibt im Gedächtnisse und wird in der Halle durch Zurückrufen seiner Thaten durch die Barden jährlich gefeiert.

III.

Gastfreundschaft.

Versetzen wir uns in die Halle, wo das Bardenlied am Todestage eines erprobten Kriegers die preisenswerthen Thaten erhebt und die Gemüther der Hörenden zu eigenen Thaten entflammt! Das Waffengetöse ist vorüber, die Krieger sind heimgezogen, der Schild ist aufgehängt. Wie aber die Krieger ausdauernd waren im Ertragen der Anstrengungen des Krieges, wie sie ungeschwächte Kraft zeigten, wenn sie die Nacht unter einer Eiche, einen Stein unter dem Kopfe hinbrachten, so sind sie auch ausdauernd in geselliger Freude beim Schmause. Der Morgen schaut oft in die Hallen, welche die

Freunde „der Stärke der Schalen," noch nicht verlassen haben. Die Hallen der Häuptlinge müssen sehr geräumig gewesen sein. „Hundert Barden sangen." Wenn dies auch nicht wörtlich zu nehmen ist und unter die Singenden nicht bloß wirkliche Barden, sondern auch gesanglustige Krieger zu rechnen sind, so sieht man doch, daß die Hallen eine große Anzahl Menschen fassen konnten.

Die Hallen waren gewöhnlich aus Eichenholz gezimmert, die Thürme waren von Stein. „Ich sehe die Thürme von Selma! die Eichen deiner schattigen Mauern." Soll das heißen, Eichen standen in der Nähe der Mauern? Oder bestanden die Mauern und Wände aus Eichenholz? Die Halle ruht auf Säulen, welche einem Vergleiche nach zu schließen, nicht sehr stark sein konnten. Ossian schildert eine kräftige Jungfrau und sagt, die Arme derselben, die schneeweißen, seien so stark, wie die Säulen in den Hallen Fingals. Entweder muß das Mädchen riesenhaft gewesen sein, oder die Säulen waren sehr zierlich. Die Fenster müssen nicht jeden Luftzug abgehalten haben, denn oft wird die Harfe, die in der Halle hängende, berührt, manchmal säuselt das Haar Fingals, das graue in dem Lüftchen, welches sich eingedrängt. Die Wände der Hallen aber sind kriegerisch geschmückt. Da hängen die Siegeszeichen, die Erinnerungen aus den Thaten des jetzigen Bewohners und der längst nach Loda gegangenen Väter. Aber nicht bloß die den Feinden abgenommenen Waffen zieren die Wände, es finden sich hier auch die Geschenke der Freunde, der Gastfreunde.

So wie es zur Ehre des Häuptlings gehört, Andenken an erprobte Krieger in seiner Halle zu haben, so ist es auch der Wunsch der nach Ruhe Strebenden, in den Hallen großer Führer, wie Fingal's, ihre Waffen als Geschenke aufbewahrt zu wissen. Sogar tapfere, aber besiegte Feinde fühlen noch einen Trost, wenn ihnen das Versprechen gegeben wird, daß ihrem Wunsche nach ihre Waffen in der Halle des achtbaren Gegners aufbewahrt werden sollen. — Fingal's Vater, Comhal, hatte die Stadt Balclutha genommen und zerstört. Als Carthon, der noch allein von der Nachkommenschaft übrige Enkel des besiegten Herrschers, in das kräftige Alter gekommen war, beschloß er, Rache zu nehmen für die Zerstörung Balclutha's an Comhal's Geschlecht. Einer von Fingal's Kriegern nimmt den Kampf auf und wird getödtet. Jetzt naht ein anderer von Fingal's Kriegern, ein Greis. Der Greis verwundet den Jüng-

ling tödtlich. Der Greis war, wie sich ergibt, der eigene Vater, welcher als eingewanderter Fremdling von den Briten aus Balclutha verjagt worden war. Fingal sagt zu dem Jünglinge: „Ergib dich, König der Schwerter; ich sehe dein Blut; du bist mächtig gewesen im Kampfe und dein Ruhm wird niemals schwinden. Meiner Barden sind viele; ihr Gesang steigt hinab in zukünftige Zeiten. Die Kinder der Jahre, welche kommen werden, sollen hören von dem Ruhme Carthon's, wenn sie sitzen rings um die brennende Eiche und die Nacht zugebracht wird unter Gesängen von der alten Zeit."

Freude erhob sich in dem Gesichte Carthon's. Er erhob seine schweren Augen. Er gab sein Schwert Fingal, um es aufzubewahren in seiner Halle, damit das Gedächtniß an Balclutha's König dauern möchte in Morven.

Die Waffen der Geehrtesten scheinen den höchsten Platz an der Wand gehabt zu haben. Zwischen den Schilden und Waffen hing die den Kampf und das Schalenfest immer begleitende Harfe mit ihren „drei Stimmen." Sie wird daher „die zwischen den Schilden wohnende" genannt (dweller between shields).

Wenn ein neuer Kampf beendigt war, hatten die „tausend Barden Fingal's" neuen Stoff zu Gesängen. Der Mittelpunkt ihres Gesanges ist aber immer Fingal selbst. Ausgerüstet mit einer riesenhaften Körperstärke hat er auch geistig etwas Riesenhaftes. „Laßt den Sturm der Wüste kommen, wir werden berühmt sein in unsern Tagen! Das Zeichen meines Armes soll in der Schlacht sein, mein Name in dem Gesang der Barden. Erhebt den Gesang, laßt herumgehen die Schale, laßt Freude mich hören in meiner Halle. Wenn du, Sohn des Himmels! verschwinden wirst; wenn du verschwinden wirst, mächtiges Licht, wenn dein Glanz ist für eine Zeit, wie Fingal, so wird unser Ruhm deine Strahlen überleben."

Es spricht sich in Fingal eine Stärke aus, die man fast Uebermuth nennen könnte, eine Stärke, welche es glaubt aufnehmen zu können mit Allem, was nur begegnet und doch darüber zu siegen durch die Unsterblichkeit im Liede. „Seine tausend Barden bogen sich vorwärts von ihren Sitzen, um die Stimme des Königs zu hören. Sie war wie die Musik der Harfen auf dem Lüftchen des Frühlings." Die Barden zehrten wohl von dem Geiste des Königs von Morven. Er gab ihnen nicht bloß Thaten zum Gesange, sondern auch erhabene Gedanken. — „Laßt Freude ertönen

in der Halle!“ Fingal selbst will aus vollem Herzen genießen, aber er will zugleich alle die Seinen an der höchsten Freude Theil nehmen lassen. Das waren Stunden, wo Allen das Herz aufging. Aber Alle, die so zusammen die Freuden des Lebens genossen, waren auch verbündet für alle Fälle, sie standen zusammen in den größten Gefahren. Daraus gehen die schönen Züge hervor, welche wir an Gastfreunden in dieser Zeit bewundern. Fingal und die ihm nahe standen, hielten die Gastfreundschaft besonders werth.

Wir erinnern uns aus dem Gedicht „Carric-Thura,“ wie Fingal selbst durch den Beherrscher des himmlischen Loda nicht abgehalten werden konnte, dem Gastfreunde zu Hülfe zu eilen, obgleich dessen Gegner der besonderen Gunst Cruth-Loda's sich erfreute. — Als Fingal hört, daß Mal-orchol, König von Fuarsted (einer scandinavischen Insel) von einem Feinde hart bedrängt wird, dem er die Tochter nicht hat geben wollen, wird Ossian abgeschickt. Ossian sendet dem Belagerten sein Schwert, welches anzeigt, daß Hülfe nahe ist. „Wie kommt das Geschlecht der Helden zu einem fallenden Könige?“ fragt der hart Bedrängte. „Fingal,“ entgegnet Ossian dem Belagerten, „erinnert sich Mal-orchol's und seiner Halle, die den Fremden offen steht. Von seiner Woge stieg der Krieger (Fingal), von einem Kampfe heimkehrend, hinab auf deine waldige Insel. Du warst keine Wolke vor ihm. Du gabst damals Schmaus und Gesang. Darum wird mein Schwert sich erheben und deine Feinde mögen wohl erliegen. Unsre Freunde werden nicht vergessen in ihrer Gefahr, wenn auch unser Land entfernt ist.“

„Sprößling des wagenden Trenmor, deine Worte sind wie die Stimme Cruth-Loda's, wenn er spricht von seiner scheidenden Wolke, der starke Bewohner des Himmels! Viele haben sich erfreut an meinem Mahle, aber sie haben Alle Mal-orchol vergessen. Ich habe nach allen Winden gesehen; aber keine weißen Segel wollten sich zeigen.“

Ossian besiegt den Gegner und Fingal's Gastfreund bietet aus Dankbarkeit dem jungen Sieger die Tochter an. Der edle Ossian aber, welcher bemerkt, daß das Mädchen den Besiegten liebt, bringt eine Aussöhnung zwischen dem Vater und dem Besiegten zu Stande und wird so der Stifter des ehelichen Bundes zwischen dem seit einiger Zeit feindlichen Häuptling und Oina-morul, der Tochter des Häuptlings.

Fingal hatte Ursache, einen angegriffenen König wie den von Fuarsed, welcher den einst zufällig in seine Besitzungen kommenden Fremdling bewirthete und mit Gesang ergötzte, hoch zu achten, denn es kam häufig vor, daß ankommende, durch Sturm verschlagene Fremdlinge wie Feinde angesehen und als solche behandelt wurden. Größer aber war die Gefahr, wenn der Fremdling zum Gastmahl geladen und, nachdem er heiter und sorglos geworden, überfallen wurde. Es kam auch vor, daß vor einem Kampfe oder in den Zwischenräumen des Kampfes Einladungen zum Gastmahl geschickt wurden. Oft waren sie ehrlich gemeint, manchmal lauerte Tücke dahinter. Eine solche Einladung wurde sogar dem sehr geliebten Enkel Fingal's, dem ritterlichen Oscar, unheilbringend. Der Einladende war der rothhaarige Cairbar, welcher mit Fingal in Irland einen Kampf zu bestehen im Begriffe war.

Obgleich Fingal selbst das Gefährliche solcher Einladungen zum Schmause oder zum Feste der Schalen erfahren hatte (z. B. bei Starno, König von Scandinavien), wollte er doch seinen Enkel nicht zurückhalten, aber man bemerkte Traurigkeit an dem Könige, als Oscar mit dreihundert wegging. „Mein Sohn," sagt Ossian, „hob hoch seinen Speer. Hundert Barden kamen ihm entgegen mit Gesängen. Cairbar verbarg unter Lächeln den Mordplan, welcher düster lag in seiner schwarzen Seele. Das Fest wurde ausgebreitet, die Schalen ertönten. Freude erheiterte die Gesichter der Gäste. Aber sie war gleich dem scheidenden Strahle der Sonne, wenn sie ihr rothes Haupt in einem Sturme verbergen will."

Cairbar erhebt sich in seinen Waffen. Dunkelheit zieht sich um seine Brauen. Die hundert Harfen verstummen plötzlich. Der Klang der Schilde wird gehört.*) Fern auf der Haide erhob Olla wehklagenden Gesang. Mein Sohn erkannte das Zeichen des Todes und nahm sich erhebend seinen Speer. „Oscar," sagte der dunkelrothe Cairbar, „ich sehe den Schild von Erin (das Cairbar erobern wollte, weil er Ansprüche zu haben glaubte). Der Speer Temora's glitzert in deiner Hand, Sohn des waldigen Morven! Er war der

*) Wenn ein Häuptling eine Person umbringen wollte, die er in seiner Gewalt hatte, wurden zum Zeichen solcher Absicht Schilde (und zwar mit dem stumpfen Ende eines Speeres) geschlagen. Zu gleicher Zeit erhob in einiger Entfernung ein Barde den Todtengesang.

Stolz von hundert Königen — der Tod von Helden früherer Zeiten. Uebergib ihn, Ossian's Sohn, übergib ihn dem im Wagen fahrenden Cairbar!"

„Soll ich," entgegnete Oscar, „das Geschenk des beleidigten Königs von Erin übergeben, das Geschenk Cormac's, das er gab, als Oscar seine Feinde verjagte? Ich kam nach Cormac's Hallen der Freude, als Swaran vor Fingal floh. *) Fröhlichkeit erhob sich in dem Gesichte des Jünglings. Er gab mir den Speer von Temora. Und er gab ihn nicht einem Kraftlosen oder der schwach ist in der Seele. Die Düsterkeit deines Gesichtes ist kein Sturm für mich, deine Augen sind keine Flammen des Todes. Fürchte ich deinen klingenden Speer? Zittere ich bei Olla's Gesang? Nein! Cairbar, erschrecke die Schwachen, Oscar ist ein Fels!"

„Willst du den Speer nicht übergeben?" entgegnete der sich erhebende Stolz Cairbar's. „Sind deine Worte so hochtrabend, weil Fingal nahe ist? Fingal mit gealterten Locken, von Morvens hundert Hainen! Er hat gefochten mit unbedeutenden Menschen. Aber er muß vergehen vor Cairbar, wie ein dünner Pfeiler von Nebel vor den Winden von Atha." **) „Sprich nicht von dem Mächtigen," versetzte Oscar. „Kehre dein Schwert gegen mich. Unsre Stärke ist gleich, aber Fingal ist berühmt, der erste der sterblichen Menschen."

Ihr Volk sah die düsteren Häuptlinge. Man hört ringsum die häufigen Schritte der Kommenden. Ihre Augen rollen in Feuer. Tausend Schwerter sind halb aus der Scheide. Der rothhaarige Olla erhob den Schlachtgesang. Die zitternde Freude von Oscar's Seele erhob sich — die gewohnte Freude seiner Seele, wenn Fingal's Horn gehört wurde. —

Cairbar schaudert zurück vor Oscar's Schwert. Er kriecht schmollend hinter einen Stein. Er erhebt aus dem Verborgenen hervor seinen Speer, er durchbohrt Oscar's Seite!

Das Bubenstück bleibt aber nicht ungestraft. „Oscar fällt vorwärts auf seinen Schild; sein Knie hält noch den Häuptling. Noch ist sein Speer in seiner Hand. Siehe! der düstere Cairbar

*) Swaran, König von Scandinavien, wollte ebenfalls die Verwandten Fingal's vom Throne Irlands stoßen, so gut wie Cairbar.

**) Atha, Cairbar's Besitzung.

fällt! Der Stahl ist durch seine Stirn gedrungen und hat sein rothes Haar getheilt."

Sehr verschieden von Cairbar war sein Bruder, dessen Hallen Freunden und Fremden immer offen standen. „Sieben Wege führten zu seiner Wohnung, während Cairbar mitten im Walde seine Wohnung gewählt hatte, um Besuche abzuhalten."

Die Gastfreundschaft erbt vom Vater auf den Sohn. Es kommt in dieser kriegerischen Zeit öfter vor, daß Gastfreunde auf verschiedenen Seiten kämpfen. Die Kämpfenden kennen einander oft aber nicht wegen des das Gesicht bedeckenden Stahles. Wird dieser im Kampfe zerhauen und die Kämpfenden erkennen sich als Gastfreunde, so verläßt der Angreifende schweigend den Gegner, um sich einen andern Feind zu suchen. Seinen Namen aber vor dem Kampfe zu nennen, galt für unrühmlich, weil bei entdeckter Gastfreundschaft der Kampf nicht begonnen werden konnte und also dieses Nennen des Namens aussehen konnte wie ein Meiden des Streites. Neue Gastfreunde besonders liebten es, Zeichen in der Familie aufzubewahren, wodurch ein möglicher Bruch der Gastfreundschaft bei den Nachkommen vermieden werden konnte. An sicheren Orten werden daher z. B. Buckel von Schilden mit den Zeichen des Freundes aufbewahrt, „damit, wenn etwa Söhne oder Enkel zum Kriege sich rüsteten, sie bei diesen Zeichen sich daran erinnern möchten, daß die Väter in Frieden sich trafen und vergnügten und durch diese Erinnerung bewogen würden, den schon erhobenen Speer wieder niederzulegen."

Ein patriarchalisches Behagen fühlen die Alten, wenn die Söhne der Gastfreunde zu ihnen kommen. Als der Häuptling von Croma, der erblindete Greis, von einem benachbarten Häuptlinge angegriffen und Ossian von Fingal abgeschickt wurde, um den Angegriffenen zu unterstützen, „welcher der Freund seiner Jugend war," streckte der blinde Alte seine Hände aus nach dem Sohne seines Jugendfreundes. „Siehst du nicht den Schild an der Wand, den Schild Calthar's, den Fingal mir gab, nachdem er den Häuptling im Kampfe getödtet? O könnte ich das Schwert erheben, wie in den Tagen, wo Fingal focht bei Strutha! Er war der Erste der Krieger, aber ich hatte auch meinen Ruhm." Die Söhne bringen nicht bloß die eigenen Thaten den Alten in das Gedächtniß zurück mit ihren damaligen Freuden und Kämpfen, sondern sie fühlen gleichsam ihr eigenes Leben fortgesetzt.

Das Schließen der Gastfreundschaften mochte durch Aehnlichkeit der Gesinnung bewirkt werden, zum Theil aber durch Gleichheit der Bestrebungen, durch Parteien und ihre Zwecke. In dieser kampflustigen Zeit, wo stets Gefahren drohten, war das engere Aneinanderschließen gegen einen gemeinsamen Feind nothwendig. Die Anfeindungen kommen zwar mitunter ganz zufällig, aber im Ganzen finden wir stehende freundschaftliche oder feindselige Verhältnisse. Fingal ist in steter Feindseligkeit gegen die scandinavischen Könige, welche Irland dem rechtmäßigen Erben wegnehmen wollen; ebenso gegen die Bewohner des südlichen Irland oder ihre Vorkämpfer, ihre Häuptlinge. Mit diesen Häuptlingen stehen andere in näheren Verhältnissen, welche nun natürlich auch Fingal's Feinde sind oder werden.

So werthvoll die Gastfreundschaft in vielen oder den meisten Fällen sich bewährt, so löblich ist auch die Neigung der Zeitgenossen Fingal's, gastfrei gegen Fremde zu sein. Zuweilen aber bringt diese Neigung bittere Früchte. Wenn die gewöhnlichen drei Tage des Schmausens vorüber sind — eher wurde der Fremde nicht entlassen — hat sich manchmal ein Verhältniß mit einer Tochter des Gastfreien gebildet und das Ende ist ein Raub, wenn man das Raub nennen kann, was mit Bewilligung der Entführten geschieht. Die Mädchen geben zuweilen selbst die Anschläge. Agandecca, des scandinavischen Königs Tochter, entdeckt Fingal, welcher gastfreundlich aufgenommen war, welchen aber zu ermorden ihr Vater beschlossen hatte, den mörderischen Plan und schlägt vor, der König von Morven möge sie auf sein Schiff mitnehmen. Agandecca war zu entschuldigen. Sie wußte, wie feindselig Starno, ihr Vater, gegen den König von Morven war und daß er eine Verbindung mit demselben nicht erlauben würde. Sie liebte aber Fingal und mußte seinen Charakter für höher achten, als den ihres Vaters. Sie büßte freilich sehr hart dafür. Die Bereitwilligkeit der Mädchen aber, welche in mehreren Fällen sich zeigt, mit dem Fremdling zu entfliehen, läßt doch schließen, daß manche der Jungfrauen in den väterlichen „Hallen" etwas hart gehalten wurden. Dies bezieht sich aber nicht auf das Geschlecht von Selma.

Die Besuche der Gastfreunde könnte man, wenn man Altes mit Neuem vergleichen will, die Zusammenkünfte der Regenten oder die Conferenzen der Gesandten nennen, weil auch bei den durch

Bardengesang und die tönenden Schalen gewürzten Festlichkeiten der Zusammenhalt einzelner Häuptlinge noch mehr befestigt, also das Verhältniß zu anderen Führern bestimmter wurde.

Wie gewöhnlich drei Tage geschmaust wurde zu Ehren des gastfreundlich Aufgenommenen und wie Jagden abgehalten wurden zu seinem Vergnügen, so hatte man noch eine besondere Art, einem ankommenden Häuptling eine Ehre zu erweisen. Dies war der Ehrenkampf. Es scheint, daß junge Häuptlinge, die sich in der Kunst, die Waffen zu führen, hervorthaten, Besuche zu machen pflegten bei angesehenen, durch Waffenthaten berühmten Familien. Sie forderten die „Ehre des Speeres." Aber diese ohne Feindseligkeit begonnenen Ehrenkämpfe werden zuweilen sehr tragisch. „Cormalo, ein Häuptling von zehntausend Speeren, welcher wohnte an den Wassern von Lano (eines Sees in Scandinavien) kam nach Runa's widertönenden Hallen und wünschte die Ehre des Speeres. Der Jüngling war schön, wie der erste Strahl der Morgensonne. Wenige gab es, welche den Kampf mit ihm aufnehmen konnten. Die Kämpen in Runa's Hallen wurden besiegt. Die Söhne des Häuptlings von Runa waren in der Zeit des Wettkampfes auf der Jagd. Als sie zurückkamen und hörten, daß der Fremdling die Kämpen des Vaters besiegt, ergrollten sie heftig. Der Kampf mußte erneuert werden. Einer der Söhne besiegt den schönen Fremdling, der schon das Herz der Häuptlingstochter gewonnen hatte. Cormala, wüthend darüber, daß er zum erstenmal überwunden ist, beschließt Rache zu nehmen. Sie wird auf der Jagd ausgeführt. Die sorglosen beiden Brüder werden von ihm aus einem Versteck hervor mit Pfeilen getödtet.

IV.

Die Jagd.

Ein Gastfreund ladet den andern zu seinem Feste der Schalen, gewürzt durch Harfenlieder und Bardenklang, und zum „Verfolgen des Wildes auf seinen Hügeln." Das Jagen ist die wichtigste und beliebteste Thätigkeit in den Zeiten, wo die Waffen ruhen, was nach den Schilderungen freilich nicht sehr oft vorkommt. Da die meisten Kriege oder Kämpfe aber nur sehr kurze Zeit dauerten — denn es waren oft nur kleine Fehden — so waren immer wieder hinreichende

Zwischenräume da für das Jagdvergnügen. Am Ende des Kampfes selbst beginnt oft noch das Jagen — ein nothwendiges Jagen. Von großer Nachfuhr von Lebensmitteln hören wir von unserm Barden nichts. Wenn also nicht das Bezwingen des Feindes die Mittel erzwang, mußten die Krieger nach beendigter Jagd auf die Feinde eine neue Jagd beginnen. Die Mittel, das erlegte Wild schnell genießbar zu machen, wurden auch leicht gefunden. Die einen der kriegerischen Jünglinge suchten glatte Steine, die andern fällten passende Stämme der Eichen. Bald schlug die Flamme am Felsen empor und lockte durch die in der Luft verbreiteten, dem Fleische entlockten Düfte die Eßlust, wenn sie etwa noch nicht dagewesen wäre.

Die Töchter der Krieger sind ebenfalls leidenschaftliche Jägerinnen. Sie müssen es im Jagen zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht haben. „Comala geht auf die Jagd und erlegt drei Stück Wild.“ Sie gibt ein Fest im Walde, wozu der König von Morven geladen wird.

Sollte aber dieses Glück der „Jägerinnen von Ardven“ und anderer nur in der Geschicklichkeit, den Bogen zu spannen und den Pfeil in der besten Richtung abzusenden, zu finden sein? Unterstützt wurden weibliche und männliche Jäger durch den reichen Wildstand. Es muß eine Masse Wild gegeben haben. Entweder war das Land überhaupt noch sehr wenig bevölkert oder das Jagen konnte noch nicht so sehr lange geübt worden sein. Aehnlich ist das Verhältniß mit dem Holzbestand. Im Kriege, zur Zeit des Lagerns auf der Haide, dem Feinde gegenüber, werden die Eichen nicht geschont. „Hundert Eichen brennen.“ Bei großer Bevölkerung hätte dieser Feuerluxus etwas beschränkt werden müssen. Es geschah ebenso gut im eigenen Lande, als im fremden.

Unterstützt wurden Jäger und Jägerinnen durch wohl geübte Hunde. Aus der Anzahl dieser Jagdgehülfen kann man auf den Stand und die Verhältnisse des Jägers schließen. „Das Hüpfen von fünf Hunden ist vor ihm,“ heißt es von einem Häuptlinge, während drei Jünglinge geglättete Bogen ihm nachtragen. Der Jagdhund ist ein unzertrennlicher Gefährte; er begleitet stets den Herrn auf theils nothwendigen, theils vergnüglichen Unternehmungen. Der Hund sehnt sich ebenso nach dem Herrn, welcher ihn, „den weit hüpfenden,“ auf die freie Ebene, auf die „grünen Hügel“ bringt, wie sein Herr sich sehnt nach dem kräftigen Vergnügen der Jagd. Die „grauen Hunde

heulen," wenn der Jäger als Krieger ausgezogen ist und sein Grab auf dem Felde der Schlacht gefunden hat. Ein Zeichen lebendigen, innigen Gefühles ist es, wenn Ossian sagt, nicht bloß die Jagdhunde sehnen sich nach ihrem Herrn, welcher in den Kampf gezogen ist, sondern die grünen Hügel und die Thäler selbst, welche er so oft besucht und die der im fremden Lande Gefallene nicht mehr besuchen wird.

Hunde begleiten ihre Herren zuweilen auch in Schlachten. Als Fingal's Sohn, Ryno, in dem Kampfe in Irland gefallen ist, weicht sein Hund nicht von ihm und legt sich auf seinen Schild, als wollte er ihn noch bewachen. Als ein Bubenstück gegen einen Jüngling ausgeführt worden war, soll der nach der Halle des Vaters heulend kommende Hund durch die Wendung des Kopfes die Richtung nach dem Orte angezeigt haben, wo das Verbrechen ausgeführt worden war.

Die Knaben jagten schon, wenigstens nach Geflügel. „Mein Sohn sieht nach dem schrillenden Seegeflügel, ein junger Wanderer auf dem Felde." Die gewöhnlichste Jagd ist auf Hirsche und Rehe, die gefährlichste auf Eber. Die Jäger haben außer Bogen und Pfeilen auch noch andere Waffen, fast wie im Kriege. Die Eber müssen in ihrer Fülle und ihrer Stärke bedeutend entwickelt gewesen sein, denn junge Jäger finden öfter im Kampfe mit denselben ihren Tod.

Als Ossian, von einer Unternehmung zurückkehrend, von Sulmalla, der Tochter des Häuptlings von Cluba, zum Feste der Schalen eingeladen worden war, erzählte die der früheren Ereignisse Kundige, daß Fingal in ihrer Nähe sich Ruhm erworben und zwar auf der Jagd, durch das Erlegen eines sehr gefürchteten Ebers. „Nicht unbeachtet ist das Schild von Morvens König. Er hängt hoch in meines Vaters Halle, zum Gedächtniß des Vergangenen, als Fingal nach Cluba kam, in den Tagen anderer Jahre. Laut brüllte der Eber von Culdarnu, mitten in seinen Felsen und Wäldern. Inishuna sandte seine Jünglinge, aber sie erlagen und Jungfrauen weinten über Gräbern. Sorglos ging Fingal nach Culdarnu. Auf seinem Speere rollte die Stärke der Wälder." Sulmalla hatte dies nicht selbst erlebt, sondern es war ihr als ein höchst wichtiges Ereigniß, sowohl des gefährlichen Thieres, als auch hauptsächlich des berühmten Siegers wegen, von den Barden oft gesungen worden. „Prächtig," sagten sie, „war er in seinen Locken, der Erste der sterblichen Menschen. Nicht

beim Mahle hörte man seine Worte. Seine Thaten gingen aus von seiner Seele, wie das Rollen der Nebel von dem Antlitze der wandernden Sonne."

Obgleich die Häuptlinge nicht sehr weit ausgedehnte Besitzungen hatten, so müssen sich die Jagden doch oft sehr weit ausgedehnt haben. Es kommt vor, daß ein Häuptling überfallen wird, während seine Kämpen auf der Jagd sind. Man hatte Jagdhörner, und auf eine ziemliche Weite konnte man also Zeichen geben, aber die Kämpen sind nicht immer zu errufen.

Soll man aus einem vielleicht nur poetischen Ausdrucke schließen, daß zu dem Jagdvergnügen nur Häuptlinge berechtigt waren? Ossian sagt: „Nachdem der Häuptling im Kampfe gefallen, fühlt sich das Wild sicher auf seinen Hügeln, wo es nicht mehr verfolgt wird." Vorrechte hatten diese Häuptlinge jedenfalls. Ueber das Verhältniß der Häuptlinge zu den gemeinen Kriegern und über das Verhältniß eines Oberanführers, wie Fingal, zu seinen Kämpen wollen wir weiter unten sprechen.

Der Ehrgeiz, auf einer gefährlichen Jagd sich hervorzuthun, hat zuweilen traurige Folgen. Auf Ithorno, „einer Insel von vielen Wogen," begegneten sich zwei Könige, Culgorm und und Suranbronlo, eifrige Jäger der Eber. An einem schäumenden Strome trafen sie einen Eber; jeder durchbohrte ihn mit seinem Speere. Beide strebten nach dem Ruhme der That, und wild erhob sich der Streit. Von Insel zu Insel sandten sie einen Speer, zerbrochen und mit Blut bedeckt, um die Freunde ihrer Väter und ihre tönenden Waffen zu rufen.

Die Könige geriethen aneinander in widertönendem Gefecht, wie das Begegnen der Geister auf dem dunkeln Flügel der Winde. Durch eines jeden Brust rauschten die Speere und noch lagen die Feinde nicht am Boden! Ein Fels nahm die Fallenden auf; halb zurückgelehnt lagen sie im Tode. Jeder hielt die Locke seines Gegners, jeder schien grimmig noch sein Auge zu rollen. Der Strom des Felsens hüpfte auf ihre Schilde und mischte sich unten mit Blut.

Aber die Jagd führt auch sanftere Begegnisse herbei. Die Töchter der Häuptlinge, welche Besuche bekommen von Jünglingen aus „mächtigen Familien" und welche wahrscheinlich wegen der lange dauernden Waffenproben nicht viel Gelegenheit hatten, den fremden

Jünglingen näher zu kommen, benutzten die Jagd öfter, um ein sie pressendes Liebesgeständniß anzubringen.

Als Ossian und Toscar damit beschäftigt waren, einen Denkstein aufzurichten am Flusse Crona, wo Fingal gesiegt, werden sie von einem Gastfreunde des Königs von Morven zum Feste der Schalen geladen. Der alte Häuptling ist entzückt, den Sohn seines Gastfreundes Fingal und dessen Gefährten bei sich zu sehen. Auf den jungen Toscar wirkt aber noch stärker als die herzliche Freundlichkeit des alten Häuptlings dessen Tochter Colna-dona. „Die Nacht stieg nieder. In ihren langen Locken bewegte sich die Tochter des Häuptlings. Verbunden mit der Harfe erhob sich die Stimme der weißarmigen Colna-dona. Sie kam in seine aufgeregte Seele wie ein Strahl in den dunkel sich hebenden Ocean, wenn der Strahl hervorbricht aus einer Wolke und die schäumende Seite einer Woge erleuchtet."

„Mit dem Morgen erweckten wir die Wälder und spürten nach dem Pfade der Rehe. Sie fielen bei ihren gewohnten Strömen. Wir kehrten zurück durch das Thal der Crona. Vom Walde kam ein Jüngling mit einem Schilde und einem spitzenlosen Speer. „Woher," sagte Toscar von Lutha, „ist der fliegende Strahl? Wohnt Friede um die harfenkundige, schöne Colna-dona?"

„Bei Col-amon, dem stromreichen," sagte der Jüngling, „wohnte Colna-dona. Sie wohnte, aber ihr Lauf ist jetzt in der Einsamkeit mit dem Sohne des Königs, mit ihm, der durch Liebe ihre Seele fesselte, als sie durch die Halle ging." „Fremdling," sagte Toscar, „hast du den Weg des Kriegers bemerkt? Er muß fallen, gib mir deinen Schild." In Wuth nahm er den Schild. Schön erhoben sich hinter demselben die Brüste eines Mädchens, weiß wie die Brust eines Schwanes, welcher lieblich sich hebt auf schnell dahinrollenden Wellen. Es war Colna-dona, die harfenkundige, die Tochter des Häuptlings! Ihre blauen Augen hatten auf Toscar geblickt und Liebe hatte sich erhoben!

Die harfen- und gesangkundige Colna-dona hatte also auch einige Kunde davon, einen Jüngling wegen zarter Gefühle zu prüfen, ohne für sich selbst zu sprechen.

Ossian schildert öfter das Glück der Liebenden, welche zusammen mit dem Gefolge auf die Jagd gehen, aber Augenblicke finden, wo sie allein sind. „Glücklich waren ihre Worte im Geheimen." Aber einigemal haben die Vergnügungen der Jagd einen traurigen Aus-

gang. Salgar hatte seiner geliebten Comala versprochen, sie an einem bestimmten Felsen und an einem bestimmten Baume aufzusuchen, wenn er von der Jagd zurückkehrte. Die Väter Salgar's und Comala's waren heftige Feinde. Der Haß mochte von Generation auf Generation fortgeerbt haben. Comala's Bruder haßte den Geliebten der Schwester. Comala wartet lange. „Es ist Nacht, ich bin allein, verlassen auf dem Hügel der Stürme. Ich höre den Wind auf dem Berge. Der Bergstrom stürzt sich vom Felsen. Keine Hütte nimmt mich auf vor dem Regen, verlassen auf dem Hügel der Winde!"

„Erhebe dich, Mond, aus deinen Wolken hervor! Sterne der Nacht, erhebt euch! Ein Licht leite mich zu dem Orte, wo mein Geliebter ausruht von der Jagd; allein, sein Bogen neben ihm, nicht gespannt, seine Hunde keuchend um ihn. Aber hier muß ich sitzen allein, am Felsen des moosigen Stromes. Der Strom und der Wind tönen laut. Ich höre nicht die Stimme meines Geliebten! Warum zögert mein Salgar, der Häuptling des Hügels, zu erfüllen sein Versprechen? Hier ist der Felsen, hier der Baum und hier der tosende Strom! Du versprachst mir, mit der Nacht hier zu sein. Ach! wohin ist mein Salgar gegangen? Mit dir könnte ich von meinem Vater fliehen, mit dir von meinem Bruder des Stolzes. Unsre Väter sind lange Feinde gewesen; wir sind keine Feinde, mein Salgar!"

„Ruhe ein wenig, o Wind! Strom, schweige eine Weile! Laß meine Stimme hören ringsum. Laß meinen Wanderer mich hören! Salgar! Es ist Comala, welche dich ruft, hier ist der Baum und der Felsen. Salgar, meine Liebe! ich bin hier. Warum zögerst du zu kommen? Siehe, der ruhige Mond tritt hervor. Die Fluth glänzet im Thale. Die Felsen sind grau am Abhang. Ich sehe ihn nicht an dem Vorsprung. Seine Hunde kommen nicht vor ihm, verkündend sein Nahen. Allein muß ich hier sitzen!"

„Wer liegt auf der Haide neben mir? Ist es mein Geliebter und mein Bruder? Sprecht mit mir, meine Freunde! Sie geben Comala keine Antwort. Sprecht mit mir; ich bin allein! Meine Seele quält sich mit Furcht! Ach! Sie sind todt! Ihre Schwerter sind roth vom Gefecht. Mein Bruder! mein Bruder! Warum hast du meinen Salgar erschlagen? Warum, o Salgar, hast du meinen Bruder erschlagen? Ihr waret beide mir theuer!"

„Sprecht mit mir, höret meine Stimme! Sie sind stumm; stumm für immer! Kalt, kalt ist ihre Brust von Erde! Vom felsigen Hügel, vom Scheitel des windigen Abhangs, sprecht zu mir, ihr Geister der Todten! In welcher Höhle des Hügels soll ich die Abgeschiedenen finden? Keine schwache Stimme ist auf dem Lüftchen, keine halb erstickte Antwort in dem Sturme!"

„Ich sitze in meinem Grame, mit Thränen warte ich auf den Morgen! Erhebet das Grab, ihr Freunde der Todten. Schließet es nicht, bis Comala kommt. Mein Leben entflieht, wie ein Traum: warum sollte ich zurückbleiben im Leben? hier will ich ruhen bei meinen Freunden, am Strome des widertönenden Felsen. Wenn die Nacht kommt auf den Hügel; wenn sich erheben die lauten Winde, soll mein Geist in dem Sturmwinde stehen und den Tod meiner Freunde betrauern!"

Der einzige Trost des unglücklichen Mädchens ist, als abgeschiedener Geist über den Tod ihrer Lieben noch ihren Schmerz, ihre Klagen aussprechen zu können. Die dunkele, wilde, stürmische Nacht das Schauerliche abgerissener Felsen am wild tosenden Flusse sieht sie als sympathisirende Freunde an. Es spricht sich nicht die Verzweiflung aus, welche Vernichtung alles Gefühles, alles Bewußtseins will. Die edle, starke Mädchenseele will nicht einmal Aufhören des Schmerzes; nur aussprechen will sie ihn und im Aussprechen vor der sympathisirenden, schauerlichen Nacht den Werth des Verlorenen immer neu und lebhaft empfinden. Der Schmerz um einen sehr werthvollen Verlust ist immer Schmerz, aber er enthält auch wieder einen gewissen Reichthum. Ein Gemüth, welches einen innig empfundenen, großen Verlust erlitten, würde schwerlich tauschen mit den „angenehmen" Verhältnissen einer behaglich in werthlosen Kleinigkeiten sich fühlenden Alltagsseele. Der Schmerz um einen werthvollen Verlust hebt die Seele immer mehr und gibt ihr einen größeren Reichthum, als der Genuß einer unbedeutenden Gegenwart.

Der hohe Grad des Schmerzes, das Bleibenwollende desselben hat seinen Grund auch in der Treue. Ein flatterhaftes Volk ehrt und hat keine solchen Charaktere. Was ein treues, starkes Gemüth einmal liebend erfaßt hat, behält es für immer.

Mit Comala, welche das Theuerste verloren und welche nur Beruhigung findet durch das Aussprechen ihres Herzens vor einer

mitfühlenden Natur, hat unser Sänger selbst die größte Aehnlichkeit. Er hat „die Gräber aller seiner Freunde gesehen." Alle, die mit ihm wagten und stritten, sind weggegangen. Seine Beruhigung ist die sympathisirende Harfe, welche wie ein Echo antwortet auf seine Seufzer nach den Heimgegangenen, nach den Thaten der kräftigen Jugend, nach den Freuden mit seinen Kampfsgenossen. Wir dürfen wohl annehmen, daß der geistige oder Gemüthsreichthum unsers über das Entschwundene klagenden Sängers nicht gering gewesen ist, jedenfalls größer, als der geistige Reichthum eines Kritikers, welcher behauptet, die Aufmerksamkeit auf Ossian's Gedichte sei dadurch bewirkt worden, daß man unter dem Sänger einen „mythischen Prinzen" vermuthete.

Comala hatte also ihr Lebensglück dadurch verloren, daß ihr Geliebter und ihr Bruder auf der Jagd sich trafen. Salgar hatte sich an dem Platze des verabredeten Zusammenkommens eingefunden und eben da hatte der Kampf, der beide zum Tode verwundete, stattgefunden. Als Comala, die Feindseligkeit der Familien berücksichtigend, in der Dämmerung erst an den verabredeten Platz sich begab, waren die beiden ihr Theueren schon ein Opfer des ererbten Familienhasses geworden.

Das Jagdvergnügen wird nicht bloß zufällig gefährlich, sondern es wird auch als Mittel benutzt, um förmliche Morde auszuführen. Das tückische Verbrechen wählt in unsrer Zeit Truppenrevuen, Bälle, sogar Kirchen zur Ausführung der geschmiedeten Pläne. In Fingal's Zeit dient zuweilen das Fest der Schalen, wie wir gesehen, oder die Zeit des Jagdvergnügens als Mittel. Der letzte Grund solcher Verbrechen ist fast immer bei den Zeitgenossen Fingal's im Ehrgeize zu suchen. Wir haben schon oben erwähnt, daß der Sohn eines Häuptlings, welcher seine Kampfreisen machte, d. h. welcher zu den bedeutendsten, durch Thaten ausgezeichnetsten Kämpen ging, um im Wettkampfe mit denselben seine Geschicklichkeit in den Waffen und seine Körperkraft zu zeigen, ein doppeltes Verbrechen beging. Die Söhne des besuchten alten Häuptlings waren auf der Jagd. Es kämpften deswegen einige der Mannen des Häuptlings mit dem ruhmbegierigen fremden Jünglinge. Der Jüngling blieb Sieger. Jetzt aber kehrten die Söhne von der Jagd heim und fühlten sich tief verletzt durch den errungenen Ruhm des Fremden. Er mußte einen neuen Wettkampf eingehen mit einem der Söhne. Der Sohn siegte und

die Wuth des stolzen fremden Jünglings erhob sich. Auf der nach dem Wettkampfe folgenden Jagd sendete der Beleidigte zwei Pfeile aus dem Verborgenen auf die Söhne des Häuptlings. Sie fielen. Fingal's Geschlecht rächte die Unthat.

Fingal selbst, als Jüngling „mit schweren Locken," drohte einst schmählicher Untergang auf einer Jagd. In einem Kampfe hatte der sehr kräftige Jüngling den mächtigen König von Scandinavien (Lochlin), den in seiner Nähe für unbesiegbar gehaltenen Starno, besiegt. Das stolze Herz sann auf Rache gegen den, welcher der Einzige unter Allen war, der ihn hatte besiegen können. Starno sendet einen Barden nach Morven. „Ich gebe dem Könige von Selma, welcher der Schönste ist unter seinen Tausenden, meine Tochter, das lieblichste Mädchen, das je eine Brust von Schnee hob. Ihre Arme sind weiß wie der Schaum meiner Wellen. Ihre Seele ist edel und mild. Er soll kommen mit seinen bravsten Kämpen zu der Tochter der einsamen Halle."

Der schönhaarige Fingal folgte dem Barden. Seine liebetrunkene Seele flog zu dem Mädchen, als er schwebte auf den Wogen des Nordens. „Willkommen," sagte Starno mit den dunkeln Brauen, „willkommen, König des felsigen Morven! Drei Tage laßt in meiner Halle uns schmausen, drei Tage meine Eber verfolgen, daß dein Ruhm dringe zu dem Mädchen, welches die einsame Halle bewohnt."

Starno beabsichtigte Fingal's und seiner Gefährten Tod. Er gab das Fest der Schalen. Fingal, welcher dem Feinde nicht traute, legte nicht ab seine Waffen von Stahl. Die Söhne des Todes waren erschreckt, sie flohen vor den Augen des Königs. Die Stimme der lauten Freude erhob sich. Die zitternden Harfen der Heiterkeit wurden geschlagen. Barden sangen die Kämpfe der Helden; sie sangen die sich hebende Brust der Liebe. Ullin, Fingal's Barde, war da, die liebliche Stimme des widertönenden Cona. Er pries die Tochter Lochlins und Morvens Häuptling aus hohem Geschlechte. Die Tochter Lochlins lauschte dem Gesange. Sie verließ die Halle ihrer geheimen Seufzer! Sie kam in all ihrer Schönheit, wie der Mond von der Wolke des Ostens. Lieblichkeit umfloß sie wie Licht. Ihre Schritte waren Musik der Gesänge. Sie sah den Jüngling und liebte ihn. Er war der verstohlene Seufzer ihrer Seele. Ihre

blauen Augen blickten auf ihn im Geheimen; sie segnete den Häuptling des widertönenden Morven!

Der dritte Tag schien prächtig mit all seinen Strahlen über dem Walde der Eber. Es brachen auf der dunkelbrauige Starno und Fingal, König der Schilde. Der halbe Tag ging hin mit Jagen, der Speer Selma's war roth von Blut. Dann kam die Tochter Starno's, Thränen in den blauen Augen, — sie kam mit der Stimme der Liebe und sprach zu dem Könige von Morven: „Fingal, Häuptling aus hohem Geschlecht, traue nicht Starno's stolzem Herzen. In diesem Walde hat er aufgestellt seine Mannen. Hüte dich vor dem Walde des Todes. Aber gedenke, Sohn der Insel, gedenke Agandecca's; schütze mich vor der Wuth meines Vaters, König des windigen Morven."

Der Jüngling schritt sorglos voran, seine Kämpen an seiner Seite. Die Söhne des Mordes fielen durch seine Hand und Gormal tönte wider ringsum vom Klange der Waffen! Vor Starno's Halle kamen zusammen die Söhne der Jagd. Des Königs dunkle Brauen waren wie Wolken; seine Augen wie Meteore der Nacht. „Bringet hierher," sagte er, „Agandecca zu ihrem liebenswürdigen König von Morven! Seine Hand ist befleckt mit dem Blute meines Volkes; ihre Worte sind nicht vergeblich gewesen." Sie kam mit dem rothen Auge der Thränen. Sie kam mit ungefesselt fließenden Locken. Ihre weiße Brust hob sich mit gebrochenen Seufzern, wie der Schaum des tönenden Lubar. Starno durchbohrte ihre Seite mit dem Stahle. Sie fiel wie eine Flocke Schnee, welche herabgleitet von den Felsen von Ronan, wenn die Wälder still sind und das Echo dumpf ist im Thale! Dann warf Fingal einen Blick auf seine tapferen Kämpen, die Tapferen nahmen die Waffen. Die Wildheit des Kampfes entbrannte; Starno's Kämpen flohen oder fielen. Bleich barg er das Mädchen der sanftesten Seele in seinem hüpfenden Schiffe. Ihr Grab erhebt sich auf Ardven; die See rollt rings um ihre enge Wohnung.

So war also die Jagd die hauptsächlichste Beschäftigung der Häuptlinge nach geendetem Kampfe. Sie war nach dem Feste der Schalen, welches die Barden mit Gesängen und erhebenden Gedanken würzten, die größte Belustigung, welche der Gastfreund dem Gastfreunde oder der Häuptling dem Fremdlinge erweisen konnte, welchen er ehren wollte. Sie gab ebenso Gelegenheit, sich aus-

zuzeichnen, wie der Krieg, besonders die gefährliche Eberjagd. Sie gewährte, wie wir gesehen, den etwas zurückgezogen lebenden Mädchen mitunter Gelegenheit, ihre Gefühle zu offenbaren, aber sie gab auch Mittel an die Hand, fürchterliche Rache wegen beleidigten Ehrgeizes zu üben. In Fingal's Herrschaft aber, im felsigen Morven, hören wir von solchen düsteren Thaten und Plänen nichts.

V.

Die Frauen.

„Nicht harmlos kehrt mein Adler vom Felde der Feinde zurück," sagte Fingal zu Duthmaruno, als dieser Häuptling die Scandinavier unter Starno und Swaran geschlagen. „Darob wird die weißbusige Lanul strahlen vor Freude an ihren heimischen Strömen." Es ist eine der größten Belohnungen für den Krieger für die überstandenen Gefahren und Anstrengungen, zu sehen, daß die Gattin des errungenen Sieges, des erkämpften Ruhmes sich freut. Der Krieger will von der Gattin geachtet sein. Da Fingal dem Häuptling, welchem er die Oberanführung des Tages übertragen, nichts Größeres und Angenehmeres sagen kann, als: deine Gattin wird die höchste Freude empfinden, so können wir annehmen, wie hoch die Frauen selbst geachtet wurden. Sie sind nicht Sclavinnen, Dienerinnen wie einst bei den kriegerischen Völkern Asiens. Sie sind ebenbürtige Theilnehmerinnen in Allem, was dem Manne begegnet. Der weibliche Sinn kann sich geltend machen und Einfluß der Frauen ist wohl in der Achtung der Gastfreundschaft bemerkbar. Frauen und Mädchen sind die Anfacherinnen der edeln Ruhmbegierde für Männer und Jünglinge.

Der edle Cuthullin, welcher nach dem nicht glücklichen Ausgange einer Schlacht niedergeschlagen ist, wird durch die Erinnerung an frühere Siege getröstet. „Oft kam dir Bragela entgegen mit sanft rollenden Augen der Freude — oft kam sie ihrem Helden entgegen, wenn er zurückkehrte in der Mitte der Tapferen, wenn seine Feinde stumm waren in den Feldern der Gräber. Lieblich ihrem Ohr waren deine Barden, wenn deine Thaten sich erhoben im Gesange."

Fingal, welcher als Jüngling von dem scandinavischen Starno eingeladen worden war, wird, nachdem er ihm Hoffnung auf den

Besitz Agandecca's gemacht hat, von dem König so angeredet: „Drei Tage wollen wir meine Eber verfolgen, damit Dein Ruhm das Mädchen erreiche, welches wohnt in der einsamen Halle.“ Nicht bloß durch kriegerische Unternehmungen, auch durch das Bestehen gefährlicher Jagden konnte Gunst bei den Frauen erworben werden. Das Gemüth eines Mädchens muß also erobert werden. Das Mädchen entscheidet selbst bei der Wahl. Die offenbarte Neigung des Mädchens enthielt auch ein Lob für den Jüngling wegen seiner Thaten.

Die Aufmerksamkeit der Jungfrauen auf Jünglinge, welche siegreich und mit den Waffen der Ueberwundenen zurückkehren in die heimischen Hallen, gilt einem Triumphe gleich. Als Oscar, Ossian's Sohn, Cormalo besiegt und getödtet hatte, welcher Annir's beide Söhne auf der Jagd gemeuchelmordet, „Wie groß war damals die Freude Ossian's, als er die fernen Segel seines Sohnes gewahrte! Es war wie eine Wolke des Lichtes, welches sich erhebt im Osten, wenn der Wanderer betrübt ist in einem unbekannten Lande! Wir brachten ihn unter Gesängen nach Selma's Hallen, Fingal breitete aus das Fest der Schalen. Tausend Barden erhoben den Namen Oscar's. Morven antwortete den Tönen. Die Tochter Toscar's war da, ihre Stimme war wie die Harfe, wenn von fern der Laut kommt am Abend auf säuselnden Lüftchen des Thales.“

Oscar erhebt das Schwert Cormalo's, tausend Jünglinge bewundern das besetzte Gehäng. Sie sehen mit Staunen auf meinen Sohn; sie bewundern die Stärke seines Armes. Sie bemerken die Freude in den Augen des Vaters; sie sehnen sich nach gleichem Ruhme.

Für Oscar mußte ein Loblied, gesungen von Malvina, Toscar's Tochter, um so tieferen Eindruck machen, da sie die Auserkorene seines Herzens war. Der Beifall, die Achtung der Jungfrauen ist für die Jünglinge aber überhaupt ein eben so mächtiges Reizmittel zu neuen Thaten, wie die Bewunderung der gleichalterigen Gefährten. So bewirken die Jungfrauen dasselbe auf eine freiere Weise, was bei den Spartanern gebieterische, starre Vorschriften. Man könnte dies eine Schule für die Jünglinge nennen und zwar eine Schule, welche neben der Tapferkeit wegen des Charakters der anregenden Jungfrauen und Frauen noch andere Tugenden zarterer Art zugleich mit einimpft.

Wie die Einwirkung der Frauen auf die früheren Jahre der nachher kriegerischen Jünglinge gewesen sei, können wir aus den Gesängen nicht beurtheilen. Es scheint, daß die Knaben frühzeitig dem Vater auf die Jagd folgten. Dies war ihre Erziehung, ihr Unterricht. Es war nicht allein Gewöhnung an Abhärtung, sondern auch das Erzielen einer Fertigkeit, welche zum Leben selbst für die Existenz nothwendig war. Die Jagd lieferte wahrscheinlich den größten Theil der Lebensmittel. Von Ackerbau finden wir keine Erwähnung, obgleich man nicht annehmen kann, daß er gänzlich gefehlt habe. Aber Ossian erwähnt auch bei seiner besonderen Richtung vieles Andere nicht, was nothwendig dagewesen sein muß. Grasige Weiden werden erwähnt, sowie schöne Heerden, namentlich schneeweiße Bullen. Der Ackerbau wurde, wenn er bekannt war, doch nur von Denen ausgeübt, welche nicht zu den Mächtigen gehörten. Die Söhne dieser Häuptlinge aber erhielten ihre Ausbildung auf der Jagd, und der Kampf mit Ebern wurde eine Militärschule für künftige Krieger und Kriege.

Der Knabe gehörte also hauptsächlich dem Vater an. Er hatte ihn zu dem zu machen, was er werden sollte. Sollten aber die gesang- und harfenkundigen Mädchen, wenn sie Mutter geworden, nicht auch und zwar nicht unbedeutenden Einfluß auf die Gesinnung der künftigen Krieger gehabt haben?

Von dem Haushalte erzählt unser Dichter, dessen Richtung mehr auf das Geistige geht, gar nichts. Wir können also von der Geschicklichkeit der Frauen, das Wildpret gut herzurichten, nichts verrathen. Ebensowenig können wir etwas davon ausplaudern, aus welchen Stoffen der beliebte und begeisternde Inhalt „der Schalen" bei den häufigen Festen zusammengesetzt war. Dagegen haben wir gesehen, daß die Mädchen selbst kräftig erzogen wurden und daß sie die Vergnügungen und Anstrengungen der Jagd mit den Jünglingen theilten. Daher passen auch Geschenke für sie, wie sie sonst nicht üblich sind. „Ich habe ein stattliches Wild für Dich erjagt, Morna, hoch war sein Geweih."

Die Tochter eines Häuptlings ladet Fingal zu einem Schmause von Wildpret ein, welches sie selbst erlegt und natürlich selbst zugerichtet hat; aber die jungen Krieger verstehen ebenso gut die Zurichtung, wie wir oben nach einem vollendeten Kampfe und nach kurzer darauf folgender Jagd gesehen haben. Die Beschäftigungen der

beiden Geschlechter sind überhaupt bei Völkern auf dieser Stufe noch nicht so sehr verschieden.

Müssen wir also die Jungfrauen Ossian's als durch Beschäftigungen wie die Jagd gekräftigt uns vorstellen, so war für die gesunde Entwickelung des Gemüthes durch Gesang und die sehr beliebte Harfe gesorgt. Es scheint, daß keine Tochter eines Häuptlings im Harfenspiel ungeübt sein durfte. Wird ein Häuptling von einem alten Freunde besucht oder sagt eine neue Bekanntschaft ihm zu und will er den alten oder neuen Freund ehren, so muß bei dem Feste der Schalen die Tochter den Gast mit Gesang und Harfenspiel ergötzen. Die Töchter der Häuptlinge könnte man weibliche Barden nennen. Die Schicksale des Stammes und der hervorragenden Einzelnen waren in ihrem Gedächtnisse. Sie hatten oft die Barden gehört, in deren Gedächtniß die Thaten früherer Zeiten gleichsam aufbewahrt waren. Als Ossian von einer Unternehmung zurückgekehrt und von Sulmalla, der Tochter eines Häuptlings, der eben zu dem Kriege gezogen ist, zum Schalenfeste eingeladen wird, besingt sie, als sie Ossian's Namen gehört, die Thaten Fingal's. Die Jungfrauen besaßen aber nicht bloß die Geschicklichkeit, Gehörtes und oft Erzähltes und von den Barden Besungenes zum Vergnügen, zur Beruhigung und Erhebung der Hörer singend und spielend vorzutragen, sondern manche müssen auch befähigt gewesen sein, eigene Gefühle und Gedanken durch die gehorchende Harfe auszusprechen.

Wir haben oben der Hülfe erwähnt, welche Ossian auf Fingal's Geheiß Mal-orchol brachte, welcher von Ton-thormod belagert wurde, dem er die Tochter verweigert hatte, weil die Väter Feinde gewesen waren. Als Ossian nach seiner Ankunft vom bedrängten Häuptling willkommen geheißen war, mußte Oina-morul, die Tochter des Häuptlings, die Veranlassung des Streites „dem Geschlechte der Helden" vorsingen. „Auf der Harfe erhoben sich die weißen Hände Oina-moruls. Sie rief ihre eigene traurige Lage wach auf jeder zitternden Saite."

Das Mädchen verstand von ihrer poetischen Anlage noch tiefer eindringenden und wirkenden Gebrauch zu machen. Sie hatte bemerkt, daß Ossian zu den Männern gehöre, welche durch Töne leicht zu rühren sind, denn bei ihren Gesängen war er ganz ergriffen gewesen. Als nun ihr Geliebter, welcher ihren Vater angegriffen, von Ossian gefangen genommen war und der Vater aus Dankbarkeit dem

Sohne Fingal's die Tochter angeboten hatte, ergriff die Schlaue oder durch ihr Gefühl Gedrängte ihre vertraute Harfe in der Nacht und ließ nahe an der Halle, wo Ossian rastete, ihren Schmerz sprechen. „Sanfte Musik kam zu meinem Ohr,“ sagt Ossian, „sie war wie das sich erhebende Lüftchen, welches erst wirbelt um den Bart der Distel, dann dunkelschattig hinfliegt über das Gras. Wer blickt vom Felsen über des Meeres verdeckenden Nebel? Seine langen Locken, wie das Gefieder der Raben, fliegen auf dem Winde. Stattlich sind seine Schritte in Gram! Thränen sind in seinen Augen! Seine männliche Brust erhebt sich über dem Kampfe seiner Seele! Gehe zurück, ich bin weit entfernt, ein Wanderer in unbekannten Ländern. Obgleich das Geschlecht der Könige um mich ist, ist meine Seele doch trübe. Warum sind unsre Väter Feinde gewesen, Ton-thormod, Liebe der Mädchen!“

Die Sängerin und Dichterin gesteht also Ossian sehr offen, daß die Abstammung von Fingal auf ihr Herz nicht den Eindruck machen kann, als die Liebenswürdigkeit ihres Ton-thormod. Ossian ist edel genug, den Schmerz des Mädchens mehr zu berücksichtigen, als sich selbst. Er bringt eine Aussöhnung zu Stande zwischen den beiden Feinden und bewirkt, daß aus dem angreifenden Häuptling ein Eidam wird. Das Mädchen hatte durch ihren Gesang und ihre dichterische Kraft eine für sie und auch für den Vater und ihren Jüngling günstige Lösung herbeigeführt.

Es mag übrigens für ein begabtes Mädchen nicht eben schwer gewesen sein, nach dem Anhören und Lernen so vieler Bardenlieder auf Krieger selbst ein solches Lied nachzuschaffen. Und warum sollte nicht eine Sappho unter den Häuptlingstöchtern sich gefunden haben, welche selbständiger schaffen konnte?

Wenn wir keine andere Beweise hätten, so könnten wir schon aus dem Umstande, daß die Mädchen Krieger und Gäste durch Gesang und Harfenspiel zu erheitern pflegen, den Schluß ziehen, daß Fingal und seine Häuptlinge den weiblichen Sinn und Einfluß erkannten und würdigten, den Einfluß, den das weibliche Geschlecht ausübt durch Mildern, Aussöhnen, Beruhigen und Erheitern. Das Erquickliche und Tröstende, welches ein seelenvolles, der Saiten und des Gesanges kundiges Mädchen gewähren und bewirken kann, hat Ossian in seinem durch Blindheit noch verdüsterten Greisenalter empfunden. Malvina, die Tochter seines Jugendfreundes Toscar,

welche seinem früh gefallenen Oscar bestimmt war, singt ihm die Thaten früherer Tage oder lauscht voll Theilnahme den poetischen Ergüssen des greisen Sängers.

Man hat einem griechischen Dichter vorgeworfen, daß er ein Weiberfeind gewesen, unserm Ossian kann man diesen Vorwurf nicht machen. Aus der Schilderung der äußeren Schönheit der Frauen und Jungfrauen sieht man, wie glücklich aufmerksam oder aufmerksam glücklich er dabei ist. „Ich sah sie, wie jenen Strahl der Sonne, welcher hervorbricht aus der Wolke. Ihr Haar floß um ihre sich hebende Brust."

Von Fingal sagt er: „Er gedachte anderer Tage, wo Agandecca sich bewegte wie die Musik der Gesänge." Auf eine anmuthige Bewegung muß unser Sänger sehr aufmerksam gewesen sein. Er kann nicht umhin, öfter zu erwähnen, „sie bewegte sich schon in der Ebene oder an den Ufern eines Flusses." Da die Jungfrauen häufig bei Jagdpartien waren oder auch allein jagten, so müssen sie wohl auch im Ersteigen der Berge geübt gewesen sein; aber unser Dichter schildert nicht Berge ersteigende, also sich anstrengende Mädchen, sondern er findet ein Vergnügen darin, sie in ihrer Ruhe und Anmuth zu beschreiben. Ebenso beachtete er mit innerem Behagen die „sanft rollenden Augen," die Sterne, welche die Seele durchdringen. Lieblich ist ein Bild eines trauernden Mädchens. Der Bruder, der sehr geliebte, ist in dem Kampfe gefallen. Ein Barde stimmt sein Loblied an. Als die Schwester bemerkt, daß der todtbringende Augenblick in der Erzählung erwähnt werden muß, „zieht sie sich zurück, wie der Mond, einen Regen voraussehend, sein schönes Haupt hinter einer Wolke verbirgt."

Die Kleidung muß nicht so verhüllend gewesen sein, daß die weißen Arme und der schneeige Busen gar nicht hätten gesehen werden können. „Ihren weißen Busen sieht man von ihrem Kleide, wie der Mond von den Wolken der Nacht, wenn seine Mitte weiß sich zeigt dem Auge von der Dunkelheit, welche seinen Kreis verhüllt." Das Haar wurde natürlich nicht eingezwängt. „Lieblich mit ihrem fließenden Haar ist die Tochter Sorglan's." Anmuthig erschien dieses frei wallende Haar unserm Dichter, wenn die Jungfrau zu der Harfe sich herabbog, wie zu einer Freundin und von beiden Seiten die Locken herabflossen.

Die Mädchen und Frauen hatten ihre besonderen Zimmer in den Hallen der Häuptlinge, bei Festlichkeiten aber finden wir sie in

der Halle, wo die Schilde und Waffen aufgehängt waren und wo die Schalen und die Bardengesänge erheiterten. Hier sahen die Jungfrauen die Jünglinge und sahen sie oft mit besonderem Wohlgefallen. Das Werben um ein Mädchen war aber zuweilen mit großen Gefahren verbunden. Es wurde von dem Vater festgesetzt, daß der Jüngling nur die Tochter heimführen sollte, welcher die anderen Anspruch machenden Jünglinge im Wettkampfe besiegte. Der sanfte Ossian selbst errang so seine Braut. „Um Everallin mit dem dunkelbraunen Haar, die weißbusige Tochter Branno's, warben tausend Helden, sie verweigerte Tausenden ihre Liebe. Die Söhne des Schwertes wurden von ihr zurückgesetzt, denn wohlgefällig ihren Augen war Ossian. Ich ging, zu werben um das Mädchen, nach Lego's düsterer Brandung. Zwölf von meinem Volke waren mit mir, die Söhne des stromreichen Morven. Wir kamen zu Branno, dem Freunde der Fremden, zu Branno mit dem tönenden Panzer. „Von wannen," sagte er, „sind die Waffen des Stahles? Nicht leicht zu gewinnen ist das Mädchen, welches nicht erhört hat die blauäugigen Söhne von Erin. Aber gesegnet seiest du, Sohn Fingal's! Glücklich ist das Mädchen, das dir folgen wird."

„Er öffnete die Halle des Mädchens, der dunkelhaarigen Everallin. Freude erwärmte meine Brust. Wir priesen die Tochter Branno's. Ueber uns auf dem Hügel zeigten sich die Kämpen des stattlichen Cormac, welcher ebenfalls um die Jungfrau geworben hatte. Der Helden des Häuptlings waren acht. Die Haide flammte weithin von ihren Waffen. Der Kampf der Häuptlinge war wie der Wind auf des Oceans schäumenden Wogen. Ich kämpfte mit Cormac, dreimal zerbrach er seinen Speer. Aber, unglücklicher Jüngling der Liebe! ich schlug ihm das Haupt ab. Fünfmal schwenkte ich es bei der Locke. Die Freunde Cormac's flohen."

Der sanfte Ossian freut sich seines Sieges, wie Achilles über den gefallenen Hektor. Freude, triumphirende Freude empfinden Sieger der neuen Zeit ebenso und nicht bloß nach einem Kampfe mit blanken Waffen, aber es ist Sitte, die Freude nicht so gewaltig hervorbrechen zu lassen. Die Heuchelei gehört zu den Fortschritten der Civilisation.

Aus der Veranlassung zu dem Wettkampfe um Everallin sehen wir, daß solche gefahrvolle Werbungen nicht häufig vorkommen. Die Häuptlingstochter Everallin war bei der zu treffenden Wahl eines

Jünglings ihrem Köpfchen gefolgt und nicht den Wünschen des Vaters. Das „grüne Erin“ (Irland) hatte wohl manchen bei andern Mädchen Eindruck machenden Jüngling, aber Everallin mochte keinen der „blauäugigen Söhne“ des Landes. Sie hatte keinen Wohlgefallen an den „Söhnen des Schwertes,“ der harfenkundige „König der Gesänge“ (denn so wird Ossian oft genannt) war der Wunsch ihres Herzens.

Aus dem Abweisen, welches Everallin gegen die ganze blauäugige junge Mannschaft von Irland sich erlauben durfte, sehen wir, daß manche Häuptlinge wenigstens ihren Töchtern viel Selbständigkeit einräumten. Die Töchter aus den höheren oder höchsten Ständen unsrer in der Cultur und allen Vollkommenheiten so weit vorgeschrittenen Zeit sind im Vergleiche mit solchen Häuptlingstöchtern wahre Sclavinnen. Die äußeren Verhältnisse werden berücksichtigt, diese verlangen diese oder jene Verbindung, ein Mädchenherz mag dabei verkümmern, das braucht in einer so hoch civilisirten Zeit nicht berücksichtigt zu werden. Die Kunsterzeugnisse unsrer Zeit nehmen, vielleicht ohne Wissen oder klares Bewußtsein des Künstlers, diese sclavische Grundlage unsrer Verhältnisse in mehr als einer Hinsicht als nothwendig an. Es ist aber erquicklich für Solche, welche unter dem Einfluß der Convenienz noch nicht alle Ansprüche an die von der Vorsehung eingeräumten Rechte aufgegeben haben, die gesunde, kräftige, freie Bewegung des Gemüthes zu beobachten.

Von einer Mitgift spricht Ossian nicht. Es läßt sich aber aus einer beabsichtigten Trennung abnehmen, daß eine Mitgift gegeben sein mußte und daß sie in einer Heerde bestand. Die Gattin des rothhaarigen, tückischen Cairbar, Deugala, welche einen Jüngling Ferda liebgewonnen und sich von ihrem „Tückischen“ trennen wollte, verlangte Theilung der Heerde. Cairbar willigte ein. Wir haben oben gesehen, daß aus dem Unwillen Deugala's darüber, daß ein Bulle, weiß wie Schnee, ihr nicht zugetheilt wurde, ein Streit entstand, welcher den Tod des geliebten Jünglings herbeiführte. Wenn aber eine den Gatten verlassen wollende Frau auf die Hälfte der Heerde Anspruch macht und ihr gewillfahrt wird, so läßt sich doch annehmen, daß sie ein solches Besitzthum als Braut mitgebracht hat.

Wenn aber die Väter nicht tyrannisch verfuhren bei der Verheirathung ihrer Töchter, so hatten diese doch manchmal andere Tyranneien zu erdulden, d. h. von einer zudringlichen Liebe selbst. Fingal

erzählt aus seiner Jünglingszeit: „Ich war jung, als die liebenswürdige Fainasollis kam, jener Sonnenstrahl! jenes milde Licht der Liebe, die Tochter des Königs von Craca.*) Ich kehrte damals von Cona's Haide zurück und Wenige waren in meinem Gefolge. Ein Boot mit weißen Segeln zeigte sich in der Ferne, es erschien uns wie Nebel, welcher reitet auf dem Winde des Oceans. Es näherte sich bald. Wir sahen die Schöne. Ihre weiße Brust hob sich mit Seufzen. Der Wind war in ihrem aufgelösten dunkeln Haar, ihre rosige Wange hatte Thränen. „Tochter der Schönheit," sagte ich ruhig, „welcher Seufzer ist in deiner Brust? Kann ich, obgleich noch jung, dich vertheidigen, Tochter der See? Mein Schwert findet zwar seinesgleichen im Kampfe, aber unüberwindbar ist mein Herz."

„Zu dir fliehe ich," sagte sie seufzend, „Fürst von mächtigen Kriegern! Zu dir fliehe ich, du Hülfe der schwachen Hand! Des Königs von Craca widertönende Insel nannte mich den Sonnenstrahl seines Geschlechtes. Cromla's Hügel haben die Liebesseufzer gehört um die unglückliche Fainasollis! Sora's Häuptling fand mich schön; er liebte die Tochter Craca's. Sein Schwert ist ein Lichtstrahl an der Seite des Kriegers. Aber düster ist seine Braue, Stürme sind in seiner Seele. Ich meide ihn auf der tosenden See, aber Sora's Häuptling verfolgt mich."

„Bleibe," sagte ich, „bleibe hinter meinem Schilde! Bleibe hier in Frieden, du Strahl von Licht! Der düstere Häuptling von Sora wird fliehen, wenn Fingal's Arm ist wie seine Seele. In einer einsamen Höhle könnte ich dich verbergen, Tochter der See; aber Fingal flieht nie. So die Gefahr droht, erfreue ich mich an dem Sturme der Speere." Ich sah die Thräne an ihrer Wange. Ich bemitleidete die Schöne von Craca. Jetzt, wie eine furchtbare Woge in der Ferne, erschien das Schiff des stürmischen Borbar. Seine Masten neigten sich von der Höhe über die See hinter ihren schneeigen Segeln. Weiß rollen die Wasser an beiden Seiten. Die Stärke des Oceans ertönt. „Komme," sagte ich, „von dem Tosen des Oceans, du Reiter des Sturmes. Nimm Theil an meinem Feste in der Halle. Sie ist ein Haus den Fremden."

---

*) Wahrscheinlich eine der Schettlands-Inseln.

„Das Mädchen stand zitternd an meiner Seite. Er spannte den Bogen. Sie fiel. „Sicher," sagte ich, „ist deine Hand, aber schwach war der Feind." Wir fochten und nicht schwach war der Kampf des Todes. Er sank unter meinem Schwerte. Wir legten sie in zwei Gräber von Stein, die jugendlichen unglücklich Liebenden."

Die Häuptlinge von Sora müssen für die weiblichen Herzen keine anziehenden Eigenschaften besessen haben. Der Häuptling mit der „düsteren Braue," in dessen Seele Ungewitter sich ansammeln, lebte und fiel als Mörder der Geliebten in Fingal's Jugendzeit. In seinem Greisenalter ward der König von Selma einem anderen Häuptling von Sora unheilbringend ohne Absicht. Nach einer glücklich beendeten Unternehmung waren alle Häuptlinge, wie gewöhnlich, zu einem Freudenfeste in Fingal's Halle geladen worden. Nur zwei waren übersehen worden, welche dem letzten Kampfe zwar nicht beigewohnt hatten, bei früheren Kämpfen aber stets thätig gewesen waren. Der Zorn über eine solche Zurücksetzung war groß. Sie beschlossen, Fingal zu verlassen und zu seinem Feinde, dem jetzigen Häuptling von Sora zu gehen, um ihm ihre Kriegerdienste anzubieten. Sie wurden mit Freuden aufgenommen. Einer zeichnete sich besonders aus in den Kämpfen Erragon's, des hochmüthigen Königs von Sora. Als er mit großem Ruhme, der ihm vorausging, nach Sora's hohen Wällen zurückkehrte, erblickten ihn von ihrem Thurme die feuchten, rollenden Augen der Gattin Erragon's. Ihre weiße Brust hob sich wie Schnee auf der Haide, wenn der sanfte Wind daherkömmt und ihn langsam bewegt im Lichte. Sie sah den jungen Aldo, wie den Strahl von Sora's untergehender Sonne. Ihr sanftes Herz seufzte, Thränen füllten ihre Augen. Ihr weißer Arm unterstützte ihren Kopf. Drei Tage saß sie in der Halle und verdeckte ihren Schmerz mit äußerer Freude. Am vierten floh sie mit dem Helden über die stürmische See. Sie kamen nach Cona's moosigen Thürmen, zu Fingal, König der Speere.

Jetzt also sollte Fingal, welchen der sich beleidigt fühlende Krieger verlassen hatte, Schutz verleihen. „Aldo, mit dem Herzen des Stolzes," sagte der in Zorn sich erhebende König, „soll ich dich vertheidigen vor der Wuth von Sora's beleidigtem Könige? Wer wird nun meine Leute aufnehmen in seine Hallen? Wer wird den Fremden ein Fest geben, da Aldo von der kleinen Seele meinen

Namen entehrt hat in Sora? Gehe zu deinen Hügeln, du schwache Hand! Gehe, verbirg dich in deinen Höhlen!“

Es kommt zum Kampfe. Es gelingt dem beleidigten Könige von Sora, den Entführer zu tödten, aber auch der Beleidigte fällt durch die Hand des in vielen Kämpfen erprobten Gaul's. Lorma, die den Gatten verlassen, aber den tapferen Aldo innig liebte, fand ihren Helden auf dem Schlachtfelde! Ihre Stimme wurde nicht mehr gehört. Stumm rollte sie ihre Augen. Sie war bleich und wild-traurig. Wenig waren ihrer Tage in Cona. Sie sank in das Grab.

So war Lorma, die ihre Neigung zu dem ritterlichen Aldo nicht besiegte, die Veranlassung zu dem Tode ihres Gatten, ihres Geliebten, einer großen Anzahl Krieger von Sora und Morven und endlich die schmerzliche Ursache ihres eigenen Todes. Wir wissen aber von Helenen's Zeiten an, daß Frauen und Mädchen mit und ohne Schuld die Veranlassung zu großem, weitreichendem Unglück gaben. Ohne Schuld war Strina-dona.

„In Tormoth's wiedertönender Insel erhebt sich Lurthan, ein stromreicher Hügel. Er neigt sein waldiges Haupt über ein stilles Thal. Da wohnte, an der Quelle des schäumenden Cruruth, Rurmar, Jäger der Eber. Seine Tochter war schön wie ein Sonnenstrahl, die weißbusige Strina-dona. Mancher König aus Heldengeschlecht, mancher Held mit eisernem Schilde und mancher Jüngling mit schweren Locken kamen in Rurmar's tönende Halle. Sie kamen zu minnen das Mädchen, die stattliche Jägerin des wilden Tormoth; aber du blicktest sorglos von deinen Schritten, hochbusige Strina-dona.

Wenn auf der Haide sie sich bewegte, war ihre Brust weißer als die Blume des Feldes, wenn am seebespülten Ufer, war sie weißer als der Schaum des rollenden Oceans. Ihre Augen waren zwei Sterne von Licht. Ihr dunkles Haar floß um ihr Gesicht wie strömende Wolken. Du warst die Bewohnerin der Seelen, weißhändige Strina-dona!

Colgorm kam in seinem Schiffe und Corcul-suran, Könige der Schalen. Die Brüder kamen von Ithorno, zu werben um den Sonnenstrahl des wilden Tormoth. Sie sah sie in dem tönenden Stahle. Ihre Seele war geheftet auf den blauäugigen Colgorm. Des Sternes Ul-lochlin *)

*) Leiter nach Lochlin.

nächtliches Auge blickte herab und sah die sich ausstreckenden Arme Strina dona's.

Vor Wuth runzelten sich die Stirnen der Brüder. Ihre flammenden Augen begegneten sich schweigend. Sie wendeten sich weg. Sie schlugen ihre Schilder. Ihre Hände zitterten an ihren Schwertern. Sie stürzten in den Streit der Helden um die langhaarige Strina-dona.

Corcul-suran lag in seinem Blute. Auf seiner Insel wüthete die Stärke seines Vaters. Er verbannte Colgorm aus Ithorno, zu wandern nach allen Winden. In Crath-mocraulo's bergigem Felde nahm er seine Wohnung, an einem fremden Strome. Der König trug die Trübniß nicht allein, jener Strahl des Lichts war nahe, die Tochter des tönenden Tormoth, die weißhändige Strina-dona. Sein Geschlecht wuchs in den Jahren, die Söhne zogen zum Kampfe, aber sie fielen jedesmal. Ein gewisses Alter überschritten sie nicht. „Die Wunde meiner Väter," sagt Duthmaruno, der Enkel, „ist mein," nachdem er die Scandinavier, die gegen Fingal fochten, besiegt. Auch er fiel im kräftigsten Alter.

So erzeugt der Zorn und die Wuth, welche durch eifersüchtige Liebe hervorgerufen, noch in später Zeit Unheil. Aber nicht das weibliche Geschlecht allein legt den Keim zu nachfolgendem Unglück, Krieger bereiten auch schuldlosen Jungfrauen herben Schmerz und Unglück durch Eifersucht.

Hidallan, einer von Fingal's Kriegern, liebte Comala, die Tochter Sarno's, Königs von Inistore (Orkney-Inseln), aber seine Liebe wurde von der Schönen verschmäht. Glücklicher war Fingal, welchen Comala nach seiner Rückkehr von Scandinavien, wo er durch Starno's Stahl seiner geliebten Agandecca beraubt worden war, bei einem Feste in ihres Vaters Hallen zum erstenmal erblickte und liebte. Das Fest war noch nicht beendet, als die Nachricht gebracht wurde, daß die Römer heranzögen. Fingal mußte zum Kampfe ziehen, aber die Geliebte folgte ihm, als Krieger verkleidet. Der König von Selma entdeckte unter der Rüstung Comala, und in seinem Herzen erwachte Gegenliebe. Er hieß sie auf einem Hügel verweilen, als der Kampf begann und versprach ihr, sie dort zu treffen, wenn er die Schlacht überlebte. Der eifersüchtige Hidallan benutzte die Gelegenheit, dem Mädchen Schmerzen zu bereiten. Die ungeduldig Wartende rief: „O Carun der Ströme! Warum sehe

ich deine Wasser dahinrollen mit Blut? Ist das Geräusch der Schlacht gehört worden und schläft der König von Morven? Erhebe dich, Mond, du Tochter des Himmels, sieh herab von deinen Wolken; erhebe dich, daß ich den Glanz seines Stahles sehen kann auf dem Felde seines Versprechens. Oder laß das Meteor, welches unsern Vätern durch die Nacht leuchtet, kommen mit seinem rothen Strahle, um mir den Weg zu zeigen zu meinem gefallenen Helden. Wer wird mich vor Gram schützen? Wer mich schützen vor der Liebe Hidallan's? Lange wird Comala schauen, bevor sie Fingal erblicken wird in der Mitte seiner Schaaren; glänzend wie der Aufgang des Morgens in der Wolke eines frühen Schauers." Hidallan kommt in ihre Nähe, und wie mit sich nur sprechend sagt er: „Bleibe, du Nebel des düsteren Crona, bleibe auf dem Pfade des Königs! Verbirg seine Schritte vor meinen Augen, laß mich nicht mehr gedenken meines Freundes. Die Schaaren der Schlacht sind zerstreut, der Tritt der Menge ist nicht mehr um das Tönen seines Stahles. O Carun! rolle deine Wasser in Blut, der Führer des Volkes ist gefallen."

Comala. Ist der Sohn Comhal's gefallen, Verkünder der traurigen Erzählung? Der Donner rollt über dem Hügel! Der Blitz fliegt auf Flügeln des Feuers. Sie schrecken Comala nicht, denn Fingal ist gefallen. Sage, Verkünder der traurigen Erzählung, fiel der Brecher der Schilde?

Hidallan. Die Völker sind zerstreut auf ihren Hügeln! Sie werden nicht mehr hören die Stimme des Königs.

Comala. Verderben verfolge dich über deine Ebenen! Unheil hole dich ein, du König der Welt! *) Wenige seien deine Schritte zum Grabe! Eine Jungfrau soll sich um dich grämen. Sie soll sein wie Comala, thränenvoll in den Tagen ihrer Jugend! Warum hast du mir gesagt, Hidallan, daß mein Held fiel? Ich hätte noch gehofft auf seine Rückkehr! Ich hätte mir vorgestellt, ich sähe ihn auf einem der entfernten Felsen. Ein Baum hätte mir sein Erscheinen vorgespiegelt. Der Wind des Hügels wäre der Schall seines Hornes gewesen für mein Ohr. O daß ich wäre an den Ufern des Carun, daß meine Thränen warm wären auf seiner Wange!

Hidallan. Er liegt nicht an den Ufern des Carun, auf Ardven erhöhen Helden sein Grab. Blick' auf sie, o Mond, von deinen

*) Anführer der Römer, Caracalla.

Wolken, laß deinen Strahl glänzend sein auf seiner Brust, daß Comala ihn sehen kann im Lichte seiner Rüstung.

Comala. Haltet ein, ihr Söhne des Grabes, bis ich meinen Geliebten sehe! — Welcher Laut ist jener auf Ardven? Wer ist jener Prächtige im Thale? Wer kommt wie die Stärke der Ströme, wenn ihre angeschwollenen Wasser glänzen im Mondlicht? Wer anders, als der Feind Comala's, der Sohn des Königs der Welt! *) Geist Fingal's, lenke von deiner Wolke Comala's Pfeil! Laß ihn fallen, wie den Hirsch der Haide. Es ist Fingal selbst in der Schaar seiner Geister. Warum kommst du, Geliebter, meine Seele zu schrecken und zu ergötzen?

Fingal, kommend, befiehlt: Erhebt, ihr Barden, den Gesang, erhebt die Kriege des strömenden Carun! Caracul (Caracalla) ist geflohen vor unsern Waffen längs den Feldern seines Stolzes. Weit, weit entfernt läßt er sich nieder wie ein Meteor, welches einen Geist der Nacht einschließt, wenn die Winde es treiben über die Haide und die dunkeln Wälder glimmen ringsum. Ich hörte eine Stimme, oder war es das Lüftchen meiner Hügel? Ist es die Jägerin von Ardven, die weißhändige Tochter Sarno's? Blicke von deinem Felsen, Geliebte, laß mich hören die Stimme Comala's!

Comala. Nimm mich zu dir in die Höhle deiner Rast, o lieblicher Sohn des Todes!

Fingal. Komm zu der Höhle meiner Rast, der Sturm ist vorüber, die Sonne ist auf unsern Feldern. Komm zu der Höhle meiner Rast, Jägerin des widertönenden Ardven!

Comala. Er ist zurückgekehrt mit seinem Ruhme. Ich fühle seine Hand, die mächtige im Kriege! Aber ich muß ruhen am Felsen, bis meine Seele zurückkommt von ihrer Furcht!

Die Barden singen: „Rolle, strömender Carun, rolle in Freuden, die Söhne der Schlacht sind geflohen! Das Roß wird nicht mehr gesehen auf unsern Feldern; ihre stolzen Flügel breiten sich aus in andern Ländern. Die Sonne wird aufgehen in Frieden und die Schatten herabsteigen mit Freuden. Die Stimme der Jagd werden wir hören, die Schilde werden hängen in der Halle." —

Bleich liegt das Mädchen auf dem Felsen! Comala ist nicht mehr!

---

*) Caracalla.

Der schnelle Wechsel der tiefsten Trauer und der größten Freude hatte ihr das Leben geraubt.

Fingal rächt sich an dem Betrüger Hidallan, wie gewöhnlich, auf eine edle Weise. „Jüngling der düsteren Braue, nicht mehr sollst du dich ergötzen am Feste in meinen Hallen. Du sollst nicht mehr verfolgen mein Wild, meine Feinde sollen nicht mehr fallen von deinem Schwerte.“ Obgleich aber Fingal selbst sehr mild war, so war doch das Ende des Betrügers ein sehr hartes. Einsam, traurig bewegte sich Hidallan auf der Haide mit stillen Schritten. Seine Waffen hingen ungeordnet an seiner Seite. Thränen standen in seinen niedergeschlagenen Augen, ein halbunterdrückter Seufzer war in seiner Brust. Drei Tage irrte er ungesehen, allein, bevor er kam zu Lamor's Hallen, zu den moosigen Hallen seiner Väter an der Balva. Da saß Lamor allein unter einem Baume; denn er hatte seine Leute mit Hidallan in den Krieg geschickt. Der Fluß glitt hin zu seinen Füßen, sein graues Haupt ruhte auf seinem Stabe. Seine alten Augen sind erblindet. Er summet einen Gesang anderer Zeiten. Das Geräusch von Hidallan's Füßen kam zu seinem Ohr, er kannte den Tritt seines Sohnes. „Ist der Sohn Lamor's zurückgekehrt oder ist es der Ton seines Geistes? Bist du gefallen an den Ufern des Carun, Sohn des bejahrten Lamor? Oder, wenn ich den Schall von Hidallan's Fuße höre, wo sind die Mächtigen im Kriege, wo ist mein Volk, Hidallan, welches gewohnt war, zurückzukehren mit seinen tönenden Schilden? Ist es gefallen an den Ufern des Carun?“

„Nein,“ antwortete der Jüngling mit Seufzen, „das Volk Lamor's lebt. Sie zeichnen sich aus im Kriege, mein Vater! Aber Hidallan hat seinen Ruhm verloren. Ich muß allein sitzen an den Ufern der Balva, wenn das Getöse der Schlacht sich erhebt.“

„Aber deine Väter saßen nie allein,“ entgegnete Lamor's sich erhebender Stolz. „Sie saßen nie allein an den Ufern der Balva, wenn das Getöse der Schlacht sich erhob. Siehst du nicht jenes Grab? Meine Augen erkennen es nicht mehr, dort ruht der edle Garmallon, welcher nie floh vor dem Kriege! Komm, du Berühmter im Kampfe, komm, sagt er, zu deines Vaters Grab. Wie bin ich berühmt, Garmallon? Mein Sohn ist vor dem Kampfe geflohen!“

„König der strömenden Balva,“ sagte seufzend Hidallan, „warum marterst du meine Seele, Lamor! Ich bin nie geflohen! Fingal

war traurig wegen seiner Comala, er verweigerte mir Theilnahme an seinen Kämpfen. „Gehe," sagte er, „gehe zu den grauen Strömen deines Landes; modere wie eine blattlose Eiche, welche der Wind gebeugt hat über die Balva, daß sie nie wieder grüne!"

„Und muß ich," entgegnete Lamor, „den einsamen Tritt von Hidallan's Fuße hören. Wenn Tausende berühmt sind in Schlachten, soll er sich beugen über meine grauen Ströme? Geist des edeln Garmallon, bringe Lamor zu seinem Platze; seine Augen sind dunkel, seine Seele ist betrübt, sein Sohn hat seinen Ruhm verloren."

„Wo," sagte der Jüngling, „soll ich Ruhm mir erwerben, um die Seele Lamor's zu erfreuen? Von woher soll ich mit Ruhm zurückkehren, daß der Klang meiner Waffen lieblich töne seinem Ohre?"

„Ich muß fallen," sagte Lamor, „wie eine blätterlose Eiche! sie wuchs auf einem Felsen, sie wurde umgestürzt durch Winde! Mein Geist wird gesehen werden auf meinen Hügeln, voll Trauer um meinen jungen Hidallan. Wollet ihr nicht, ihr Nebel, so wie ihr aufsteigt, ihn vor meinem Anblick verbergen? Mein Sohn, gehe nach Lamor's Halle: dort hängen die Waffen unsrer Väter. Bringe das Schwert Garmallon's; er nahm es einem Feinde."

Er ging und brachte das Schwert mit dem verzierten Gehäng. Er gab es seinem Vater. Der grauhaarige Held befühlte die Spitze mit seiner Hand.

„Mein Sohn, führe mich zum Grabe Garmallon's, es erhebt sich neben jenem rauschenden Baum. Das lange Gras ist verwittert, ich höre die Lüfte darin seufzen. Ein kleiner Quell murmelt daneben und sendet seine Wasser der Balva. Dort laß mich rasten; es ist Mittag, die Sonne ist auf unsern Feldern."

Er führte ihn zu Garmallon's Grab. Lamor durchstach die Seite seines Sohnes! Sie schlafen zusammen. Ihre alten Hallen vermodern. Geister sieht man hier am Mittag; das Thal ist still und das Volk meidet den Platz Lamor's.

So kostete die Eifersucht Hidallan's der Geliebten Fingal's und dem grauhaarigen Vater Hidallan's das Leben, und ihm selbst brachte sie schmählichen Tod von Vaters Hand.

Rache wurde auch geübt gegen Mädchen, deren Liebhaber über Jünglinge im Kampfe den Sieg davon getragen, deren Freunde sich mit ehrlichen Waffen an den Siegern nicht rächen konnten. Zu Armin's Hallen, des Häuptlings des seeumflossenen Gorma, kam Armar, be-

rühmt im Kriege, und warb um die Liebe seiner Tochter Daura. Sie ward nicht lange verweigert. Schön war die Hoffnung der Freunde!

Erath, der Sohn Odgal's, brannte vor Wuth; sein Bruder war durch Armar gefallen. Er kam verkleidet wie ein Sohn der See, schön war sein Boot auf der Welle; weiß seine Locken des Alters, ruhig seine ernste Braue. „Schönste der Frauen," sagte er, „liebliche Tochter Armin's, ein Fels nicht fern in der See trägt einen Baum, roth glänzet die Frucht in die Ferne. Dort wartet Armar auf seine Daura. Ich bin gekommen, die Geliebte zu geleiten!" Sie ging; sie rief ihren Armar. Nichts antwortete, als der Sohn des Felsens, das wiedertönende Echo. „Armar, mein Geliebter, warum quälst du dich mit Furcht; höre, Sohn Arnart's, höre; Daura ist's, die dich ruft." Erath, der Verräther, floh lachend auf das Land. Sie erhob ihre Stimme; sie rief nach ihrem Bruder und ihrem Vater. „Arindal! Armin! Keiner hier, um eure Daura zu retten?"

Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, stieg vom Hügel, wild in der Beute der Jagd. Die Pfeile rasselten an seiner Seite; sein Bogen war in seiner Hand, fünf dunkelgraue Hunde begleiteten seine Schritte. Er sah den boshaften Erath am Ufer; er ergriff und band ihn an eine Eiche. Dick winden sich die Fesseln aus Fellen um seine Glieder; er beladet den Wind mit seinem Gestöhn. Arindal besteigt die Tiefe der See in seinem Boote, Daura an's Land zu bringen. Armar kam in seiner Wuth und läßt den graubefiederten Pfeil fliegen. Er tönt, er sinkt in dein Herz, Arindal! Das Ruder ruht auf einmal; er röchelt am Felsen und stirbt. Welch ein Schmerz ist der deinige, Daura, als um deine Füße ausströmt deines Bruders Blut! Das Boot bricht entzwei. Armar stürzt sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Plötzlich kommt ein Sturm vom Hügel über die Wogen. Er sinkt und erhebt sich nicht wieder.

Allein auf dem wassergepeitschten Felsen hörte man meine Tochter klagen. Häufig und laut waren ihre Rufe. Was konnte ihr Vater thun? Die ganze Nacht stand ich am Ufer. Ich sah sie bei dem matten Strahle des Mondes. Die ganze Nacht hörte ich ihr Rufen. Laut war der Wind. Der Regen schlug heftig auf den Hügel. Ehe der Morgen erschien, war ihre Stimme schwach. Sie starb dahin,

wie der Abendwind unter dem Grase der Felsen. Zernagt von Kummer starb sie! —

Große Gefahr drohte den Töchtern der Häuptlinge oft, wenn ein beginnender Kampf den Schutz der Nächsten hinwegzog. Oft waren die Kämpfe nur kleine Fehden zwischen Häuptlingen, und andere nahe wohnende Krieger waren dabei nicht betheiligt. Solche, vom Kampfe eben Freie, benutzten die Zeit des Wegganges der Mannen aus den Hallen und führten Frevel aus gegen wehrlose Jungfrauen. Wir haben oben erwähnt, wie „die rothhaarige Stärke von Uthal“ die Gelegenheit benutzte, Dithona, die Geliebte des tapferen, von Fingal sehr hoch geschätzten Gaul, zu rauben, als Vater und Bruder zum Kampfe gezogen waren. Der rothhaarige Dunrommath war freilich vorher schwer beleidigt worden, da Dithona es abgeschlagen hatte, die Seine zu werden. Wir haben oben gesehen, wie zwar der Räuber, welcher Dithona nach einer verlassenen Insel gebracht hatte, durch Gaul bestraft wurde, aber dem unglücklichen Mädchen kostete der Kampf auch das Leben.

Duthcarmor hatte bei einem Besuche in Autha Cathmol's Tochter, die reizende Lanul, gesehen. Ob ihm eine abschlägliche Antwort zu Theil geworden, wird nicht angegeben, aber er brach Nachts in die Halle ein. Cathmol, der Vater, ergreift die Waffen, wird aber im Kampfe getödtet. Drei Tage weilte der Feind bei dem Mädchen. Am vierten floh sie, als junger Krieger verkleidet, in Waffen. Sie eilte zu Fingal, dem Horte der Beleidigten, und bat um Hülfe. Ossian und Oscar zogen aus, aber Oscar erhielt die Leitung des Kampfes. Duthcarmor fiel durch seine Hand.

Große Härte gegen das Frauengeschlecht finden wir bei den Scandinaviern und bei den Bewohnern des südlichen Irland, den Firbolgs. Als Fingal im Jünglingsalter gegen Swaran, König von Scandinavien ausgezogen war und Nachts den Feind beobachtete, sprang er in vollen Waffen über Turthor's Strom, welcher sein düsteres Getöse bei Nacht durch Gormal's nebliges Thal schickt. Ein Mondstrahl glänzte an einem Felsen; in der Mitte stand eine stattliche Gestalt, eine Gestalt mit fliegenden Locken, wie Lochlin's weißbusige Mädchen. Ungleich sind ihre Schritte und kurz. Sie gibt abgebrochen einen Gesang dem Winde. Zuweilen ringt sie ihre weißen Arme, denn Schmerz wohnt in ihrer Seele.

„Torcul-torno mit alten Locken,“ sagte sie, „wo sind jetzt deine

Schritte bei Lulan? Du bist verschwunden von deinen eigenen dunkeln Strömen, Vater der Corban-cargla! Aber ich sehe dich, Häuptling von Lulan, jagend bei Loda's Halle, wenn die Nacht mit dunkelem Saume sich aufgerollt hat am Himmel. Zuweilen verbirgst du den Mond mit deinem Schilde. Ich habe ihn verdunkelt gesehen am Himmel. Du entzündest dein Haar zu Meteoren und segelst längs der Nacht. Warum bin ich vergessen in meiner Höhle, König der zottigen Bären? Schau herab von Loda's Halle auf deine einsame Tochter.

„Wer bist du, Stimme der Nacht?" sagte Fingal. Sie wendete zitternd sich weg. „Wer bist du in deiner Dunkelheit?" Sie fuhr zurück in ihre Höhle. Der König löste die Fessel von ihren Händen. Er fragte sie nach ihren Vätern.

„Torcul-torno," sagte sie, „wohnte einst an Lulan's schäumendem Strom; er wohnte — aber jetzt blinkt ihm in Lodo's Halle die tönende Schale. Er traf Starno von Lochlin im Kampfe; lange kämpften die dunkeläugigen Könige. Mein Vater fiel in sein Blut, Torcul-torno mit dem tönenden Schilde! Bei einem Felsen, an Lulan's Strom, hatte mein Pfeil das hüpfende Reh durchbohrt. Ich hörte ein Geräusch. Meine Augen schauten auf. Meine Brust hob sich hoch. Meine Schritte eilten, dir zu begegnen, Torcul-torno! Es war Starno, der furchtbare König! Seine rothen Augen rollten auf mich in Liebe. Düster bewegte sich seine zottige Braue über erzwungenem Lächeln. Wo ist mein Vater, sagte ich, der mächtig war im Kriege? Du bist allein gelassen unter Feinden, Tochter Torcul-torno's! Er nahm meine Hand. Er spannte die Segel. In diese Höhle schloß er mich in seiner Düsterkeit. Zuweilen kommt er, ein gehäufter Nebel. Er erhebt vor mir meines Vaters Schild.

„Mädchen von Lulan," sagte Fingal, „weißhändige Tochter des Grames! Eine Wolke, gezeichnet mit Streifen von Feuer, rollt sich auf in meiner Seele. Blicke nicht nach dem Mond mit dunkelem Kleide, blicke nicht nach den Meteoren des Himmels. Mein funkelnder Stahl ist um dich, der Schrecken deiner Feinde. Es ist nicht der Stahl der Schwachen, noch der düster brütenden Seelen. Bei uns werden die Mädchen nicht in Höhlen der Flüsse geschlossen. Sie winden nicht einsam ihre weißen Arme. Sie neigen sich schön in ihren Locken über die Harfen von Selma." Fingal erlöste das Mädchen.

Brassolis, die Schwester des nicht edeln Cairbar, liebte Grudar. Der Bruder und der Geliebte machten Ansprüche auf einen schneeweißen Bullen. Es kam zum Streit, zum Kampf. Grudar fiel durch Cairbar. Uebermüthig kam Cairbar in das Thal, wo seine Schwester einsam sang die Thaten ihres Grudar. „Nimm, Brassolis," sagte der Bruder, „nimm diesen Schild voll Blut. Hänge ihn hoch in meiner Halle, die Rüstung meines Feindes!" Brassolis kannte den Schild. Ihr sanftes Herz schlug gegen ihre Seite. Bleich, zerstört floh sie, sie fand ihren Jüngling in seinem Blute. Sie starb auf Cromla's Haide.

Dieser Gefühllose, dem es Vergnügen ist, die liebende Schwester auf die allerschmerzlichste Weise zu martern dadurch, daß sie den Schild des gefallenen Geliebten als Zeichen des Sieges aufhängen soll, dieser Cairbar gehört zu den im südlichen Irland wohnenden Firbolgs. Die nördlichen Bewohner Irlands sind von demselben Stamme, wie die Bewohner von Morven, d. h. von dem westlichen Schottland. Dies ist ein edlerer Stamm und sein edelster Repräsentant ist Fingal. Anders als Cairbar, den eine Gattin verließ und vor dem ein Mädchen, welches er liebte, entfloh, anders als dieser grausame und harte Firbolg denkt und fühlt der Freund und Kampfgenosse Fingal's, Cuthullin. Als nach einem Kampfe sein Barde Carril große Erinnerungen vergangener Tage hervorgerufen hatte, sagt er: „Lieblich sind die Worte anderer Zeiten! Sie sind wie der ruhige Schauer des Frühlings, wenn die Sonne auf das Feld sieht und die leichte Wolke fliegt über die Hügel. O schlage die Harfe zum Lobe meiner Lieben, des lieblichen Sonnenstrahls von Dunscaith! Schläge die Harfe zum Lobe Bragela's, welche ich zurückließ auf der Insel des Nebels. Erhebst du dein schönes Gesicht vom Felsen, um in der Ferne meine Segel zu erspähen? Die See rollet weit entfernt, mit ihrem weißen Schaume täuscht sie dich als wären es meine Segel. Kehre vom Felsen zurück, denn es ist Nacht, meine Liebe; der dunkle Wind singt in deinem Haare. Kehre zurück zu den Hallen meiner Feste, denke der Zeiten, die vergangen sind. Ich werde nicht zurückkehren, bis der Sturm des Krieges sich gelegt hat. O Connal, sprich mir vom Kriege und Waffen, daß sie mir komme aus der Erinnerung. Lieblich in ihrem fliegenden Haar ist die weißbusige Tochter Sorglan's."

Wie der edle Cuthullin das Verhältniß zu seiner Gattin als

ein innig beglückendes fühlt, so sehen auch viele Andere die Liebe als das Geschenk an, welches der Seele die höchste Befriedigung, das größte Glück erschafft. Es sind nicht Alle in dieser Zeit eigennützige, harte, gefühllose Menschen wie Starno und Cairbar. Ein Häuptling, welcher Ossian die Wiedereinsetzung in seine Herrschaft verdankt, bietet zum Dank ihm seine Tochter an, „ein Licht soll in deinem Schiffe wohnen, Oina-morul mit langsam rollenden Augen. Sie soll Heiterkeit anfachen in deiner starken Seele." Dieses naturkräftig Edle, das Gesunde und Wahre ist es, was in diesen Gedichten Diejenigen mächtig anzieht, welchen die Anbetung des californischen Götzen noch nicht alles Gefühl versteinert hat. Wir vergessen beim Lesen dieser Gedichte das Widerliche der französischen affectirten oder Heuchelliebe und die Gewohnheit unsrer Zeit, eine Verlobung als eine Actienspeculation anzusehen. Die Gedichte machten in diesem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts deswegen einen so tiefen Eindruck, weil man der vorherrschenden französischen Affectirpoesie herzlich müde war. Des neuen Materialismus aber ist das Volk noch nicht überdrüssig, im Gegentheil, er zählt mehr Anhänger und tritt anmaßender und kecker auf, als je.

Wenn aber in Fingal's Zeit die Jünglinge die Macht der „sanftrollenden Jungfrauenaugen" sehr stark empfanden, so hielt sie die Neigung zu Mädchen, welche „ihre Seele bewohnten," *) nicht von Thaten zurück. „Laut ist die Stimme der Jünglinge; der Krieg, meine Liebe! ist nahe," spricht Connal zu seiner Crimora, „morgen kommt der fürchterliche Dargo, zu versuchen die Stärke unsrer Kämpen; die Kämpen Fingal's fordert er heraus, das Geschlecht der Schlachten und Wunden."

Crimora. Connal, ich sah seine (Dargo's) Segel wie grauen Nebel auf der dunkelbraunen Woge. Sie kamen langsam auf das Land; Connal, Viele sind der Krieger Dargo's.

Connal. Bring' mir deines Vaters Schild, Rinval's eisernen Schild mit Buckeln, jenen Schild, welcher gleicht dem vollen Mond, wenn er verdunkelt sich bewegt durch den Himmel.

Crimora. Jenen Schild will ich bringen, Connal; aber er schützte meinen Vater nicht. Durch Gormar's Speer fiel er. Du kannst auch fallen, Connal!

---

*) Dwellers of souls.

Connal. Fallen kann ich, aber erhöhe mein Grab, Crimora! Graue Steine, ein Hügel von Erde werden meinen Namen herabsenden auf andere Zeiten. Beuge dein rothes Auge über mein Grab, schlage deine trauernde, sich hebende Brust. Obgleich du schön bist, meine Liebe, wie das Licht, lieblicher als das Lüftchen des Hügels, so will ich doch nicht hier bleiben. Erhöhe mein Grab, Crimora!

Crimora. Dann gib mir jene Waffen, welche glänzen, jenes Schwert und jenen Speer von Stahl. Mit Connal will ich Dargo entgegen gehen und will ihm beistehen im Gefecht. Lebt wohl, ihr Felsen von Ardven, du Wild und ihr Ströme des Hügels. Wir werden nicht zurückkehren. Unsre Gräber werden in der Ferne sein.

Die Mädchen hielten es nicht für Mangel an Liebe, wenn die Jünglinge das Kämpfen für ihren Stamm, das Sichbegeben in die größten Gefahren ihrer Reize wegen nicht aufgeben wollten. Sie entschlossen sich lieber selbst, die Gefahren zu theilen. Wir haben mehrere Fälle beobachten können, wo die Töchter der Häuptlinge mit spartanischer Gesinnung Gefahren sich unterziehen. Aber bei dieser Bereitwilligkeit entgehen sie doch dem oft nahenden Schmerze nicht, welchen die häufigen kleineren und größeren Kämpfe ihnen bereiten. Wie viele Gräber mußten nach jedem Kampfe „erhöht“ werden mit den vier Steinen. Und die Mädchen, die Frauen waren verlassen auf ihren Hügeln, an den Ufern ihrer Ströme. „Meine Seufzer erheben sich mit dem Strahle des Ostens, meine Thränen fließen mit der sinkenden Nacht.“ Dies ist die Geschichte des Gemüthes bei vielen Frauen und Jungfrauen. Daher die Trauer trotz des kräftigen Sinnes, wenn Jünglinge und Männer zu einem neuen Kampfe auszogen. Sollte die durch solche Verhältnisse bewirkte Stimmung nicht dazu beigetragen haben, daß junge Mädchen an den oft melancholischen Liedern der Barden so lebhaft Theil nahmen und daß die Harfe mit ihren drei Stimmen wie eine mitfühlende Trösterin angesehen wurde? Die Zeiten eines langen Friedens mögen vergnüglicher sein, aber die Freuden und die Genüsse des ungestörten Friedens erzeugen oder nähren im weiblichen Herzen die Eitelkeit, während schwerere, kampfvolle Zeiten die edleren Seiten des weiblichen Gemüthes hervortreten lassen. Könnten wir diese Beobachtung nicht in längst vergangenen Zeiten und bei schon begrabenen Völkern machen, so würde uns die Gesinnung deutscher Frauen in den letzten Kämpfen gegen Napoleon davon überzeugen.

VI.

Kämpfe mit Fremden.

Nachdem wir betrachtet, wie das Volk von Morven oder von Selma seinen Nationalgott Cruth-Loda sich dachte, wie es sich die Geister der Abgeschiedenen auf Wolken und in Höhlen noch theilnehmend vorstellte an den Geschicken der Enkel und Urenkel, nachdem wir ferner gesehen, wie im Kriegführen bei aller Leidenschaft doch das Ehrgefühl der Hauptlenker war, wie die Kämpen ferner an dem vollen Becher und dem Bardenliede sich ergötzten, auf Jagden sich vergnügten und zum Kampfe sich stärkten, wie sie die Pflichten der Gastfreundschaft übten und in der Frauenliebe das höchste Glück fanden, nachdem wir also den geistigen Inhalt, das dichtende Gemüth, die Sitten und Gewohnheiten im Allgemeinen betrachtet, wenden wir uns nun zu dem Einzelnen, zu den Charakteren, welche in Unternehmungen sich hervorthaten. Wie über Krieger, werden wir auch über die Eigenthümlichkeit unsers Sängers zu sprechen haben.

Die wichtigsten Unternehmungen Fingal's sind gegen die Scandinavier unter Starno und Swaran, gegen die Firbolgs, welchen nach dem Throne von Irland gelüstete, und gegen die Römer. Neben dessen größeren Unternehmungen hören wir noch viel vom Kampfgetöse, aber es sind nur bald endende Fehden, oft gastfreundschaftliche Unterstützung Bedrängter.

König Starno von Scandinavien galt in seinem Lande für unbesiegbar. Einst maß er seine Kräfte mit Fingal, „als dessen Locken noch schwer waren.“ Zum erstenmale ward der stolze Scandinavier besiegt und zwar von einem viel jüngeren Krieger. Die Wuth des Besiegten wurde um so größer, je milder der junge Fingal ihn behandelte. Starno beschloß Rache. Er schickte einen Barden nach dem widertönenden Morven, um Fingal einzuladen zum Feste der Schalen und noch lockender war die gemachte Hoffnung, daß die weißbusige Agandecca, wenn Fingal ihr Herz gewönne, ihm nach Selma folgen sollte. — Wir haben von dem Charakter und Handlungen Starno's schon oben gesprochen; aber wir können nicht vermeiden, Mehreres zu wiederholen, weil in verschiedenen Capiteln dasselbe Factum unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten ist.

— Der junge König von Selma kam, wurde mit großen Ehren empfangen, schmauste drei Tage und sah die Schöne.

Am vierten Tage wurde dem Gaste das Vergnügen der Jagd bereitet. Agandecca brachte dem Geliebten aber die Nachricht von dem gegen ihn geschmiedeten Mordplane. Im Walde sollte er angegriffen werden. Fingal rief seine Leute zusammen und in dem nun folgenden Kampfe blieb er Sieger. Auch in den Hallen Starno's wüthete der Kampf. Starno, der in seiner Tochter die Ursache des verfehlten Planes sah, durchbohrte sie mit dem Schwerte. Fingal nahm die getödtete Geliebte auf sein Schiff und begrub sie in seiner Heimath. Unter den Gefühllosen hatte aber Fingal doch Einen bemerkt, welcher Thränen vergoß, als Agandecca durch den Stahl ihres Vaters fiel; dies war Swaran, der Bruder der Geliebten.*) Als Fingal's Haare lange schon grau geworden waren, lebte die Erinnerung an diese brüderlichen Thränen noch frisch in seiner Seele und sie bewirkte, daß der siegende König von Selma den Scandinavier mild und großmüthig behandelte, als er ihn vernichten konnte.

Starno hatte den tückischen Plan gegen Fingal's Leben fassen können, obgleich sie verwandt waren. Denn als Trenmor, der große Ahne Fingal's, auf „den Wogen des Nordens" segelte, war er „der Gefährte des Sturmes" nach den Hainen Lochlin's gekommen und hatte dort einen Eber erlegt, den Keiner der dort wohnenden Häuptlinge angreifen wollte. Dieses Bezwingen des gewaltigen Ebers ward dem Könige Lochlin's (Scandinavien) hinterbracht, welcher den Fremdling zum Feste der Schalen lud. Seine Tochter Inibaka fand Wohlgefallen an dem Fremdlinge. Ihr Vater gab sie dem Könige von Selma. Starno, dessen Ehrgeiz durch Fingal's Sieg in früherer Zeit, wie erwähnt, beleidigt war, achtete nicht auf die Verwandtschaft. „Morde wanderten wie Wolken über seine Brauen." **)

Eine günstige Gelegenheit, seine Rache befriedigen zu können, glaubte Starno erlangt zu haben, als er hörte, daß Fingal nach einem Sturme auf dem Meere (während einer Reise nach den Orkney-Inseln) in eine Bucht Scandinaviens, nahe den Hallen des Königs getrieben worden sei. ***) Er wandte das frühere Mittel an, den

*) Fingal III.

**) Fingal VI.

***) Cath-loda I — III.

König von Selma zum Feste der Schalen zu laden, aber Fingal hatte den Tückischen zu gut kennen gelernt und lehnte die Einladung ab. Also mußte offene Gewalt gebraucht werden. Starno ruft seine Schaaren zusammen. Fingal übernimmt es selbst, in der Nacht die Bewegungen seines Gegners zu beobachten. „Auf ihren dunkelen Schilden lehnten Starno und Swaran; ihre Speere waren vorwärts geführt durch die Nacht.“ Sie hörten Fingal's Tritte. Die Krieger erhoben sich in ihren Waffen. „Swaran,“ sagte Starno, „lege diesen Wanderer nieder.“ Fingal's Schwert durchhieb den Schild Swaran's. Der Schild rollte auf den Boden. Zerspalten fiel auch der Helm. Fingal hielt das erhobene Schwert zurück. Wüthend stand Swaran unbewaffnet. Er rollte schweigend seine Augen, er warf sein Schwert auf die Erde. Dann ging er langsam über den Fluß.

Am Morgen warf Fingal's Freund, Duthmaruno, welchem Häuptlinge der König von Morven den Oberbefehl des Tages überlassen hatte, den Feind in offenem Kampfe zurück. Starno sah ein, daß er über Fingal's Krieger keinen Sieg erringen würde. Er ermahnte daher seinen Sohn Swaran, ein Mittel gegen den König von Selma anzuwenden, welches er selbst früher gegen seine Schwester Foina-bragal und ihren Geliebten angewendet. Annir, Starno's Vater, hatte wahrscheinlich Corman-trunar die Tochter verweigert. Foina-bragal entfloh mit dem Geliebten. Annir verfolgte sie mit seinen Mannen. Im Kampfe siegte der Geliebte Foina-bragal's. Starno ersann ein Bubenstück. Er kam als „ein Sohn Loda's“ zu dem Sieger, erzählte, daß Annir im Kampfe schwer verwundet das Ende seines Lebens erwartete, daß er aber sich sehnte, eine Locke von seiner Tochter zu sehen. Unter Thränen gibt sie Foina-bragal. Ihr Geliebter reicht ihm den Becher. Sorglos behalten die Liebenden den „Sohn Loda's“ Nachts bei sich. Im Schlafe ermordet Starno beide. Sein Vater Annir jubelte. „Blut war ihm ein Sommerstrom, welcher Freude bringt den verwelkten Thälern vom moosigen Felsen.“ „Drei Tage erfreuten sie sich über die Todten und riefen die Vögel des Himmels. Sie kamen von allen Winden, sich zu weiden an den Feinden von Annir.“ „Swaran,“ sagte Starno, „Fingal ist allein auf seinem Hügel. Durchstoße mit deinem Speere den König im Geheimen; wie Annir, wird meine Seele dann jubeln.“ Swaran verweigerte die Erfüllung des väterlichen Wunsches. Starno

war nahe daran, den Sohn zu durchbohren; aber er wendete sich mit seiner Wuth nach dem Platze, wo Fingal rastete. Fingal erhob sich. Sie kämpften. Starno's Schild fiel zerschlagen auf den Boden. Starno wurde an eine Eiche gebunden. Als beim Strahle des Morgens Fingal in seinem überwundenen Gegner Starno erkannte, löste er die Bande. „Ich erinnere mich," sagte er, „an Agandecca, deine Tochter, kehre heim!"

Mit diesen Scandinaviern hat Fingal noch einen und schwereren Kampf um Irland, aber nicht mehr unter Anführung Starno's, sondern dessen Sohnes Swaran. Ehe wir aber diesen Kampf um Irland selbst angeben, müssen wir in die frühere Geschichte dieses Landes zurückgehen. Irland wurde von zwei verschiedenen Stämmen bevölkert. Der Stamm, welcher im Süden des Landes sich festgesetzt hatte, wurde Bolga genannt, oder Fir-bolg, welches Bogenschütz bedeuten soll. Diese Bolga's sollen eine Colonie der Belgae gewesen sein. „Larthon, der König der Bolga's bestieg die Woge in seinem dunkelen Schiffe in Cluba's felsiger Bucht. Die Mädchen wenden ihre Augen weg, es möchte Unglück nehmen der König; denn nie hatten sie ein Schiff gesehen, den dunkeln Reiter der Woge! Die Unheil fürchtenden Mädchen gehören dem Heimathlande Larthon's, von welchem aus die Unternehmung zur Ansiedelung der wahrscheinlich zu sehr angewachsenen Volksmenge gemacht wurde. Jetzt wagt er die Winde zu rufen und sich zu mischen mit dem Nebel des Oceans. Das blaue Inisfail*) erhob sich in Rauch; aber die Nacht mit dunkelem Schleier stieg nieder. Die Söhne von Bolga fürchteten. Culbin's Bucht nahm das Schiff auf in den Busen seiner widertönenden Wälder. Dort ging aus ein Strom von Duthuma's schrecklicher Höhle; wo Geister sich sehen lassen zuweilen mit halb vollendeten Gestalten. Träume stiegen herab auf Larthon, er sah sieben Geister seiner Väter. Er hörte ihre halbgeformten Worte und sah im Dunkel die Zeiten der Zukunft. Er sah die Könige von Atha, die Söhne künftiger Tage. Sie führten ihre Schaaren über das Feld, wie Felsenriffe von Nebel, welche die Winde ausstreuen im Herbste über das an Hainen reiche Atha."**)

Aus dem Stamme Larthon's herrschten viele Könige über Ir-

---

*) Inisfail ein anderer Name für Irland, der gewöhnliche ist Erin.

**) Temora VII.

land, auch über den im mittleren und nördlichen Theile des Landes wohnenden Stamm. Dieser, von den Fir-bolgs nördlich wohnende Stamm war desselben Ursprungs, wie die Krieger von Selma. Einer der Nachkommen Larthon's war Crothar. „Tausend Eichen von den Bergen bildeten seine widertönende Halle. Das Zusammenströmen des Volkes war da, bei dem Feste des blauäugigen Königs. Wer war unter seinen Häuptlingen so stattlich wie Crothar? Krieger erfreuten sich in seiner Gegenwart. Der junge Seufzer der Jungfrauen erhob sich. Er war der Erste des Geschlechtes von Bolga."

Bei einer Jagd in Ullin*) begegnete Crothar der Tochter Cathmin's, Conlama. Das Mädchen sah und liebte den königlichen Jüngling. Crothar führte sie nach Atha und Barden erhoben den Gesang in ihrer Gegenwart. Freude wohnte um die Tochter Cathmin's.

Der Stolz Turloch's erhob sich, des Jünglings, welcher die weißhändige Conlama geliebt hatte. Er kam zu streiten nach Alneema,**) nach Atha der Rehe. Crothar's Bruder, Cormul, zog ihm entgegen, aber er fiel im Kampfe. „Die dunkele Stärke Crothar's selbst begegnete nun dem Feinde und schlug ihn in die Flucht. Zur Freude Conlama's kehrte der Sieger zurück; aber die Kämpfe hatten lange noch nicht ihr Ende erreicht. „Schlacht folgt auf Schlacht, Blut wird vergossen auf Blut. Es erheben sich die Gräber der Tapfern. Erin's Wolken sind voll von Geistern der Gefallenen. Die Häuptlinge des Südens sammeln sich um Crothar's tönenden Schild. Er kommt mit dem Tode auf die Pfade des Feindes. Die Jungfrauen weinen an den Strömen von Ullin." Turloch gehörte, wenn es auch nicht besonders in den Gesängen bemerkt wird, zu dem Stamme von Selma, oder zu den Caledoniern, welche zuerst nur das nordwestliche Schottland bewohnten, aber später sich im „grünen Erin" auch angesiedelt hatten.***)

Diese Bedrängniß der Stammgenossen wurde in der Heimath, in Selma vernommen. Dort regierte Trenmor's Sohn, Trathal, dessen Bruder Conar übernahm es, die bedrängten Stammgenossen zu beschützen. „Er kam, der Arm des Todes von dem an Hainen

*) Ullin ist Ulster.

**) Alneema ist Connaught.

***) Temora II.

reichen Morven und goß seine Macht in das grüne Erin. Der Tod schritt düster hinter seinem Schwerte. Die Söhne von Bolga flohen vor seinem Laufe wie vor einem Strome, welcher daher brausend von der stürmischen Wüste Felder mit sich reißt mit all' ihren widertönenden Wäldern. Der König von Atha zog langsam sich zurück im Kummer seiner Seele."

Aber der Kampf ruhte nicht lange. „Die Häuptlinge des Südens versammelten sich in der Düsterkeit ihres Stolzes. In der schauerlichen Höhle von Muma mischen sie ihre geheimen Worte. Dorthin, sagten sie, kamen oft die Geister ihrer Väter, ihre bleichen Gestalten zeigend von klüftigen Felsen, erinnernd an die Ehre von Bolga. Warum sollte Conar regieren, sagten sie, der Sohn des widertönenden Morven?"

Sie kamen, wie die Ströme der Wüste, mit dem Getöse ihrer hundert Stämme. Conar schlug sie zurück, aber die Kriegslustigen kehrten oft wieder und viele der Söhne Selma's deckten das Feld. Der König stand zwischen den Gräbern seiner Krieger, er dachte sich schon den Platz, wo er selbst fallen würde. Da kam Tratfal in seiner Stärke, sein Bruder vom waldigen Morven. Ihm folgte sein Sohn Colgar. „Wie Trenmor, mit Meteoren gekleidet, herabsteigt von den Hallen des Donners vor sich her gießend den dunkelen Sturm über die aufgeregte See, so stieg Colgar zum Kampfe hernieder und verwüstete das tönende Feld. Sein Vater freute sich über den jungen Helden; aber ein Pfeil durchbohrte den Jüngling. *)

Als Cormac über den Stamm von Selma in Irland herrschte, erregten die muthigen und sehr feindlich gesinnten Firbolgs abermals Krieg. Die Feinde drängten hart und gewannen viele Vortheile. Cormac erbat sich Hülfe von Selma. Fingal im kräftigen Alter des Jünglings kam mit dreihundert jungen Streitern. „Fingal," sagte der alte entgegen kommende König, „du bist ein Lichtstrahl für Cormac's verdunkelte Seele." Als der junge König von Selma den Hallen sich nahete, bemerkte er „halbverborgen in ihrem schattigen Haine Roscrana den Gesang erheben. Ihre weißen Hände bewegten sich auf der Harfe. Er sah ihre blauen rollenden Augen. Sie war wie ein Geist des Himmels, halb gehüllt in den Schleier einer Wolke! Sie erfüllte seine Seele." **)

---

*) Temora II. **) Temora IV.

Colc-ulla, der Anführer der Firbolgs zog heran. Fingal führte seine jungen Krieger gegen ihn. Der Feind floh. Fingal kehrte mit Ruhm in die Hallen des Stammgenossen zurück. Roscrana wurde die Seinige.

Einen Kampf hatte auch Ossian für seine Person in Irland zu bestehen, als er um Everallin warb, die Tochter des Häuptlings von Lego. Um Everallin hatten viele blauäugige Söhne des grünen Erin geworben, aber sie hatte keinen erhört, wie wir oben angegeben. Deshalb hatte der Vater festgesetzt, daß nur der Jüngling Everallin heimführen sollte, welcher im Kampfe um sie den Sieg davon trüge. Die Begleiter Ossian's kämpften mit Glück, Ossian selbst tödtete den Krieger, welcher am eifrigsten um Everallin sich bemüht hatte. Dreimal schwang er das abgeschlagene Haupt seines Gegners an den Locken. Die Anhänger des Getödteten flohen und Ossian führte die Braut heim.

Weit heftiger aber wurden die Kämpfe in Irland, als König Artho gestorben war, und kein erwachsener Sohn die Regierung übernehmen konnte. Cormac war noch im Knabenalter. Dies erregte bei den Scandinaviern die Begierde, sich des irischen Thrones zu bemächtigen. Swaran kam mit einer Flotte „groß genug," wie ein Scandinavier großsprechend sagte, „um das grüne Erin fortzutragen."

Den Schutz über den jungen König hatte der edele Cuthullin übernommen. Als die Gefahr einer Unterjochung durch die Scandinavier, deren Macht der irischen vom Geschlechte Selma's überlegen war, sich näherte, wendete sich Cuthullin um Hülfe an Fingal. Dieser zögerte nicht, aber der Scandinavier Swaran hatte doch schon Vortheile gewonnen, als der König von Selma ankam. Der erste Kampf war zwar unentschieden geblieben wegen der einbrechenden Nacht. Am nächsten Morgen aber, nachdem Cuthullin Swaran's Forderung „überlasse uns die stromreichen Ebenen Erins" abgeschlagen und den Kampf erneuert hatte, wurden die Schaaren von Selma's Geschlecht (auch Caledonier genannt), nachdem sie lange tapfer gekämpft, durch die Ueberzahl der Firbolgs in die Flucht geschlagen. *)

Am Abende des unglücklichen Gefechtes bemerkte Cuthullin die sich nähernden Schiffe Fingal's. Er war aber so niedergeschlagen

*) Fingal I und II.

über den übelen Ausgang des Kampfes, den seine Freunde wegen der zu großen Ungleichheit der Anzahl der Krieger widerrathen hatten, daß er am nächsten Morgen, als Fingal die Scandinavier angriff, nicht mit in den Kampf zog. Der Hauptbeweggrund war, weil Cuthullin jetzt nicht Fingal begegnen mochte, mit welchem er sonst immer gesiegt. Fingal schlägt den Feind in die Flucht. Die einbrechende Nacht hindert ihn aber an der Verfolgung. Am meisten zeichnete sich in diesem Kampfe Oscar aus, Ossian's Sohn. Sein Großvater Fingal hatte mit Lust die Thaten desselben beobachtet, aber er tadelte ihn nach der Schlacht wegen zu großer Heftigkeit. Gaul, der Sohn Morni's erbittet sich vom Oberanführer die Leitung des Angriffes auf Swaran für den nächsten Tag. Sie wird ihm zugestanden. Fillan, Fingal's Sohn und Oscar werden beordert, die Bewegungen des Feindes in der Nacht zu beobachten.

Ossian wird im Traume durch den Geist seiner heimgegangenen Everallin benachrichtigt, daß ihr Sohn Oscar in Gefahr ist. Ossian kommt zu Hülfe. Fingal, welcher das Nahen des Feindes bemerkt, gibt das Zeichen zum Angriff. Ossian und Oskar siegen auf dem einen Flügel, während Gaul, von dem kräftigen Swaran angegriffen, mit dem andern Flügel zurückgedrängt wird. Fingal verläßt den Flügel, von wo aus er die Kämpfenden beobachtet, sammelt die Zurückweichenden und erneuert das Treffen. Swaran steht ab von der Verfolgung und wartet auf Fingal, *) „fürchterlich ist der Streit der Könige; furchtbar der Blick ihrer Augen. Ihre dunkelbraunen Schilde werden zerschlagen. Ihr Stahl fliegt zerbrochen von ihren Helmen. Sie werfen ihre Waffen auf den Boden. Jeder stürzt auf den Andern, ihn zu fassen. Ihre sehnigen Arme winden sich um einander. Als aber der Stolz ihrer Stärke sich erhob, erschütterten sie den Hügel mit ihren Fersen. Endlich fiel die Stärke Swarans: der König der Haine wird gebunden. Die Bewachung des Besiegten wird Gaul und Ossian übertragen. Fingal's Söhne Fillan und Ryno und sein sehr geliebter Enkel Oscar werden beordert, die Ueberbleibsel des Feindes zu verfolgen. Der jüngste von Fingal's Söhnen, der schöne Ryno, fällt bei dem Verfolgen.

Als die Barden den „Friedensgesang" nach Beendigung des Streites angestimmt, läßt Fingal dem gebundenen Gegner die Bande

*) Fingal IV.

abnehmen und verkündet ihm, daß er ihm seine Freiheit und sogar seine Schiffe zurückgeben will, weil „Swaran Thränen vergossen habe," als seine Schwester Agandecca von dem grausamen Vater erstochen worden war. *)

Nach Fingal's Rückkehr nach Schottland führte Cuthullin wieder die Vormundschaft über den jungen König von Irland, aber nicht lange in Frieden. Die Firbolgs wollten die Herrschaft des Geschlechtes von Selma in Irland noch nicht dulden. Torlath, einer ihrer mächtigsten Häuptlinge führte neue kriegslustige Schaaren gegen den jungen Cormac oder gegen Cuthullin. Am See von Lego kam es zum Treffen. Die Firbolgs wurden gänzlich geschlagen. Der Häuptling fiel durch das Schwert Cuthullin's; aber nach der Schlacht bemerkte dieser edle Freund Fingal's, daß auch seine erhaltenen Wunden ihm nicht lange mehr erlauben würden, den jungen Cormac zu beschützen. **)

Sein Waffenruhm war sehr groß. Um unter ihm die ersten Waffenproben abzulegen, schickte ein Häuptling Usnoth seine drei Söhne zu ihm. Ehe sie aber seine Hallen erreichten, hörten sie, daß der Edle gestorben sei. ***)

Nathos, der älteste der drei Brüder, stellte sich an die Spitze der Cormac-Gesinnten und erfocht einige Siege. Die Tochter eines Häuptlings, welche Cairbar's Liebe verschmäht hatte, fühlte lebhafte Neigung für den edelen Nathos und entfloh mit ihm. Dies wird aber die Veranlassung zu dem Tode von Nathos und seiner Geliebten.

Cairbar, der Mächtigste und Herrschsüchtigste unter den Häuptlingen der Firbolgs benutzte die günstige Gelegenheit, das Königsgeschlecht der Caledonier zu vernichten. Er kam mit seinen Schaaren nach Temora, der Hofburg des jungen Cormac: Er drang in die wenigbeschützten Hallen und durchstach den blondlockigen königlichen Knaben. Die Barden, welche oft den Vater in Kämpfe begleitet hatten und jetzt Zeugen dieser bübischen That waren, konnten nicht umhin, ihren Abscheu auszudrücken. Sie wurden dafür in Höhlen eingeschlossen, während jeder Krieger mitten im Kampfe die Barden als unverletzlich ansah. Nur den Ermahnungen von Cair-

*) Fingal V. und VI.

**) Death of Cuthullin.

***) Dar thula.

bar's edlerem Bruder Cathmor hatten sie es zu verdanken, daß sie das Licht wieder erblickten.*)

Die Kunde von dieser bübischen That bewirkte einen neuen Feldzug Fingal's nach Irland. Cairbar, Herr von Atha, welcher des irischen Thrones sich bemächtigt hatte, fürchtete hauptsächlich bei dem Einfall der Caledonier den unternehmenden, kräftigen Enkel Fingal's, Oscar. Der Mörder des königlichen Knaben suchte auch Ossian's Sohn durch ein Bubenstück aus dem Wege zu räumen. Er schickt seinen Barden Olla zu ihm, um ihn zu einem Schmause einzuladen. Der muthige Oscar folgte der Einladung. Fingal hatte trübe Gedanken, als er Oscar weggehen sah, doch wollte er den Muthigen nicht zurückhalten. Die feindlichen Schaaren standen sich ganz nahe. Fingal mochte auch glauben, daß Cairbar des Großvaters wegen, der mit seinen Kriegern so nahe war, nichts Tückisches gegen seinen Oscar unternehmen würde, aber er hatte sich getäuscht. Nicht lange nach Oscar's Ankunft sang derselbe Barde Olla, welcher Oscar eingeladen, den Todtengesang, ein Lied, welches anzeigte, daß ein Mord vorgehen würde.

Es läßt sich daraus schließen, daß auch unter den Barden sclavischer Sinn zuweilen vorkam. Olla mußte den Plan erkennen und er nahm doch gleichsam daran Theil. Der Todtengesang ist in solchen Fällen vielleicht deswegen gesungen worden, um dem auserlesenen Opfer den Muth zu nehmen. Freilich muß erwogen werden, daß bei dieser Behülflichkeit zum Gelingen des Bubenstückes das gereizte Gefühl des Firbolg in dem Barden Olla mitwirkte. Wir wissen aber schon, daß Cairbar Barden, welche Abscheu vor seinen Thaten zeigten, auch in Höhlen einschließen konnte, daß er demnach keine große Achtung überhaupt vor diesem Stande hatte. Er verlangte nur Unterstützung von ihnen bei Ausführung seiner Pläne. Wir kennen auch aus anderen Zeiten Fälle, wo Gewalthaber und Priester sehr gut zusammen spielten zur Förderung ihrer beiderseitigen Interessen, wenn auch nicht zur Förderung des Rechtes und der Menschlichkeit. Ein feiler Olla kann aber den Stand der Barden überhaupt nicht heruntersetzen.

Vom Streite, den Cairbar erregte, kam es bald zum förmlichen Kampfe. Der Firbolg sah aber ein, daß er dem Enkel Fingal's an

*) Temora II.

Stärke nicht gleich kam. Er gebrauchte daher wieder seine schändlichen Mittel. Er sprang hinter einen Stein, wo er sicher war und warf von dort den Speer in Oscar's Seite. Oscar fällt vorwärts auf seinen Schild, aber das Knie hält ihn noch. Noch ist der Speer in seiner Hand. Der schwer Verwundete durchbohrt noch mit dem Stahle des Speeres die Stirn des düsteren Cairbar und theilt seine rothen Haare.

So war endlich der Häuptling getödtet, welcher so viel Unheil angerichtet, aber um welchen Preis! Fingal hatte in diesen Kämpfen um Irland seinen Sohn Ryno verloren, dann seinen Freund Cuthullin und jetzt seinen Enkel, dem er seine ganze Liebe zugewandt zu haben schien, weil er ihm der ähnlichste war.

Das Kämpfen zwischen Oscar und Cairbar hatte auch die Freunde und Begleiter beider Häuptlinge zum Streite gebracht. Weithin tönt das Geräusch der Waffen. Fingal vernimmt es und zieht eilig heran. Die Häuptlinge der Firbolgs widerstehen einige Zeit dem Geschlechte von Selma. Als aber der König selbst in den Kampf sich mischt, fliehen die Söhne Erins. „Der Tod verfolgte ihre Flucht." „Wir sahen Oscar auf seinem Schilde. Wir sahen sein Blut ringsum. Schweigen verdunkelte jedes Gesicht. Jeder kehrte sich um und weinte. Der König rang, seine Thränen zu verbergen. Sein grauer Bart säuselt im Winde. Er neigt sein Haupt über den gefallenen Jüngling. Seine Worte sind vermischt mit Seufzern.

„Bist du gefallen, Oscar! in der Mitte deines Laufes? Das Herz des Alten schlägt über dir. Er sieht deine kommenden Kriege! Die Kriege, welche hätten kommen sollen, sieht er! Sie sind abgeschnitten von deinem Ruhme! Wann wird Freude wohnen in Selma? Wann wird der Kummer Abschied nehmen von Morven? Meine Söhne fallen nach einander. Fingal ist der letzte seines Geschlechtes! Mein Ruhm beginnt zu schwinden. Mein Alter wird ohne Freunde sein. Ich werde sitzen wie eine graue Wolke in meiner Halle. Ich werde nicht mehr hören die Rückkehr eines Sohnes, in seinen tönenden Waffen.*) „Bringe mich," sagte der sterbende Oscar zu seinem Vater Ossian, „bringe mich zu meinen Hügeln!" Der schöne Ryno, Fingal's Sohn, war auf der Ebene begraben worden, wo er ge-

*) Temora I.

fallen war. Fingal eilt, den letzten Wunsch seines Enkels zu erfüllen. „Ullin, mein alter Barde, nimm das Schiff des Königs! Bringe Oscar nach dem harfenreichen Selma! Laß die Töchter von Morven weinen!“ War es bloß die besondere Neigung des Großvaters, welche dem Enkel eine größere Auszeichnung angedeihen ließ, als dem eigenen Sohne? Oder lag der Grund dazu in der großen Liebe des Volkes zu ihm und in der Erwartung, welche man sich von seinen künftigen Jahren gemacht hatte? Wenn Oscar den Wunsch äußerte, so mußte er wohl Ansprüche auf die Ehre machen können, oder wenigstens der Erfüllung seines Wunsches sicher sein. Sollte aber nicht das Erstgeburts-Recht Einfluß gehabt haben? Oscar war der älteste Sohn Ossian's, Ossian der älteste Sohn Fingal's. Der jüngste Sohn Fingal's wurde in der Nacht, die dem Kampfe folgte, auf dem Schlachtfelde begraben, wie wir oben erwähnt. Kein Gedanke wird darüber geäußert, ob wohl der schöne Ryno zu seinen heimischen Hügeln zu bringen sei. Wenn auch bei Oscar die besondere Liebe und Anhänglichkeit der Hauptgrund dieser besondern Berücksichtigung war, so ist doch möglich, daß auch ein Gewohnheitsrecht mitwirkte.

Der Mörder Cairbar wurde in die Erde gelegt, ohne daß ein Barde einen Gesang an seinem Grabe erhob. Der edlere Bruder Cathmor setzte den Krieg fort. Er billigte die Thaten seines Bruders nicht, aber es lag im Interesse aller Firbolgs, gegen die Caledonier (Cael, Galen) zu kämpfen.

In der Nacht, welcher der bübischen That Cairbar's folgte, hatte Fillan die Wache auf dem Hügel von Mora. Ossian hört das Geräusch der sich wieder nähernden Schaaren des Feindes. Er sucht seinen Bruder auf und zündet Eichen an, wodurch Cathmor von einem nächtlichen Ueberfall, den er beabsichtigt, abgehalten wird.*)

Mit Anbruch des Tages beginnt der Kampf. Fingal übergibt die Führung dem tapferen Gaul; er selbst bleibt auf einem Hügel, von welchem aus er den Kampf übersehen kann. Auch Cathmor beobachtet nur seine Schaaren, die Leitung der Schlacht hat er Folbath übergeben. Gaul und Fillan zeichnen sich vor Allen aus, aber Gaul wird verwundet und durch seinen Freund Fillan geschützt.

---

*) Temora II.

Foldath beginnt einen Kampf mit Connal, dem Freunde des gefallenen Cuthullin. Connal fällt.*)

Am nächsten Tage wird der Kampf erneuert. Fillan hatte längst einmal die Leitung der Schlacht gewünscht, diesmal wurde sie ihm von seinem Vater übertragen. Er zeigte sich dieser Ehre würdig. Während aber der eine Flügel den Feind zurückwarf, wurde der andere, welchen Dermid befehligte, durch den Anführer der Firbolgs, Foldath, zurückgeworfen. Cathmor hatte wieder, wie Fingal, nicht selbst die Anführung übernommen, sondern sie diesem erprobten Häuptling übertragen. Dermid geht, um die Seinigen zum erneuerten Vordringen zu bewegen, auf den Anführer Foldath selbst los. Fillan bemerkt es und eilt seinem Freunde zu Hülfe. Bald kämpft Fillan allein mit dem starken Foldath. Das Ende des Kampfes ist der Tod des Firbolg. Der Fall des Führers veranlaßt die Flucht seiner Schaaren.**)

Cathmor steigt von dem Hügel herab, um durch sein Erscheinen eine günstige Wendung herbeizuführen, der Sitte gemäß, daß in der größten Gefahr der Oberanführer am Gefecht selbst Theil nimmt. Fingal, der die Absicht des Gegners erkennt, den Anführer der Caledonier selbst anzugreifen, seinen Sohn Fillan, schickt Ossian zu Hülfe. Cathmor gelingt es, die Seinen zu erneuertem Kampfe zu sammeln. Ehe Ossian nahe kommt, hat Cathmor schon den Kampf mit Fillan begonnen. Bei dem Erscheinen Ossian's wird der Kampf ausgesetzt. Cathmor und Ossian rüsten sich zum Streite, aber der Einbruch der Nacht hindert den Kampf. Ossian kommt zu dem Platze, wo Cathmor und Fillan gestritten hatten und findet seinen Bruder tödlich verwundet an einem Felsen lehnend.

Als die Kunde von dem Tode seines Sohnes Fillan zu Fingal gebracht wurde, entschloß sich der König von Selma, selbst in den Kampf zu ziehen. Er kündigt seinen Entschluß an durch das Tönen seines Schildes. Der Ton bringt Freuden den Kriegern von Morven, aber Schrecken den Feinden. Sulmalla, die Geliebte Cathmor's, welche dem edlen Bruder des grausamen Cairbar in das Feld „der Wunden und des Todes" gefolgt ist, bittet Cathmor, den Frie-

*) Temora III.
**) Temora V.

den zu suchen. Der Anführer der Firbolgs aber läßt sich nicht bewegen.*)

Fingal kommt beim Vorrücken gegen den Feind an der Höhle von Cubar vorbei, wo der Leichnam seines Sohnes Fillan liegt. Der Hund des Gefallenen liegt auf seinem Schilde. Des Vaters Schmerz erneuert sich; aber der König bezwingt ihn. „Wenn das Waffengetöse aufgehört, laßt uns der Gefallenen gedenken, jetzt zum Kampfe.“

Cathmor stellt seine Krieger auf. Die Caledonier greifen an. Zu dem Getöse der Schwerter und Schilde kommt noch ein furchtbarer Sturm. Fingal greift Cathmor selbst an. Der Führer der Firbolgs fällt. Sein Stamm erleidet eine vollständige Niederlage. Die Geliebte Cathmor's stirbt vor Schmerz.

Fingal hat schon, im Vorgefühle des Sieges den tapferen Gaul und den Barden Carril abgeschickt, um den letzten Sprößling des Königs Conar aus dem Geschlechte von Selma, Ferad-artho, herbeizuführen. Hundert Barden kündigen dem Volke die Ankunft des jungen Königs an.

So waren die Firbolgs besiegt, ihre Anführer gefallen. Trotz der bübischen That Cairbar's gegen den königlichen Knaben Cormac, war doch der Thron Irlands dem Geschlechte von Selma erhalten, aber um welchem Preis! Fingal hatte seinen geliebten Enkel Oscar, in dem das Volk einen zweiten Fingal sah und seine Söhne Ryno und Fillan zu beweinen!**)

Die hauptsächlichsten Feinde Fingal's waren also die Scandinavier und die Firbolgs. Der dritte Feind vom Auslande waren die Römer. Diese hatten sich eigentlich nur in England festgesetzt, aber sie wurden durch die vom Norden hereinbrechenden Völker oft beunruhigt. Es war deshalb eine Schutzmauer gegen das Hereinbrechen dieser Ruhestörer aufgerichtet worden. Die Stämme des Nordens hatten natürlich jede Gelegenheit ergriffen, die verhaßte Mauer zu zerstören. Es müssen viele Kämpfe zwischen den Römern und dem Geschlechte von Selma vorgefallen sein, aber Ossian berührt sie nur gelegentlich. Ein Freund Fingal's rühmt sich, daß er mit Comhal, Fingal's Vater, oftmals siegreich gegen die Römer gekämpft.

*) Temora VII.
**) Temora VIII.

Fingal selbst zieht als Jüngling gegen „den König der Welt“ und seinen Barden kann er sagen: Erhebt den Gesang, erhebt die Kriege des strömenden Carun! Caracul ist vor unseren Waffen geflohen längs den Feldern seines Stolzes. Er läßt weit entfernt sich nieder wie ein Meteor, welches einen Geist der Nacht einschließt, wenn die Winde es über die Haide treiben und die dunkelen Wälder funkeln ringsum.

Die Barden sangen „Rolle, strömender Carun, rolle in Freude, die Söhne der Schlacht sind geflohen! Man sieht das Roß nicht mehr auf unsern Feldern, die Adler ihres Stolzes breiten sich aus in anderen Ländern. Die Sonne wird sich erheben in Frieden und die Schatten werden herabsteigen in Freude.“

Mehr wird von diesem Kampfe gegen Caracul, worunter wohl Caracalla zu verstehen ist, nicht gemeldet. Liegt dies daran, daß Ossian die Sitten der Römer, den Inhalt ihres Lebens nicht gern schildert oder nicht schildern kann? Bei den Kämpfen mit den Scandinaviern und den Firbolgs wird Feind und Freund geschildert, wie er leibt und lebt. Wir sehen den Feind sich bewegen, handeln und fühlen, seine Götter anrufen und Freuden genießen. Kannte unser Sänger aber so den Inhalt des römischen Lebens? Schwerlich! Wenn auch in England Römer lebten, so lebten doch keine in Schottland. Ossian hatte keine Gelegenheit, diese Fremdlinge genau kennen zu lernen. Für jene Kritiker aber, welche behaupten, Macpherson sei der Verfasser der Gedichte und sie seien ein bloßes Erzeugniß der schaffenden Phantasie aus dem achtzehnten Jahrhundert, wollen wir bemerken, daß es für Macpherson ein Leichtes gewesen sein müßte, in Bezug auf die Römer dieselbe lebensvolle Darstellung des ganzen Lebens zu zeigen, wie in Bezug auf die benachbarten Völker. Die Kenntniß der Geschichte der Römer hätte ihn dazu hinreichend in den Stand gesetzt. Ein Dichter, der Fingal's Kämpfe, Unternehmungen und Bestrebungen schildern konnte, hätte gewiß aus den römischen Feldzügen Stoff zu prachtvollen Darstellungen gewählt. Wie müßte die Darstellung der Römer mit ihren Göttern und Opfern durch den Gegensatz mit den nordischen Ansichten gehoben worden sein! Wenn der feindliche Firbolg Cathmor und seine Geliebte Sulmalla mit so viel Gefühl und Neigung geschildert werden konnten, warum sollten nicht demselben Dichter der vergötterte Quirinus, die Thaten oder die Erinnerung an die Thaten der Decier

und Fabier Veranlassung zu ergreifenden Episoden gegeben haben, wie die Erinnerung an Trenmor und seine Kämpen?

Eine spätere Unternehmung gegen die Römer, in welcher Oscar Anführer ist, wird eben so mager geschildert. „Was thut Caros (Carausius?), König der Schiffe?" fragt Oscar den zurückkehrenden Barden. „Breitet er aus die Flügel seines Stolzes?" (die römischen Adler). „Er breitet sie aus," entgegnet der Barde, „aber nur hinter seiner aufgehäuften Masse.*) Er sieht über seine Steine mit Furcht. Er hält dich für furchtbar, wie den Geist der Nacht, welcher die Wogen wälzt nach den Schiffen."

„Sage Caros, daß ich mich sehne nach der Schlacht, daß mein Bogen überdrüssig ist der Jagd von Cona." Caros kam aber nicht über den strömenden Carun. Am Morgen erhob Oscar seine Stimme, „die felsigen Hügel tönten wider ringsum, das staunende Reh hüpfte weg, die zitternden Geister der Todten flohen kreischend in ihren Wolken. So furchtbar war die Stimme Oscar's, als er seine Freunde rief."

„Tausend Speere erhoben sich ringsum. Das Volk von Caros erhob sich, aber es floh. Oscar blieb wie ein Fels zurückgelassen von der See in der Ebbe." — Während bei Oscar und seinen Freunden das Kleinste vom Dichter beobachtet wird, vernehmen wir über die Römer nur das Nothwendigste.

VII.

Fehden.

Die Unternehmungen der Scandinavier und der Firbolgs, wie die der Römer an der Grenze Schottlands erregten Volkskriege, aber zahlreicher sind kleinere Streitigkeiten, die wir mit dem mittelalterlichen Namen „Fehden" bezeichnen können. Die Zeit, von welcher wir sprechen, ist zu kriegerischer Thätigkeit mehr geneigt, als eine andere. Die Verbindung unter den Stammgenossen ist groß genug, um einer Gefahr gern zu begegnen und die friedlichen Beschäftigungen späterer Zeiten halten nicht davon ab. „Unsre Väter," sagt Fingal zu einem besiegten, aber versöhnten Krieger, „unsre Väter haben sich

*) Die Mauer Agricola's.

oft erfreut an dem Feste der Schalen, sie haben auch oft gekämpft mit einander, weil sie kampflustig waren.“ Fingals Fehden werden größtentheils durch Gastfreunde veranlaßt, welche von benachbarten Häuptlingen angegriffen werden. Von Angriffen auf Fingal's Besitzungen selbst werden nur drei erwähnt, obgleich deren mehrere gewesen sein müssen, denn es finden sich viele Gräber gefallener Feinde in Morven.

Comhal, Fingal's Vater, hatte in einem Kampfe mit den Briten Balclutha genommen und verbrannt. Der König von Balclutha war im Kampfe gefallen. Sein Enkel war zur Zeit dieses Vorfalls drei Jahre alt. Als er herangewachsen war, entschloß er sich, den Untergang Balclutha's an dem Geschlechte Comhal's zu rächen. Er zog, ein kräftiger, in den Waffen wohl geübter Jüngling, nach Selma. Zwei der Häuptlinge Fingal's, welche mit dem Jünglinge kämpften, fielen durch sein Schwert. Der dritte, der sich ihm entgegenstellte, war ein Greis, Clessamor, welcher schon in den Zeiten Comhal's Siege erfochten. Sein Haar fing an, grau zu werden, aber noch war er ein stattlicher Krieger. Der Jüngling, welcher ungern mit dem stattlichen Greise kämpfte, brach dessen Speer und nahm ihm das Schwert. Als Carthon — so hieß der unternehmende junge König von Balclutha — ihn binden wollte, zog der Ueberwundene einen Dolch und stieß ihn in die nicht bedeckte Seite des Jünglings. Fingal, welcher von fern dem Kampfe zugesehen, kam herbei, da er seinen Freund Clessamor überwunden sah. Der Jüngling freut sich, trotzdem daß das Blut aus seiner Wunde strömt, mit Fingal selbst fechten zu können. Aber der König, welcher des Jünglings Blut sieht, hält das schon erhobene Schwert zurück. Mit Verwundeten kämpft er nicht. Der Jüngling übergibt dem Könige von Selma seinen Schild, damit das Andenken von Balclutha's König dauern möchte in Morven. „Ein fremdes Grab,“ sagt der Sterbende, „nimmt den Letzten von Reuthamir's Geschlechte auf. Aber erhebe mein Gedächtniß, König von Morven, an den Ufern der Lora, wo meine Väter wohnten. Vielleicht weint der Gemahl Moina's über seinen gefallenen Carthon.“ Der Gemahl Moina's war Clessamor, er hatte seinen Sohn getödtet! „Die Worte des sterbenden Jünglings erreichten das Herz Clessamor's; er fiel schweigend auf seinen Sohn. Die Krieger standen trüb ringsum; kein Laut wird gehört in der Ebene. Die Nacht kam, der Mond beschaute von Osten her das

trauervolle Feld. Drei Tage trauerten die Krieger über Carthon, am vierten starb sein Vater."

Clessamor war einst nach Balclutha verschlagen worden. Der König Reuthamir hatte ihn gastfreundlich aufgenommen. Er hatte Wohlgefallen gefunden an dem stattlichen Jünglinge und ihm seine Tochter Moina zur Frau gegeben. Aber ein britischer Häuptling war eifersüchtig und begann Streit mit Clessamor. Der Brite fiel. Die Freunde des Gefallenen aber schaarten sich zusammen, griffen Clessamor mit seinen Leuten an und nöthigten ihn, da er der Masse nicht widerstehen konnte, durch das Springen in den Fluß Clutha (Clyde) Rettung zu suchen. Oftmals versuchte er, zurückzukehren zu seiner Gattin, aber vergeblich. Moina gebar einen Sohn und starb. „Der Geist der Abgeschiedenen erschien dem entfernten Gatten im Traume." Clessamor wußte, daß er sie bei einer Fahrt nach Balclutha nicht mehr finden würde. Nach drei Jahren fiel Reuthamir im Kampfe und Balclutha wurde zerstört. Clessamor war nicht wieder nach Balclutha gekommen. — Seinen Sohn sah der stattliche Clessamor zuerst, als er die Waffen unwissend gegen den eigenen Vater erhob. „In der engen Ebene des Felsens liegen Vater und Sohn, ein düsterer Geist vertheidigt ihr Grab. Da sieht man oft die liebevolle Moina, wenn der Sonnenstrahl sticht auf dem Felsen."

Ein anderer Einfall in Selma wurde durch Lathmon ausgeführt, einen britischen Fürsten. Er hatte von Fingal's Zuge nach Irland gehört und benutzte die Gelegenheit, dessen Land wegzunehmen. Aber zeitig genug erschienen Fingal's Schiffe. Ossian und der junge Gaul, der seine erste Waffenprobe geben sollte, wurden beordert, Nachts den Feind zu beobachten. Die beiden Jünglinge fingen gegen Morgen den Kampf allein an. Die Feinde glaubten sich von einer Menge angegriffen und flohen. Als sie eingesehen, daß der Feind nur aus zwei Kriegern bestand, wendeten sie sich. Ihr Anführer, in Wuth über seine Leute und sich, griff Ossian an. Lathmon durchbohrte den Schild Ossian's; aber Ossian blieb doch Sieger. Unterdeß waren Fingal und Morni, der Vater Gaul's, herbeigekommen mit ihren Häuptlingen und Kriegern und freuten sich der Wagnisse ihrer Söhne. *)

Die dritte Fehde wurde durch einen von Fingal's eigenen Kriegern

---

*) Lathmon.

veranlaßt. Als der König von Selma siegreich über Swaran aus Irland zurückgekommen war, gab er ein Fest der Schalen, zu welchem zwei seiner Kämpen, die den Zug nach Irland nicht mitgemacht, aber in früheren Kämpfen sich hervorgethan hatten, nicht geladen wurden. Sie fühlten sich beleidigt, verließen Fingal und gingen zu seinem Feinde, dem Häuptling von Sora in Scandinavien. Aldo zeichnete sich besonders aus, und die Gattin des Häuptlings selbst, die blonde Lorma mit den feuchten, rollenden Augen, deren weiße Brust sich hob, wie der Schnee auf der Haide, Lorma faßte heftige Liebe zu dem sich auszeichnenden Krieger. Sie floh mit ihm und kam nach Selma. Erragon, ihr beleidigter Gatte, folgte nach mit seinen Kriegern. Es kam zum Kampfe. Erragon tödtete seinen Nebenbuhler Aldo, aber auch Erragon fiel durch Gaul's Schwert. Lorma starb vor Schmerz, als sie den Tod ihres geliebten Aldo vernahm.*)

Die anderen Fehden, welche zur Unterstützung von Gastfreunden von Fingal übernommen worden, leitet Ossian gewöhnlich oder Oscar. Wir haben der meisten dieser Fehden schon bei der „Gastfreundschaft" gedacht, sowie wir auch die drei in Morven ausgekämpften Fehden in anderer Beziehung schon erwähnten. Einen Kampf, den Ossian in Irland hatte, wollen wir noch hinzufügen.

Crothar, Häuptling von Croma in Irland, war alt und blind. Sein Sohn war noch nicht reif für den Kampf. Er hatte seine Kräfte nur auf der Jagd geübt. Ein benachbarter Häuptling, Rothmar, war begierig, die Besitzungen des Erblindeten mit den seinigen zu vereinigen. Er rückte nach Croma. Die Krieger des Angegriffenen fielen. Der alte Häuptling ergrollte, aber er konnte die Waffen nicht führen. Sein junger Sohn sah den Zorn und den Kummer des Vaters und bat um die Erlaubniß, dem Feinde entgegen ziehen zu dürfen. Obgleich der angehende Jüngling noch ungeübt war in den Waffen, so konnte der Vater ihm ein solches Verlangen nicht abschlagen. Der Sohn zog in den Kampf und fiel. Der blinde Greis wandte sich an Fingal. Von dem Könige von Selma wurde Ossian zu Hülfe gesendet. Die Nacht noch nach seiner Ankunft bei dem Häuptlinge brach Ossian auf, dem Feinde zu begegnen. Mit Anbruch des Morgens traf er und tödtete ihn.**)

---

*) The battle of Lora.

**) Cromla.

Im Wesentlichen ist diese Unterstützung, diese Hülfeleistung nicht verschieden von den vielen anderen, die Fingal gewährte und durch seine Söhne gewöhnlich ausführen ließ. Auffallend ist aber der Umstand, daß der angegriffene Häuptling in einem gewissen Lehnsverhältnisse, wenn wir so sagen sollen, zu dem König von Irland stand. Dieser König war Artho. Wäre es nun nicht bloß Pflicht, sondern Ehrensache gewesen, den Angegriffenen zu befreien? Lag dies an der Persönlichkeit des Königs, welcher etwa den Kampf nicht liebte? Dies wäre ein sehr seltener Fall in jener Zeit gewesen. Fürchtete der König aus dem Geschlechte von Selma die Firbolgs, wenn er im Kampfe gegen einen mächtigen Häuptling sich schwächte?

Wenn König Artho aus irgend einem Grunde in die Kämpfe der Häuptlinge unter einander sich nicht einlassen wollte, so können bei dem Hülfegesuch grade bei Fingal zwei Gründe von Bedeutung gewesen sein. Fingal war bekannt als ein Krieger, welcher Bedrängten gern beistand. Dazu kam, daß der angegriffene Häuptling Crothar ein Jugendfreund von Fingal war. Könnte aber neben diesem einwirkenden Grunde nicht noch ein Hauptgrund der sein, daß der König von Selma als Haupt der älteren Linie solche Streitigkeiten zu schlichten hatte? Die in Irland regierenden, von Conar, Trenmor's zweitem Sohne abstammenden Könige hatten vielleicht als die jüngere Linie nicht die Verpflichtung des Schützens, womit natürlich sonst auch wieder Vorrechte zusammenhängen. Wir haben oben darauf aufmerksam gemacht, daß Oscar's Leiche nach den heimischen Hügeln gebracht wurde, während Fingal's Söhne Ryno und Fillan ihr Grab fanden, wo sie rühmlich gefochten hatten und gefallen waren. Oscar war der Erstgeborne Ossian's, welcher der Erstgeborne Fingal's war. Wenn unsre Vermuthung richtig ist, so hatte das Erstgeburtsrecht in dieser Zeit viel Bedeutung.

Zur Unterstützung eines Gastfreundes finden wir nur einen einzigen Kampf von Fingal und nicht von seinen Söhnen ausgeführt. Diese Fehde erfolgte eigentlich ganz zufällig. Der König von Selma kehrte von einer Unternehmung gegen die Römer, die sonst nicht erwähnt wird, zurück und wollte den befreundeten Häuptling von Carric-Thura besuchen. Er bemerkte von fern ein Zeichen auf dem Thurme des Häuptlings, daß er in Gefahr sei. Fingal's Eifer, schnell zu helfen, wurde durch widrige Winde gehemmt. Wir haben oben erwähnt, wie Fingal nach Cruth-Loda selbst mit dem Schwerte

schlägt, weil dieser Nationalgott den Belagerer des Gastfreundes besonders begünstigt. Fingal wagt trotz der Drohung Cruth-Loda's den Kampf und befreit seinen Gastfreund.*)

Die andern zum Schutz alter Gastfreunde unternommenen Fehden werden sämmtlich durch Ossian und Oscar geleitet. Wir wollen hier eine erwähnen, weil im Zusammenhange mit derselben Ansichten geschildert werden, welche Aehnlichkeit haben mit dem Widerstand Fingal's gegen Cruth-Loda.

Cathmol von Clutha hatte eine schöne Tochter Lanul. Einst kam in seine Halle der Häuptling Duthcarmor, sah das Mädchen und fühlte Liebe. Der Vater verweigerte das Mädchen. Duthcarmor durchstach erzürnt den Abschlagenden. Ein Gesuch kam an Fingal, ihm Hülfe zu bringen und Rache zu üben. Ossian und Oscar werden abgeschickt.

„Duthcarmor's, des Gegners Seele war ein Strahl von Feuer, ein Strahl von Feuer begrenzt von Rauch, welcher mit vielen Formen fliegt durch den Busen der Nacht." Ossian, welcher seinem Oscar die Leitung des Kampfes übertragen, erzählt, um ihn zu ermuthigen, einen früheren gefährlichen Kampf aus den Tagen Trathal's.

„Weithin in dem widertönenden Felde Caracha's hatte Carmal seine Schaaren ausgegossen. Sie waren ein dunkles Riff der Wogen. Die grauhaarigen Barden waren wie sich bewegender Schaum auf ihrer Oberfläche. Sie feuerten den Kampf an ringsum mit ihren roth rollenden Augen. Auch waren die Bewohner der Felsen nicht allein; ein Sohn Loda's war da, eine Stimme in seinem eignen dunkeln Lande, die Geister zu rufen von der Höhe. Auf seinem Hügel hatte er in Lochlin gewohnt, mitten in einem blätterlosen Haine. Fünf Steine erhoben ihre Häupter in der Nähe. Laut toste sein stürzender Strom. Er erhob oft seine Stimme zu den Winden, wenn Meteore zeichneten ihre nächtlichen Schwingen, wenn der Mond in dunkelm Kleide hinter seinem Hügel versteckt war. Er blieb nicht unerhört von den Geistern. Sie kamen mit dem Laute von Adlerschwingen. Sie wendeten die Schlacht auf den Feldern vor den Königen der Kämpfer."

Aber Trenmor wendeten sie nicht ab vom Kampfe. Er zog vorwärts jenen wilden Krieg; in seinem dunkeln Umfang war Trathal

*) Carric-Thura.

wie ein sich erhebendes Licht. Es war dunkel, und Loda's Sohn goß aus seine Zeichen in der Nacht. Die Schwachen waren nicht vor dir, Sohn anderer Länder! Dann erhob sich der Streit der Könige um den Hügel der Nacht, aber er war sanft, wie zwei Sommerlüfte, welche ihre leichten Schwingen schütteln über einem See. Trenmor gab seinem Sohne nach, denn der Ruhm des Königs war schon gehört worden. Trathal trat vor seinen Vater und die Feinde erlagen in dem widertönenden Caracha. Die Jahre, welche vergangen sind, mein Sohn, sind bezeichnet mit mächtigen Thaten."

Diese Stelle ist als Anzeige von dem Falle der Druiden, von dem Sturze ihrer Macht angesehen worden.*) Ossian spricht aber nicht von den Druiden, welche im Lager der Kämpen von Morven gewesen wären, sondern von einem Druiden im Lager des Feindes. Der Druide hat in einem Haine Lochlins (Scandinaviens) einsam neben Gräbern gelebt. Der Dichter führt ferner an, daß die Geister wirklich auf den Ruf des Sohnes von Loda erschienen seien.

Wir werden daher durch diese Episode wenigstens nicht von einer Thätigkeit oder Wirksamkeit der Druiden bei den Söhnen des waldigen Selma belehrt, noch erfahren wir aus dieser Darstellung, daß die Macht früher mehr geltender Druiden gebrochen worden wäre. Ossian sagt weiter nichts, als: „Das Geisterrufen der Druiden im feindlichen Lager machte auf die Söhne von Morven keinen Eindruck, zu Trenmor's Zeiten so wenig wie unter seinen Enkeln. Sie wagten und kämpften, wie sie gewohnt waren. „Die Kürze der Ossian'schen Darstellung macht aber den zweiten Theil, den Kampf zwischen dem glorreichen Ahnen des Geschlechtes von Selma und seinem Sohne Trathal, etwas undeutlich. Aus dem durch viele Thatsachen leicht zu erkennenden Geiste des Volkes aber läßt sich die Sache sehr leicht erklären. Wir haben oben bei der Besprechung der religiösen Ansichten erwähnt, daß die Prophezeiungen über den Ausgang künftiger Unternehmungen den Söhnen von Selma durch die abgeschiedenen Geister kund gethan werden. Hier ist Trenmor der um den Ruhm der Nachkommen besorgte, die Zukunft verkündende Geist. Trenmor kennt die Stärke des Feindes, des sehr mächtigen, und ist besorgt wegen eines Kampfes, welchen sein Sohn Trathal mit geringeren Streitkräften beginnen will. Man muß annehmen,

*) The story which Ossian introduces concerns the fall of the Druids.

daß er im Anfange dem Sohne abgerathen habe (im Traume), daß er aber, da er Trathal's Festigkeit beobachtet hatte und wußte, daß der Ruhm des jungen Königs schon groß geworden war, seiner Kampflust nachgegeben habe, weil er sich einen glücklichen Ausgang versprechen konnte. Der Erfolg war entsprechend.

Wir können also in der angegebenen Episode ein Anzeichen von dem Sturze der Macht der Druiden bei dem Geschlechte von Selma nicht finden. Es scheint uns auch gar nicht wahrscheinlich, daß ein so kräftiges, gesundes, kampflustiges Volk jemals sich abhängig gemacht habe von der Gewalt eines Priesterstandes. Ein so kernhaftes Volk achtet seine eigenen Interessen für das Wichtigste und ist nicht geneigt, die Interessen eines besonderen Standes mehr zu berücksichtigen als die eigenen. Wo ein Priesterstand recht mächtig sein soll, muß ein unterjochter Stand vorhanden sein, gegen welchen sich gewöhnlich Krieger und Priester verbinden. Bei den Griechen hatte der Priesterstand nicht viel zu bedeuten, weil das Volk viel zu bedeuten hatte. Die ganze Thätigkeit der Druiden besteht (nach den Gesängen zu schließen, worauf wir allein Rücksicht nehmen) in Wahrsagen und zwar nicht für große Unternehmungen, sondern für die Verhältnisse Einzelner.

Gesetzt aber, es wäre in dem Erwähnten ein Druide unter den Kriegern von Selma gemeint, so würden wir diesen Widerstand mit dem vergleichen, welchen Fingal gegen Cruth-Loda selbst wagte, als er ihn vom Kampfe gegen den Feind seines bedrängten Gastfreundes abhalten wollte. In diesem Falle hätte die Unternehmung Oscar's, um den Mord Cathmol's zu rächen, Aehnlichkeit mit jener Unternehmung Fingal's in Carric-Thura. Deswegen haben wir diese beiden Unterstützungskämpfe für Bedrängte zusammengestellt.

Das Ende des Kampfes, welchen Oscar leitete, war günstig, wie alle Fehden, welche zur Unterstützung Bedrängter unternommen werden, zum Ruhme des Geschlechtes von Selma ausgekämpft werden. Der junge Krieger, welcher in Fingal's Halle gekommen war, um Hülfe zu suchen, war, wie im Verlaufe sich zeigt, die Tochter des getödteten Häuptlings selbst. Duthcarmor hatte nach der Ermordung ihres Vaters sie gefangen gehalten, sie war aber entflohen und zu dem immer helfenden König von Morven in der Rüstung eines jungen Kriegers geeilt. Das Mädchen sah, wie der Mörder ihres Vaters durch das Schwert Oscar's fiel. *)

*) Cathlin of Clutha.

Eine große Uneigennützigkeit zeigte Ossian als Jüngling bei der Hülfeleistung für Mal-orchol, Häuptling von Fuarsed in Scandinavien, indem er die als Belohnung ihm versprochene schöne Oinamorul ihrem Geliebten gab.

Einer andern Fehde, welche durch Oscar allein geführt und beendigt wurde, haben wir ebenso wie der erwähnten oben schon gedacht. Der junge Cormalo, welcher zu dem Häuptlinge von Inisthona gekommen war, die Ehre des Kampfes gesucht, einige Kämpen besiegt, aber später von dessen ältestem Sohne seines Siegesruhmes beraubt worden war und dafür Rache an beiden Söhnen des Häuptlings auf der Jagd genommen hatte, wurde von Oscar im Kampfe getödtet.

Wahrscheinlich war dies die erste selbständige Unternehmung Oscar's. „Groß war die Freude Ossian's, als er die Segel seines Sohnes in der Ferne erblickte. Es war wie eine Wolke des Lichts, welche aufsteigt im Osten, wenn der Reisende betrübt ist in einem fremden Lande. Wir brachten ihn mit Gesängen nach Selma's Hallen. Fingal breitete aus das Fest der Schalen. Tausend Barden erhoben den Namen Oscar's, Morven antwortete dem Gesange. Oscar erhob das Schwert Cormalo's, die Jünglinge sahen mit Verwunderung auf meinen Sohn, sie bemerkten die Freude in den Augen seines Vaters, sie sehnten sich nach gleichem Ruhme."

VIII.

Fingal.

Fingal stammte aus einem Geschlechte, welches durch mehrere Generationen bei dem Volke großes Ansehen gehabt hatte. Die Häuptlinge, d. h. die Besitzer größerer oder kleinerer Gebiete, waren sich gleich. Auch im Kriege herrschte diese Gleichheit. Einer nach dem andern hatte die Oberanführung. Unter diesen Häuptlingen zeichneten sich einzelne besonders aus, nicht bloß durch ihre Thaten im Kriege, sondern auch durch ihre Tugenden im Frieden. Die Nachkommen solcher sich verdient gemacht habenden Häuptlinge erbten das Ansehen der Väter. Um Solche schaarten sich die andern Häuptlinge gern in Zeiten der Gefahr. Zu diesen gehört auch Fingal's gepriesener Ahne Trenmor. Er besaß fast das Ansehen eines Königs, nicht von Rechtswegen, sondern weil das Volk freiwillig ihm mehr

Macht einräumte. In dieser Macht blieben Trathal und Comhal, Fingal's Vater.

Die Besitzungen dieser Familie lagen im Nordwesten von Schottland. Das Land wird Morven genannt, die Residenz ist Selma. Oft aber wird Selma, wahrscheinlich die erste Besitzung, als das Ganze bezeichnend gebraucht. Ein oft genannter Theil der Besitzungen Fingal's ist Ardven. Ossian hat für sich ein eigenes Ländchen: Cona. Daher die Bezeichnung für Ossian „die Stimme Cona's." Oscar, Ossian's Sohn, wird Oscar von Lego genannt. Ist dies eine Besitzung im Gebiete von Morven oder bedeutet es einen Besitz in Irland? Everallin, die Mutter Oscar's, ist die Tochter des Häuptlings von Lego in Irland. Es wäre also möglich, daß Oscar von dem Großvater in Irland geerbt. Den beiden jüngeren Söhnen Fingal's, Ryno und Fillan, werden keine Beinamen gegeben, welche auf eigene Besitzungen deuteten. Es gälte also hier, wie wir oben erwähnt, das Erstgeburtsrecht. Trathar, der älteste Sohn Trenmor's, bleibt im Besitze des väterlichen Erbes und der jüngere Conar muß sich einen Besitz in Irland erobern.

Das Verhältniß Fingal's zu den Häuptlingen in Morven war das einer freien Genossenschaft. Glaubte ein Krieger sich beleidigt, so verließ er diese Genossenschaft und ging zu einem andern mächtigen Anführer. Dies haben wir oben bei dem Häuptling Aldo gesehen, der von Fingal keine Einladung zu dem Schmause erhalten hatte, welcher nach der ersten Unternehmung in Irland gegeben worden war. Der von Scandinavien zurückkehrende ehemalige Krieger Fingal's wird von dem Könige von Morven nicht bestraft. Hidallan, welcher aus Eifersucht der Geliebten Fingal's, Comala, den Tod des Königs von Morven vorgelogen und dadurch auch den Tod derselben verursacht hatte, wurde nur dadurch bestraft, daß er dem Könige zu seinen Kriegen nicht mehr folgen durfte.

Eine ziemlich große Anzahl Kämpen müssen immer um Fingal gewesen sein. Bei einem plötzlich erregten Streite stehen seine Mannen gerüstet da. Fingal's Zeit gehört zu dem heroischen Zeitalter der Nation. Aus den religiösen Ansichten, aus der den abgeschiedenen Geistern angedichteten Beschäftigung, dem fortgesetzten Kämpfen und Kriegführen sieht man, daß Kampf und Krieg gleichsam Bedürfniß des Volkes war. Die Kämpen schaarten sich gern um Fingal, weil er sie zu Sieg und Beute führte. Es wird zwar nicht viel von

der gemachten Beute erwähnt, ausgenommen die Waffen und Rüstungen der besiegten Gegner, aber Alle werden nicht mit dieser Ehrenbeute zufrieden gewesen sein. Die gemeinen Krieger (warriors) wurden natürlich von ihren Häuptlingen erhalten, aber sollten diese nicht eine andere Beute als Waffen gesucht haben? Fingal achtet auch diese gemeinen Krieger, denn nach einem geendeten Kampfe befiehlt er, daß auch ihnen Ehrensteine gesetzt werden, weil sie zu dem Siege das Ihrige beigetragen. Aus diesem besonderen Befehle muß man aber schließen, daß andere Häuptlinge sie nicht so hoch achteten. Die Söhne „der Mächtigen," d. h. die Adligen, behandelten sie wohl öfter weniger human. Es konnte in Fingal's Lande der Friede von keinem langen Bestande sein, weil die angrenzenden Stämme ebenfalls den Kampf liebten und immerwährend reizten.

Verschieden von dem Verhältnisse, in welchem Fingal zu seinen Leuten stand, scheint das der Könige in Irland gewesen zu sein. Dort hat der König eine größere Gewalt. Sollte der Grund nicht darin liegen, daß in den Ebenen des „grünen Erin" ein Häuptling oder Führer zu größerem Reichthume und deshalb zu größerem Einflusse und Macht gelangen konnte, als in dem bergigen und waldigen Nordschottland? In Gebirgsländern, die immer ärmer sind, bleibt der Besitz gleicher, und das Ansehen, der Einfluß des einen Häuptlings über den andern kann nicht so bedeutend hervorragen. Auch bemerken wir bei Gebirgsvölkern eine, man könnte sagen, größere Eifersucht auf Herrschsüchtige, weil sie durch die nothwendig größere Anstrengung ihrer Kräfte mehr Selbständigkeit und Freiheitssinn entwickeln.

Die Macht, der Einfluß Fingal's und seiner Vorfahren lag nicht in großem, ergiebigem Länderbesitz, sondern in seiner Persönlichkeit. Nach einem Kampfe „kehrte Fingal zurück in dem Glanze seiner Waffen. Die Freude der Jünglinge war groß; ihre Seelen beruhigten sich, wie die See nach einem Sturme." Die jungen Krieger waren besorgt gewesen um das Leben ihres Führers. Dies ist kein Zeichen eines bloßen Dienstverhältnisses. Die Mannschaft hängt mit Liebe an dem Anführer.

Wie die eigenen Waffengefährten die größte Anhänglichkeit zeigen, so hegen auch entfernter Wohnende das größte Vertrauen zu dem Könige von Selma. „Ich suchte dich nicht," sagt ein Hülfesuchender, „wie einen Strahl in einem wolkigen Lande. Du bist bekannt wie die Sonne, König des widertönenden Selma." Nicht

bloß Befreundete wandten sich an Fingal, wenn sie bedrängt waren, auch Fremde rief der Ruhm und die Großmuth des Königs nach Selma. Wenn andere Führer von Kriegern nach Eroberungen trachten, so wird Fingal geschildert als das größte Vergnügen empfindend, wenn er Schwache, Bedrängte unterstützen, wenn er ihnen zu ihrem Rechte verhelfen kann. Er genießt sicherlich mehr, als der Gierige, welcher nach dem Erlangen eines neuen Besitzes immer zu größeren Erwerbungen aufgestachelt wird und zum Sclaven seiner Begierden herabsinkt. Fingal ist frei. Er sucht und findet mehr geistigen Genuß. Diese Eigenschaft aber, daß er in der Herstellung der Rechte Unterdrückter die höchste Befriedigung findet, bewirkt, daß Alle willig und aus freiem Antrieb ihn als ihren Gebieter ansehen. „Er spricht und seine Tausende gehorchen."

Wie also der Wille, Schwache zu schützen und Unterdrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen, Fingal die Achtung und Zuneigung der ihm Nahestehenden erwarb, so besiegte der König die feindlichen Gemüther seiner Gegner durch Milde ebenso sehr, wie im Kampfe die Starken durch sein Schwert. Sein Gegner Swaran, dem er nach erlangtem vollständigen Siege die Schiffe zurückgegeben, sagt: „Im Frieden bist du ein sanftes Lüftchen des Frühlings, im Kriege ein Sturm vom Gebirge."

Man könnte glauben, der geringe Besitz, wie er gewöhnlich ist in einem gebirgigen Lande, gewöhne die Seele überhaupt an Genügsamkeit, so daß Fingal seinem berühmten Gegner Swaran, welcher vermuthete, daß der Sieger bedeutende Vortheile aus seiner Niederlage ziehen werde, antworten konnte: „Die Wüste ist mir genug mit ihrem Wild und Wald." Bei Fingal ist aber dies nicht der einzige Grund der Genügsamkeit. Der wichtigere Grund liegt in seiner hohen, edlen Seele. Es ist eine solche Anlage, das höchste Vergnügen, die größte Befriedigung in mäßig günstigen Verhältnissen zu finden, eine Gabe des Schöpfers. Ein so Begabter genießt wie ein über die gewöhnliche Habsucht erhabener Geist.

Obgleich Fingal mit seiner riesenhaften Stärke und seiner Geschicklichkeit, die Waffen zu führen, in den gefährlichsten Augenblicken gewöhnlich die Entscheidung gibt, so ist der Umsichtige doch weit entfernt, sich allein oder hauptsächlich das Erringen des Sieges zuzuschreiben. Wie er überhaupt die Menschen achtet, namentlich das Verdienst jedes seiner Häuptlinge, so übersieht er auch nicht, was

die gemeinen Krieger leisten. Als er bemerkte, daß sein Sohn Fillan zu hitzig auf den Feind losging, sagte er zu ihm: „Berühmt wird der, welcher kämpft in der Stärke seiner Schaaren. Der Barde verfolgt seine Schritte durch das Land der Feinde. Wer aber allein kämpft, der gibt wenig Thaten zu erzählen den künftigen Zeiten! Er scheint heute ein mächtiges Licht, morgen liegt er am Boden. Ein einziger Gesang enthält seinen Ruhm. Sein Name ist auf einem einzigen dunkeln Felde. Er ist vergessen; man gedenkt seiner nur, wo sein Grab dichtes Gras aufschießen läßt." Ein Führer darf sich also nicht schmeicheln, daß seine alleinige Kraft die Entscheidung des Kampfes herbeiführt, der gemeinste Krieger hat auch sein Theil.

Der König von Selma beginnt Krieg, geleitet durch Rechtsgefühl oder Ehrgefühl, nicht durch niedrige Leidenschaft. „Suche den Krieg nicht," sagt er zu seinem Enkel Oscar, „und meide ihn nicht, wenn er da ist." Diesem Zuge Fingal's, dem wir überall begegnen, widerspricht eine einzige Stelle, die wir aber auch aus anderen Gründen für unecht halten müssen.

Wir haben oben erwähnt, daß einer der Kämpen Fingal's, welcher nicht zum Feste der Schalen geladen war, zu einem scandinavischen Häuptling, dem Feinde Fingal's, ging, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Dieser Häuptling Aldo hatte die Liebe der Gattin des Scandinaviers gewonnen und war mit ihr entflohen. Der Scandinavier verfolgte ihn in seine Heimath. Fingal, obgleich unzufrieden mit dem Betragen seines ehemaligen Kampfgenossen, mußte ihn jetzt doch schützen. Fingal, heißt es in dem Gedicht „die Schlacht von Lora," suchte den Kampf abzuwenden dadurch, daß er dem Scandinavier Anerbietungen machen ließ. Des Königs eigene Tochter Bosmina, welche sonst nirgends erwähnt wird, bekommt den Auftrag, in Begleitung von Barden dem Fremden die Abfindungsbedingungen vorzutragen.

„Sie kam zu dem Heere von Erragon (dem Scandinavier) wie ein Lichtstrahl zu einer Wolke. In ihrer rechten Hand sah man eine blinkende Schale, in ihrer linken einen goldenen Pfeil; die erste das freudige Zeichen des Friedens, die andere das Zeichen des Krieges. Erragon glänzte in ihrer Gegenwart, wie ein Felsen vor den plötzlichen Strahlen der Sonne, wenn sie hervorschießen von einer zerrissenen Wolke, welche getheilt wird durch den tosenden Wind!"

„Sohn des entfernten Sora," begann das sanfterröthende

Mädchen, „komm zu dem Feste des Königs von Morven, zu Selma's schattigen Mauern. Nimm den Frieden der Helden, Krieger! Laß dein dunkles Schwert ruhen an deiner Seite. Willst du den Reichthum der Könige? Dann höre die Worte des edeln Aldo. Er gibt Erragon hundert Rosse, die Kinder des Hügels; hundert Mädchen von entfernten Ländern; hundert Falken mit flatternden Schwingen, welche fliegen durch den Himmel. Hundert Gürtel sollen ebenso dein sein, zu binden hochbusige Mädchen, die Freunde der Geburt von Helden, die Hülfe der Söhne der Arbeit. Zehn Schalen, besetzt mit Edelsteinen, sollen funkeln in Sora's Thürmen: das helle Wasser zittert an ihren Sternen und scheint blinkender Wein zu sein. Sie erfreuten einst die Könige der Welt, mitten in ihren widertönenden Hallen. Dies, o Held, soll dein sein, oder deine weißbusige Gattin Lorma (die entführte Gattin) soll ihre glänzenden Augen in deinen Hallen rollen; obgleich Fingal den edeln Aldo liebt, Fingal, welcher nie einen Helden beleidigte, obgleich sein Arm stark ist."

Wenn ein Feind sich nahte, war es Fingal's Sitte, denselben zum Feste der Schalen einzuladen und dazuzufügen „die Freunde Fingal's sind berühmt oder geehrt." Fingal hätte auch sagen können, die Freunde Fingal's sind mächtig, denn sie haben einen bedeutenden Schutz an dem Führer. Dieses Anerbieten aber paßt nicht zu Fingal's Charakter. Es sieht fast aus, als wenn Tribut gezahlt werden sollte. Fingal aber hatte zu seinem Enkel gesagt, „meide den Krieg nicht, wenn er da ist", und wie er im Greisenalter dem Jüngling vorschrieb, so hatte er immer selbst gehandelt. Ferner muß befremden, daß die Tochter abgeschickt wird zu einem Geschäfte, was zu besorgen nur den Barden geziemt. Die Tochter Fingal's soll dem Scandinavier hundert Mädchen anbieten! Wie stimmt dies zusammen mit der Achtung vor dem weiblichen Geschlechte, die wir in jedem der Gesänge beobachten können? Hieße dies nicht die Tochter eines Häuptlings und noch dazu Fingal's Tochter herabsetzen in ihrem jungfräulichen Werthe?

Wir haben allerdings oft Gelegenheit gehabt, des Festes der Schalen zu erwähnen, aber von Wein haben wir nicht das Mindeste vernommen. Es hätte wohl sein können, daß die Häuptlinge Fingal's von den Römern gelernt hätten, wie der Wein schmeckt, aber erwähnt wird sonst von diesem edlen Getränke in den Gesängen gar nichts.

Wahrhaft widerlich ist es aber, zu hören, daß die Häuptlingstochter dem fremden Krieger Gürtel anbieten muß, welche bei der Niederkunft der Frauen von Nutzen sein sollen!

Dann hören wir auf einmal, daß in dem felsigen Morven Harems bestanden haben! Hundert Mädchen aus entfernten Ländern! Die hatten wohl die Römer geliefert? Wir erinnern daran, daß Fingal's edle Seele erzürnte, als er auf der Fahrt nach Scandinavien ein Mädchen in einer Höhle eingeschlossen fand. „Unsre Mädchen werden nicht so behandelt, wir hören gern ihren Gesang zu der Harfe." Wären diese „hundert Mädchen" aber nicht wie in Gefangenschaft oder in einer Art Sclaverei gewesen? Wie wäre es möglich gewesen, daß Jungfrauen ihrem Geliebten in den Kampf folgten und ihr Leben wagten, wenn im Lande eine solche Vielweiberei stattgefunden hätte?

Befremdend ist es ebenso, daß während in Fingal's Schlachten keines Rosses Erwähnung geschieht, — in Irland war es anders — daß hier auf einmal hundert verschenkt werden können!

Um es zusammen zu fassen: Es sind Ossian'sche Worte und Wendungen, aber keine Ossian'schen Gedanken und Gefühle. Das ganze Anerbieten widerspricht dem ritterlichen Geiste Fingal's, der Achtung vor dem weiblichen Geschlechte und allen beobachteten Sitten und Gebräuchen in Fingal's Zeit.

Selbst in Bezug auf die Ausdrücke ist ein Unterschied zwischen Ossian und dem Verfasser dieser Nachäffung bemerkbar. „Das sanft erröthende Mädchen" (mildly blushing maid), „das dunkele Schwert" (dark sword), „die flatternden Flügel oder Schwingen der Falken" (fluttering wings) sind Zeichen von sentimentalen Spielereien, welche wir bei dem die Natur gleichsam abschreibenden Ossian nicht finden. Ossian sagt „the sounding wings" (der tönende Flügel) und drückt dadurch einen neuen Begriff aus. Er bezeichnet dadurch die Stärke des Vogels, welcher durch sein Fliegen Geräusch macht. Ein „flatternder" Flügel bezeichnet aber nichts, was nicht schon im Begriffe „Flügel" läge. Es ist so spielend, als „ein gehender Fuß."

Diese in Ossian's Zeit versetzte Tribut-Anbietungsscene stammt jedenfalls aus dem achtzehnten Jahrhundert. Wenn die Gesänge selbst in diesem Geiste und in dieser Sprache verfaßt wären, so

würden wir keine Feder ansetzen, um darzuthun, daß dieselben nicht ein Product des Macpherson'schen Genius seien.

Einem Fingal, dessen Grundsatz war: „Suche den Krieg nicht, aber meide ihn auch nicht, wenn er da ist," steht also ein solches Abfindungsbestreben nicht an. Ebenso wenig war er ein leidenschaftlicher Krieger, wie es viele Eroberer gewesen oder geworden sind, nachdem sie Siege errungen und das Gewonnene neue Begierde gereizt hatte. Er klagt sogar einmal, daß die Kriege nie aufhören. „Mitten im Kriege bin ich geboren und mein ganzes Leben durch dauert der Krieg!" Der Krieg war ihm ein Mittel, wie wir schon erwähnt, ungerechte und entehrende Forderungen zurückzuweisen und Feinde unschädlich zu machen; er liebte und achtete die Thaten im Kriege, die für einen solchen Zweck vollbracht wurden, aber die Neigung eines Attila hatte er nicht. Das Vergnügen seiner Seele war ein höheres. Eine innige Verbindung mit erprobten Gastfreunden galt ihm mehr, als das Unterjochen und Gewinnen von Ländern. Hohen Genuß gewährte ihm das Bardenlied. Wie er den Barden den besten Stoff, ja Gedanken lieferte, so empfand er auch den Einfluß der Sänger, die Macht des Liedes am tiefsten. Das Anhören vergangener Begebenheiten seines Stammes oder seiner eigenen Thaten war für ihn von einer Bedeutung, wie für niedrigere Sieger der Anblick des vor den Triumphwagen gespannten Feindes. Nicht die Eitelkeit wollte der König von Selma befriedigt haben, er schwelgte beim Anhören seiner Barden in dem Gefühle der Vorzüge und Güter, welche dem Menschen zugetheilt sind. Er hatte mehr als Attila und Dschingischan zusammen. Der freudige Sieg, die Heimkehr nach überstandenen Gefahren im Kampfe, das Wagniß eines liebenden Mädchens werden von dem Krieger empfunden, aber auch der Schmerz über Feinde gefühlt, die von den Ihrigen entfernt in fremder Erde ihr Grab gefunden. „Lieblich ist die Freude des Kummers, er erhebt die Seele, wie nach dem Frühlingsregen das Blatt der jungen Eiche sich hebt." Fingal fühlte als Mensch und hatte also das größte Reich.

IX.

Ossian.

Stand Ossian nach dem Tode Fingal's zu den Häuptlingen Morven's in demselben Verhältnisse wie der Vater? Es scheint nicht so. Ossian war nicht zum Herrschen geboren, so wenig er eigentlich am Kriege Gefallen fand. Als er einen alten Gastfreund Fingal's besuchte und der erblindete Greis, weil er die Züge des Vaters in dem Sohne nicht erkennen konnte, die Arme befühlte, um die Aehnlichkeit mit dem riesenstarken König herauszufinden, sagte er: „Du bist stark, mein Sohn, aber die Stärke Fingal's hast du nicht! Wer kann aber auch gleichkommen dem König von Morven!" Everallin, die Tochter des Häuptlings von Lego in Irland, „verachtete die Söhne des Schwertes, in ihren Augen war wohlgefälliger Ossian, der König der Gesänge." Auch Jungfrauen erschien also Ossian weniger kriegerisch. Als Ossian bei einem feindlichen Einfall in Morven Nachts die Bewegungen des Heeres zu beobachten hatte, war es Ossian's Freund, der jüngere Krieger Gaul, welcher auf den Gedanken kam, den Feind zu überfallen, nicht Ossian. Das Fassen eines kühnen Planes, das Berechnende eines Anführers scheint Ossian's Seele nicht eigen gewesen zu sein. Als unser Sänger bei einem Feste der Schalen die mächtigen Gedanken vernommen, welche der kräftige Fingal vor den lauschenden und bewundernden Barden aussprach, rief er aus: „Warum hat nicht Ossian die Stärke deiner Seele!" Fingal war concentrirter, sich selbst genügend, eine Welt für sich. Die Fülle seiner Seele entladet sich in Thaten. „Fingal's Thaten strömten aus seiner Seele von Feuer, wie das Rollen der Dünste von dem Antlitze der wandernden Sonne." Der König erregt seine Umgebung zur Thätigkeit, zu Unternehmungen. Er ist die belebende Kraft. Ossian, könnte man sagen, führt Thaten aus, um sie besingen zu können, Fingal hört die Lieder der Barden, um sich zu neuen Thaten entflammen zu lassen. Ossian hebt sich wohl zu der Höhe des Vaters, wie andere Dichter es auch vermögen, aber die geistige Temperatur, könnte man sagen, ist eine andere. Fingal's Feuerseele hatte eine höhere Temperatur; sie gehörte, wenn wir eintheilen wollen, zu dem ersten Grade der schaffenden Kraft, während

Ossian zu dem zweiten gehört. Fingal schafft im Leben oder, zum Theil wenigstens, das Volksleben selbst, Ossian macht eine Nachschöpfung im Liede.

Wenn aber auch Ossian seinem Vater ähnlich gewesen wäre, so ist doch sehr zu bezweifeln, ob er den Einfluß desselben ausgeübt haben würde. Wir haben schon angegeben, das Zeitalter Fingal's macht den Beschluß des heroischen Zeitalters seiner Nation. Das immerwährende Kriegen mußte ein Ende nehmen. Das Volk mußte Beschäftigungen wählen, die dahin zielten, daß ein Land mehr Bewohner nähren könnte als bisher. Diese nothwendig folgenden Bestrebungen eines neuen Geschlechts kommen dem an das Alte, Kräftigere gewöhnten Ossian vor als die Beschäftigungen „schwacher Menschen," daher die Klagen seines Alters, daß das kräftige Geschlecht ausgestorben und er nur von Schwächlingen (feeblemen) umgeben sei. Das kriegerische Zeitalter enthielt sicher Tugenden, an welchen die folgenden Zeiten ärmer waren; die neuen Verhältnisse veranlaßten aber auch neue Vorzüge. Ossian berücksichtigt diese nicht.

So viele Hülfe Ossian bedrängten Gastfreunden gebracht und so viele Siege er errungen, so wurde er doch mit mehr Recht König der Gesänge, als König der Krieger genannt. Und ein König des Gesanges ist er. In seiner Seele gehen alle großen Thaten des Geschlechtes von Selma noch einmal vor, er fühlt noch einmal den Jubel der Sieger, den Schmerz der Trauernden, welchen der feindliche Stahl die Nächsten und Liebsten getödtet, das Glück der Jünglinge, welche die ersten Thaten ausgeführt, wodurch sie die Achtung der alten Krieger gewinnen und die Aufmerksamkeit der Jungfrauen; ihn entzückt noch einmal die Treue der in Gefahren aushaltenden Waffengefährten und die gesellige Freude bei „der Stärke der Schalen." Aber sein Gemüth ist auch offen für jeden Reiz der Natur, für die Stimme der Wälder und der Waldströme, für die Blumen des Feldes, die ihre weißen Häupter in der Luft schaukeln, und die jungen Blätter der Eiche, welche sich erfrischt erheben nach dem Regen des Frühlings. Mit Seufzern nach der Vergangenheit und mit Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung hört er die Winde des Herbstes durch das verwelkte Gras säuseln, welches auf den Gräbern der Freunde gewachsen war.

Eine sanfte Schwermuth ist ein Hauptzug des Sängers von Selma. Einestheils liegt er in seiner Stimmung, aber bestärkt, ver-

größert wurde er durch die Folgen der häufigen Kämpfe. In seinen späteren Jahren mußte ihm die Erinnerung an die Vergangenheit wie ein großes Leichenfeld erscheinen. Aber unter seinen Zeitgenossen mußte eine schwermüthige Stimmung überhaupt die vorherrschende sein. Alle Familien der Häuptlinge hatten Jünglinge und Männer zu beklagen, welche der Tod später abgerufen haben würde, wenn nicht die Kriege gewesen wären. Manches Mädchen, manche Frau klagte: „Meine Seufzer erheben sich mit dem Strahle des Ostens, meine Thränen fließen mit der sinkenden Nacht." Daher der Kummer der Frauen und Jungfrauen, wenn eine neue Kriegsrüstung neue Verluste drohte. Die Geschlechter mancher Häuptlinge starben ganz aus durch Opfer, die der Krieg forderte. Ein grünes Feld am Busen der Hügel windet sich schweigend hin mit seinem blauen Strome. Hier waren einstmals unter den wogenden Eichen die Wohnungen der Häuptlinge. Aber Stillschweigen herrscht seit vielen dunkelbraunen Jahren im grasigen Rathcol; denn das Geschlecht der Helden ist verschwunden in dem lieblichen Thale."

In dem Herzen mancher Jungfrau, die ihren Geliebten nicht wiederkehren sah vom Schlachtfelde, mag eine Oede gewesen sein, wie sie in dem lieblichen Thale von Rathcol geschildert wird oder mehr noch in der oben erwähnten, von Comhal, Fingal's Vater, zerstörten Stadt Balclutha. „Ich habe," sagt Fingal, „die Mauern Balclutha's gesehen, aber sie waren verödet. Das Feuer hatte widergetönt in den Hallen und die Stimme des Volkes wird nicht mehr gehört. Der Strom Clutha war getrieben aus seinem Bette durch den Sturz der Mauern. Die Distel wiegte da ihr einsames Haupt, das Moos sauste im Winde."

Eine solche Zeit, welche viel Trauriges mit sich bringt, übt in geistiger oder gemüthlicher Hinsicht vielen Einfluß. Die niederen Bestrebungen, die kleinlichen werden weniger beachtet. Das wahrhaft Werthvolle, das geistig Große gilt aber mehr als in Zeiten des allein hochgeachteten Erwerbes. Die größten Charaktere, die schönsten, erhabensten Züge im Menschenleben haben wir aus solchen Zeiten, die nicht zu den sogenannten glücklichen, d. h. materiell glücklichen gehören.

Wenn aber nicht bloß Ossian, sondern auch sein Volk eine Neigung zur Melancholie hat, so ist diese doch keineswegs eine die geistige

Kraft lähmende, niederdrückende. Im Gegentheil, in der Seele unsers Sängers herrscht die größte Harmonie der Kräfte. Wie die Jugend das Leben und die Menschen anders ansieht, als der vielfach in Erwartungen und Vertrauen getäuschte Greis, so faßt auch ein Dichter aus der Jugendzeit eines Volkes die Welt anders auf als ein Dichter aus späteren Jahrhunderten, wo die jugendliche Weltansicht durch vielfache Zweifel erschüttert worden ist. Man muß freilich zugestehen, wenn ein Dichter in einer vorgeschrittenen Periode der geistigen Entwickelung seines Volkes die Gegensätze, welche die Zeit gebracht, aufgelöst und sich die jugendliche oder kindliche Harmonie gleichsam wieder erstritten hat, daß ein solcher Dichter persönlich oder moralisch einen noch höheren Werth hat. Aber wie wenigen gelingt es, die Seelenharmonie sich wieder zu erringen, die bei Ossian ein Geschenk der Zeit ist! Der Dichter muß den ganzen Menschen erfassen. Von dieser allgemeinen Auffassung führen einen Dichter der Neuzeit oft religiöse Ansichten und Ueberzeugungen ab. Ein protestantischer Dichter steht auf einem anderen Standpunkte, als ein katholischer. Ebenso bringen dem tiefer dringenden Dichter die philosophischen Resultate, der Idealismus, der Pantheismus, Realismus und ach! in der neuesten Zeit auch der Materialismus vielfache Kämpfe. Dazu kommen noch die politischen, weit auseinander gehenden Bestrebungen und Ansichten. Noch störender sind oft einem poetischen Gemüthe die Begegnisse seines eigenen Lebens. Ein Sich-getäuschtsehen in dem zartesten und mächtigsten Gefühle zerreißt oft die Seelenharmonie auf lange, lange Zeit, manchmal bleibt der Eindruck Zeitlebens. Diese Verschiedenheit des ursprünglichen Glückes im Gemüthe von der durch Vorfälle herbeigeführten Zerrissenheit kann verglichen werden mit einem Bilde von Ossian. „Unsre Jugend ist wie der Traum des Jägers auf dem Hügel der Haide. Er schläft in den milden Strahlen der Sonne. Er erwacht mitten in einem Sturme, der rothe Blitz fliegt ringsum. Bäume beugen ihre Häupter vor dem Winde." Viele der neuen Dichter bleiben auf dem Stadium des Kampfes stehen, eine vollständige Harmonie, wie wir sie bei Ossian genießen, wird nicht erobert. Betrachten wir den reichbegabten Byron! Er ist unzufrieden mit den Verhältnissen seines von Andern beneideten Vaterlandes. Seine angeborene tiefe Melancholie lehrt ihn verachten, was andere staunend bewundern. Sein Leben ist ein Kampf. Eine vollständige Aussöhnung mit sich und der Welt tritt

nicht ein; also keine Harmonie. Byron ist, wie Goethe sagt, ein zu seiner eigenen Qual geborenes Genie.

Als Fingal sagen mußte: „Ich habe die Gräber aller meiner Freunde gesehen,“ tröstete ihn noch die Natur. „Führe mich,“ sagte der erblindete Greis zu der Geliebten seines Sohnes Oscar, „führe mich in meine Wälder, daß ich die Stimme meiner Ströme höre!“ So lange er aber des Augenlichtes nicht beraubt war, beobachtete er mit innigem Vergnügen der Seele die geheimen Reize der schönen Natur, wie er an den Menschen mit Wohlgefallen und Befriedigung schöne Züge beobachtete. Wir finden darin eine gewisse Dankbarkeit gegen den Schöpfer der Schönheiten der Natur und der menschlichen Seele und sind der Ansicht, daß Ossian ein innigerer Verehrer des Schöpfers war, als Mancher aus einer gebildeteren Zeit, welcher schöne Gebete hersagen kann.

Aus diesem aufmerksamen Beobachten der Natur stammen nun auch seine Gleichnisse, von welchen wir einige anführen wollen, um so mehr, da seine aufgestellten religiösen Ansichten eigentlich Eigenthum des Volkes sind, diese Gleichnisse aber dem Dichter gehören.

X.

Gleichnisse.

Die Schöpfung besteht aus zwei Theilen, einem geistigen und einem körperlichen. Zwischen beiden besteht ein auch von den auf niederer Stufe der Entwickelung stehenden Völkern geahnter Parallelismus. Der Mensch hat eine Neigung, das Uebereinstimmende zwischen Natur und Geist aufzusuchen, oft ohne sich dessen bewußt zu werden. Dadurch entstehen die Gleichnisse. Es ist als ob der fühlende oder denkende Mensch das Beobachtete tiefer, stärker empfände, wenn er das Geistige mit dem Körperlichen und das Körperliche mit dem Geistigen vergleicht. Auf jeder Stufe der Entwickelung gibt es einen gewissen Kreis von Beobachtungen, Einsichten, Kenntnissen in Rücksicht auf Geist oder Natur, welche wechselsweise verglichen werden. Auch Ossian hat seinen bestimmten Kreis. Dieser Kreis aber ist ein Hauptbeweisgrund für das Alterthum der Gesänge. Das Zerlegen der Seelenkräfte, das

Aufsuchen der letzten Ursachen bei physischen Erscheinungen, welches die Dichter und Denker der neueren Zeit charakterisirt, findet sich in den Gesängen nicht. Es wäre wunderbar und unerhört, wenn ein Dichter der neueren Zeit die Beobachtungen, Einsichten und Erfahrungen seiner Zeit so ganz hätte verleugnen können.

Was der beobachtende Mensch also in seinem Inneren wahrnimmt, liebt er mit Vorgängen, Erscheinungen der Natur zusammenzustellen, zu vergleichen, und der Natur oder ihren Wirkungen dichtet er gern sein eigenes geistiges Leben an.

Ossian zeichnet sich als ein sehr aufmerksamer Beobachter der Natur und der Seele aus und Jedem, der nachfühlen kann, ist es deutlich, daß der Dichter beim Aufsuchen von Aehnlichkeiten zwischen Thätigkeiten der Seele und Erscheinuungen der Natur, an denen Andere gedankenlos vorübergehen, sich sehr glücklich fühlt.

Nehmen wir zuerst einige seiner Gleichnisse aus der Natur, welcher er das menschliche Gefühlsleben zuschreibt.

„Hast du verlassen deine blaue Bahn, goldhaariger Sohn des Himmels? Der Westen hat seine Thore geöffnet, das Bett deiner Rast ist da. Die Wellen kommen, deine Schönheit zu schauen. Sie heben empor ihre zitternden Häupter. Sie erblicken dich lieblich in deinem Schlaf, sie fahren zurück vor Furcht. Raste in deiner schattigen Höhle, Sonne! Laß deine Rückkehr in Freuden sein.“

Unsere Physiker erklären uns das Sicherheben der Wellen freilich anders, aber lieblich und voll Empfindung ist das Bild der neugierigen und von der majestätischen Schönheit des in seine schattige Höhle gehenden goldhaarigen Sohnes des Himmels geblendeten Wellen.

Ein anderes Bild der ruhigen Majestät der Sonne ist: „Wenn die Welt dunkel ist durch Ungewitter, wenn der Donner rollt und Blitze fliegen, siehst du in deiner Schönheit von deinen Wolken und lachest über den Sturm.“ Der Gedanke, daß wie die Geschlechter der Menschen, wie die riesenhaften Krieger untergehen, Alles außer der nach Loda gehenden Seele verschwinden könne, verläßt den melancholischen Dichter auch beim Anblicke der Sonne nicht. „Aber du bist vielleicht wie ich, nur für eine Zeit, deine Jahre werden ein Ende haben. Du wirst schlafen in deinen Wolken, unachtsam auf die Stimme des Morgens. Frohlocke denn, o Sonne, in der Stärke deiner Jugend! Das Alter ist düster und nicht geliebt.“

Die melancholische Stimmung, bei der sich aber Menschen von besonderer Constitution ganz wohl befinden können und die bei unserm Dichter vielleicht deswegen um so stärker hervortritt, weil er in einem Wendepunkte der Entwickelung oder Geschichte seines Volkes lebt, d. h. wo das Heroenalter zu Ende geht, diese Stimmung trägt er auch auf den Mond über. Wir haben schon oben zu einem andern Zwecke die Ansprache unsers Dichters erwähnt an die „Tochter des Himmels, deren Anmuth und Lieblichkeit die Sterne so beschämt, daß sie ihre blitzenden Augen wegwenden. „Wohin begibst du dich, Tochter des Himmels, von deinem Laufe, wenn die Dunkelheit deines Gesichtes wächst? Hast du deine Halle, wie Ossian? Wohnest du im Schatten des Kummers? Sind deine Schwestern vom Himmel gefallen? Sind sie, die sich freuten des Nachts mit dir, nicht mehr? Ja! sie fielen, schönes Licht, und du ziehest dich oft zurück zum Trauern."

So trägt Ossian seine eigenen Gefühle, die Gefühle seiner Seele auf „die Tochter des Himmels" über, so wie Naturvölker und Naturmenschen ihre eigenen Gedanken und Gefühle ihren Göttern zuschreiben. Können wir aber in solcher Auffassung die Einwirkung des forschenden, zerlegenden, abstrahirenden achtzehnten Jahrhunderts wahrnehmen? Unserm Goethe erregt der Mond auch sehr poetische Gedanken, aber sie sind sehr verschieden von den Ossian'schen:

> O könnt ich doch auf Bergeshöhen
> In deinem lieben Lichte gehen,
> Von allem Wissensqualm entladen,
> In deinem Thau gesund mich baden!

Der durch die schon aufgespeicherten Schätze vieler schaffenden und liefernden Jahrhunderte sich zu immer größeren Forderungen berechtigt glaubende Geist will in dem magischen Lichte des Mondes gleichsam das Schaffen der Natur in ihren Höhen und Tiefen erlauschen und aus den engen Schranken des Menschen herausgehend Himmel und Erde zugleich erkennen, erfassen, genießen. Ossian klagt, daß wie die mächtigen Krieger seiner großen Zeit untergingen, so auch das schöne Licht des Mondes auf immer untergehen kann, und Goethe ist mit dem den sterblichen Menschen verliehenen Wissen und Verstehen der Schöpfung nicht zufrieden. So verschieden beide Dichter in ihren Wünschen sind, so haben sie doch wieder Aehnlichkeit. Ossian beklagt das Beschränken durch das Endliche der Zeit, Goethe die Beschrän-

fung des Endlichen unsers Wissens. Ossian hätte zu einer andern Zeit auch andere Ansprüche gemacht.

Die Seele Ossian's, deren Wissensdurst noch nicht die Forderungen späterer Jahrhunderte macht, umfaßt desto liebender jede äußerlich bemerkbare Schönheit und jede Regung des Lebens in der Natur. „Halb geformt brechen die Worte meines Gesanges hervor in den Wind. So hört ein Baum im Thale die Stimme des Frühlings ringsum. Er richtet seine grünen Blätter empor nach der Sonne."

Darthula, welche von dem harten und grausamen Cairbar mit seiner Liebe gequält wird, welche aber den jungen Nathos, seinen Gegner, mit ganzer Seele liebt, ruft in ihrem Schmerze aus: „O daß ich befreit wäre von Cairbar's Liebe und daß ich mich erfreuen dürfte an Nathos' Gegenwart! Glücklich sind die Felsen von Etha, sie werden seine Schritte sehen auf der Jagd, sie werden sehen seine weiße Brust, wenn der Wind sein wallendes Haar hebt!"

Ein Gleichniß ist dies eigentlich nicht, es fehlt genau genommen die verglichene Sache, aber das liebende Mädchen beneidet die Felsen der Heimath ihres Geliebten, weil sie ihnen ihr eigenes Gefühl beilegt. Ist es also genau genommen kein Gleichniß, so ist es ein Bild, welches die Stärke der Neigung der Liebenden schildert und die Ansicht, daß die Natur mit den Menschen fühlt, beurkundet. Wenn der Süden Bäume und Flüsse mit lebendigen Wesen bevölkert, so belebt auch der nordische Dichter seine Felsen und Hügel. „Die Hügel in ihren Wolken erheben sich und sehen mit Freuden von fern den lange durch Krieg zurückgehaltenen, endlich heimkehrenden Häuptling, den sie nun wieder oft auf Jagden erblicken werden."

Ein anderes Bild, welches den Luna-Bildern des Südens nicht nachsteht, haben wir bei dem Raube Dithonens, der Geliebten des tapferen Gaul, erwähnt. Gaul war in den Kampf gezogen, Bruder und Vater hatten ebenfalls die Hallen verlassen einer auszukämpfenden Fehde wegen. Dunrommath hatte die Gelegenheit benutzt und die Häuptlingstochter geraubt, welche seine Liebe zurückgewiesen hatte. Nach beendigtem Kampfe eilt Gaul nach den längst ersehnten Hallen. „Dunkelheit wohnt um die Hallen, obgleich der Mond sein halbes Gesicht auf dem Hügel zeigt. Die Tochter der Nacht wendet ihre Augen weg, sie sieht den sich nähernden Schmerz.

Der Sohn Morni's, Gaul, ist auf der Ebene und die Halle ist leer!

Der Kreis der Bilder ist nicht groß. Dieselben Gegenstände werden aber in vielfacher Hinsicht beobachtet und verglichen. „Siehe die sich beruhigende See, der Sturm hat sich gelegt, die Wogen zittern noch über der Tiefe, sie fürchten noch immer den Sturmwind.“ Beurkunden diese Gleichnisse eine sehr poetische Auffassung der Natur, so zeigen manche derselben die besondere Gemüthsrichtung unsers Dichters. Wenn die religiösen Ansichten ein Eigenthum des Volkes genannt werden müssen, so sind die Bilder und Gleichnisse Eigenthum des Dichters. Zu den anmuthigsten Bildern gehören daher die, welche seine besondere Gemüthsstimmung, welche eine sanft melancholische ist, anzeigen. Nachdem Ossian die fühlende Trösterin seines Alters, die Geliebte seines Sohnes Oscar, durch den Tod verloren hatte, stellt der Dichter sich vor, wie sie von den Vätern in Loda empfangen wird. „Kommst du so bald,“ sagt Fingal, „Tochter des edeln Toscar? Traurigkeit wohnt in den Hallen von Lutha. Mein alter Sohn (Ossian) ist betrübt. Ich höre das Lüftchen von Cona, welches gewohnt war, deine schweren Locken zu heben. Es kommt nach der Halle, aber du bist nicht da. Seine Stimme ist klagend unter den Waffen deiner Väter. Gehe mit deinem wehenden Flügel, Lüftchen, seufze an Malvina's Grab!“

Der junge Carthon, welcher um den Fall und die Zerstörung von Balclutha zu rächen, einen Kampf begonnen hatte, wurde unwissend von seinem eigenen Vater getödtet. Der Vater starb drei Tage nach der unglücklichen That. Für den auf eine so traurige Weise gefallenen Jüngling hegt die Natur besonderes Mitgefühl. „Der Strahl des Himmels freut sich, zu scheinen auf Carthon's Grab; ich fühle, daß es warm ist ringsum.“

Diese angeführten Gleichnisse und Bilder gehören also zu den naturbelebten oder naturbelebenden. Der Sonne, dem Monde, den Wogen, dem Lüftchen wird das Gemüthsleben des Menschen beigelegt, und zwar ein um so tieferes Gemüths- oder Gefühlsleben, als die Südländer denselben Gegenständen andichteten, je tiefer das Gemüthsleben des von der äußeren Natur weniger gelockten und geschmeichelten Nordländers selbst ist. Betrachten wir nun einige Ossian'sche Gleichnisse, in welchen der geistige, handelnde und fühlende

Mensch mit belebten oder leblosen Gegenständen der Natur verglichen wird. Wir werden aber bei dem Erwähnen einiger Gleichnisse, welche sich auf Krieg, Jagd ꝛc. beziehen, deswegen nicht solche weglassen, in welchen leblosen Gegenständen menschliches Fühlen angedichtet wird. Ein Krieger z. B., dem die Zeit zu lang wird, ehe nach gepflogener Berathung das Zeichen zum Angriffe des Feindes gegeben wird, sagt: „Mein Schwert zittert an meiner Seite und sehnt sich, zu glänzen in meiner Hand.“ Das Schwert hat dieselbe Unruhe wie der junge Krieger. — Nach der durch das zitternde Schwert ausgedrückten Begierde zum Kampfe wollen wir die Schilderung des Vorrückens gegen den Feind hören. „Wie der Strom voll Schaum hervorstürzt aus der dunkelschattigen Tiefe von Cromla, wenn der Donner wandert in der Höhe und die dunkelbraune Nacht sitzt auf dem halben Hügel — durch die zerrissenen Wolken des Sturmes sehen hervor die düsteren Gesichter der Geister — so wild, so ausgedehnt, so fürchterlich stürzten hervor die Söhne von Erin. Der Häuptling, ein Wallfisch des Meeres, welchen alle seine Wogen verfolgen, goß seine Stärke aus, wie ein Strom, der seine Macht am Ufer dahinwälzt. Die Söhne Lochlins hörten das Geräusch, wie das Sausen eines Wintersturmes.“

Ein plötzlicher Aufruf an die ruhenden Krieger: „Sie erhoben sich rauschend wie Seegeflügel, wenn die Wogen es vertreiben am Ufer.“

„Siehe die Schlacht der Häuptlinge! Es ist ein Sturm des Meeres, wenn zwei Geister von weiter Ferne sich treffen und kämpfen um das Rollen der Wogen.“

„Fingal's blaue Waffen waren an dem Helden, wie eine leichte Wolke an der Sonne, wenn sie in ihrem Kleide von Nebel sich bewegt und nur halb ihre Strahlen zeigt.“

„Der Häuptling focht wie die Stärke von tausend Strömen.“

Ein kampflustiger Krieger „kommt vom Hügel wie ein Roß in seiner Stärke, welches den Bruder witternd findet in der Luft und stolz seine Mähne wirft im Winde.“

„Laßt,“ sagt Fingal zu seinen Kämpen, „laßt den dunkeln Helm sich erheben auf jedes Haupt, den Panzer seine Blitze schießen von jeder Seite.“

„Die Feinde, die tapfer gekämpft, flohen wie zwei Wolken, zwei dunkle Wolken, welche die Wagen der Geister sind.“

„Plötzlich wird der Klang erweckt auf allen ihren widertönenden Schilden." Der Klang schlief also gleichsam auf den Schilden und wurde durch die Krieger aufgeweckt. Von Starno, dem scandinavischen Könige, welcher zur Freude seines Vaters seine Schwester und ihren Geliebten ermordet und seine Tochter Agandecca, weil sie Fingal, den sie liebte, einen Mordplan entdeckt, erstochen hatte, sagt Ossian: „Morde wandern wie Schatten über seine feurige Seele."

Fingal, als Jüngling, sagt einer Menge Feinde gegenüber: „Dunkelheit befällt mich nicht vor Feinden, obgleich jugendlich in meinen Locken." Ossian schildert die äußere Erscheinung, anstatt den inneren Hergang. Mir dunkelt nicht vor dem mächtigen Feinde, sagt Ossian. Ein neuerer Dichter würde gesagt haben, „der Anblick des mächtigen Gegners kann meinen Muth nicht erschüttern." Der Verfasser des Landpredigers von Wakefield sagt bei der Schilderung der Reinheit der Seele eines Jünglings: „Die Blüthe des Baumes ist rein, aber sie kann keinen Wettstreit eingehen mit seiner Seele." Hier sind abstractere Begriffe. Die Seele wird gleichsam zerlegt. Ossian schreibt, könnte man sagen, die Natur ab, die äußere Natur. Niemand wird Ossian eine sehr geistige Richtung absprechen wollen, aber er faßt das Geistige noch auf in einer physischen Bekleidung. „Dunkel ist seine Braue und Ungewitter sind in seiner Seele," sagt er von Starno. Dies ist sicherlich nicht gesucht, sondern es ist seine natürliche Auffassung. Er fühlt, ahnet das Geistige, aber scheidet, zerlegt es noch nicht. Anstatt seinem höchsten Wesen, Cruth-Loda, Harmonie der Seele zuzuschreiben, sagt er: „Die Gefilde seiner Rast sind lieblich." Der Dichter folgt also der Entwickelung nicht bloß der Einzelnen in seiner Ausdrucksweise, sondern der Entwickelung ganzer Völker. Die Sprache, der Abdruck des geistigen Lebens der Völker, hat bei seiner Entstehung keine Bezeichnungen für rein geistige Begriffe. Sie entwickeln sich viel später, wenn auch vermittelst dieser ersten Einfassung oder Bezeichnung. Man könnte die physische Bezeichnung für etwas Geistiges als den Kern ansehen, welcher in die Erde gelegt wird und aus welchem ein neues sich entwickelt, während im Anfang die Schale des Kernes noch daran hängt. Wie aber Jugenderinnerungen nie ihren Reiz verlieren, so zieht auch diese jugendliche Anschauungs- der Darstellungsweise mächtig an.

Von den Frauen-Gleichnissen haben wir schon gesprochen, von den Armen, die, wenn das Mädchen am Ufer wandelte, weißer sich zeigten, als der Schaum der Wogen am Felsen, oder wenn sie auf der Ebene sich bewegte, an Weiße die Blume des Feldes übertrafen, die Feldblume, die „ihr weißes Köpfchen schüttelt in der Luft.“ Auch haben wir von dem Busen gesprochen, welcher gefallenem Schnee gleicht oder dem Schwane, welcher stolz daherschwimmt auf sanften Wellen des Sees. Ebenso haben wir die sanftrollenden Augen, „die Sterne von Licht“ erwähnt, welche auf Jünglinge, wenigstens im Anfange, einen verdunkelnden Einfluß ausübten. „Toscar saß verdunkelt.“ Es dunkelte ihm vor den Augen bei dem Anblick der wie Musik der Gesänge sich bewegenden Jungfrau, deren Haar schwarz war wie die Schwinge des Raben und reichlich herabfloß, deren Augen aber anzeigten, daß Edelmuth und Milde die Bewohnerinnen ihrer Seele waren.“ Ein Mädchen flieht hülfesuchend auf ein Schiff „in Dunkelheit wie ein Mondstrahl durch ein nächtliches Thal.“

Ein anderes Gleichniß haben wir aber noch nicht erwähnt und wir erwähnen es auch jetzt nicht mit sonderlicher Befriedigung. Es werden die Vollkommenheiten eines jungfräulichen Körpers geschildert und darunter aufgezählt, „sie habe Arme wie die Pfeiler in Fingal's Halle.“ Von den männlichen Augen, welche seit Jahrhunderten und auch in noch nicht lange verflossener Zeit Staub geworden sind, haben wohl die meisten zu ihrer Zeit runde weibliche Arme mit Vergnügen betrachtet, aber — wie Pfeiler — diese Stärke ist doch zu stark! Es scheint uns, dies ginge etwas über das Schönheitsmaß hinaus. Man müßte denn annehmen, daß die Pfeiler in Fingal's Halle nicht so stark gewesen und daß sie an Zierlichkeit die jonischen vielleicht noch übertroffen hätten.

Mädchenhafter und also lieblicher ist folgender Vergleich mit dem Monde. Ein Mädchen, das den Bruder in der Schlacht verloren ist zugegen, als ein Barde seine Thaten preist. Wie sie aber bemerkt, daß der Kampf geschildert werden soll, welcher sein letzter war, zieht sie sich zurück, „wie der Mond, einen Regen voraussehend, sein schönes Haupt hinter Wolken verbirgt.“ Malvina, die Geliebte Oscar's, der durch Cairbar's Dolch fiel, sagt: „Ich war ein lieblicher Baum, Oscar, in deiner Gegenwart, mit all meinen Aesten um mich, aber dein Tod kam wie ein Sturm der

Wüste und legte mein grünes Haupt nieder. Der Frühling mit seinen Schauern kam, kein Blatt erhob sich wieder."

Nachdem wir so einige Gleichnisse in Bezug auf Gegenstände der äußeren Natur, denen menschliche Empfindung zugeschrieben wird, dann die Vergleichungen menschlicher Thätigkeit, menschlichen Fühlens, mit entsprechenden Wahrnehmungen der Natur, hauptsächlich in Rücksicht auf Krieger und Frauen betrachtet haben, wollen wir einige zufügen in Bezug auf Ossian's Person oder Denkart selbst.

„Meine Seele ist voll von anderen Zeiten, die Freude meiner Jugend kehrt zurück. So erscheint die Sonne im Westen, nachdem die Schritte ihrer Pracht sich hinter einen Sturm bewegt hatten. Die grünen Hügel erheben ihre thauigen Häupter, die blauen Ströme erfreuen sich im Thale. Der alte Held kommt hervor an seinem Stabe, sein graues Haar glitzert im Sonnenstrahl." Sein Leben, die Zeit seiner kräftigsten Jahre sieht er an wie einen Sturm, — sie wurde meist in Kämpfen hingebracht. Nach der wilden Zeit tritt eine Ruhe ein, in welcher der Sänger mit stillerem Vergnügen der Vergangenheit sich erinnert.

„Unsre Jugend gleicht dem Traume des Jägers auf dem Hügel der Haide. Er schläft ein in den milden Strahlen der Sonne; er erwacht mitten in einem Sturme; der rothe Blitz fliegt ringsum, Bäume schütteln ihre Häupter nach dem Winde! Er sieht mit Freuden zurück auf den sonnigen Tag und die lieblichen Träume seiner Ruhe!"

So genußreich für den Sänger die Augenblicke sind, wo er angenehme Erinnerungen alter Zeiten zu seiner Harfe singt, so machen sie doch im Ganzen einen wehmüthigen Eindruck. „Ich blicke in die Zeiten von vormals, aber sie scheinen matt den Augen Ossian's, wie die zurückgeworfenen Strahlen des Mondes auf einem entfernten See."

Der gesangfreudige Fingal wendet sich zu seinen Barden und heißt sie den Gesang erheben. „Stimmen des widertönenden Cona!" sagte er, „Barden anderer Zeiten, in deren Seelen die blauen Schaaren unsrer Väter wieder aufstehen, schlaget die Harfe in meiner Halle und laßt mich hören den Gesang. Lieblich ist die Freude des Kummers, sie ist gleich dem Regen des Frühlings, wenn er sänftigt den Ast der Eiche und das junge Blatt sein grünes Haupt erhebt."

Die Freude des Kummers oder die Freude an überstandenen

Leiden, worunter hier die Erinnerung an die in der Schlacht gefallenen Freunde eine Hauptstelle einnimmt, charakterisirt das Volk, wie wir oben erwähnt, aber auch den Herrscher, den Anführer in Schlachten. Fingal sucht und findet seine höchsten Vergnügen nicht in Befriedigung des Ehrgeizes, der Herrschsucht. Dieses berücksichtigte wohl hauptsächlich jener Franzose aus der Zeit der Republik, wenn er sagte, Ossian erhebe vom Irdischen, weshalb General Bonaparte, welcher den Dichter sehr liebe, besonders hoch zu achten sei.

Dieser Vergleich zwischen der Erfrischung und Kräftigung des jungen Eichenblattes durch den Frühlingsregen und der durch den Gesang vergangener trauriger Ereignisse gehobenen Seele hat für Jeden sein Anziehendes, welcher nicht als Materialist nur das Sinnliche beachtet, sondern die Entwickelung der Seele oder eines selbständigen höheren geistigen Lebens für das höchste Ziel des Daseins hält. Weniger befriedigen vielleicht folgende Gleichnisse. „Das Haar des Jünglings kräuselt um den Nacken wie Nebel auf dem Hügel.“ Fülle zeigt das Bild, aber der Nebel hat etwas Zerflossenes, was die Vorstellung des jugendlich kräftigen Haarschmuckes, „der schweren Locken,“ nicht erhöhet. „Von der Seele Fingal's strömen die Thaten wie Dünste von oder vor der Sonne.“ Der Vergleich ist in der einen Hälfte prachtvoll, aber die „nebligen Dünste“ können doch auch schädlich sein. Als schädlich sein könnend will aber der Dichter Fingal's Thaten nicht angesehen wissen.

XI.

Die Gesänge.

Die ersten Gesänge bei dem Geschlechte von Selma waren wohl Loblieder auf gefallene Krieger. Dem Tode eines bedeutenden Kriegers wurde jährlich eine Erinnerungsfeierlichkeit gewidmet. An einem solchen Todtenfeste wurde nun nicht des Einzigen, welcher die nächste Veranlassung war, gedacht, sondern auch anderer Krieger und Begebenheiten, die mit dem zunächst Berücksichtigten in einem gewissen Zusammenhange standen. Ein neuer Todesfall eines Kriegers aus derselben Familie, aus demselben Stamme brachte die früheren Begegnisse in's Gedächtniß zurück. Zu der Hauptaufgabe, die sich der

Barde gestellt hatte, verhielt sich dann das von früheren Zeiten Beigefügte, wie Episoden, deren wir in jedem Gesange Ossian's finden.

So dichteten und sangen die von Ossian vielfach gepriesenen Barden. Alpin mit der tonvollen Stimme, der grauhaarige Sänger Ullin, der stattliche Ryno, „dessen Seele ein Feuerstrahl war." Bei Fingal's Festen der Schalen scheint Ullin der geachtetste Barde gewesen zu sein. Das Geschlecht von Selma, welches in Irland lebte, ergötzte sich an den Gesängen von Carril. Auch die Firbolgs hatten ihren Barden Fonar.

Ossian sang mit den Barden in den Hallen Fingal's, ließ sich auch wohl in einen Wettstreit mit ihnen ein und scheint den Sieg meist davongetragen zu haben; daher sein Name „König der Gesänge." Wenn andere Barden eine Begebenheit oder einen Helden besangen, „fügte er hinzu." Es läßt sich annehmen, daß das von Ossian Zugefügte nicht das an Gedanken und Gefühlen Unbedeutendste gewesen ist. Außer bei der festgesetzten Gedächtnißfeier für Gefallene wurden Lieder der Barden auch bei gewöhnlichen Festlichkeiten gesungen. Diese scheinen sich aber mehr auf ergreifende Vorfälle Einzelner, als auf große Thaten im Kriege zu beziehen. Zu dieser Gattung gehören die „Gesänge von Selma." Auch übernahmen mehrere Barden die Rollen der zu Besingenden und bildeten so dramatische Gedichte. Eines derselben ist „Comala."

Die uns überlieferten Gesänge stammen aber erst aus dem Greisenalter Ossian's. Seitdem er das Augenlicht verloren, war Gesang und Harfenspiel, welches ihm die Vergangenheit wieder vorzauberte, sein einziger Trost. Er sang der mitfühlenden Malvina, der Einzigen, welche durch ihre Verwandten an die große Vergangenheit erinnerte, seinen Schmerz um das Verlorene, seine Sehnsucht und seine Hoffnung. Es ist möglich, daß mancher Gesang oder mancher Theil eines Gesanges von dem Greise grade so wiederholt wurde, wie er früher gesungen worden war; die besondere Stimmung Ossian's aber, nach dem Ueberleben so vieler Gefährten, welche die Gesänge zuerst mit angehört und sich erhoben gefühlt hatten, mag wohl den Gedichten eine besondere Färbung gegeben haben.

Der Aufenthalt in der Nähe der Gräber, deren stille Bewohner einst mit ihm gewagt, sich gefreut und mit ihm gelitten hatten, ist für Ossian ein melancholisches Vergnügen. „Der Herbst ist düster auf dem Berge; grauer Nebel ruht auf den Hügeln. Man hört den

Wirbelwind auf der Haide. Dunkel rollt der Fluß durch das enge Thal. Ein Baum steht einsam auf dem Hügel und bezeichnet den schlummernden Connal. Der Wind wirbelt die Blätter und bestreut das Grab des Todten. Zuweilen lassen sich hier sehen die Geister der Abgeschiedenen, wenn einsam der sinnende Jäger schreitet über die Haide." Bilder solcher Art, wo bei einem schmerzlichen Rückblick auf das Erdenleben und seine harten Prüfungen die Nähe freier Geister beruhigt und hebt, sind der Seele unsers Sängers, wie man sieht, besonders wohlthuend. — Aehnlich ist das Bild von Comala, welche ihren Geliebten und ihren Bruder erschlagen sieht auf der Haide, wo sie ihren Salgar von der Jagd erwartet hatte und zu denen, die das Grab herrichten, sagt: „Schließt es noch nicht, ich folge bald. Warum sollte ich hier unten bleiben! Hier will ich ruhen bei meinen Freunden am Strome des tönenden Felsens. Wenn die Nacht kommt auf den Hügel, wenn die lauten Winde sich erheben, soll mein Geist stehen in dem Sturmwinde und den Tod meiner Freunde betrauern."

Diese Richtung eines melancholischen Gemüthes stammt nicht aus dem achtzehnten Jahrhundert. Melancholiker hat es da auch gegeben wie in unserm Jahrhundert, aber auch in der Melancholie oder ihrem Ausdrucke erkennt man die Richtung der Zeit.

Ein großer Plan bei Anlegung der Gedichte ist nicht bemerkbar. Die Gedichte stehen vereinzelt wie die Begebenheiten es sind, ausgenommen die Unternehmungen zum Schutz des in Irland regierenden Geschlechtes von Selma. Liegt dies aber bloß an dem Sänger oder nicht vielmehr an den darzustellenden Begebenheiten? Würden Homer's Gesänge ein so großartiges Ganzes bilden, wenn nicht Alles um Troja sich gruppirte? Kriege und Fehden aber, welche bald in Scandinavien, bald in Irland, England und Schottland geführt werden, können kein so zusammenhängendes Ganzes bilden.

Aber selbst wenn der Stoff günstiger wäre für ein großes Epos, wäre es sehr zweifelhaft, ob Ossian ihn wie Homer benutzt hätte. Die Dichtungen werden von ihm nicht einmal nach der Zeit der Begebenheiten, auch nicht als eine die andere anregend oder veranlassend eingerichtet und dargestellt. Die Stimmung des Augenblicks leitet den Sänger, eine durch Begegnisse hervorgerufene Erinnerung. „Wie die unbeständige Sonne fliegt über Larmon's grasigen Hügel, so wandern die Erzählungen von ehemals über meine Seele bei Nacht. Wenn

die Barden sich entfernt haben nach ihrem Platz, wenn die Harfen aufgehängt sind in Selma's Halle, dann kommt eine Stimme zu Ossian und erweckt seine Seele."

Das Singen ist ihm Bedürfniß. Die Gesänge sind nicht dazu eingerichtet, bei Andern großen Effect zu machen. Man sieht sehr deutlich, daß die Befriedigung des eigenen Gemüthes dem Dichter das Wichtigste war. Es fragt sich freilich, ob der Dichter oder Künstler überhaupt auf die Dauer mehr Freunde oder Verehrer findet, welcher bei seinem Dichten und Schaffen den Beifall der einer besonderen Richtung folgenden Menge mehr berücksichtigt, als die Befriedigung seiner Seele. Ein Dichter, welcher das rein menschliche Verlangen seiner Seele am höchsten achtete, gilt in allen Zeitaltern, weil in allen Zeiten neben den Sclaven der besonderen Richtung es immer noch Freie gibt, welche das Ewige im menschlichen Gemüth über die wechselnden Tagesrichtungen setzen.

Unserm Sänger von Selma ist die Poesie wirklich die Erhalterin der Jugend auch in den Jahren, wo sein Haar längst grau geworden war. „Meine Seele ist voll von anderen Zeiten und die Freude meiner Jugend kehret zurück."

Mag er am Mittag unter Eichen sitzen oder der Mond scheinen durch das Fenster seiner Ruhe „oft kommt das Gedächtniß früherer Zeiten wie die Abendsonne über seine Seele." „Das Gemurmel deiner Ströme, o Lora, bringt ihm das Gedächtniß der Vergangenheit zurück."

„Der Barde anderer Zeiten pflegt Zwiesprache mit seinen Vätern. Söhne der Jagd, bleibt stehen in der Ferne, störet nicht die Träume Ossian's."

Auf seine Erfindungskraft scheint unser Sänger nicht sehr stolz gewesen zu sein. Er stellt sich, als habe er die Gedichte im Traume bekommen. „Ich höre zu Zeiten die Geister der Barden und lerne ihren lieblichen Gesang."

Manchmal ruft die treue Begleiterin des Greises, Malvina, durch ihre Gesänge die Lust des Dichtens hervor. Es sind dann immer Begebenheiten, Stimmungen, die mit der von der Geliebten Oscar's angeregten Aehnlichkeit haben. Zuweilen gibt ein Grab, das der blinde Sänger befühlt, den Stoff des Gesanges. Der hier Begrabene erinnert ihn an Vorfälle, an den frühen Untergang dieses oder jenes Jünglings oder einer edeln Jungfrau. Auf die Zeitfolge

der Begebenheiten, welche in den verschiedenen Gedichten besungen werden, wird keine Rücksicht von dem seiner augenblicklichen Stimmung oder Anregung folgenden Sänger genommen. Der Herausgeber oder Uebersetzer Macpherson scheint diese Manier als maßgebend angesehen zu haben. Er hat auch in der Sammlung der Gesänge die Chronologie nicht oder nur wenig berücksichtigt. — Ein Zusammenhang ist nur in den beiden größeren Gedichten „Fingal“ und „Temora“ und in dem kleineren „Cath-loda.“

Begegnisse, welche dieselbe Person treffen, werden in dem einen Gedichte abgebrochen und wo man es nicht vermuthet, in einem vom ersten ganz verschiedenen Gedichte fortgesetzt. So bei Hidallan. Dieser Jüngling empfand eine heftige Leidenschaft für Comala, welche Fingal liebte. Die Leidenschaft trieb den verschmähten Jüngling, sich zu rächen. Er erzählte der Geliebten des Königs, „Fingal ist in der Schlacht gefallen“ und wird dadurch Veranlassung zu dem Tode des Mädchens. Fingal erfährt den Hergang.*)

In einem andern Gedichte finden wir Hidallan, wie er seinem alten Vater, der vor seiner Halle ausruht, begegnet. Der Vater, der ihn im Kampfe begriffen wähnt, ist erstaunt, daß der Jüngling jetzt und ohne seine Gefährten zurückkommt. Hidallan muß gestehen, daß Fingal ihn nicht mehr unter seinen Kriegern haben will. Der Greis läßt sich das Schwert seines Vaters bringen und ersticht den Jüngling auf dem Grabe seines Vaters. Von dem Zusammenhange der That Hidallan's mit den Folgen wird in dem zweiten Gedichte gar nichts erwähnt.

Die meisten Gesänge sind, wie erwähnt, an Malvina, des Sängers tröstenden Engel, gerichtet, welche oftmals mehr betrübt als erhoben wurde, denn die Gesänge mußten oft ihren geliebten, von dem werthlosen Cairbar getödteten Oscar erwähnen. Einige Gesänge sind aber, wie behauptet wird, an Missionäre gerichtet, an die „einsamen Bewohner des Felsens.“ In „der Schlacht von Lora“ heißt es: „Sohn des entfernten Landes, der in der einsamen Zelle wohnt, höre ich den Laut deines Haines oder ist es die Stimme der Gesänge? Der Waldbach war laut in meinem Ohre, aber ich hörte eine tonvolle Stimme. Preisest du die Häuptlinge deines Landes oder die Geister des Windes?“

*) Comala.

Nach unsrer Ansicht ist es doch eine etwas seltsame Beschäftigung für einen christlichen Missionär, die Geister des Windes zu besingen. Dann wäre er ja eben ein Heide, also kein Missionär, wie wir gewöhnlich es verstehen. Auch das Preisen der Häuptlinge war nicht Aufgabe der Missionäre.

Auch in einer andern Hinsicht könnte man Ossian einen Vorwurf machen. Er gibt uns über manche Dinge zu wenig Aufschluß. Wir können aus den Gesängen nicht bestimmt herausbringen, wie das Leben der Zeitgenossen Fingal's in den niederen Verhältnissen gewesen ist. Der Dichter spricht von grasigen Weiden, von Heerden, von Wild und Geflügel; aber wir hören z. B. nichts von dem Bebauen des Feldes. Sollte Ackerbau nicht getrieben worden sein? Für die Anzahl des Volkes, das zu kämpfen auszog, könnte, sollte man meinen, die Jagd auf Wild nicht durchaus hinreichend gewesen sein. Die Jagden werden als sehr ergiebig angegeben, also konnte doch nicht täglich gejagt werden. Der Reichthum an Wild wäre den Wäldern sehr bald genommen worden.

Ein Waffenschmied Luno wird genannt. Warum sollten nicht Verfertiger anderer Geräthschafte aus Metall gelebt haben? Ebenso gut konnte man den Pflug kennen. — Von der Zusammensetzung des Getränkes, welches bei dem Schalenfeste die Gemüther erhob, hören wir auch nichts.

Solche Vorwürfe könnte ein für Ackerbau, Brauerei rc. sich lebhaft interessirender Leser machen. Er könnte auch noch hinzufügen, daß Ossian zu schweigsam gewesen sei in Bezug auf die Kleidung der weißarmigen Jungfrauen. Aber die Individualität und die Stimmung des Dichters, denke ich, entschuldigen diese Mängel. Ossian's Blick ist überhaupt mehr nach Loda gerichtet, wo Cruth-Loda die himmlische Schale reicht, als nach dem, was auf der Erde Gewinn bringt. Dann „hat er die Gräber aller seiner Freunde gesehen.“ Er blickt in eine große Vergangenheit zurück, aber dem Greise sind nur die Spitzen, die Höhen beim Rückblick wichtig. Das Gewöhnliche wird übersehen.

Wichtiger wäre aber der Vorwurf über seine zuweilen allzu große Kürze. Die Begebenheiten aber, läßt sich annehmen, waren alle bekannt und Ossian brauchte nur daran zu erinnern.

Ossian sang ferner hauptsächlich zu seinem eigenen Vergnügen. Ein Dichter der neuen Zeit muß, könnte man sagen, mehr Kosmo-

polit sein, er muß die Völker als Hörer ansehen und Jedem verständlich sein.

Eine solche Kürze der Darstellung ist in dem Gedicht „Cath-Loda“ auffallend. Fingal, welcher als Jüngling nach Scandinavien, in die Nähe der Hofburg von Starno und Swaran gekommen war, hörte Nachts eine Stimme auf einem Felsen klagen. Er fand ein Mädchen in einer Höhle gefesselt, der die Bande nur erlaubten, einige Schritte vor der Höhle sich zu bewegen. Der königliche Jüngling löste die Bande, welche ihr Starno angelegt hatte. Starno's Sohn Swaran kam aber zuweilen an der Höhle vorbei und das Mädchen liebte den Sohn ihres Tyrannen. In einem bald folgenden Kampfe wird Swaran von Fingal überwunden. Am Morgen nach dem Kampfe begibt sich der Sieger wieder zu der Höhle. Das Mädchen erkennt die Waffen Swaran's und vermuthet seinen Tod. Nun schildert Ossian das neblige Loda. Am Ende der Schilderung sagt er: „Glänzend, wie ein Regenbogen auf Strömen, kam Lulan's weißbusiges Mädchen.“ Der Schmerz hatte das Leben des Mädchens geendet und sie kam zu den Wohnungen der heimgegangenen Väter. Das Sterben des Mädchens wird von Ossian aber nicht erwähnt.

In dem Gedicht „Cathlin von Clutha“ heißt es: „Duthcarmor sah die weißbusige Lanul und durchstach ihres Vaters Seite. Auf der Haide von Binsen waren meine Schritte. Er floh in der Zeit der Nacht.“ Ist ein Zusammenhang zwischen dem Sehen des Mädchens und dem Tödten ihres Vaters durch Duthcarmor? Der Beweggrund zu dem Morde fehlt ganz. Wahrscheinlich hatte der Vater dem Häuptlinge das Mädchen verweigert, oder wollte er um so sicherer das Mädchen entführen, wenn der Vater sie nicht mehr schützen konnte? „Meine Schritte,“ sagt der bei Fingal Hülfe Suchende, „waren auf der Haide.“ Der Jüngling, welcher Hülfe suchte, welcher aber die verkleidete Tochter selbst war, stellt die Sache so dar, als ob der Mörder vor einem jungen Krieger, der ihn verfolgte, in der Nacht entwischt wäre. Diese Kürze ist etwas gar zu kurz. Walter Scott würde den Hergang der Sache mehr ausgesponnen haben.

Diese Kürze aber, welche dem unangenehm sein mag, der zum erstenmal Ossian liest, halte ich aber für ein untrügliches Zeichen, daß diese Gedichte nicht im achtzehnten Jahrhundert entstanden sind. Das Publicum hätte sonst mehr berücksichtigt werden müssen und wäre mehr berücksichtigt worden. Im achtzehnten Jahrhundert verstand man

es übrigens auch schon besser, die Fülle seiner Gedanken möglichst gut zu verwerthen.

Es muß etwas seltsam erscheinen, wenn ein Kritiker unsrer Zeit behauptet, Ossian, der fast von der Erde schon scheidende und nur auf das Werthvollste der Vergangenheit achtende Geist oder seine Gedichte hätten dadurch die große Anzahl Leser gefunden, weil man in dem Sänger einen mythischen Prinzen vermuthete! Dieser mythische Prinz, welcher wegen der erwähnten Kürze seiner Darstellung und seines Ausdruckes für manche Leser etwas Unbequemes hat, ist nicht im Alter des Eroberns, des für sich Einnehmens: „Ich höre den Ruf der Jahre; sie sagen im Vorbeigehen: warum singt Ossian? Bald wird er im engen Hause liegen und kein Barde wird seinen Ruhm erheben! Rollet hin, ihr dunkelbraunen Jahre, ihr bringet keine Freude in eurem Laufe. Laßt das Grab sich öffnen für Ossian, denn seine Stärke ist dahin! Die Söhne des Gesanges sind zur Ruhe gegangen. Meine Stimme ist noch übrig wie ein einzelner Windstoß, welcher einsam saust auf einem seeumringten Felsen, nachdem der Sturm sich gelegt hat.“ Der Kritiker muß sich um die Persönlichkeit des Sängers nicht sehr angelegentlich bekümmert haben.

Ein Vorurtheilsfreier wird wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß eine solche poetische Eigenthümlichkeit nicht aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt, so wenig, als das Leben, Kämpfen und Thun des Volkes von Selma dem Wesen nach etwas Fingirtes ist.

Meiningen.

Dr. **Oswald.**

Das deutsche Präteritum nochmals.

Bereits im Jahr 1853 (Jahrgang 13, Heft 3, S. 350. 351) ist an die wahre Bedeutung des deutschen Präteritums erinnert worden; nicht mit der Meinung, etwas unerhört Neues zu sagen, sondern in wahrer Betrübniß darüber, daß die einfache Naturwahrheit und die allerhandgreiflichste Thatsache zu sehen, in dieser dunkeln Welt so gar viel Mühe macht. Da fragte ich mich, ob ich etwa selber der Irrende sei, wenn wackere Grammatiker, wie Hoffmann, Bauer u. A. noch immer des Ehrn-Clayus Meinung nachhinkten, wo sie das Präteritum erstlich Imperfectum, dann a posteriori auch Aoristus nannten, und hiernach die gesammte Syntax, wie mir schien, in die Schwebe gerieth. Weil nun aber der einfältige Blick in alle deutsche Mundarten, desgleichen der gelehrt-kritische Blick in Grimm's Grammatik mich überzeugte, daß ich nicht auf dem Irrwege sei: so war ich zwar in meinem Gewissen beruhigt, aber über das Phänomen jener Thatsache, daß viele Hundert deutsche Schulmeister das Gegentheil der Wahrheit sagen, während sie doch offen vor unser Aller Füßen liegt, keineswegs aufgeklärt. Ist es Pietät gegen lang bestandene Autorität, Flucht vor Neuerungen, Schonung der Schuljugend? fragte ich wieder. Da nun anderswo jene Pietät nicht immer stattfindet, indem jede neue Grammatik Neuerungen bringt; und da auch der Schuljugend nicht immer geschont wird, indem noch immer der leidige logische Anfang statt der plastischen bildlebenden Anschauung (wie bei Grimm) die Schüler plagen muß: so bleibe denn jene Frage ohne Antwort. Gehen wir fort zu näheren Bestimmungen, lehrhaften und wissenschaftlichen — welche beide uns aber keineswegs durch eine schwarze Bretterwand geschieden, sondern fließende Unterschiede zu haben scheinen, da alles Schulmäßig-Lehrhafte

doch auch über die Schule hinausdeutet, und nicht in der leidigen Regelhaftigkeit oder leeren Verstandesschärfung beschlossen sein soll.

Also die deutsche Sprache hat so gut wie alle wohlgeborenen Sprachen erstlich aoristische Zeitformen, d. h. unbestimmte für den Verstand, der erst später Ergänzungen bedarf und erfindet, — unmittelbare für die Anschauung, plastisch ergreifliche, tonlebendige, ohne Umschreibung in sich selbst genügende. Pelasger und Romanen sind in den zeitlichen Formen reicher begabt als Germanen.

Im Griechischen sind als plastische oder unreflectirte oder für den Verstand maßlose aoristische Zeiten vorhanden:

Aoristus 1. 2. — Futurum — Präsens. —

Einige gelehrte Forscher behaupten, die beiden Aoristen seien ursprünglich verschiedener Bedeutung; da uns hierüber keine Entscheidung zusteht, so erkennen wir sie für zweie, nehmen also vier ursprüngliche an. — Zu diesen ursprünglichen treten als abgeleitete (reflectirte) Zeitformen: Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum. — Das Futurum exactum ist im Griechischen nicht durchgeführt, und wegen der seltenen Formen des Futuri III. hier nicht herbeizuziehen.

Im Lateinischen sind ebenfalls drei Grundformen vorhanden:

Präsens — Aorist (Prefectum) — Futurum,

denen die reicher als im Griechischen gegliederte Reflexion vier abgeleitete hinzufügt: Imperfectum, Plusquamperfectum, Futurum exactum, Perfectum präsens.

Die romanischen Sprachen sind, mehr dem römischen als deutschen Einflusse folgend, ebenfalls mit drei Grundformen begabt; so zeigt das Französische présent — passé (aorist) — futur; — unter den abgeleiteten haben sie das Imperfectum und Conditionel (dem Conjunctiv und Imperativ verwandt gleichwie der griechische Optativ —) als unumschriebene, alle übrigen syntaktisch zusammengesetzt.

Die Germanen haben von jeher gleich den Semiten zwei Grundformen besessen, die nach historisch-lateinischer Terminologie Präsens und Präteritum, — oder (im Hebr.) Futurum und Präteritum heißen. Ewald hat dem hebräischen Futurum die Präsens-Bedeutung wiedergewonnen und damit der faulen Zauberei des Vav conversivum ein Ende gemacht, weil nicht das vav convertirt, sondern der Sinn aller Aoristen ein convertibler ist. Denn die

Semiten, die der Verheißung gemäß am längsten in des Vaters Hütte wohnten, haben am Ursprunge festgehalten, daher die sogenannte Gegenwart, diesen Blitz des Augenblickes, der irdisch ist und irdisch schwindet ehe man ihn gewahrt, nie in dem Maße verehrt, wie es die weltwirkenden, weltlebendigen, weltvergötternden Pelasger und Sabiner eben natürlich fanden zu thun. Also ist ihnen alle Zeitanschauung nur diese zwiefache: „Ich schaue, was vor mir ist, ich schaute, was hinter mir ist;" das ist Präsens-Futurum und Präteritum, kein Drittes. — Darum ist die doppelte Uebersetzung

Ich bin, der ich bin,
Ich werde sein, der ich sein werde. 2 Mos. 3, 14.

ganz überflüssig, weil das Hebräische nur Eines und Dasselbe sagt mit demselben Wort; dort ist kein Unterschied wie in der griechischen Rede des neuen Testaments, welches spricht: „Der da ist, der da war und der da kommen wird," *ὁ ὢν καὶ ὁ ἦν καὶ ὁ ἐρχόμενος* (Apocal. 1, 4.).

Also die semitischen Sprachen haben als Zeitausdruck nur das Vor- und Rückwärtsschauen; auch die Gegenwart ist Vorschau; den wandelbaren Augenpunkt dagegen, welchen die rundum blickenden Griechen (*Ἑλίκωπες Ἀχαιοί*) so scharf absondern von der jenseitigen Zukunft, erkennen sie nicht als so wesentlich verschieden, weil ihnen die Zeitbeweglichkeit nicht die Alles regelnde Grundanschauung ist.

Das Germanenthum steht hiernach in seiner scheinbaren Armuth dem Ursprunge näher, und ist erst langsam in die Weltbewegung der drei Zeiten von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft eingetreten, auf welche alle romanistisch gesinnten Grammatiker schwören, als sei das die einzig gedenkbare. Auch heute noch braucht ein großer Theil des Volks in Deutschland für das Futurum dieselbe Form wie Ulphila, nämlich das Präsens: „Morgen geh ich, heute scheid ich, heute wandr ich, wir sehn uns wieder, morgen Nacht bist du wieder da" — diese Formeln sind allgewohnt und beliebt; das steife vornehme „ich werde kommen" kennt die Hälfte aller Deutschen gar nicht; ik sal komen, ik wil komen braucht der Plattdeutsche nur, wenn größere Bestimmtheit einmal unerläßlich ist.

Unter allen bisher erschienenen Schulgrammatiken ist nur Eine, die von Koch, der gesunden Logik der Geschichte gefolgt, und hat das Präteritum primo loco als deutschen Aorist bezeichnet. Daß

das keine Kleinigkeit sei, sieht jeder, der den Jammer der Sytzverflechtungen, der Zeitfolge (consecutio temporum), benebst denen wunderlichen Reguln derer Schulmeister einmal an eigner Haut erfahren hat.*) Und daß auch grundgelehrten Leuten die Sache, die seit vierzig Jahren durch Jacob Grimm aufgedeckt war, noch heute ein verschlossenes Buch ist, ersieht man aus dem — übrigens geist- und inhaltreichen — Programma illustris gymnasii Gothani de a. 1856, wo durch Moriz Seyffarth pag. 4 verkündet wird, warum die Franzosen den Römern ihr passé défini entlehnt haben:

> d e e r a t tempus historicum sive a o r i s t u s dialectis g e r m a n i c i s, cujus loco i m p e r f e c t u m adhibebatur; inopiae igitur qua earum lingua laborabat, aoristo assumto bene succurrerunt —

während der historische Sachverhalt etwa folgender ist: als oder nachdem die fränkische Sprache in Westfrankreich erlosch, da überwältigte der Romanismus zugleich kirchlich und politisch das fränkische Volk; die Kirchensprache wirkte das Uebrige, und erfaßte mehr die beweglichen als die substantiellen Theile ihrer Sprache, und gestaltete das verbale Flexionssystem, als Typus aller zeitbeweglichen Gedankenformen, am frühesten und gründlichsten; denn hier ist, wie jedes Paradigma zeigt, in den G r u n d formen das Deutsche radical ausgerottet; dagegen die abgeleiteten Formen der s y n t a k t i s c h e n (sogen. relativen, mittelbaren) Tempora haben, anfangs schwankend, dann fester krystallisirt, die germanische Natur wieder empfangen, welche fast alle neuere Sprachen mit ihrem Geiste durchdrungen hat.

*) Nur ein Beispiel aus Hunderten. Warum erzähle ich Selbsterlebtes im (sogen.) Imperfectum, Nacherzähltes im Perfectum? Man lese die Schlangenwindungen des logischen Grammatismus . . . wo die einfachste Erklärung genügt: M e i n Erlebniß sage ich aus auf unmittelbare Weise, ἀορίστως: „Das Haus brannte lichterloh;" — A n d r e r Nachsage melde ich mittelbar, ὁρίστως: „Das Haus ist abgebrannt, soll abgebrannt sein."

Aurich. **E. Krüger.**

Beurteilung eines verzeichnisses in Beckers deutscher grammatik.

Es ist zwar durchaus nicht unbekannt, wie viele verstöſze gegen die historische grammatik in den logischen und philosophischen untersuchungen der Beckerschen sprachanschauung enthalten sind. Weil indessen irrtümer und mängel solcher art in der regel entweder von den hauptsachen, um die es sich handeln soll, ganz in den hintergrund gedrängt werden oder doch nur beiläufig hervortreten; so mögen auch entschiedene gegner der hier vertretenen richtung immerhin mit groſzem vergnügen den scharfsinnigen erörterungen zu folgen geneigt sein. Anders gestaltet sich der eindruck, wenn über einen lediglich auf geschichtlichem wege zu ermittelnden gegenstand auf guten glauben hin mitteilungen gemacht werden, welche genau besehn als groſzenteils ungeschichtlich sich erweisen.

In dem abschnitte über die wortbildung §. 37 (I, 92 der gröſzeren ausgabe) finden sich in alfabetischer ordnung nicht weniger als 108 „wurzelverben" verzeichnet, „von denen die alte konjugationsform noch teils im altdeutschen, teils in den verwandten germanischen sprachen, teils in der volkssprache vorhanden" sei. Eine solche zusammenstellung ist an sich überaus dankenswert und überhebt der mühe vielfältigen nachschlagens und vergleichens an stellen, wo von dergleichen dingen bis auf den grund gehandelt wird. Sie verliert aber nicht allein ihren wert sondern stiftet schaden, wenn behauptungen durchblicken, welche teils in offenbarstem widerspruche mit der geschichte sich befinden teils auf ungefälligen vermutungen beruhen. Dazu tritt, daſz, da die hohe summe von 108 nicht sowol beispiele als vielmehr eine erschöpfung aller fälle begreifen zu sollen scheint, es verwunderung erregen muſz, wenn

einige verben, deren organiſch ſtarke konjugation keinem zweifel unterliegt, ja ſich bedeutend länger erhalten hat als bei einer groſzen zahl der übrigen aufgeführten verben, durchaus mit ſtillſchweigen übergangen werden. Ich nenne (um dieſz im vorwege abzumachen): falten (prät. goth. fáifalth, mhd. vielt), malen (mhd. maln, prät. muol), von denen ſogar noch heute die part. gefalten, gemalen übrig ſind; waten (wut f. watete, wäth f. watet bei Hans Sachs); greinen (mhd. grînen, prät. grein); ſchmiegen (mhd. ſmiugen, ſmouc, geſmogen), von Grimm (gramm. I, 983) auch für das neuhochd. in anſpruch genommen; hehlen (mhd. hëln, prät. hal) mit erhaltenem ſtarken part. in dem adj. unverhohlen; gellen (prät. gal*); brennen (mhd. brinnen, prät. bran), deſſen part. gebrunnen im älteren nhd. häufig begegnet. **)

Aus dem verzeichniſſe der mit dem namen wurzelverben bezeichneten verben ſollen nunmehr zur begründung des oben ausgeſprochenen urteils ausdrücklich ſolche hervorgehoben werden, welche in der ſprache entweder geradezu als von einer vorhandenen wurzel abgeleitet nachzuweiſen ſtehn oder doch den karakter der ableitung deutlich und beſtimmt genug zur ſchau tragen; womit gleichwol keinesweges geſagt ſein ſoll, daſz allen übrigen organiſch ſtarke konjugation einzuräumen ſei.

decken, ebenſo mhd., genau entſprechend dem ahd. decchjan (dechan, faktit. zu dach: W. Wackernagel), nach gramm. II, 53 auf ein verlornes thikan (thak) etwa mit der bedeutung von tegi zurückzuführen; vgl. rikan (rak) und recchjan, mhd. u. nhd. recken.

fürchten, ahd. forhtjan, forahtjan, goth. faúrhtjan (von faúrhtei, furcht), der erſten ſchwachen konjug. angehörig. Sollte das mundartliche prät. forcht, das ſelbſt bei Uhland begegnet (er forcht ſich nit), verführt haben? Dieſz „forcht“ erklärt ſich aus furchte f. fürchtete (mhd. vorhte; vgl. geworchte v. würken).

gürten bedeutet zwar dasſelbe was goth. gaírdan, ſtimmt

*) nicht zu verwechſeln mit dem ſchwachformigen gellen, faktit. von galle, nhd. vergällen.

**) Als tranſitiv hat brennen (goth. brannjan) natürlich im prät. brante, part. gebrennet oder gebrant.

aber, worauf es hier allein ankommt, formell durchaus nicht. Von gaírdan ift ahd. kurtan mhd. gürten abgeleitet; vgl. gramm. II. 39.

haften (ahd. haftên; vgl. goth. adj. hafts, befeftigt; alfo = haft d. i. gebunden oder befeftigt fein) fcheint gleicher wurzel mit „haben“ anheimzufallen; doch f. gramm. II, 9.

jagen wird wegen des mundartlichen prät. jug aufgenommen fein, welches mit dem niederländ. (joeg, doch neben jâgde) und dän. (jôg) zufammenhangen mag, vielleicht auch und faft wahrfcheinlicher ganz felbftändig falfcher analogie (fchlug, trug) gefolgt ift. Allein kann damit alte konjugationsform behauptet werden? Auch andere verben, von denen Becker fchweigt, find auf ähnliche weife gemisbraucht worden z. b. baden (prät. bud; vgl. Grimm wörterb. I, 1072), ftecken (prät. ftak, oft bei Göthe und andern fchriftftellern), fchon im mhd. auch als intranfit. üblich.*) Ja ich ftehe nicht an, felbft das in mündlicher wie in fchriftlicher rede allbekannte und vielen fehr beliebte prät. frug (niemals gefragen ft. gefragt), dem ebenfalls die niederländ. weife (vroeg, ebenfo plattd.) zur feite fteht, im allgemeinen als verwerflich zu bezeichnen; denn fragen ift im hochd. organifch fchwach und andrer art als das goth. fraíhan (quaerere), von dem es eben herftammt (vergl. gramm. I, 887. 970).

kaufen befindet fich in gleicher lage wie das vorhergehende wort, ja durfte beinahe noch weniger hierher gerechnet werden, infofern nemlich in der tat auch nicht ein einziger der vorhandenen fowol älteren als neueren fprachzweige bei diefem verb einer anderen als der fchwachen konjug. folgt. Das anfcheinend nach analogie von laufen gebildete prät. „kief“**) fteht auf der unterften ftufe oberdeutfcher volksdialekte***).

kehren ift entweder mhd. kern (fegen) kêren (wenden); beide konjugieren fchwach. Das gramm. II, 57 unter den verlornen ftarken verben verzeichnete goth. kaíran (kar) hat ganz abweichenden begriff.

---

*) vgl. Wackernagel altd. lefeb. f. 588.

**) Weinhold über deutfche dialektforfchung f. 59 führt „kûf“ an.

***) Es folgt, dafz nicht „käuft“, fondern „kauft“ richtige form ift; wie früher, begegnet noch jetzt dialektifch „käufen.“

leben, goth. liban, stammt mit lîp von leiben (bleiben) und gehört der dritten schwachen konjug. an; vgl. gramm. II, 13.

leuchten (faktit. zu liecht: W. Wackern.) ist goth. liuhtjan, ahd. liuhtan, welches gramm. II, 50 auf ein untergegangenes liuhan (láuh) zurückgeführt wird. Verglichen mit tiuhan, thliuhan (táuh, thláuh) d. i. ziehen, fliehen, würde jenes, wenn es verblieben wäre, liehen (loh; vgl. lichterloh) gelautet haben.

schmälen kann nicht wurzelverb sein, sondern ist, wenn es nicht zu „schmal“ gehört (vgl. schmälern), als deminutivform aus schmähen (also st. schmählen) hervorgegangen.

schwitzen verhält sich zu einem verlornen ahd. svîzan prät. sveiz (vgl. gramm. I, 1034) buchstäblich wie ritzen, schlitzen zu rîzan, slîzan (prät. reiz, sleiz) d. i. reissen, schleissen. Jenes svîzan wäre goth. sveitan (sváit).

speisen ist ursprünglich sogar nicht einmal ein deutsches wort, folgt daher nach allgemeiner regel der schwachen form. Das ahd. spîsa (cibus, sumtus) entspringt aus dem mittellat. spensa f. expensa oder dispensa (ital. spesa, woher ebenfalls unser „spesen“); s. Grimm. gramm. I³, 98. Wackernagel wörterb.

suchen, mhd. suochen, goth. sôkjan leitet sich nach gramm. II, 11 auf das vorhandene starke sakan (wovon das subst. sache) zurück; vgl. mhd. ruochen, woher nhd. geruhen, von ahd. racha = sache.

wählen, goth. valjan, stammt von viljan (wollen); s. gramm. II, 28. Im mhd. sind unterschieden wellen prät. walte (wählen) und wëllen prät. wolde (wollen).

wähnen (waenen, v. wân) wird gramm. II, 55 zu einem untergegangenen vinan (van) gestellt.

wehren, mhd. wern (prät. warte), ahd. werjan, goth. varjan, mit wara = acht (vgl. wahrnehmen) verwandt, gehört nach gramm. II, 56 zum verlornen vaíran (var).

weinen, ahd. weinôn = goth. quáinôn (vgl. Grimm. gesch d. d. spr. I, 73), wird gramm. II, 13 mit angels. acvînan (tabescere) vereinigt.

wetzen, aufgenommen vielleicht, weil unter den verlornen starken verben goth. hvatan, hvôt (acuere) aufgeführt steht (gr. II, 43). Aber wie können sich formell diese beiden entsprechen? wetzen setzt vielmehr ein goth. schwaches hvatjan

voraus; vgl. netzen, ſetzen, goth. natjan, ſatjan. Wetzen verhält ſich zu was=ſcharf (daher Wahsmuot ſt. Wasmuot, jetzt misverſtanden Wachsmuth) wie netzen zu naſz.

wohnen, ahd. wonên angelſ. vunjan, dürfte ebenfalls (vgl. wähnen) von vinan ſtammen (vgl. mhd. wine, geliebter).

wünſchen deutet von ſelbſt auf ſchwache konjug., ahd. wunſkjan, natürlich vom ſubſt. wunſc. Sollte das ſcherzhafte part. „verwunſchen" irregeleitet haben? Auch bei wünſchen iſt an mhd. wine zu erinnern.

wüten mit dem ahd. ſubſt. wuot leitet ſich auf watan (prät. wuot), altnord. vada (incedere, ruere; vgl. vadere) zurück; ſ. gramm. II, 10.

zählen kann auf keine weiſe wurzelverb ſein. Im ahd. ſtammen zal und zellan, zeljan von einem geſchwundenen goth. tilan (tal); vgl. gramm. II, 54. Das nhd. zählen ſcheint unmittelbar von zahl gebildet, lautete aber der älteren ſprache gemäſz richtiger zellen, wie im mhd. (prät. zalte), womit niederd. tellen und engl. tell ſtimmen.

zünden, mhd. ebenſo, iſt ahd. zuntjan, nach gramm. II, 59 von dem untergegangenen goth. tindan (tand), ardere. Das falſche part. entzunden findet ſich bei Anaſt. Grün (vgl. v. d. Hagen German. V, 199). Nach Wackernagel gehört zünden mit zunder zu zant, zan (zahn).

Soll der verſuch angeſtellt werden, Beckers verfahren einigermaſzen zu erklären, ſo wird ſich die ganze, immer aber ſehr unvollkommene rechtfertigung auf diejenigen fälle zu beſchränken haben, in welchen einem jetzt ſchwach konjugierenden verb in alter zeit ein wenn auch keineswegs der konjugation ſo doch dem ſtamme nach entſprechendes verb gegenüberſteht. So verhalten ſich gürten, ſchwitzen, ſuchen, wüten zu gaírdan, ſveitan, ſakan, watan. Allein der groſze irrtum liegt auf der hand. Wüten z. b. iſt nicht = waten, ſondern von ihm abgeleitet; dagegen hätte, wie bereits bemerkt, waten ſelbſt erwähnt ſein ſollen. Und wie verträgt ſich ſchwitzen? ſogar ſchweiſzen, aus dem es theoretiſch hervorgeht, iſt ſchon im ahd. als ſtarkes verb nicht mehr vorhanden. Wollte Becker in ſolcher weiſe lehren, ſo hätte er noch manches andere verb hinzuziehen können; denn nicht

ſelten bietet die ſpätere zeit anſtatt des einer älteren zu gebote ſtehenden wurzelverbs bloſz die abgeleitete form, und zwar immerhin in gleicher bedeutung. Uebereinſtimmung des wortſtammes kommt ſowenig in betracht wie die der bedeutung; gleichheit der konjugationsverhältniſſe ſteht allein in frage. Welcher gedenkbare ſcheingrund aber Beckern mag veranlaſzt haben wörter wie ſchmälen, ſpeiſen unter die urſprünglichen wurzelverben zu rechnen, iſt nicht im entfernteſten zu wiſzen.

Berlin.

K. G. Andresen.

Mittheilungen aus Handschriften.

(Schluß.)

Bibl. reg. 20 A. XVII. MS. parch. 4°. XIV. saec. Roman de la Rose, enthält nach dem Romane noch folgendes Gedicht, wie es scheint, eine sotte chanson, auf:

Fol. 176
verso 1 A l'entrée de may
qu'iuers ua à declin
que ces brouetes ont
bel aler à chemin
et ces garces y saquent
qui vaiuent le trayn,
qui ne sont pas vestues
de drapz fourréz d'ermin
ainz sont es blans jupiaus
ou de canure ou de lin *)
et dūnt haut le pie
au uilain Mategrin **)
qui porte les limons
trop plus sel d'un mastin,
car se il trebuchoit
ce seroit à le fin
qu'ele auroit la loisse
au soir et au matin.
Et au soleil se tostent
et ribaut ***) et coquin
verso 2 et mainte grant truande
y repaist de papin
son petit truandel
ou Perrot ou Colin. ****)
Cil bergier s'esjoissent
contre le douz temps prin
car l'aloe qui cante †)
lor dit en son latin
dieus ou est Marions
que ne maine el Robin.

---

*) = chanvre.

**) cf. les 23 Manières de Vilains: Archevilains et Mategrins et primatoires et vilains porchins et vilains kienins et vilains tubes et doubles tubes etc.

***) Zuerst in gutem Sinne s. Pasquier 750. Le Grand 2. 45. Tristan 3793 Hagen Glossar.; dann in schlechtem s. Meon 3. 285. Patelin 84; so rebawdry bei Chaucer Merchants 2. tale 517, der auch im Romaunt of the Rose: „Roi des Ribauds" (über welchen nachzusehen Sauval Antiquit. XIV. 26) Kinge of Harlotes übersetzte.

****) Außer diesen sind die Namen Robin und Guiot in den Pastorellen häufig.

†) = alouette.

Et à ces bonnes uiles
joines clerc et meschin, *)
ayment ces damoyseles
de fin cuer sanz engin
et puis s'y a maint home
qui tout ce met à fin
en amer à la foiz
la fame à son uoisin.
Seigneur à icel temps
Persant e Barbarin **)
177r°.1 Indien e Grejois
e Coustan e Hermin
e tout cil de Sezile
e Lombartz e Poiteuin,
Prouinchal, Toulousain
Gascoing e Limosin
estoient sont rengié
es mareis danesin (?)
moult pres d'une cité
que soient Sarrazin. ***)
D'autre part furent trait
Caldain Esclauerin,
Aufriquois e Brandain
qui moult aiment hutin ****)
Alemant, Bourgueignon
et cil d'outre le Rin
et Piquart e Franchois,
Normant e Angeuin.
la poussiez voir
maint prince palasin
et maint roy et maint conte,
en ce pas ne deuin,
et maint bel cheualier
estrait de gentil lin †)

---

*) Mesquin nach Ampère 341 aus dem arab. meskin (cf. pobres sam e mezquinhos Resende Canc. 1. 181) kommt für einen jungen Mann vor: Meon 2. 114, G. d'Orange 2. 1219, Roman des 7 Sages 439, wie meschine neben dem Sinne einer Dienerin auch den allgemeineren „junges Mädchen" hat: Lai du Corn 388. Meon I. 401; III. 472: la meschinette et ses maris und 7 Sages 1484: serez graile comme meschine.

**) Persant sind Heiden, so zusammen mit Sarazins (G. d'Orange 2. 633), Turc et Arabi Beduin et P. bei Fauchet 94; Sarrazin, Persan et Esclers (Meon 3. 63); Persan, Almican e Escler (Horn 4853) und Barbarin, Pincenard et Lentiz, Turcople e Almican (id. 3. 80). Im Aspremont sind Mors, Indois, Amoraines, Linciferois. Gavaudan-Senhors. 2701. sagt: Totz los alcauis a mandatz (el rey de Marroc) Masmutz Maurs Gotz e Barbaris... Gregois gilt oft für heidnisch, s. Theseus de Cologne cf. en parole gregeise les Sarazins parlent (Guy de Bourgogne. MS. Harlej. 527. Fol. 14 v.) Image du monde MS. Paris 7534. Fol. 177 v. 2: car ancoi furent sarrazin com cil qui furent ains le tans Jhesu Crist plus de CCC ans, si furent tout lor liure en griu... und 198 v. 3: on aprent les usages des clergies qu'en latin sont, griu e sarrasin qui les ont en Arrabie ou en grigois... Hermin hängt wohl mit Armenien zusammen, cf. tant bele n'auoit dusques en Erminie (Garin Monglene 41. v. 1.). cf. Ermonie als heidnisches Land in Bevis of Hamtoun. Edinburgh 38. Brunetto Latini Tresor MS. 7066. Fol. 58. Eufrates naist en Hermenie. v. 44 etc. theilt Südfrankreich in 5 Theile.

***) S. meine Beiträge a. S. 8 Note.

****) Hängt wohl zusammen mit hu levé Fierabras 1281, noisee tfiere hueison id. 4292, le cri e la huce Alischauz 37. Romvart cf. hues and cryes Percy 259.

†) cf. de put lin Alischanz 328 neben linhage (Agolant 141).

Et les dames estoient
haut el palais marbrin
assises as fenestres
d'ennui les chiés enclin *)
les II oz regardoient
ou il ot grant tintin
de tabours e de trompes,
de maint cor yuorin **)
177r°. 2 dont cascune y alloit
son frere ou son cousin
ou son loial ami
qu'el amoit de cuer fin.
s'eles furent dolentes
droiz ert par St. Martin.
Lasse, dist la royne,
maint enfant arsenin
seront de ceste guerre
ci à cruel defin;
ainz ne fu tels damages
puis le temps roy Pepin.
les II oz s'approchoient
touz pleins de fel couuin
ou il ot mainte lance
de fraisne e de sapin
maint hyaume e maint haubers
et maint branc acerin ***)
et mainte couuerture
de paile alexandrin. ****)
Jou qui touz seus estoie
desouz un aubespin
vi entre les II oz
venir un pelerin
qui touz les apaisa
de plain henap de uin.

Wir setzen aus MS. 1989 noch zwei ihrer Formen wegen interessante Lieder her, welche ohne Namen des Verfassers LXXVIII. und LXXIX. stehn:

1.

Kar egusse or mil mars de fin argent
et altretant de fin or e de rons
et si auguez prou avoine e froment
bos e vaches ferettes e moutons
e chascun jor c. livres por despendre
e for chastel ou me poguez deffendre
tal que neguns non me poguez forcar
e s'auguez port d'ague douce e de mar.

---

*) = chef, caput, cf. Meon 4. 381 li chief me dielt.

**) = d'ivoire.

***) cf. branz forbis d'acier G. d'Orange 1514, brac (Violette 3788), broine (Aleschanz 2040), brant altdeutsch, s. Haupt Zeitschrift IV. 333, my brand Excalibar bei Tennyson morte d'Arthur.

****) Paile G. d'Orange 3. 661, palio ne siglaton Dodo de Mayence 77; pallio Ruodlieb. 3. 79, purple nor pall Percy 144, Knyght cladde in palle (Earl of Toulouse 702), pfelle Tristan 662; paile d'Aumarie: Roland XXVIII. pailes des meillors d'outre mer id. XXX, palie alexandrin id. 34, galazin id. 210.

Et eu auguez autretant de bon sen
e de mesure com out Salemons
e si fesez mos faix alegrement
e trobast mon leial toute sai son
large e mestant obstant ... (?)
e si poguez prou donar e prou rendre
si que de mei non se poguez blasmar
en ma colpe chivaleir ni juglar.

Et eu aguez donne ki fut valens
bone e bele ob avinanz facon
e chascun jor mil chevaliers montanz
ki fussent la ou en annes ni son
ben atornaz si com save entendre
e trobissen a comprar et a vendre
ne granz aveirs on me poguez sobrar
ne ren faillir que sabissen aurar.

Von etwas späterer Hand folgt dann noch:

Eu vodroie estre empereire au pais
... e toz li mons
feist ma volenteit, fuise
asi biaz com Asalonz
fut ja et vevisse mil ans an grant santeit
e totes dames si feisent mon greit
dont ja negus nes an poisse blamar
et en la fin au paradis andair.

(Aehnliche sottes chansons enthält der Codex Bodlejan. Douce 308, welcher eine große Collection von nach Gattungen geordneten zum Theil wichtigen Liedern ist.)

2.

A l'entrade del tens clar, eya,
per joie recomencar, eya,
e per jalous irritar, eya,
vol la regine mostrar
k'ele est si amorouse
:,: a laui — a lauie jalous
lassaz nos, lassaz nos ballar
entre nos, entre nos. :,:

Ele a fait per tot mandar, eya,
non sie jusqu'à la mar, eya,
pucele ni bachelar, eya,
que tuit non venguent dancar
en la dance joiouse. :,:

Lo reis vient d'autre part, eya,
per la dance destorbar, eya,
que il est en cremetar, eya,
que on ne li vuelle emblar
la regine aurillouse. :,:

Mais per neient lo vol far, eya,
k'ele n'a soing de viellart, eya,
mais d'un legeir bachelar, eya,
ki ben sache solacar
la donne savorouse. :,:

Qui donc la veist dancar, eya,
e son gent cors deportar, eya,
ben puist dire de vertat, eya,
k'el mont non sie sa par
la regine joiouse. :,:

Conflicte in der Ehe waren oft die natürlichen Folgen der von den Trouveres besungenen Liebesverhältnisse; so finden wir im MS. Douce 308. Fol. 197 r. 1 folgende Ballade:

Porcoi me bait mes maris laisette.
je ne li ai riens mesfait
ne riens ne li ai mesdit fors c'acolleir
mon amin soulete.
Et c'il ne mi lait dureir
ne bone uie meneir
je lou ferai cous clameir
acertes.
or sai bien que je ferai
e coment m'an uangerai,
avec mon amin geirai
nuete. *)

---

*) So singt eine Dame in einer Pastorelle des Richart de Semilli (7222.[2] Fol. 168): L'autrier tout seul cheuauchoie, „Dame qui a mal mari s'el fet ami ne fet pas à blasmer," und befolgt diese Regel auf die Aufforderung des sie mit ma douce suer anredenden Dichters.

Porcoi me bait mes maris laisette.
je ne li ai riens mesfait
ne riens ne li ai mesdit fors c'acolleir
mon amin soulete.

Aehnlich ist id. 207:

Ne mi bateis mies maleuroz maris,
vos ne m'avez pas norrie.
L'autrier par une anjornée
chiuachoie mon chamin.
novelette mariée
trovai les un gal foilli,
batue de son mari,
si en ot lou cuer doulant
et por ceu aloit dixant
cest motet par anradie:
Ne mi bateis mies maleuroz maris,
Vos ne m'avez pas norrie.

Hier tröstet der Sänger sie wie gewöhnlich in dergleichen Liedern; in einer andern Ballade aber Fol. 197 schließt der Gatte, indem er die eine ungeziemende Rache versprechende Frau schlägt und sagt:

or rancomance ton chant
et deus me dont dolor grant
ce je bien ne te chastie.

Dieser delicate Punkt wird im MS. paris. 7222.[2] Fol. 277.[1] sogar in einer Tenzone zwischen Mahui de Gant und Henri behandelt, in der Villain d'Arras und Hermenfroi als Richter auftreten:

Mahiez jugiez se une dame amoie
et de moi de cuer entierement,
liquex seroit plus en mon greuement
ou ce que je por li batuz seroie
de ma fame devant li en present
ou que batu por moi vilainement
de son mari devant moi la verroie.

Ein trauriges Bild dieser Zustände entwirft uns Folquet de Lunel (MS. 2701. 139 recto 3. E nom del paire) zu Ende des XIII. Jahrhunderts. (Das Gedicht ist zu Ende datirt 1284.)

Tant es aquest segle farsitz de gens dezordenadas
qu'engana molhers e maritz tan c'aussis l'us l'autr'embadas.
mas las molhers enganairis can son dels drutz emprenhadas,
fan entendre las trichairis, de lars maritz son cargadas
e cujon auer escarnitz lurs maritz las desastradas,
cant an perdutz lurs esperitz e remanon enganadas
per jouensels enfoletitz e mays per sels c'an clergadas.

Im MS. Douce 139. 4°. XIII. findet sich nach mancherlei anderen in einem Codex zusammengeschriebenen Sachen Fol. 148 folgendes von einem der drei Sprachen Kundigen verfaßte Sinngedicht:

Amor est quaedam mentis insania
que vagum hominem ducit per devia.
Sitit delicias et bibit tristia,
crebris doloribus commiscens gaudia.

Amur est une pensée enragée
Ke tardif humme meyne per veie deueye,
ke a soyf de delites e ne beyt ke tristesces
o od souens dolurs medle sa tristesce.

Loue is a selland worenesse
that the idel mon ledeth in wildernesse,
that thurstet of wilful ..... and drinket sorwenesse
and with som ful sorwes menget his blithnesse.

Demselben MS. entnehmen wir eine chanson notée eigenthümlicher Versification aus Fol. 170ᵛ, wo sie in der von uns beibehaltenen Weise geschrieben ist:

Au queer ay un maus ke my destreynt souent.
Amours mout naufre d'un dart si cruelment
ke joe ne purroye vivere lungement,
si de ma dolur n'avoy aleggement,
kar ayet de moy merci, dame an cors gent
ke ausi ay joe de vos joye cum joe vos aym de quer loyaument.

Ja ne mi repentiray de amer pur maus mas ke joe puse endurer.
ey dame au vis cleer, mout m'en plest vostre gent cors à remirer,
kar en vos sunt mis tut my pensers ne ja ne quer mun quer ouster,
si vos pri ke de moy vos voylle remembrer, kar joe ne vos purroye ublier.

Joliettement my teent li maus d'amer joliettement,
ma tres douce dame a ki m'en suy doné, joliettement mi teent li maus d'amer.
jeo vos serviray de fin quer sauns fauser ben e loyaument. joliettement mi teent li maus d'amer joliettement.

MS. Bodlejan. 3904. cod. Fairfax 24. 8°. velin. XIV. saec. enthält nach dem Ende von Robert von Gloucester's Gedichten auf Seite 15—18 eine unvollständige Uebertragung des im MS. Lambeth. library 412. XV. s. 4°. membr. Fol. 116[b] copirten lateinischen Schriftchens de 9 filiabus diaboli et quibus eas elocaverit unter folgendem lateinischen Titel: Iste tractatus dicitur de maritagio novem filiarum diaboli. Qualiter ipse diabolus dedit unamquamque filiam suam gentibus diversimodis prout alia declarabitur lingua materia subsequenti.

Li deable se vout marier,
mauveisté prist à sa moiller
e cele pout il prendre sanz blame,
car au tieu seignor autiele dame.
il la pout bien exposer
sans doute à desparager.
de ceste 9 filles engendra
e diversement les marya,
les 8 as diverses genz
pur en trestre ses parenz,
mais la neofime fille à nul ne dona,
mais estre comune la comaunda
as clers e as religious,
as lays et as autres tuz.

Im weiteren Verlaufe dieses von dem bei Michel Chanson des Saxons préface LXXI. aus MS. 6985 Fol. 292 mitgetheilten Gedichte li mariages des filles au diable*) ganz verschiedenen Poems erzählt der Dichter, wie Symonia den Prelaten, Ypocrisya den Geistlichen zufällt; die von der dritten, vierten und siebenten Tochter handelnden Stücke fehlen, Tricherie wird den Kaufleuten,

*) cf. Jubinal Contes. Paris 1839. I. 283, der dasselbe Stück vollständig gibt, und wo symonie, desloiautés, ypocrisie, roterie, tricherie, faintise, usure, orguex, luxure verheirathet werden.

Sacrilege den Laien angetraut; die achte Tochter ist Prunksucht und es heißt 17 v°:

Mais ore aproche vers la fyn
le prophecie que dist Merlyn *).
il dist que apres la soen tens
femmes ressembleront serpens
e ceo dist par les lungges kuwes,
qu'ore trainent par les rues. **)
Quant une dame vait par la rue,
si meuz ne trait à lui sa kuwe,
tote la rue enfumera
de la poudre qu'ele movera
si que aveoglys seront sanz doute
quantque suieront la route.
Encore vos diray de lur testes, ***)
dont ces dames font grant festes.
la teste sera si fort liée
cum si ele fust tut arragée.
des koeuere chefs et des treszurs,
des guymples e des autres hidours ****)
de la face ne say que en die,
mais que chascune ressemble espie,
car la face e le frount
si tres fort mouces seront
que nul ne porra par son visage
conuistre sa juventé ne son age,
e plus coustera donc ces riche attour
que tote la robe son seignor.

Es folgt eine höchstens durch ihre Unzartheit an den sinnigen so überaus reizenden Refrain in Villon's Liede des femmes du temps jadis, „mais où sont les neiges d'antan?" erinnernde Auseinandersetzung, daß alles Putzen dem Tode keinen Einhalt thue.

---

*) Die unter diesem Namen gehenden Prophezeiungen handelten besonders von der destruction d'Angleterre. S. z. B. Deschamps 29.

**) cf. ähnliches Urtheil bei Pinkerton ancient scotish poems II. 184.

***) cf. Jubinal Jongleurs 87 le dit des Cornetes gegen diese überladene Haartracht und in Fabliaux et Contes I. 287: com cerf ramu vont par les rues en bourriaus, en fars, en sambues usent et metent lor jouvente; id. 2. 174.

****) Mit hideux oder to hide zusammenzustellen?

Où sont ore li quissins de or,
où est tut li autre tresor?
tut passa en un poy de houre,
quant la mort lur currust sure.
lur chambre n'est ore guaires large
ne lur curtine samyt ne sarge.
. . . .
les verms roungent ore la teste,
or ja demenoit si grant feste
qui veit ore rien de lur char tendre
fors vers, caroyne, poudre e cendre.

Mitten in der Erzählung von der neunten Tochter Lecherie bricht das Gedicht unvollständig ab mit den Worten:

Ceste fille ad tant des fillettes,
tant des braunches et des braunchettes.

Unter den anciennes poésies des MS. der Bibliothèque de l'Arsenal Belles Lettres 119. II. 25 findet sich eine nette chançon poiteuine, die originell ist, über deren Alter ich mir aber kein Urtheil erlaube.
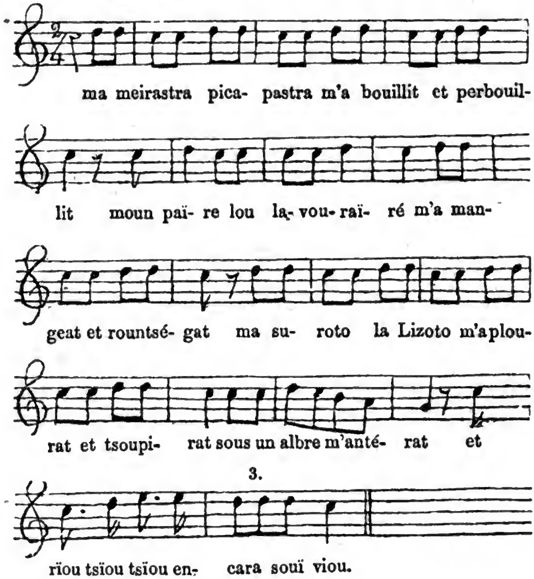
Dres iau matin quand jo m'esveuille,
j'ouvre la goule avant les oils
et j'ai recours à ma bouteuille
qui me rend le teint si vermoils.
„Si n'ai do vin à ma foi jo endêve,
„il m'est avis que mon poure cuer chiet,
„quand jo ne bei que de l'éve.“

Ma bouteille ale est ma mignonne,
ale fait bentot cheu que jo veux:
jo la debouche et la taponne,
puis jo li met mon deit au creux.
Si n'ai....

L'eve peurit et le vin brule,
il vaut meu bruler que perir,
il ne sert de ren qu'on recule
pisque nous faut tartous morir.
Si n'ai....

Unter den Liedern, welche für die im Auftrage der französischen Regierung vorzunehmende Sammlung französischer Volkslieder eingesandt sind, befindet sich auch das Original des von den Gebrüdern Grimm in den Noten zum Mährchen vom Machandelboom mitgetheilten Volksliedes (Band III, 78), überliefert durch Herrn Autran, Communallehrer in Uzès (Gard). Wir geben es nebst einer

möglichst genauen französischen Uebersetzung und der höchst einfachen Musik, welche ein Zeugniß für das Alter des von Goethe im Faust benutzten Volksliedes ablegt.



ma meïrastra,	ma marâtre,
Picapastra,	pique pâtre, (frappe berger?)
M'a boulît,	m'a bouilli
E perboulit;	et rebouilli;
Moun païré	mon père
Lou lavouraïré	le laboureur
M'a mangeat	ma mangé;
E rountsegat;	et rongé
Ma suroto,	ma sœurette (petite sœur.)
La Lizoto,	la Lizette,
Ma plourat	m'a pleuré
E tsoupirat.	et soupiré;
Tsous un albré m'anterat.	Sous un arbre elle m'a enterré
E rïou! tsïou! tsïou!	Et riou! tsiou! tsiou!
Encara souï vïou!	Je suis encore en vie.

C. Sachs.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag von Dr. Heinrich Pröhle. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1857.

Diese neueste kleine Schrift (sie zählt 31 S. 8.) Pröhle's unterscheidet sich in der Methode wesentlich von allen früheren desselben Verf., welche wir in diesen Blättern zu besprechen Gelegenheit hatten. Der Sammelfleiß war zur Methode geworden, welche Herrn Pröhle aus der Natur der Volksdichtung in das Culturgebiet der Literaturgeschichte folgte. So gab die in Archiv Bd. XXI. S. 60 ff. besprochnen Monographie über G. A. Bürger ihren Stoff noch fast unberührt, nur je nach der Gelegenheit zu Bürgers Person, oder zu seinen Gedichten in Beziehung gesetzt. Umgekehrt fehlt in dem vorgenannten Schriftchen die stoffliche Natur ganz, es begnügt sich mit der Gruppirung der namhaftesten Kriegsdichter, hier um den preußischen Grenadier, dort um Theodor Körner, und mit der Bloßlegung der Lebensnerven, mit welchen dieselben in ihrer Zeit und den dieselbe bewegenden Ideen und Gesinnungen wurzelten. Als geschichtliche Träger dieser Ideen und Gesinnungen werden Friedrich der Große und die Königin Luise hingestellt; oder die letzte wenigstens als Vermittlerin zwischen diesen Ideen und den Sängern und darum als Tonangeberin, der wir die Zartheit, Innigkeit, Melodie, mit einem Wort: das weibliche Element in den Liedern des Freiheitskrieges verdanken. Von Friedrich dem Großen ist ein derartiger Einfluß auf die Form jener Lieder deshalb nicht zu erwarten, weil er zu der Form der deutschen Literatur eben keine Beziehung hatte, sondern nur selbst ihr lebensvollster Inhalt ward.

Aus dieser Fremdheit zwischen Form und Inhalt, aus dieser Ferne zwischen dem Sänger und seinem Gegenstand, die nur eine ungetheilte Bewunderung, nicht aber diese zutrauliche bis in's Privatleben des Königshauses eindringende Liebe zuließ, erklärt sich zuvörderst die fremde Odenform der Ramler'schen Kriegsmuse. Nun ist aber Friedrich seinen Soldaten und den naiven Bestandtheilen seines Volks gegenüber populär, wie kaum ein anderer König; nicht bloß als Held, nein auch als Mensch, als Landesvater ist er dem Volksgeiste und Gemüthe überall gegenwärtig. Darum ist es natürlich, daß er auch im Volksliederton gefeiert ist.

Mittelst dieses Ueberganges gelangt der Verf. zu den Kriegsliedern von einem Grenadier, deren Volksthümlichkeit meiner Ansicht nach allerdings nicht bloß in der von Lessing gerühmten Aehnlichkeit mit unsern alten historischen Volksliedern besteht, sondern auch in dem treffenden Ausdruck der populären Vorstellung von dem „Vater Friedrich," welche wir bei dem Liede nach der Schlacht bei Collin nicht übersehen dürfen, wenn wir in Lessing's Urtheil einstimmen, daß der Verf. sich vortrefflich aus dem Handel gezogen habe.

Neben dem Vater Friedrich finden wir oft den „Menschenfreund" Friedrich in diesen Liedern, eine Bezeichnung, welche nicht sowohl jener Zeit, als Gleim und jener philanthropischen Richtung überhaupt angehört. Bei Uz, bei der Karschin und wahrscheinlich bei vielen Andern aus jener Zeit, bei welchen ich es grade jetzt nicht mit Augen sehe, ist der Ausdruck nicht minder häufig, und Ewald von Kleist sagt in seinem Geburtsliede charakteristisch genug:

— Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt;
Auch ist sie selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit
Und Menschenlieb' und Edelmuth
Wirkt Freud' und Freude nur ist Glück.

Man wird diese Menschenliebe oder Menschenfreundschaft als den durch Hinzutritt des jener Zeit eigenen Kosmopolitismus erweiterten Freundschaftscultus bezeichnen dürfen, der seiner Zeit in diesen Kreisen ganz besonders heimisch war.

Nun lese ich in dem letzterschienenen Hefte des Archivs (Bd. XXI, 2. und 3. Heft, S. 136 ff.): „Auch Gleim wußte, daß es sich hier um die heiligsten Güter einer Nation, um die politische und religiöse Freiheit und um die Cultur und Civilisation handelte. Hierüber kann bei dem, welcher die Grenadierlieder kennt, nicht der geringste Zweifel obwalten, da der Dichter grade diese nationalen Gesichtspunkte mit allem Nachdruck hervorhebt. Gleim betrachtet nämlich hier die Verschwörung der katholischen Mächte gegen den protestantischen Norden unter dem Bilde einer Auflehnung wider Gott selbst, wie er hinwiederum den Sieg unsers Gottes preist u. s. w." Wenn wir das dem Herrn Dr. E. Niemeyer, denn er ist der Urheber vorstehender Worte, glauben könnten, würden wir unsre Aeußerung über Gleim's kosmopolitisch-humane Richtung zurückbehalten, weil unsrer Ansicht nach „fromme Begeisterung und religiöser Enthusiasmus," mit dieser unvereinbar sind. Mag daher das von der politischen Freiheit, von Cultur und Civilisation Gesagte zu Recht bestehen bleiben, aber den preußischen Grenadier, d. h. den Vater Gleim zum religiösen Enthusiasten machen wollen, heißt doch wahrlich ein leeres Rubrum in dem Schema seiner Vorzüge besetzen müssen. Wer macht sich aber auch erst das Schema und sucht dann die Erfüllung? Das ist zumal in geschichtlichen Dingen ein übles Verfahren, und in die Geschichte greift es ein, wenn Herr E. Niemeyer sagt, der religiöse Enthusiasmus habe einen großen Antheil an der todesmuthigen Tapferkeit der Preußen gehabt. Es gibt bedauerlich viel Menschen, welche in der Geschichte besser bewandert sind, als ich, und Herr Niemeyer gehört ohne Zweifel zu ihnen, da hätte er sich durch sein Schema nicht sollen verführen lassen, so evidente Irrthümer in die Welt zu schicken, daß Leute wie ich, sie ihm vorhalten müssen.

Nennte man mir Gleim einen Enthusiasten gegen allen religiösen Enthusiasmus, so würde ich das, vom Ausdruck abgesehen, aus ungedruckten Briefen desselben über Lavater zur Genüge bestätigen können. Aber es bedarf dessen nicht, denn mag auch noch Vieles über Gleim in's Klare zu bringen sein, seine religiöse Ansicht ist ebenso wenig zweifelhaft, als sie leicht zu ergründen ist. Ich denke, Gleim würde Faust's Glaubensbekenntniß:

„Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will Niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben,"

insoweit unterschrieben haben, als das Gefühl nicht krankhaft und die Kirche nicht unduldsam, feindselig ist. Man lese seinen Halladat und nenne dann seinen Glauben Deismus, oder Rationalismus, oder noch anders, einen confessionellen Namen kann man ihm nicht geben, weil er sich in der Allgemeinheit über den Confessionen hält. Darum nun fehlt ihm jeder Gegensatz und wegen dieses Mangels am Negativen der Enthusiasmus, der nicht die einfache Position, sondern nur die Negation des Negativen, d. h. der Sieg oder das Siegesbewußtsein über das Andersglauben sein kann.

Aber Herr Niemeyer hat seine Behauptung mit Stellen aus den Grenadierliedern belegt:

Zwar sind ihrer viel;
Fast billig ist ihr Spott!
Allein wär' ihrer noch so viel,
So schlag' ich sie mit Gott!

diese Strophe mag immerhin „an Luther's glaubensstarke Zuversicht in höchster Noth erinnern," denn was heißt das mehr, als: ein großer, gewaltiger Mann gegenüber einer Uebermacht von Feinden erinnert an den andern, der sich in derselben Lage befindet, d. h. die Situation ist einigermaßen ähnlich, aber eben nur einigermaßen, denn es macht einen Unterschied, ob man in gedachter Situation spricht: „Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders!" oder:

„Allein wär' ihrer noch so viel,
So schlag' ich sie mit Gott!"

es ist ein Unterschied, ob man sich gläubig Gott anheimstellt, oder hoffend „den Alten da oben" zum Bundesgenossen anruft. So ist es auch ein Unterschied, ob man für die evangelische Wahrheit zeugt, oder für sein Recht eintritt. Darum kann man auch bei den Versen:

Denn was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl?

nicht, wie Herr Niemeyer will, des protestantischen (National)liedes „Ein feste Burg ist unser Gott" gedenken, denn Gleim's „unser Gott" und Luther's „unser Gott" sind gerade so unterschieden, wie die gerechte Sache und die evangelische Wahrheit, grade so unterschieden wie ihre Gegensätze „Theresia und Brühl" auf der einen und „der alte böse Feind" auf der andern Seite. War doch Brühl selbst ursprünglich Protestant und erst aus irdischen Rücksichten zum Katholicismus übergetreten, also mit diesem confessionellen Indifferentismus ganz ungeeignet als ein Hauptkämpfer gegen das evangelische Glaubensprincip aufgestellt zu werden. Gleim's „unser Gott" ist im Halladat der Gott aller Geschöpfe, also der Allerschaffer und Allerhalter. Weiter ist er der Gott der Seher Gottes, d. h. der Weisen, welche Gott in seinen Absichten erkennen und unterstützen, d. h. das Gute und das Rechte thun; und so ist „unser Gott" in den Kriegsliedern der Gott, der mit der gerechten Sache geht und ihr den Sieg verleiht. „Victoria! mit uns ist Gott" heißt es im Siegesliede nach der Schlacht bei Prag, und auf den preußischen Thalern steht „Gott mit uns," das ist das Thema der ganzen Religion in den Kriegsliedern. Nach der Schlacht bei Lissa heißt es:

Seht, Brüder, Gott hat Sieg verlieh'n
Dem Rechte, nicht der Macht.

und vor der Schlacht bei Prag:

Denn diesen bösen Krieg
Hast du (der Feind) geboren, drum ist Gott
Mit uns und gibt uns Sieg!

Vgl. noch im Liede an die Kaiserin-Königin die 4. Strophe. Aber es ist nicht eben vom historischen oder politischen Rechte die Rede, sondern vom Rechte des Genies, der moralischen Kraft gegenüber der physischen Macht.

Warum verschmähn in stolzer Pracht
Der Erde Fürsten mich!
Verlassen sich auf ihre Macht,
Stehn wider Friederich?
Sind seiner großen Seele feind
Von mir in ihn gelegt?

So fragt in dem Liede nach der Schlacht bei Lissa Gott; wenn also von einer Auflehnung gegen Gott die Rede sein soll, so lasse Herr Niemeyer die Bezeichnung der Confession wenigstens weg und begnüge sich, diese Auflehnung darin zu finden, daß die neidhafte Welt den großen Mann als einen Liebling des Himmels nicht anerkennen will. Denn so erst kommt die Theologie der Kriegslieder in das rechte Verhältniß zu deren übrigen Gesichtspunkten, welche Herr Niemeyer weiter entwickelt. Die Verfechtung der Freiheit Deutschlands gegen das „stolze

Wien“ und die Verflechtung der Humanität und Civilisation sind die nothwendigen Momente dieser Gottbeliebtheit, weil sie die Pfeiler des Rechtes sind, welches Gleim seinem Helden vindicirt. Und nur der Kampf gegen die Barbarei der Panduren verschafft im Siegesliede nach der Schlacht bei Prag dem Pommer und dem Märker das ehrende Attribut des rechten Christenmuthes, aus dem Herr Niemeyer seinen Schluß auf religiösen Enthusiasmus wagt. Dieser Christenmuth ist aber im Wesentlichen nichts Anderes, als der Heroismus des Culturmenschen, wie ihn Lessing im Anfang seines Laokoon dem Heroismus des Barbaren entgegenstellt.

Die Frage über den Autor der anonym erschienenen Kriegslieder eines Grenadiers nehmen Pröhle und Niemeyer für erledigt an, wie sie auch nicht anders angenommen werden kann. Doch nehme ich hier die Gelegenheit wahr, einen Brief Gleim's an Benzler mitzutheilen, der nicht bloß jeden Zweifel hebt, sondern auch beweist, wie sehr sich Gleim, und noch in seinem höheren Alter in dieser Verkappung gefiel. Der Brief ist vom 8. August des Jahres 1785 aus Pyrmont datirt, wo Gleim sich des Bades wegen aufhielt, und lautet:

„Am 5. gab der Bischof einen Anbiß oder Etwas zum Anbiß, ein Gouté nennt man's, auf dem Königsberge; der preußische Grenadier war dabei, der Prinz von Waldeck sagte zu dem Grenadier, der König hätte hier gestanden; immer allein, es hätte sein Herr Vater von Weitem Leute nachgeschickt, Achtung zu geben auf ihn, daß ihm nichts Unangenehmes begegnen möchte, man hätte Lauben gemacht, Stühle hingesetzt, allein diesem wäre der König ausgewichen, wär immer allein gegangen und am meisten stillgestanden auf diesem Berge; hätte vermuthlich manchen Plan gemacht auf diesem Berge. Hat man zum Andenken keine —säule*) gesetzt auf diesen Berg? Noch nicht, antwortete der Prinz, mein Bruder, der Fürst, wird aber eine setzen lassen. Und nichts als dieses darauf: Friedrichsberg 1740, denn mich dünkt, in diesem Jahre war der König hier, versetzte der Grenadier und der Prinz war seiner Meinung; der Grenadier ging hinter einen Baum und schrieb in seine Tafel:

Was einst auf dir, du Berg, mein großer Friedrich dachte,
Das Alles hat er nun beinahe schon gethan.
Sein liebster Berg warst du, auf dir stand er und dachte**)
Zu seinem Leben seinen Plan.

gab's dem Prinzen zu lesen, sagend, es wären Gedanken des Prinzen.“

Man müßte sehr eigensinnig sein, wenn man nach diesem einzigen Zeugniß die Identität Gleim's mit dem Grenadier nicht zugeben wollte, weil die 3. Person treulich beibehalten wird. Aber solch ein äußeres Zeugniß war überhaupt nicht mehr nöthig, interessant ist indessen die Identität so innerlich bezeugt zu sehen. Denn wir haben hier nicht bloß den versificirenden Gleim, sondern vollständig den versificirenden Grenadier, der, wie früher nach Kleist's Schlachtberichten, so hier nach des Prinzen Erzählung, ja nach seinen Gedanken und Worten hastig greift, um sie hineinzuweben in die poetische Verherrlichung seines Helden.

Pröhle findet in dieser „unverwüstlichen Reimlust“ Gleim's einen Beweis für „bedeutendes Talent“; ich möchte den Ausdruck nicht unterschreiben, denn ich erkenne wenig mehr als Virtuosität. Gleim's Dichten ist ziemlich durchweg Versemachen, sein poetischer Drang Thätigkeitstrieb, dieser stets sich versuchende, bald tändelnde, bald ordnende Thätigkeitstrieb, dessen Ausübung man in manchen Gegenden „basteln“***) nennt. Dieser Trieb ist nicht tiefer begründet, es fehlt an

*) Der erste Theil des Wortes ist unleserlich, vielleicht „Standsäule“ oder „Schausäule.“

**) Vielleicht ein Schreibfehler für „machte“, obwohl Gleim jenen Reimfehler zu lieben scheint.

***) Ohne Zweifel verdorben aus „bosseln“ = kleinliche Verrichtungen thun. S. Conr. Schwenck „Goethe's Werke. Erklärungen S. 119.“ —

kräftigen, tiefem Gemüthe, als an dem Grund und Boden, in dessen Schooße das empfangene Saamenkorn sich frei zum Gedichte gestaltet, bis es in Versen hervorbricht. Gleim's Subjectivität ist eine äußerliche, abstracte, sie bleibt dem Object gegenüber und dichtet, ohne sich mit diesem im Gemüthe vermählt zu haben. Darum fast nirgend etwas Neues, Selbstgeschaffenes, sondern Versificationen, Nachbildungen und, wo er dem schaffenden Dichter am nächsten steht, neue Combinationen vorhandener Gedanken, ausgesprochener Empfindungen und Einfälle. Letzteres läßt sich am besten auf dem anakreontischen Gebiete erkennen, das überhaupt als der Tummelplatz der Combinationspoesie betrachtet werden kann, weil es in engen Grenzen einen sehr bestimmten Schatz von Gegenständen enthält, welche theils durch ihre unmittelbare Beziehung zum Leben, theils durch ihre Symbolik, theils durch frühere Cultivirung eine unendliche Menge von Motiven darbieten, die sich durch bloße Combinationen gewinnen lassen. Aehnlich steht es um die schaffende Thätigkeit bei der Fabel, nur daß hier die Probe für die Richtigkeit der combinatorischen Procedur in einer allgemeinen und darum ernsthaften Moral, dort in einer Pointe oder einer nur subjectiv und momentan wahren Moral gegeben wird, mit der man es so ernst nicht nehmen darf.

Wenn unter solcher „Bastelei" dann die Grenadierlieder erscheinen, so wird durch diese Folie das Urtheil begreiflich, welches ein Lessing und ein Herder über sie gefällt haben. Fast darf man sagen: zum ersten Male zeigt sich Gleim's Muse nicht bloß mit einem würdigen, sondern zeitgemäßen Gegenstande, mit dem Helden des Jahrhunderts, beschäftigt, von Bewunderung desselben gehoben und von Patriotismus erwärmt. Letzterer ist es, durch welchen Gleim endlich einmal aus dem Flackerfeuer tändelnder Jugendfreundschaften zu einer nachhaltigen Gluth gelangt. Dabei ist aber nicht zu verkennen, daß aus der Kälte jenes andern Affects, der Bewunderung, manche frostige Passage in die Lieder gekommen ist, welche mehr als Rodomontade des aus der Ferne bewundernden Spießbürgers, denn als Aeußerung des mitkämpfenden Grenadiers erscheint.

Was kannst du Tolpatsch und Pandur,
Soldat und Officier!
Was kannst du? Fliehen kannst du nur,
Und siegen können wir.

Und in diesem Ton weiter. So spricht meiner Ansicht nach nur der, welcher im Vollgenuß des Friedens sich die Sonn- und Feiertage mit der Bewunderung ferner Kriegsthaten würzt. Der Grenadier, der die Kriegsarbeit mitgethan hatte, hätte nicht so gesprochen, weil er nicht so empfinden konnte in der frischen Erinnerung an die überstandenen Gefahren und Mühen und in der nahen Aussicht auf Erneuerung derselben mit ungewissem Ausgang. Dazu ist das Volksgemüth zu vorsichtig fromm, zu voll von jenem Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht; der Choral von Luther, denk' ich, bestätigt meinen Satz. Mit Recht hat Scherenberg denselben sowohl vor wie nach der Schlacht hervorgehoben.*)

Ueber das Metrum der Grenadierlieder gibt Pröhle den nöthigen Hinweis auf Klopstock's Ode an Heinrich den Vogler, die früher an Friedrich gerichtet war. Aber Gleim hat von dieser nicht bloß das Metrum im Sinne, sondern er hat das ganze Gedicht vor Augen gehabt, davon tragen grade die beiden zuerst erschienenen Lieder deutliche Spuren. Heißt es bei Klopstock:

Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher;

so singt Gleim nach:

Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.

---

*) Sie spotteten nicht der Feinde, sie dachten keinen Spott,
Sie sangen zur Feldmusik ein Stück vom frommen Gott ꝛc.

Auch sonst dürften sich Aehnlichkeiten finden; indessen liegt mir nur noch daran, in dem ersten Grenadierliede die geschmacklose und von Lessing verworfene Lesart zu erklären:

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Merseburger Bier
Soll dann verschmähet sein.

denn so wenig klopstockisch das klingt, so ist doch diese Art der Antithese schwerlich anders zu erklären, als aus der Situation in Klopstock's Gedichte, wo jene ungleich treffender gewesen sein würde. Läßt Uhland den Herzog Naimis von Baierland nach großer Mühe und Erhitzung ausrufen: Hui, baierisch Bier ein guter Schluck Sollt mir gar trefflich munden! so wird damit eben der Baier schlagend gekennzeichnet; was soll aber hier das Merseburger Bier, da es ohne Zweifel auch andere berühmte Biere im occupirten Sachsenlande gab,*) so daß sich die Begriffe Sächsisches Bier und Merseburger Bier nicht decken. Ich denke, der Ungar ist Merseburgs wegen und Merseburg des Ungarn wegen und beides ist Klopstock's wegen gewählt.

Klopstock's Ode erschien unter der Ueberschrift „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase," das dem Dichter aus dem englischen Zuschauer bekannt geworden war. Ihn auf der Nachahmung eines wirklichen Volkstones zu betreffen, mag wunderbar erscheinen, aber gewiß nicht, daß auch so kein volksmäßiges Lied aus seiner Feder gekommen ist. Mehr hat man sich gewundert, daß auch die Lieder Gleim's, der dem Volke näher stand, trotzdem, daß sie zeitig in Musik gesetzt und an die Regimenter verschickt wurden, von den Soldaten nie gesungen sind. Doch auch dafür sind von Anderen innere und äußere Gründe genug angeführt; ich will dieselben nur um einen vermehren, der mir in Gleim's Handhabung des Rhythmus und des Metrums, von dem ich grade spreche, zu liegen scheint. Ich will meine Behauptung gleich in concreto an einem der kürzesten Lieder beweisen. Der Schlachtgesang vor dem Treffen bei Collin hebt an:

Seht, wie sie, die Geschlagene,
Noch trotzig Rache glühn!
Da stehn! nicht zittern, denken: Geh,
Geh, Preuße, doch nach Wien.

Wenige Verse mögen so schlechten Rhythmus haben, als der erste und dritte, und keiner sich so schlecht singen lassen, als eben dieser dritte. Wer es weiß, welche Opfer das Volkslied der Singbarkeit bringt, der kann einen Vers nicht mit vier gleichmäßigen Keulenschlägen und drei Pausen ausfüllen wollen. Der Bauer in der Scheune drischt melodischer als dieser Vers geht. Gleim's Sprache ist, wie Pröhle richtig bemerkt, klopstockisirend; die Wendung „Rache glühn" mag als Probe gelten, nicht minder jener zerstückelte Vers, denn so musikalisch Klopstock's Empfindung und Darstellung ist, so wenig melodisch ist oft seine Sprache. Das Volkslied aber hat so gut wie gar keine Interpunction innerhalb seiner Verse, das gilt vom neuesten wie vom ältesten, vom Soldatenlied wie von den anderen. Es ist nicht nöthig, zum Beweise dessen auf die Soldatenlieder zu verweisen, die aus dem siebenjährigen Kriege sich, und zum Theil noch im Munde unsrer heutigen Soldaten, erhalten haben, denn es hängt mit der Natur unsrer späteren Volksdichtung selbst zusammen, d. h. mit ihrer Neigung zum Reim und zwar zum wirklichen musikalischen Reim. Dieser Reim ist nicht bloß das Ende, er ist die Vollendung des Accentverses, und eine solche kann nur erreicht werden durch ungestörte Wirkung des qualitativen Princips. Ohne diese fehlt die Vollendung, fehlt also auch die Krone der Vollendung. Die Glocke tönt nicht, wenn sie nicht

*) Daß auch im Studentenliede das Merseburger Bier eine vorzügliche Erwähnung fand: „Wenn's nur voll Merseburger wär," wird aus der Nähe der Universitätsstadt zu erklären sein.

richtig angeschlagen wird. Nun kommt aber durch starke Interpunctionen, d. h. durch Pausen offenbar ein quantitatives Element in den Vers, das diesen aufhebt. Der Quantitätsvers kann sich die Pause zu nutze machen, indem er sie als zweite mora einer kurzen Sylbe zuschlägt, was im Wesentlichen nichts Anderes ist, als eine Position, während im Accentvers die Sylbe dadurch ebenso wenig an Gewicht gewinnt, als ein Scheffel und ein Centner eine Summe geben, oder, um näher bei der Sache zu bleiben, als sich unsre inneren Erfahrungen mit unsern Stunden addiren lassen. Andrerseits kann der Quantitätsvers die Pause verdecken, indem er die vorhergehende Sylbe verkürzt und so die Pause übertragen läßt. Die Erleichterung der Sylbe im Accentvers würde keineswegs dieselbe Wirkung haben, die Verkürzung aber würde den Vers zum Quantitätsverse machen, indem sie den Wechsel des Leichten und Schweren ebenso durch ein quantitatives Moment unterbräche, wie es die Pause selbst thut. Der Quantitätsvers hat seine Wahrheit und Vollendung in seinem stolzen, gemessenen Gange selbst, der Accentvers hat sie wesentlich im Reim, und die Sehnsucht nach dieser Vollendung belebt und beflügelt seinen Gang, darum kann er nicht unterbrochen werden ohne ein Gefühl des Mißbehagens, der Nichtbefriedigung zu hinterlassen, das dem Reime störend entgegentritt. „Geschlagene" und „Geh" in der angeführten Strophe Gleim's sind völlig so gute, oder so schlechte Reime, wie „See" und „Agnese", und doch wie anders klingt das bekannte:

Es wollt ein Wassermann freien gahn
Von der Burg bis an die See
Des Königs Tochter von Engelland,
Die schöne Agnese.

Trotzdem finden wir die Reimblüthe des Verses in dem nämlichen Liedchen Gleim's noch einmal so abgerissen, oder so angeflickt und darum so klanglos in:

Sie wollen, hunderttausend Mann,
Uns überwinden; Ha!

und noch geschmackloser im Siegesliede nach der Schlacht bei Roßbach:

„Auf ihren Bäuchen lagen sie
Und baten Leben. Ha!

Diese Reimflickerei, welche sich mit geringer Modification vielfach wiederholt, verräth eine durchaus äußerliche Auffassung des Reims, eine Auffassung, in welcher der Reim als ein architektonischer Zierrath, als ein Schnitzwerk erscheint, das hinzugethan, ebenso gut weggelassen werden kann. Aber bequem ist eine solche Auffassung, denn da unsre Ausrufe die ganze Tonleiter der Vocale besetzen, so würde man sich in den meisten Fällen, zumal bei vocalischen Auslauten mit einem Ah! oder Ha!, einem Eh! oder He!, einem Ei! oder Hei!, einem Ih! oder Hi! rc. behelfen können.

Ich will hieran noch zwei Bemerkungen knüpfen, 1) daß der Reim bloßer Vocalausgänge kein vollkommener Reim ist; 2) daß Ausrufe sich überhaupt zu Reimen nicht empfehlen.

ad. 1. Der Reim nackter Vocalausgänge ist Assonanz, weil ihm die Consonanz fehlt. Das Tönende des Reims ist da, aber nicht das Klingende, d. h. die Schwingungen des Schalls werden nicht aufgenommen, nicht weiter getragen. Das Metall ist da, aber es ist nicht zur Glocke, nicht zur Saite geformt und darum spröde, gleichgültig, ohne erschlossene Innerlichkeit. Ich will bei dem Bilde stehen bleiben: der Vocal ist das rohe Metall, er gehört, wie dieses, völlig der Natur an, denn auch der Thierlaut ist nicht ohne Vocal, d. h. nicht ohne eine Lautstufe, auf der er in's Gehör tritt. Das rohe Metall muß die Wirkungen des Geistes empfangen, d. h. es muß geformt werden, wenn der in ihm schlummernde Klang frei werden soll. Der Vocal wird mit dem Geiste geschwängert durch die Consonanten, welche das drastische in der Sprache und die symbola des Begriffes sind. Ohne Begriff kein Reim, denn der Reim ist eben der Vorgang,

daß der Begriff zum Klange, also nicht mehr mit dem Verstande, sondern mit dem Gefühl erfaßt wird. Man wird z. B. diese tändelnden Schnörkel, mittelst deren sich manche Lieder in eine bloße allgemeine Stimmung aufzulösen pflegen, diese „Vivallera“, diese „la la la“ u. s. w. nicht in den Reim stellen dürfen, weil sie, ohne einen Begriff zu umschließen, nur die Gelegenheit bilden, jene Stimmung austönen zu lassen, wie sich das am leichtesten im Jodeln erkennen läßt. Diese Schnörkel haben durchaus vocalische Natur, und zwar herrscht in ihnen durchgängig das „a“, das oft auch allein so erscheint, als der vollste Laut, der mit geöffnetem Munde, und darum aus voller Brust gesungen wird. Nichtsdestoweniger ist grade wegen dieser Offenheit das „a“ der sprödeste Laut für den bloß vocalischen Reim. Wegen seiner Offenheit und Breite fehlt ihm die Tiefe und darum ein gewisser Nachhall. Dazu kommt, daß das „a“ der Urvocal ist, von dem die andern abgelautet scheinen. Wegen dieser Allgemeinheit nähert sich das „a“ am wenigsten dem Begriff, weil es, in seiner allseitigen Mitte, am wenigsten charakterisirt. Die übrigen Vocale sind Specificationen dieses Vocals an und für sich, und diese Specificationen gehen hervor durch den Hinzutritt einer Art von Consonanz, insofern sie nur durch Einwirkung der Sprachorgane auf den (vollen) Brustton geschehen. Ich berufe mich hier auf die Modificationen, welche sich im Niederdeutschen und Englischen das „a“ (und auch andere Vocale) durch Verschlingung eines folgenden Consonanten zuzieht.

Verhält sich alles dies so, so muß zugegeben werden, daß Sylben mit offenem „a“ sich weniger gut reimen, als consonantisch geschlossene, ja als offene Sylben mit modificirtem Vocal, die eben nie so völlig offen sind, als jene. Demgemäß erinnere ich mich aus der Volksdichtung augenblicklich keines Reims auf „a“, während es kaum möglich ist auch nur einige Volkslieder zu kennen, ohne ein „Ruh und zu“ ein „Schnee und Klee, und weh, und nimmermeh, und ade u. s. w.“ im Ohr behalten zu haben. Wollte ich nun auch zugeben, was ich indessen so ohne Weiteres nicht thue, daß der A-Reim so häufig wäre wie diese, so bleibt immer soviel gewiß, daß der A-Reim nicht so im Ohre bleibt, d. h. weniger musikalisch, d. h. weniger Reim ist.

Das ist nun freilich gar nicht nach G. A. Bürger's Sinne gesprochen, der in seinem Hübnerus redivivus über zwei Drittheil unsrer „e“ ein Pereat ausruft, „weil vor diesen fast gar keine musikalische Sonorität aufkommen könne.“ Wenn er denn weiter unsrer Sprache gegenüber die italienische als ein Muster schöner Sonorität aufstellt, so erinnert er uns an Wieland, der in seinen späteren Jahren auch in der italienischen Sprache alles das erreicht fand, was er der unsern wünschte. Das ist nun das Urtheil der Sinnlichkeit, welche die Sprache überhaupt und den Reim insbesondere nur von der körperlichen, der vocalischen Seite faßt, wie denn Bürger kurz vor der berührten Stelle Reime wie: ächzen, krächzen; schärft, werft; nichts, Gesichts als „nicht wohlklingend und unangenehm zu hören“ verwirft. Wer wollte an einer Sprache die sinnliche Schönheit gering achten! aber das Wesen der deutschen Sprache heißt es verkennen, wenn man ihre Schönheit nur nach der Vocalisation mißt und ihr zu Erhöhung der Reimfähigkeit volltönende Biegungsendungen wünscht. (S. was ich in diesen Blättern XIII, S. 458 über diesen Gegenstand gesagt habe.)

ad 2. Das Vorstehende trifft insofern auf die Ausrufe zu, als diese wesentlich und ursprünglich Vocale sind und ihr Grundthema der Urvocal „a“ ist. Die gemeinsame Wurzel aller Ausrufe ist die Verwunderung, d. h. das plötzliche Eindringen von etwas Neuem in das Bewußtsein oder Gefühl. Schmerz und Freude u. s. w. müssen überraschen, oder, so sie schon vorhanden sind, neu auffluthen, wenn sie Ausrufe erzeugen sollen. Die Verwunderung aber hat den Mund offen und die lautliche Darstellung des offnen Mundes ist eben das „a“. Der offne Mund wird aber lächerlich, wenn er nicht Folge hat, denn wie er selbst nach einem neuen Begriffe schnappt, der zunächst sich nur als plötzliche Empfindung aufgedrängt hat, so verlangt man, daß dieses Schnappen befriedigt, daß die Empfindung zum Bewußtsein und dieses zur Sprache werde. Daraus folgt, daß der Ausruf im Anfange des Satzes und in der Dichtung im Anfange des Verses stehen muß.

Also nicht: „Sie wollen, hunderttausend Mann, uns überwinden. Ha!“ sondern: Ha! Sie wollen, hunderttausend Mann, uns überwinden.

Machen sich die Empfindungslaute von diesem Gesetz der Proklisis frei, so dehnen sie sich zum Zeichen, daß der überraschende Eindruck zur Continuität wird, der Schrei sich dem Seufzen, Heulen, Aechzen oder auch dem Jauchzen nähert. So füllen bei den griechischen Tragikern wenige ἆ oder ἰού den Raum eines Trimeters und Lessing im Laokoon erklärt aus der Dehnung solcher Rufe die scheinbare Kürze des dritten Actes im sophokleischen Philoktet. Das sind dann nicht mehr die unselbständigen Laute, sondern sie sind eine Art Ganzes, weil sie in Intensität und allmäligem Verhallen einen Unterschied der Momente und eine Fortbewegung derselben enthalten. Dieses nach- und verhallende Ende, das im Hauche erstirbt, wird zur Consonanz in den Hauchlauten, besonders in „ch“, wie in „ach“, „juch“, oder in „h“, wie in „oh“, während man das Proklitikon „o“, z. B. in „o weh“, ohne „h“ schreibt.

Mit diesen wunderlichen Betrachtungen hätte ich mich nun weit genug von Gleim's Grenadierliedern entfernt, um die fernere Reihe von Kriegsdichtern in Herrn Pröhle's Vortrage zu verfolgen; aber doch muß ich mich noch einmal nach jenen umwenden, und auf eine Inconsequenz in den Ueberschriften aufmerksam machen. Ich meine den Wechsel der Ausdrücke „Gesang“ und „Lied“, und würde denselben einer besonderen Beachtung nicht für werth achten, wenn ich nicht wegen der Sorgfalt, mit welcher Gleim dergleichen Externa behandelte, glauben müßte, daß dieser scheinbaren Inconsequenz eine bestimmte Ansicht von dem Unterschiede zwischen Gesang und Lied zum Grunde läge, wie Klopstock zu jener Zeit in der Einleitung zu seinen geistlichen Liedern*) wenigstens für dieses Gebiet einen solchen feststellte. Die Lieder vor der Schlacht oder zur Eröffnung des Feldzuges nennt Gleim Schlachtgesänge mit einziger Ausnahme des „Herausforderungsliedes“ vor der Schlacht bei Roßbach. Alle übrigen heißen Lieder, meist Siegeslieder. Klopstock verlangt von geistlichen Gesängen mehr lyrischen Schwung und größere Kürze als von den verwandten Liedern. Die letztere finden wir auch in Gleim's Gesängen; aber das ist natürlich, weil die vorstellende Erwartung vor der Schlacht nimmermehr die Breite und wirkliche Entfaltung der thatsächlichen Wirklichkeit haben kann, welche die Siegeslieder ausführen. Ein Unterschied im Ton aber läßt sich nicht erkennen, ja es möchte nicht schwer sein, z. B. den Schlachtgesang vor der Schlacht bei Prag in ein Siegeslied zu verwandeln, man müßte nur das herrschende Präsens in das erzählende Tempus umsetzen. Dachte sich aber Gleim nicht trotzdem die Stimmung vor der Schlacht feierlicher als nach derselben und nannte deshalb die Lieder vorher mit einem seit Klopstock sehr gangbaren Namen Schlachtgesänge? Ich möchte es deshalb glauben, weil er allein vor der Schlacht bei Roßbach, die sich überhaupt nur einer spöttischen Behandlung von ihm zu erfreuen hat, von dieser Gewohnheit abweicht, und doch würde Herausforderungsgesang nicht schlechter klingen als Herausforderungslied. Auch ist „Schlachtlied“, obwohl ein schwerfälliger Spondäus, und zwar schwerfälliger als das Wort „Kriegslied“, kein ungebräuchliches Wort, wie Lessing in einem seiner Briefe an Gleim (Lachm. XII, S. 108) aus Morhof's Unterricht zur deutschen Sprache und Poesie bezeugen mag.

Gleim nimmt sich vor, der Horaz Friedrich's zu werden,**) und früher hatte er ausgesprochen: „Wenn ich nicht der Curtius unsers Alexander sein soll, so will ich doch sein Homer sein.“ Man darf nicht erschrecken vor den Vergleichungen, zu denen er damit herauszufordern scheint; nicht als ob Gleim je einen solchen Namen verdienen könnte, sondern weil es die Größe seines Helden ist, welche ihm solche Namen aufzwängt. Ist sein Held ein Augustus oder ein mit dem Achilleus wetteifernder Alexander, so konnte er, ohne aus dem gelehrten Bilde zu fallen,

*) Klopstock's geistliche Lieder erschienen allerdings erst unter der Jahreszahl 1758; doch fragt Lessing schon am 2. October 1757 Gleimen um sein Urtheil über dieselben. S. Lachmann XII, S. 99.

**) Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges 1756.

keine andren Namen nennen, als Horaz und Homer. Und wer einen großen Helden besingen will, mag sich selbst nicht zu klein machen, damit er sich nicht von vorn herein alle Berechtigung abschneidet; ja wir müssen vielmehr selbst von dem mittelmäßigsten Dichter, oder, noch allgemeiner zu reden, von jedem Menschen, welcher frei dichtet, verlangen, daß er, während er dichtet, d. h. auf der Stelle und in dem Momente, wo er Dichter ist, sich jedem andern Dichter gleichberechtigt fühle. Das ist „der kühne, selige Muth", den das Dichten hat und den es gibt, und ohne welchen alles Dichten ängstliche Nachahmung ist. Bescheidenheit ist mit diesem Muth nicht bloß vereinbar, nein, sie ist ein Moment, eine Stütze desselben, insofern sie als eine Linie der Schönheit das Innere würdiger macht, herausgestaltet zu werden. Sie ist die Markscheide, welche jene Stelle, jenen Moment begrenzt, also daß subjective und objective Berechtigung, Stimmung und Genius nicht verwechselt werden.

Daß eine solche Verwechslung früher mit Theodor Körner getrieben ist, ist bekannt, muß aber wieder erinnert werden, weil man neuerdings in der Polemik gegen ungerechte Beurtheilungen Körner's geneigt scheint, in der Gerechtigkeit wieder zu viel zu thun. Körner ist der Mann der poetischen Stimmung; daß er schnell und daß er fast immer dichten konnte, darf uns nicht irre machen, er ist darum doch nicht immer Dichter, nicht Genie. Denn es fehlt ihm das, was ich eben Bescheidenheit genannt habe und was ich hier, um Körner's Namen nicht zu beleidigen, anders nennen möchte; es fehlt ihm die Kraft, dem dichterischen Impuls gegenüber sich zu bescheiden, an sich zu halten mit den Motiven, bis sie selbst hervordringen, bis sie abfallen, in sich gereift und vollendet. Darum ist Körner in Leyer und Schwert der deutlichste Ausdruck jener Zeit, weil die Stimmung der Zeit am unmittelbarsten durch ihn hindurch floß, oder weil die Stimmung der Zeit ihn trug, und er zu jung war, um sie tief in sich zu tragen und zu verarbeiten. Er gab sich hin an das Ideal der Zeit, anstatt sich seinerseits mit demselben zu setzen und abzufinden, und diese Hingabe war so ganz rückhaltslos, daß auch seine äußere Persönlichkeit mit einbegriffen war. Die poetischen Anlässe seiner ersten Jugendzeit machten ihn zum Sänger mit der Guitarre, die er der Geige vorzog;*) der Freiheitskampf machte ihn zum Helden, als welcher er in unzähligen Wendungen die Leyer mit dem Schwerte verband und den poesievollen Heldentod für's Vaterland ahnte und fand. Der Dichter, der sich selbst zum Träger und Darsteller seiner Ideen machte, der Dichter trieb den Krieger in den Tod. Das wird auch von F. v. Kleist gelten; über beider Tod gibt Pröhle mit lobenswerther Vorsicht das Urtheil ab: „Ja, sie suchten den Tod für's Vaterland, denn sie gingen ihm nie auch nur einen Finger breit aus dem Wege. Sie suchten ihn, denn in ihren Gedichten finden sich im Voraus die ergreifendsten Andeutungen desselben, und doch waren sie keine Seher, sondern nur brave Krieger, welche nichts vorauszusehen vermochten, als daß sie in einem vielleicht gesteigerten Grade ihre Schuldigkeit thun würden. Ueberhaupt aber ist es mißlich, an einem kostbaren Geschenke zu mäkeln, das dem Vaterlande nur von seinen freiesten und reichbegabtesten Söhnen dargebracht werden kann." Das Wort „Geschenk" scheint anzudeuten, daß auch Pröhle eine größere Geflissentlichkeit in den Toden beider anerkennt, als er sich den Schein geben möchte; denn man muß dergleichen dem Vaterlande nicht schenken wollen, sondern warten bis Gott und Vaterland es fordern. Dann zahlt man seine Schuldigkeit, welche durch einen „gesteigerten Grad" eher verfehlt als erfüllt wird. Dieser gesteigerte Grad datirt aber aus der poetisch idealen, oder aus der schwärmerischen Auffassung der Pflichten eines Vaterlandsvertheidigers; d. h. Kleist wie Körner gingen als Dichter in den Kampf, wo sie nur Krieger hätten sein sollen. Darum glaube ich nicht, wie Pröhle es glaubt, daß Lessing in seinem Briefe an Gleim (Lachmann XII, S. 136) „das erhabenste Lobgedicht auf den todten Freund" machen wollte, wenn er sagt: „Er hatte schon drei, vier Wunden. Warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleineren Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen."

*) Vgl. seine Biographie.

Der Ausspruch wird vielmehr zum Theil auf den Unmuth des Schmerzes, zum Theil aber darauf zu schieben sein, daß Lessing, der den Begriff des Vaterlandes ernst und tief genug gefaßt hatte, jede Sucht, sich für's Vaterland zu opfern, als einen immerhin tragischen Irrthum ansah, wie er einen solchen im Philotas darstellte, der im Jahre 1759 zum ersten Male gedruckt wurde. Denn Lessing wußte wie Einer, zu unterscheiden zwischen Dichtung und Leben, und nicht ohne Grund hat er seinem Philotas einen antiken Anstrich gegeben, so sehr er sonst die Beobachtung deutscher Nationalität im Drama durch seine Kritik förderte und forderte.

Daß Pröhle G. Herwegh erwähnt, dem Körner mit dem Gedichte „Durch" für eine ganze Reihe seiner Poesieen Ton und Haltung gegeben, gereicht dem Tode Körner's, also seiner Person, nicht aber seiner Dichtung zum Vortheil. Herwegh's Beispiel beweist, daß dieser Ton und diese Haltung keine Gewähr für die Gesinnung sind, und, da diese Poesie doch lediglich Gesinnungspoesie ist, daß Ton und Haltung in einer wesenlosen und darum unwahren Form bestehen. Diese unwahre Form hat Körnern in den Tod gerissen; er glaubte an sie, so wurde sie für ihn wahr, und sein Schicksal tragisch, weil es die Büßung eines großen, edlen Irrthums ist. Herwegh glaubte keineswegs seine Dichtungen bewähren zu müssen, er verkroch sich und stellte lieber seine Muse in ihrer ganzen Blöße dar.

Einen Gegensatz gegen die Allgemeinheit und Selbständigkeit der Form in den Körnerschen Kriegsliedern bildet Max von Schenkendorf, bei dem, wie Pröhle treffend sagt, die tiefe Sehnsucht seiner Zeit am meisten individuell geworden ist. Auf die übrigen Kriegsdichter, die auch von Pröhle mehr erwähnt als abgehandelt werden, H. v. Kleist, Stägemann, Fouqué, Rückert, Arndt, Uhland und Immermann brauchen wir hier nicht einzugehen. Pröhle konnte für seinen Vortrag keine bessere Methode einschlagen, als er gethan hat, indem er seine beiden Gruppen in ihren Hauptvertretern charakterisirt, und wir haben mit unsern Betrachtungen nur dem vorliegenden Buche folgen wollen.

Wohlthuend ist der Hauch der Begeisterung und der Pietät, welcher in Pröhle's Schriftchen namentlich über die zweite Gruppe hinweht; wenngleich daher nicht viel Positives gelehrt wird, so lernt man doch den rechten Sinn, die Sänger vaterländischen Heldenmuthes zu verstehen und zu verehren.

Rosleben. **A. Steudener.**

Erläuterungen zu Goethe's Werken von Heinrich Düntzer. Heft IV: Wilhelm Meister's Wanderjahre. Heft V: Die Wahlverwandtschaften. Jena, K. Hochhausen's Verlag 1857. Goethe's lyrische Gedichte. Für gebildete Leser erläutert von H. Düntzer. Elberfeld, bei R. L. Friderichs 1857. Erste Lieferung.

(Selbstanzeige.)

Mit den beiden erstgenannten Heften ist die erste Abtheilung der „Erläuterungen zu Goethe's Werken" vollendet; die Dramen werden in demselben Verlage erscheinen, der nun ein rascheres Erscheinen der Hefte, wenigstens vier in einem Jahre fest zusichert, wogegen die lyrischen Gedichte als ein selbständiges Werk im Verlage von R. L. Friderichs in Elberfeld herauskommen und in zwölf Lieferungen bis gegen Ostern vollendet sein sollen. Die acht Hefte der Dramen werden Götz, Egmont, Clavigo, Stella, Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter und Faust erläutern. Bei der Abfassung dieser Erläuterungen war meine Absicht dahin gerichtet, den Leser auf die leichteste und anziehendste Weise in den Stand zu setzen, sich die vollständigste Einsicht in Bedeutung und Ausführung der einzeln Dichtwerke zu erwerben, sie im Ganzen wie im Einzelnen vollkommen zu verstehen und zu würdigen. Wer sich genauer mit der Goetheliteratur vertraut gemacht hat, weiß, wie viele falsche Ansichten über die schönsten und edelsten Dichtungen im Schwange sind, wie das Urtheil nur zu oft das oberflächlichste und leichtfertigste, und wie grade diejenigen

die allergeringste innere Kenntniß besitzen, welche mit vornehmer Selbstgefälligkeit darüber absprechen. Nur die genaueste, auf einsichtiges Studium gegründete Zergliederung und Behandlung der Dichtwerke nach den verschiedensten Beziehungen kann hier zum erwünschten Ziele führen. Eine solche habe ich versucht, indem ich mich auf das Strengste an die Dichtungen selbst hielt und sie ihr offenbares, freilich von den Meisten verkanntes Geheimniß aussprechen ließ. Ihre Entstehung, die für die Beurtheilung so manche Handhaben bietet, bildet den Anfang, wobei auch die Frage nach dem zu Grunde liegenden Stoffe ihre Erledigung findet; dann wird die Grundanschauung, die Entwicklung und Ausführung auf das Eingehendste besprochen, auch gelegentlich einzelne Anspielungen und sonst dunkle Stellen erläutert. Auf diese Weise haben Hermann und Dorothea, Werther's Leiden, Wilhelm Meister's Lehrjahre, und Wanderjahre, sowie die Wahlverwandtschaften hier eine so allseitige Erklärung und Würdigung gefunden, wie sie ihnen bisher nicht zu Theil geworden war, wodurch eine Menge der herrschenden Vorurtheile für Jeden, welcher der Wahrheit die Ehre geben will, auf immer beseitigt sein dürfte. Auch die Mängel sind nicht verschwiegen, sie treten aber hier grade in ihrem Zusammenhang mit den Vorzügen und mit der Eigenthümlichkeit des Dichters hervor, so daß der leidigen Fleckenseherei dadurch kein Vorschub geleistet wird, wonach diese Erläuterungen auch in dieser Beziehung in den Händen der Jugend förderlich sich erweisen dürften, denen durch die sich geistvoll gebärdende Splitterrichterei die Begeisterung für die hohe Vollendung der Meisterwerke unsrer Dichtung nur zu sehr geraubt wird.

Die Erläuterung der lyrischen Gedichte wird alle eigenen Gedichte Goethe's in den beiden ersten Bänden der Ausgabe in 40 Bänden und den westöstlichen Divan umfassen, und in entsprechender Weise Alles zum Verständniß derselben Nöthige mittheilen. Nur zu häufig findet es sich, daß man über den herrlichen Fluß der Goetheschen Gedichte den eigentlichen Gehalt derselben ganz vernachlässigt hat und durch eine Frage über den eigentlichen Kern des Gedichtes und den Zusammenhang der Gedanken in arge Verlegenheit gesetzt wird. Nur derjenige welcher sich hierüber ganz klar geworden, kann von den lyrischen Gedichten Goethe's den wahren Genuß haben — und grade einen solchen möchte ich durch diese Hefte vermitteln. Bei manchen Gedichten waren die Quellen bis jetzt noch nicht bekannt;, ich habe sie bei mehrern zuerst nachgewiesen; nur bei der Ballade Wirkung in die Ferne ist mir dies bisher nicht gelungen. Viele Anspielungen sind bisher noch ganz unverstanden geblieben, so besonders in den römischen Elegien und den Venediger Epigrammen, die hier erst eingehend erläutert erscheinen. Auch war es mir vergönnt, die bisher unbekannte Veranlassung mehrerer Gedichte nachzuweisen. Die Verlagsbuchhandlung hat durch schöne Ausstattung und billigen Preis die weitere Verbreitung dieser Erläuterungen zu befördern gesucht, die sich an alle Gebildeten und besonders auch an diejenigen wenden, welchen in unsern gelehrten Schulen die Erklärung Goethe'scher Gedichte obliegt. Möge ihnen eine freundliche Aufnahme nicht entgehen!

Köln. **H. Düntzer.**

Katechismus des Unterrichts und der Erziehung. Von Dr. C. F. Lauckhard. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1856.

Auf nur 80 Seiten kleinen Formats versucht Herr Schulrath Lauckhard in Weimar die große, umfassende Aufgabe des gesammten Unterrichts und der Erziehung zu concentriren. Er hat sich die Schwierigkeit dieser Aufgabe nicht verhehlt, er verzichtet begreiflicher Weise von vornherein auf eine völlig befriedigende Lösung derselben. Er ist (S. das Vorwort) zufrieden, wenn er eine gute Anregung zum Bessern gegeben hat. Daß er dies Ziel im Allgemeinen überall erreichen wird, darf mit Bestimmtheit versichert werden. Recht viel überraschend

Schönes und Beherzigenswerthes bietet namentlich sogleich die Einleitung. Die Kürze der Darstellung, die gehörige Bemessung der Antworten, die nicht, wie in einigen anderen Katechismen derselben Sammlung zu seitenlangen Abhandlungen werden, bringt eine belebende Frische hervor, die wohlthuend anregt und dem Büchlein einen eigenthümlichen Reiz und Werth verleiht. Daß mit einzelnen Ansichten des Verfassers nicht Jeder sich einverstanden erklären wird, ist begreiflich. Auch ich würde, wenn nicht Beschränkung geboten wäre, leicht Einzelnes finden, wo ich entschieden anderer Meinung zu sein die triftigsten Gründe habe. Ich kann, um wenigstens einen Punkt zu berühren, die Verwerfung des grammatischen Unterrichts S. 31 selbst in der Elementarschule der Gegenwart, nur ein Mißverständniß nennen. Auffallend ist ferner, daß der Verfasser den höheren Unterricht so stiefmütterlich, ja man möchte sagen, fast gar nicht bedacht hat. Die in den Text gedruckten Abbildungen sind zwar recht niedlich, auch treffend genug, im Ganzen jedoch bilden sie nur eine müßige Zugabe für erwachsene und schon gebildete Leser.

Katechismus der Bibliothekenlehre. Von Julius Petzhold. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1856.

Der rühmlichst bekannte Verfasser gibt hier in einer nicht zu großen Ausdehnung Alles, was zur Gründung, Einrichtung, Erhaltung, Verwaltung und Benutzung einer Bibliothek wissens- und beherzigenswerth erscheint. Einzelne Partien des Buchs sind für jeden Gelehrten, er sei Liebhaber von Büchern oder Vorsteher einer Bibliothek, vorzugsweise interessant und lehrreich, z. B. S. 48 u. folgd. der Abschnitt über die Frage: Was sind wichtige, merkwürdige, seltene Bücher? oder S. 52 folgd. über die Arten der Bücher.

Seine eigentliche Bedeutung hat das Buch aber für den Bibliothekar vom Fach, und derselbe mag wenig Punkte, die für ihn von Belang sind, nicht gehörig oder gar nicht beachtet finden. In dem kurzen Vorworte nennt der Verfasser die wichtigsten Werke über die Bibliothekwissenschaft und spricht sich über das Verhältniß seines Buchs zu jenen aus. Auf Polemik läßt er sich begreiflicher Weise nicht ein. Die Katechismusform hat gegen die abhandelnde ihre Selbständigkeit nicht behaupten können: 60 Fragen finden auf 217 Seiten ihre Beantwortung.

Katechismus der deutschen Literaturgeschichte. Von Paul Möbius. Leipzig, Weber. 1856.

Ein unbedeutendes, schwaches Buch. Wenn der Gegenstand sich vielleicht mehr, als mancher andere, dagegen sträubt, sich in Katechismusform angemessen behandeln zu lassen, so liegt doch darin weniger das Unzureichende der Leistung, als im Sachlichen. Die Anzahl der unhaltbaren, unerwiesenen Behauptungen ist groß, manch' wichtiges Factum ist gar nicht erwähnt, Andres ist in unrichtiger Reihenfolge gegeben u. dgl. m. Selbst die Eintheilung der deutschen Literatur in zwei Theile, die alte, nachher ältere, und neue, später neuere genannt, ist heut zu Tage unerhört, unwissenschaftlich und unpraktisch. Daß bei Benutzung so vieler gediegenen Vorarbeiten dennoch so wenig Tüchtiges geleistet worden ist, liegt entweder daran, daß der Verfasser den Stoff nicht gehörig beherrscht oder daß er überhaupt zu rasch gearbeitet hat. Eine gründliche Umarbeitung würde besonders dem ersten Theile Noth thun, um denselben in ganz andrer Gestaltung empfehlenswerther zu machen.

Berlin. Dr. Sachse.

Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Von Al. Buttmann. Berlin, Dümmler. 1856.

Diese kleine aber für weitere Kreise lehrreiche Schrift verdankt ihre Entstehung der sehr thätigen literarischen Gesellschaft zu Potsdam; sie ist dort auch theilweise zum Vortrag gekommen. Es war schon längst den Bewohnern der Marken ein solches Buch für den Schul- und Hausgebrauch ein wahres Bedürfniß. Kleinere Schriften verwandten Inhalts, Programme, Aufsätze in Zeitschriften u. dgl., oder größere, wissenschaftliche Arbeiten finden begreiflicher Weise selten eine allgemeine Verbreitung in den Regionen, für welche Buttmann's Schrift recht eigentlich bestimmt zu sein scheint. In den gewöhnlichen Lehrbüchern der Geographie und Geschichte, zumal des brandenburg-preußischen Staates, wo bei der Besprechung der Germanisirung slavischer Gegenden wenigstens bei den Hauptorten der slavische Name erklärt sein sollte, suchen Wißbegierige vergebens Auskunft. Diese und namentlich die Lehrer aller Schulen vorzugsweise in der Mark Brandenburg und den angrenzenden Provinzen, kurz in allen noch jetzt oder ehedem slavisirten Gegenden Deutschlands werden das Buch mit Freuden willkommen heißen und ihre Kenntnisse aus demselben erweitern oder berichtigen.

Indem ich so den eigentlichen Werth desselben glaube hinlänglich bezeichnet zu haben, kann ich nicht umhin, über Einiges mich auszusprechen, was mir mangelhaft oder verfehlt erscheint. Hat der Verfasser auch ausdrücklich auf Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit verzichtet, so mußte doch, glaube ich, für Beides mehr geschehen. Auch das populärste Buch muß, sobald es wirklich Nutzen stiften soll, den Resultaten der Wissenschaft nach dem Standpunkte der Gegenwart angemessen sein. Danach durfte der Verfasser sich überall, wo es auf positiv wissenschaftliche Dinge ankommt, nicht auf veraltete, fast vergessene Bücher berufen, er mußte die neuesten Werke namhafter slavischer Gelehrten herbeiziehn, ja er hätte dieselben nur öfter, und da, wo er sie benutzt haben mag, nur genau citiren sollen. Ferner ist es sehr auffallend, daß der Verfasser über den Namen der Slaven und dessen Verhältniß zu dem der Wenden nicht gehörig im Klaren zu sein scheint. Eine genaue Auseinandersetzung wäre S. 60 am Platze gewesen, wo er, „um die Schwierigkeit bei der Erklärung der Ortsnamen hiesiger Gegend zu begreifen, einiges Historische vorauszuschicken" sich veranlaßt gesehen hat. Nach seiner Darstellung wird Mancher ein besonderes Wendenvolk, Wendenreich u. dgl. annehmen müssen, während überall hier der Nationalname Slave an die Spitze gestellt werden und der speciellere, wenngleich alte Name Wende eine nähere Begrenzung erheischte. Schon J. Grimm hat in seiner Geschichte der deutschen Sprache hier das Wichtigste verzeichnet und auf die vorzüglicheren Werke slavischer Forscher verwiesen, und selbst in den zugänglichen Geschichtswerken von Stenzel oder Voigt war das Richtige zu finden.

Das Schwierige und Gefährliche des Etymologisirens hat der Verfasser absichtlich zu vermeiden gesucht; ob ihm dies überall gelungen, mögen Etymologen oder Liebhaber derartiger Studien, wenn man so sagen darf, im Einzelnen nachforschen. Aufgefallen ist mir der Satz S. 73: Der Name (Weißagk) hat mit weissagen nichts zu thun, wohl aber mag Anlehnung an dies Wort stattgefunden haben." Die erste Hälfte des Satzes enthält eine zu triviale Bemerkung, die möglicher Weise Niemand zu Gute kommt; die zweite Hälfte gesteht das soeben Negirte zu, ohne im Geringsten dasselbe im Folgenden nachzuweisen. Ueberhaupt scheint manches Ungehörige, Unwissenschaftliche, Fehlerhafte einer gewissen Uebereilung zugeschrieben werden zu müssen, die auch auf die Darstellung eingewirkt haben mag. Wenn es z. B. auf S 56 heißt: „Ich erkenne also in dem wis nichts weiter, als das so gewöhnliche Wort Wiese, Wismar also schöne Wiese," so wird man das doch nur billiger Weise eine Uebereilung nennen können. S. 60 ist die Behauptung: „Es steht fest, daß unsre Gegenden ursprünglich von germanischen Völkerschaften bewohnt wurden," doch gar zu unbestimmt und nichtssagend. Auf S. 63 lesen wir die Behauptung, daß die wendische Sprache und Nationalität ebenso reißend

schnell abnahm, als die deutsche unwiderstehlich vordrang. Wie wenig das buchstäblich wahr ist, zumal von der Sprache, bedarf bei den ziemlich beredten Ueberresten nach einem sechs- bis siebenhundertjährigen Sprachkampfe keines Beweises. Die S. 38 nachträglich an einem ganz ungehörigen Orte eingeschobene Bemerkung über die mit werth, werd, werder zusammengesetzten Wörter bestätigt ebenfalls nur die obige Behauptung. Dem mündlichen Vortrage mag wohl ein Satz hingehen, wie (S. 55): „Nun wollen wir sämmtliche mir bekannt gewordenen Ortsnamen auf mar näher in's Auge fassen," nicht aber geordneter schriftlicher Rede. Ebenso unpassend wieder für Zuhörer in populärem Vortrage finde ich Fremdwörter, zumal so künstliche, den Meisten sicher befremdlich klingende oder völlig unbekannte, wie S. 64 „Evacuation."

Was endlich die Vollständigkeit der Namen betrifft, so war dieselbe für den Zweck des Verfassers im Allgemeinen weder angemessen noch nothwendig. Aber für den zweiten Theil, der den slavischen Namen gewidmet ist, wäre wenigstens eine möglichst vollständige Angabe der slavischen Namen der Mark und deren nächster Umgebung zu wünschen gewesen. Hier ist das Interesse überall vorhanden, das Richtige zu wissen, hier ist Manches vorgearbeitet, hier ist eine höchstmögliche Vollständigkeit zu erreichen. Und doch fehlen hier, wenn man auch nur das Verzeichniß des Herrn v. Ledebur in dessen heidnischen Alterthümern des Regierungsbezirks Potsdam vergleicht, eine erhebliche Menge recht bedeutender Namen. Sollte der Verfasser Zeit und Gelegenheit finden, seinen Gegenstand noch einmal durchzuarbeiten, möchte es doch unerläßlich sein, diese Vollständigkeit überall nach Möglichkeit zu erzielen, vor Allem aber auch dem Buche einen wissenschaftlicheren Charakter zu gewinnen.

Berlin. Dr. **Sachse.**

Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt von E. L. Rochholz. Leipzig, Weber. 1857. 8. XVI. u. 556.

Herr Rochholz, schon längst als vielseitiger, gründlicher Gelehrter rühmlichst bekannt, bietet uns in vorliegendem Werke unter einem etwas künstlichen Titel einen Schatz, den er laut dem Vorworte in einer Reihe von Jahren im Aargau gesammelt hat. Zugleich mit demselben hat er sammelnd und forschend sich mit der Sage, Sitte und Sprache jener Gegend ausdauernd beschäftigt. Einen erklecklichen Theil seiner Sammlungen hat er bereits vor einiger Zeit in seinen Aargauischen Sagen veröffentlicht. Anderes wird folgen und schwerlich möchte es, wenn Alles bekannt wird, was er mit seiner, liebevoller Auffassung und in unermüdlich treuem Fleiße zusammengeschichtet hat, eine Gegend Deutschlands geben, deren volksthümliche Ideen so vollständig dargelegt, deren geistige Physiognomie so sicher gezeichnet vorläge. Mit welch unbeschreiblicher Hingebung der Verfasser seinem Gegenstande obgelegen, ist einerseits aus dem Reichthum des unmittelbar dem Volksmunde und Volksleben Abgelauschten zu ersehen, andrerseits aus der Fülle der Anmerkungen, die bald einzeln den Originalen folgen, bald als größere Einleitungen denselben voraufgehen oder als Excurse den Schluß bilden. Er hofft auf diese Weise sowohl dem kindlichen, nicht gelehrten Publicum, als auch den Gelehrten gerecht zu werden. Doch bringt es begreiflicher Weise die ganze Art des gelehrten Forschens und Sammelns und die Art der Darlegung des Stoffes mit sich, daß das ganze Werk für jene weniger geeignet erscheinen wird, ihnen weniger zusagen muß, als diesen. Aber auch so schon ist der Werth des Buches gesichert. Mag auch immer der Volksgeist theils Altes traditionell weiterführen oder neue Bahnen suchend in neuen, frischen Quellen hervorsprudeln: das Aeltere, Vorhandene zu fesseln und gegen Vergehen und Vergessen zu schützen, ist eine dankenswerthe Aufgabe und ist wohl nie in so umfassender Weise im Norden wie im Süden Deutschlands von Gelehrten und dichterisch begabten Männern versucht worden, als grade jetzt. Für diese, sowie über-

haupt für Freunde volksthümlicher kindlicher Dinge ist das vorliegende Buch eine reiche Fundgrube. Vorzugsweise der größere erste Theil: der Alemannische Kinderspruch. Nach einer Einleitung über die Sprache der Kindheit, die ich weniger gelehrt, weniger in gespreizter, exaltirter Sprache und aus einer bunt zusammengesetzten Mischung von Notizen alter und neuer Zeit bestehend wünschte, gibt der Verfasser auf 356 Seiten in 4 Abtheilungen 976 Originalstücke aus der alemannischen Schweiz. Die erste Abtheilung enthält Reimformeln der mannigfaltigsten Art; die zweite Spieltexte; die dritte Kinderräthsel; die vierte Ammenbrauch und Zuchtspruch. Der zweite Theil: „Alemannisches Kinderspiel," behandelt in 7 Abtheilungen: Tanzspiele, Ballspiele, Fangspiele, Loos- und Zielspiele, Turnspiele, Maispiele, Oberdeutsche Jugendfeste. Ein Abschnitt der letzten Abtheilung: Nr. 105, „die Ruthe küssen. Zur Geschichte der Volkspädagogik," war schon durch den Abdruck in Pfeiffer's Germania I. Jahrgang, 2. Heft bekannt. Sowohl hier, wie in dem ganzen Buche wird man des Verfassers Liebe zur Sache, seinen außerordentlichen Fleiß, seine große Belesenheit gern und mit Dank anerkennen, aber die Art der Darstellung wird Wenige befriedigen. Dieselbe ist oft bei minder wichtigen Dingen zu schwülstig, durch philosophische Reflexionen ermüdend, durch Zusammenstellung der heterogensten, nach Zeit und Ort völlig verschiedener Dinge abgeschmackt, durch gewagte Conjecturen und Etymologien ungenießbar. Es bedarf zum Beweise dieser Behauptung einzelner Beispiele nicht, da fast jede Seite dieselben bietet. Trotz dieser Ausstellung stehe ich keinen Augenblick an, das Werk eins der werthvollsten und gediegensten seiner Art zu nennen, einen zuverlässigen Schatz für Jeden, der sich mit diesem Gebiete der Literatur beschäftigt. Möge der Verfasser, der schon vor vielen Jahren als ein tüchtiger Arbeiter auf dem Felde der volksthümlichen Literatur thätig gewesen (S. in Christian Knapp's Hertha, Almanach für 1836: S. 23—32 Volkslieder nach einer Handschrift des 17. Jahrhunderts, und S. 67—108 Pontus und Sidonia), noch manche goldene Frucht heimbringen zum Frommen der Wissenschaft, sich und uns Andern zur Freude.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die wahrhaft prächtige Ausstattung des Werkes nichts zu wünschen übrig läßt, wie man das freilich von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung nicht anders erwarten darf.

Berlin. Dr. Sachse.

A. Büchner, französische Literaturbilder aus dem Bereich der Aesthetik seit der Renaissance bis auf unsre Zeit. Frankfurt a. M. 2 Bde.

Dr. Honegger, Victor Hugo, Lamartine und die französische Lyrik des 19. Jahrhunderts. Zürich.

Diese beiden Bücher sind nicht nur dem Umfange der von ihnen behandelten Gegenstände nach, sondern auch in Ton und Behandlungsweise verschieden. Das erstere ist eine leichte, sehr lesbare und doch auf sehr gründlichen Studien beruhende Darstellung der Hauptmomente und Hauptcharaktere der französischen schönen Literatur seit Rabelais und Marot, also in ihrer Abwendung vom volksthümlichen Element und ihrer, verschiedene Phasen durchlaufenden, Entwicklung zur Classicität. Der Verfasser ist ein zu großer Freund einer volksthümlichen, d. h. den ganzen Volkscharakter in seiner Eigenthümlichkeit umspannenden Literatur; er wurzelt mit seiner Anschauung zu sehr auf dem heimischen Boden, der eine große Freiheit der individuellen Entwicklung zuläßt, um sich für den einseitigen, nachahmenden und unter die eifersüchtige Herrschaft einer despotischen Regel gebeugten französischen Classicismus begeistern zu können. Dagegen hebt er mit Vorliebe alle Charaktere und Seiten von Charakteren hervor, in denen das naturwüchsige gallische Element, jene sorglose, etwas spöttische Lebenslust, die auch ihren Humor hat, schärfer ausgeprägt erscheint (Marot und Rabelais, Regnier, Scarron, Lafontaine, Boileau's Lutrin, Voltaire's Pucelle, Béranger, Alfred de Musset, Balzac). Doch wird er auch dem

Classicismus, wie er sich besonders in der Tragödie ausspricht, gerecht, indem er die hohe Formvollendung desselben und was er durch Beschränkung Großes geleistet, anerkennt. In der ganzen Beurtheilungsweise des Verf. tritt die, wohl nicht ganz auf Rechnung der raviden, abrißartigen Darstellung zu setzende Eigenthümlichkeit hervor, die Erscheinungen leicht abzumachen und sich nicht von ihnen imponiren zu lassen. Man merkt derselben den vorurtheilsfreien Ausländer an, der über die Erzeugnisse einer fremden, obgleich ihm wohl bekannten, Literatur zu Gericht sitzt, und dem es nicht schwer ankommt über eine in ihrem Vaterlande verehrte Größe auch einmal ein strenges Wort zu sprechen (wie über Malherbe, Racine). Allein, wenn auch zuweilen streng, ist Herr Büchner doch niemals hart, selbst gegen die verstocktesten Classiker; und wie schön erwärmt er sich (und uns) andrerseits, wo er ansprechenden Gestalten begegnet, so besonders im zweiten Theile bei der Schilderung André Chenier's, Balzac's und der Sand! Da dieser Theil fast ausschließlich der Literatur dieses Jahrhunderts gewidmet ist, so konnten solche eingehende, gemüthlich erwärmte Darstellungen eher Platz darin finden als im ersten, obgleich auch hier und überall der ganze Mensch es ist, der sein Urtheil abgibt, nicht eine einseitige Abstraction; was einen durchaus angenehmen Eindruck macht. Den Kampf zwischen Romantik und Classicismus betrachtet Verf. als überwunden und erwartet von dieser Ueberwindung günstige Resultate für eine nationale Gestaltung der französischen Literatur der Zukunft. In politischer und religiöser Beziehung steht der Vrf. bei seinen Beurtheilungen auf freisinnigem Standpunkt.

In letzterer Beziehung ist ihm verwandt, übertrifft ihn aber noch der Schweizer Honegger. Die französische Revolution ist ihm die ergiebige Quelle alles Großen in der neuesten französischen Literatur, während er den allerneuesten französischen Roman der entsittlichenden Regierung Ludwig Philipp's zur Last legt. Die Behandlungsweise ist natürlich eingehender als bei Büchner, da sie sich hauptsächlich nur auf Lamartine und Hugo bezieht. (Nebenbei auch auf Béranger, Musset, Barbier, und einige andere; doch nicht in der Ausdehnung, daß uns die Bezeichnung des Titels „und die französische Lyrik des 19. Jahrhunderts" vollständig gerechtfertigt erscheinen könnte, da ja auch allgemeine Betrachtungen über diese nur spärlich vorkommen.) Außerdem ist aber der Ton dem des Büchnerschen Werkes vollständig entgegengesetzt; er ist ernst bis zur Feierlichkeit, und wie poetisch von den beiden dargestellten Poeten angehaucht; leider gesellt sich zu diesen löblichen Eigenschaften auch etwas Schwerfälligkeit und Bombast. Das Buch ist eine ästhetisch-philosophische Betrachtung, der äußerliche Notizen sich nur selten, und dann meistens mit einer allgemeineren Färbung, untermischen, die dagegen den Gedankengang der Dichter auf jeder ihrer Entwicklungsstufen, wie diese durch eine einheitliche lyrische Publication bezeichnet wurde, ihre jedesmalige Grundstimmung auf dieser Stufe, aber ebenso auch Stimmung und Gedankengang eines jeden bedeutenderen Gedichtes mit unermüdlich eingehender Liebe und Sorgfalt darlegt und nach dem Inhalte, und mit diesem im Zusammenhange, auch die Form, Bilder und Gleichnisse, Strophenbau und Aehnliches bespricht. So wird bei Lamartine gezeigt, wie er in den Méditations poétiques einen schnellen Aufschwung nimmt und mit seinen Vorzügen und Fehlern fast schon fertig dasteht; wie er in den Harmonies poétiques et religieuses schon matt erscheint und sich wiederholt, doch durch die Innigkeit eines glaubensvollen Gemüthes und die Erhabenheit seiner Schwärmereien anspricht; wie er in Jocelyn sein Talent nach einer glücklichen Seite bethätigt und in der Chute d'un Ange seinen eigenen Fall kund thut. Bei Hugo wird die viel nachhaltigere und tiefer gehende Kraft aufgewiesen, von der die Odes et Ballades bei aller ihrer Bedeutung nur eine Jugendprobe sind, die sich in den Orientales im vollen Glanze einer gestaltenden Phantasie zeigt, in den Feuilles d'Automne sich nach innen wendet, weicher, aber ungebrochen, in den Chants de Crépuscule und Voix intérieures aber weitere und höhere Stufen der poetischen wie politischen Entwickelung betritt, auf welchen sie auch dem jüngsten Kaiserreiche gegenüber im vollen Stolze eines männlich gereiften und genialen Bewußtseins sich gehalten hat. Bei diesen Ausführungen hat der Vrf. viel Verständniß und Scharfsinn an den Tag gelegt. Im Ganzen ist er für beide Männer sehr eingenommen, für Hugo bis zur Bewun-

derung. Mag dies eine Folge der eingehenden Beschäftigung mit demselben sein, oder in einer geistigen Verwandtschaft des Verfasser's mit ihm seinen Grund haben; Wunder nimmt es uns doch, wenn ihm, indem er Hugo in allen Höhen und Tiefen seiner gigantischen Träumereien folgte, nicht zuweilen unheimlich geworden ist, und er sich nie auf der Frage betroffen hat: Wozu all' die Aufgedunsenheit? Und wo bleibt die edle Einfachheit, die besonnene Klarheit, die das Herz erhebt und beruhigt, selbst indem sie es zur Trauer stimmt? Unter der Menge aufregender, den Athem versetzender, wenn auch „mit Herzblut geschriebener“ Hervorbringungen müßten, meinen wir, Perlen wie „la Grand' mère“ dem Verf. noch freundlicher zugelächelt haben, als es der Fall gewesen zu sein scheint. Zu bedauern bleibt es übrigens, wenigstens für Hugo, daß die beiden Dichter nur nach ihren lyrischen Erzeugnissen aufgefaßt sind. Denn mag dieser auch, wie Lamartine, im Grunde eine lyrische Natur sein, so hat er doch, grade als Haupt und Führer seiner Schule, eine so umfangreiche Thätigkeit auf dem dramatischen Felde entwickelt und in den Charakteren und Schilderungen von Notre-Dame ein so bezeichnendes Denkmal seiner Geistesrichtung aufgestellt, daß man ein richtiges Bild von diesem Dichter ohne die Betrachtung dieser zwei Seiten seines Schaffens kaum gewinnen kann.

Halle. **Neubauer.**

---

1) Collection of English Letters. Mustersammlung englischer Originalbriefe herausgegeben von Ludwig Gantter. Stuttgart. Metzler.

2) A Collection of Letters or choice of graduated exercises on the epistolary style arr. by Otto Fiebig. 2 Parts. Magdeburgh, Baensch.

3) One hundred classical Letters selected from the most celebrated English authors. A new edition rev. by Fr. Albert Männel. Magdeburgh, Baensch.

Eine gute englische Briefsammlung ist unstreitig ein vortreffliches Unterrichtsmittel und gewährt eine solche Menge echt nationaler Anschauungen, bietet solche Mannigfaltigkeit der Darstellung und der Ausdrucksweise, daß sie mit großem Erfolge für stylistische Uebungen benutzt werden kann. Mit doppelter Freude begrüßen wir nun aber die Sammlung des Herrn Gantter, da sie das Werk eines Mannes ist, der sich durch seine bisherigen literarischen Leistungen als einen tüchtigen Kenner der Sprache und feinen Padagogen hinlänglich bewährt hat, und unsre Erwartungen von dem Buche sind denn auch durchaus nicht getäuscht worden. Die von dem Herausgeber mitgetheilten Briefe sind dem Inhalte und der Form nach recht gute Stylproben, und es ist in dem Buche zugleich im Allgemeinen eine solche Vollständigkeit angestrebt worden, daß sich der Lernende für die verschiedenartigsten Situationen leicht den erforderlichen Rath erholen kann. Nach einer großen Anzahl von Cards und Notes erhalten wir im zweiten Abschnitte: Letters on various subjects, der dritte gibt dann die Formalitäten für Adressen, Anfang und Schluß der Briefe an und der vierte die Forms of wills, bonds, petitions, receipts, bills etc. Im fünften Theile wird die kaufmännische Correspondenz behandelt und der sechste endlich bringt Briefe von berühmten Personen, unter denen z. B. Milton, Cromwell, L. Chesterfield, L. Montague, Pope, Swift, Sterne, Goldsmith, Cowper, Burns u. a. m. berücksichtigt sind. Bei den kaufmännischen Briefen, welche S. 90—127 umfassen, hat Herr Gantter zwar eine recht zweckmäßige Auswahl getroffen, aber es ist uns doch zweifelhaft, ob diese Briefe für den eigentlichen Geschäftsmann ausreichen, und ob sich derselbe nicht doch wohl veranlaßt finden möchte, für seine besondern Zwecke nach einer noch vollständigeren Sammlung zu

greifen. Irren wir in dieser Ansicht nicht, so möchte es vielleicht zweckmäßiger gewesen sein, wenn die erwähnte Abtheilung ganz fortgeblieben wäre. Die vertraulichen und amtlichen Briefe berühmter Personen sind sämmtlich aus Originalwerken entlehnt worden und haben großentheils hohen Werth.

Das zweite der obengenannten Werke zerfällt in zwei Theile, von denen der eine für Knaben, der andre für Mädchen bestimmt ist; der Herausgeber bietet uns eine vermehrte und stufenweise geordnete neue Ausgabe des Schäffer'schen Briefschülers, welcher sich durch die Angemessenheit des Stoffes im Allgemeinen auszeichnet und zu Uebertragungen in die fremde Sprache wohl geeignet ist. Nur ist es dem Referenten nicht recht begreiflich, weshalb die Anmerkungen, welche übrigens viele gute Winke enthalten, auch eine nicht unbedeutende Anzahl von Vocabeln geben, welche denjenigen Schülern längst bekannt sein sollten, denen der Verfasser sein Buch bestimmt haben kann.

Ebenso will es uns mit Rücksicht auf den besondern Zweck des Werkes etwas bedenklich erscheinen, daß die Briefe so wenig eigenthümlich englischen Charakter haben und eigentlich ganz deutsch sind. Die Ansichten der Lehrer sind in dieser Beziehung indessen sehr verschieden und Viele werden dem sehr schön ausgestatteten und äußerst wohlfeilen Buche grade deshalb vielleicht den Vorzug geben; nach unsrer Erfahrung ist es dagegen am zweckmäßigsten, dem Lernenden gute Briefmuster im Originale vorzulegen und ihn durch Uebertragung, Retrovertiren und Memoriren möglichst bald zu Nachbildungen zu befähigen.

Das unter Nr. 3 genannte Buch, welches von der Verlagshandlung in gleich würdiger Weise ausgestattet worden ist, bietet eine Sammlung von Briefen, welche den Werken, Lebensbeschreibungen u. s. w. der bedeutendsten englischen Schriftsteller entlehnt sind. Wir finden hier Briefe von Sir T. Moore, W. Raleigh, Sidney, K. Elisabeth, Dryden, Locke, Swift, Addison, Pope, Montague, Dr. Johnson, L. Chesterfield, W. Scott, Byron, Burns u. s. w. und Referent kann versichern, daß sie großentheils interessant sind und sich nicht ohne Nutzen bei dem Unterrichte möchten anwenden lassen.

Programmenschau.

Nicolaus Lenau als Mensch und Dichter, von Oberlehrer Dr. Düringer. Programm des Gymnasiums zu Tilsit. 1856.

Der Verfasser hat in dieser lobenswerthen Abhandlung den Charakter Lenau's nach seinen Gedichten und Briefen klar geschildert und einen werthvollen Beitrag zur Würdigung des Dichters geliefert. Er erkennt ganz richtig den Grund des störenden Elements in Lenau's Dichtungen darin, daß durch seine eigenthümliche Erziehung Lenau früh den Glauben verlor, und da er als tieferes Gemüth sich mit den Resultaten des kalten Verstandes nicht genügen konnte, fortwährend ein Gefühl innerer Leerheit und Oede hatte, welches ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Diese subjective Richtung ist nun freilich der ganzen neuern Zeit eigen; wenn aber als Ankläger derselben auch Goethe citirt wird, so hätte nicht verschwiegen werden dürfen, daß ja grade unsre classischen Dichter, daß Goethe selbst den Sturz des Autoritätsglaubens gefördert habe. Wo aber hätte Lenau die Ruhe finden sollen? Die Philosophie brachte sie ihm nicht, weder Spinoza noch David Strauß konnten auf die Dauer ihn befriedigen, mit seinem Savonarola schien er auf den rechten Weg zu gelangen; aber er gelangte nicht zur Erkenntniß des Werthes des Protestantismus, diese Seite hätte Referent vom Verfasser berücksichtigt gewünscht. Wenn dann weiterhin auch die Anschaulichkeit und Pracht der Schilderungen Lenau's betont wird, so kann man gern dies Lob einräumen, aber darf dies nicht auf alle Schilderungen ausdehnen. Wie oft vertieft der Dichter sich in seine Gedanken, seiner subjectiven, philosophischen Natur gemäß, wie oft wird seine Phantasie von der Reflexion beherrscht, und entbehren seine Bilder der Anschaulichkeit. Endlich hätte auch der Einfluß seines Heimathlandes auf den Dichter, welcher nicht zu verkennen ist, berührt werden sollen. Indessen trotz dieser Einwendungen und Wünsche kann Referent nicht umhin, die auch durch ihre Form anziehende kleine Schrift seinen Collegen zu empfehlen.

Herford. Dr. Hölscher.

Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. Erstes Heft. Satzstellung. Von Director Dr. A. Lehmann. Programm des Gymnasiums zu Marienwerder. 1856.

Wir erhalten in dieser Schrift über das Nibelungenlied von dem scharfsinnigen Grammatiker etwas ganz Andres als bisher an linguistischen Abhandlungen über jenes Epos erschienen ist. Es ist ein schwieriges Thema behandelt, das Gebiet der Satzstellungen, von dem der Verfasser mit Recht sagt, daß sie hinsichtlich der Subordinations- und Coordinationsverhältnisse um so mehr Schwierigkeiten darbieten, je schwankender und fraglicher die Gesetze der Satzbildungen und somit auch die Stufe oder Würde der Sätze besonders in der allgemeinen Trennung von Haupt- und Nebensätzen, in der älteren Sprache erscheinen. Indem er hier zunächst nun die Satzstellung bei den Subordinationsverhältnissen betrachtet, zeigt er, wie dabei die ältere Sprache in der Satzstellung eine größere Freiheit besaß als die

neuere, indem sie Nebensätze des zweiten Grades dem superordinirten Nebensatze vorausschicken konnte, so daß der Hauptsatz entweder am Anfang oder am Ende der Periode steht. Aber nicht bloß diese, mit der Zeit immer mehr schwindende Stellung beweist der Verfasser, sondern weist auch die vielfachen andern auffallenden Stellungen coordinirter und subordinirter Nebensätze nach, entwickelt in höchst anziehender Weise die innern und äußern Gründe derselben, verfolgt ähnliche Erscheinungen die folgenden Jahrhunderte hindurch, zieht die lateinische und griechische Sprache zur Vergleichung heran und bietet uns so ein Stück der Grammatik, welches nicht sowohl durch den Reichthum der Beispiele als durch die scharfe Analyse den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt und sowohl von dem deutschen wie von dem altclassischen Philologen ernstlich studirt zu werden verdient. Referent wünscht sehr, daß der Verfasser die Resultate seiner Studien bald in einem größern Werke vereinigt veröffentlichen möge.

Hölscher.

Ueber Konrad's von Würzburg Gedicht „der Welt Lohn". Von Dr. Sachse. Programm der Dorotheenstädtschen Realschule zu Berlin. 1857.

Vorstehende Gelegenheitsschrift sucht nach einer kurzen literarhistorischen Einleitung über Konrad's Bedeutung als Dichter und über seine Werke darzuthun, wie das Gedicht von der Welt Lohn bisher in den Literaturgeschichten vernachlässigt und kaum genannt worden; daß es aber seines Inhalts wegen, der sich sowohl durch unzählige Beweisstellen aus der Literatur, als auch durch manche Darstellungen der bildlichen Kunst als ein lebendiger und befruchtender Gedanke mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgen läßt, größere, ja die größte Beachtung verdiene.

Nach einer kurzen Angabe des Inhalts und Hindeutung auf die weise Beschränkung des Dichters bei einem Gegenstande, der leicht in's Maßlose zerfließen konnte, sowie über den protestantischen Gehalt der Dichtungen Konrad's und überhaupt der größten Dichter des Deutschen Mittelalters, stellt der Verfasser zumeist aus den bisher zu diesem Zwecke noch nicht benutzten und überhaupt noch wenig bekannten Predigten der ältern Zeit das Wesen der Welt nach ihrer Vergänglichkeit, Unstäte, Noth, Armuth, Sündhaftigkeit, Untreue u. dgl. m. dar; führt dann die bildlichen meist der Bibel entlehnten Ausdrücke für das Wesen der Welt an, um endlich zur Personification der Frau Welt zu gelangen. Er kommt so wieder auf das Gedicht Konrad's und dessen Quelle, auf die Verbreitung dieser Vorstellung und Behandlung derselben bei andern Dichtern zurück. Er bekämpft dabei W. Wackernagel's Ansicht, daß der im Gedicht genannte Wirnt von Gravenberg Walther von der Vogelweide sei, ebenso auch, daß die heidnische Vorstellung von den Sirenen directen Einfluß auf die künstlerische Darstellung der Frau Welt habe und gibt zuletzt eine specielle und ziemlich ausführliche Zusammenstellung von dem Lohne, den die Welt gibt.

Der ganze reiche Inhalt, der hier zum ersten Male dargelegt wird, ist für jeden Freund mittelalterlicher Studien von großem Interesse, ganz besonders aber für die Theologie, für die Cultur- und Kunstgeschichte von Wichtigkeit. Außerdem wird die Lexikographie vielleicht einige Ausbeute in der Abhandlung finden.

Zu bedauern ist, daß der Verfasser durch Beschränkung des Raumes, sich genöthigt sah, die Uebersetzung des Gedichts, die ausführliche Mittheilung der citirten Originalstellen aus den Schriften des Mittelalters und die Behandlung des Gegenstandes durch die plastische Kunst zurückzuhalten.

H.

Miscellen.

Ergänzungen zu Helbig's Ausgabe des Wallenstein.

Wallenstein's Lager.

Ueber das Personenverzeichniß mußte bemerkt werden, daß Schiller in der ersten Ausgabe den Cürassier von einem lombardischen Regiment wohl nur durch einen Gedächtnißfehler vorangestellt hat, da doch offenbar in dem Stücke selbst der Cürassier von einem wallonischen Regiment der erste Cürassier ist. Vergl. Auftritt 11, V. 35 und 355. Die in den späteren Ausgaben getroffene Aenderung, welche den Cürassier von einem wallonischen Regiment eher nennt, ist deshalb jedenfalls vorzuziehen.

Erste Scene. Feldzeichen = Merkmale, an denen die einer Abtheilung zugehörigen Truppen einander erkennen, z. B. die Cocarden, die Federbüsche u. s. w.

V. 12. glückliche Würfel = Betrügende. Das Würfelspiel ist ein Hazardspiel. Die Leidenschaft des Spiels scheint von dem Kriegsleben unzertrennlich.

V. 32. Helbig erklärt pochen = plündern und Unfug machen. Es bedeutet aber vielmehr, wie es mir scheint, = mit dem Stocke oder Fuße stampfend übermüthige, trotzige Forderungen stellen.

V. 46. Emmerich, Vorname.

Zweite Scene. V. 2. Gnädige Herren, in unterwürfigem Tone. Vgl. 1, 15 u. 17.

V. 4. das = solches Volk, solche Art.

V. 7. heute. Es war Sonntag. Vgl. 8, 5.

V. 11. aus fremden Landen, z. B. vom Main und von der Saale. Vgl. die erste Scene.

V. 22. Das Gemunkel und das Geschicke. In der Partikel ge liegt hier der Begriff anhaltender Handlung.

V. 25. Gnadenkette = Halskette, wie solche von Fürsten verliehen wurden.

V. 34. Man merkt schon die Uneinigkeit: Manche halten es mit dem Kaiser.

V. 38. Das haben sie bewiesen.

V. 39. Es waren Wallenstein's Landsleute und recht eigentlich aus seiner Schule hervorgegangen.

V. 40. Vgl. 11, 190.

Dritte Scene. V. 1. Halsband = Halsschnuren („von Perlen und edlem Granat").

V. 2. Die Scharfschützen tragen sich gern sauber. Vgl. 1, 48.

V. 4. nix. Vergl. V. 9. Schau' — österreichischer Dialekt. Vgl. die Worte des Kroaten in der Kapuzinerscene.

V. 6. Glücksrad = rota fortunae = Spiel. Das Würfelspiel bei den Bauern ist gemeint.

V. 9. Flinkern = kleines gefälliges Licht von sich werfen.

V. 11. Etwas Wahres ist daran, denn die Scharfschützen tragen sich gern sauber. Aber das Halsband hat auch einen materiellen Werth.

V. 14. Kindische Freude des Naturmenschen.

Vierte Scene. V. 2. Es ist Winterszeit.

Fünfte Scene. V. 5. Die silbernen Tressen. Vgl. 1, 9.

V. 6. Die harmlosere der Erklärungen Helbig's ist vorzuziehen.

V. 10. Itzehö und V. 13. Glückstadt im Herzogthum Holstein.

V. 17. Herr Vetter. Aeußerung der Familiarität.

V. 21. Das stellt sich dar an ihrem verwetterten Gesichte.

V. 22. Temesvar in Ungarn.

V. 27. Succurs = Hülfscorps, welches der Kaiser seinem Günstling schickte.

V. 30. Gent in den spanischen Niederlanden.

Sechste Scene. V. 5. galant = geputzt, geschmückt. Vgl. Lessing's Minna von Barnhelm, 1, 2. „Das Zimmer ist doch sonst galant." Das Wort stammt von gala (Gala) ab und wurde, wie man sieht, von Personen und Sachen gebraucht.

V. 9. Früher wohl unter Tilly.

V. 11. einen saubern Spitzen. Der Nominativ heißt der Spitzen.

V. 27. Der feine Griff. Griffe sind beim Exerciren des Militärs die Handgriffe mit dem Gewehr.

V. 33. Wachparade = die zu der Parade, meist Morgens 11—12 Uhr versammelte Mannschaft, welche die Wachen bezieht. Alle Officiere und Unterofficiere müssen dabei sein.

V. 47. sehnig von Sehne, sennig von Senne. Die Senne, am Bogen, ist nur eine andre Form für die Sehne.

V. 56. das Tempo (Zeitmaß) = das, was bei einem Commando in einem Absatz zu thun ist.

V. 57. der Begriff = das leichte Begreifen; die Bedeutung = Geltung, Ansehen, das sich der Soldat zu geben weiß.

V. 58. Das Tempo u. s. w. hält der Jäger für Fratzen, Alfanzereien. Ein Soldat, der so ist, wie ihn der Wachtmeister schildert, erscheint ihm als ein Zerrbild des echten Soldaten.

V. 69. „Daß keine Sorg mich mehr anwandelt ist als Folgesatz zu nehmen. Sollte es die Absicht ausdrücken, so müßte der Conjunctiv stehen." Helbig. Es ist aber offenbar, daß der erste Jäger in der ganzen Rede von seinen Lebenszwecken, nicht von dem Resultate seines Eintritts bei dem kaiserlichen Heere spricht. Der Indicativ statt des Conjunctivs erklärt sich leicht aus der um die stricte Grammatik unbekümmerten Volkssprache, abgesehen davon, daß der Reim zu dem Indicativ einladet.

V. 82. Reveille = Morgensignal mit der Trommel oder der Trompete u. s. w., um die Soldaten zu wecken und zum Aufstehen zu ermahnen. — Zapfenstreich = das Signal mit der Trommel, das des Abends im Felde gleich nach Sonnenuntergang die Soldaten in ihre Quartiere ruft.

V. 97. Es ist historisch, daß Tilly mäßig in allen Genüssen war.

V. 109. Handgeld = Werbegeld, durch dessen Annahme sich der Angeworbene zum Kriegsdienst verpflichtete.

V. 151. Mord, Spiel, Raub, Unzucht herrschte im Wallensteinischen Heere.

V. 172. Zeichen = signum militare, Fahne.

V. 177. Die Soldaten glaubten, daß Wallenstein kugel-, hieb- und stichfest sei.

V. 182. Koller = lederner Harnisch, der Brust und Rücken bedeckt.

V. 183. Ballen = Kugeln (la balle = die Kugel). Vgl. die Piccolomini I, 4, 87.

V. 192 ff. Der Wachtmeister glaubt nicht an den astrologischen Aberglauben Wallenstein's.

V. 195 ff. Es ist der Astrolog Seni; aber der Wachtmeister denkt an einen Geist, weil er sagt, das Männlein sei durch verschlossene Thüren zu Wallenstein

eingegangen. Das graue Männlein ist eine Bezeichnung für den Teufel. Die Volkssage nennt ihn nämlich das Graumännlein. Vgl. Grimm Mythologie.

Siebente Scene. Durch Aufsetzen der Blechhaube war der angeworbene Jüngling sinnbildlich zum Kriegsdienste verpflichtet. Blechhaube = Bickel- oder Beckenhaube, Helm ohne Visir und ohne Bedeckung des Halses und Kinnes, sonst von Reisigen und Knechten getragen.

V. 19. guter Leute Kind = wohlhabender Leute Kind, von anständiger Herkunft. Vgl. Voß 70ster Geburtstag. Rechtliche Gäst' = anständige. Nach der Volkssprache.

V. 25. Es ist nun einmal sein Wille, Soldat zu werden, und was des Menschen Wille ist, das ist sein Glück.

V. 38. Wehrgehäng = Gehäng, an welchem der Degen getragen wurde.

V. 44. Weltkugel = Welt.

V. 79. Studentenkragen, wohl ein Abzeichen der Studenten.

Achte Scene. Kapuziner = Bettelmönch, Bußprediger mit einer Kapuze. Sie waren damals am Ruder. Zu der Kapuzinerpredigt vgl. noch Archiv von Viehoff IV, 1. 62—68.

V. 1. Der Kapuziner ahmt die Jubelrufe der Tanzenden und die Tanzmusik nach.

V. 14. Krallen. Offenbar wird hier der Feind mit dem Teufel indentificirt.

V. 32. römisch Arm durch stäte Kriege, wie Abraham a Sancta Clara sagt.

V. 45. das Eisen = das Schwert, der Krieg.

V. 54—55. Jesus sagt: Wenn ein Weib 10 Groschen hat und sie verliert einen, den sucht sie, bis sie ihn findet.

V. 56. Saul, Sohn Kis', fand seines Vaters Eselinnen, die er suchen sollte.

V. 78. blasphemiren = Gott lästern.

V. 83. Meßner = Kirchendiener, besonders der Alles zur Messe herrichtet.

V. 93—95. Der Sinn ist: es kostet nicht mehr Mühe zu beten als zu fluchen.

V. 100. offen im Gegensatz zu dem verstohlenen Forttragen, dem Stehlen.

V. 106. der Prediger in der Wüste, Johannes der Täufer.

V. 107. Commißbrote. Commiß ist Alles, was Jemandem zur Verfertigung oder Lieferung übertragen wird, z. B. Lebensmittel für Truppen.

V. 111. Wallenstein war nicht ein devoter Diener der Kirche wie Tilly. Vgl. Wallenstein's Tod IV, 3: Meßbuch oder Bibel! Mir ist's all eins.

V. 125. Teufelsbeschwörer. Vgl. oben: denn das weiß ja die ganze Welt, daß der Friedländer einen Teufel aus der Hölle im Solde hält. — König Saul war ein König, den zum König gemacht zu haben Gott reuete.

V. 126. Holofernes zog wider Israel und lästerte Gott.

V. 130. Fuchs Herodes. Herodes, der den Johannes enthaupten ließ, ward von Jesus ein Fuchs genannt.

V. 132—133. Bemerke die dialektischen Wörter der Kroaten. — Die Kroaten sind bigott.

V. 134. Nebukadnezar, König zu Babylon, erobert Jerusalem und führt die Einwohner in die Gefangenschaft.

V. 139—140. Andeutung dessen, was Wallenstein bevorsteht, weil er mit der Kirche verfeindet ist.

Neunte Scene. V. 21. Bäschen. Cordiale Anrede. Vgl. Scene 11, 59, wo der Wachtmeister ebenfalls wieder zu ihr sagt: „Bäschen Gustel.“ Sie, die Base der Aufwärterin, wird Soldaten-Base. Sie wird auch wohl Gevatterin genannt; Scene 11, 341. So nennt die Marketenderin, Scene 5, 17, den ersten Jäger Herr Vetter. Vgl. Schwager Postillon.

Zehnte Scene. V. 3. Das Mandat, daß Einer, welcher falsche Würfel benutzt, gehangen werden soll.

V. 6. Arkebusier von Arkebuse = arquebusa herkommend, welches eine Art Feuergewehr bezeichnet.

Eilfte Scene. V. 4. Vgl. die frühere Scene, wo der Scharfschütz sagt, daß er eine blaue Mütze im Glücksrad gewonnen habe.

V. 10. Der Sinn ist: Dadurch wird ein solches Volk wie die Bauern eingeschüchtert, wenn sie in Lebensgefahr geschwebt haben.

V. 23. Wer b'racht' es uns? = Wer brachte es heraus?

V. 29. In der Anmerkung zu diesem Verse hat Helbig vergessen zu erwähnen, daß Questenberg die Zumuthung überbringt. Vgl. Piccolomini II, 7, 216—221: „Der Cardinalinfant wird mit dem Frühjahr aus Mailand rücken und ein spanisch Heer durch Deutschland nach den Niederlanden führen. Damit er sicher seinen Weg verfolge, will der Monarch, daß hier aus der Armee acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten." Uebrigens irrt Helbig, wenn er sagt, daß nach Schiller Questenberg den Antrag stellt: es war vielmehr Pater Lamormain. Vgl. Piccolomini II, 7, 223.

V. 30. reitende Schützen = Karabiniere.

V. 33. Vgl. Scene 5, 29—30.

V. 48—51. Der Kaiser stand in dem Rufe, sein Wort in Betreff der guten und pünktlichen Besoldung nicht zu halten, dagegen hatte der Friedländer in dieser Beziehung den besten Credit.

V. 53. Vgl. unten V. 365, wo der Dragoner sagt: „Der Irländer folgt des Glückes Stern."

V. 55. Mit dem Gered da ist's nicht gethan. Einige hielten es für Willkür, Andern war es unbequem, Andern zu wenig einträglich, unnütz oder ungerecht. Aber der Wachtmeister hält es für gefährlich.

V. 58. das Befehlbuch, livre des ordonnances, Buch, in welches die militärischen Befehle eingetragen werden.

V. 60. für den Magen. Der Wachtmeister trinkt Wein aus diätetischen Rücksichten.

V. 65. das Nächste. Der Wachtmeister denkt hier an die Beurtheilungen, welche der kaiserliche Befehl von den Soldaten erfahren hatte.

V. 76—77. Herrschaft der Soldateska, Säbelregiment.

V. 80. Coletter = gelbe Harnische, wodurch Brust und Rücken bedeckt wird.

V. 88. Es war vor neun Jahren: 1625.

V. 93. Denn der Krieg ernährt den Krieg.

V. 110. Quartierzettel = Quartierbillet, wodurch der Soldat die Legitimation zu Dach und Fach bei den Bewohnern von Stadt und Land erhielt. Wallenstein erlaubt sich, außer Beköstigung auch noch baares Geld von den Hausbewohnern zu verlangen. — Küchenzettel = schriftliches Verzeichniß der Speisen, welche der Soldat verzehren soll und darf, so daß dann die Lebensmittel vom Staate geliefert werden.

V. 116. Jetzt hatte man den Soldaten die Löhnung seit 40 Wochen immer umsonst versprochen. Vgl. unten V. 222—223.

V. 126. Der zweite Cürassier war ein Lombard.

V. 133. Wismar in Mecklenburg.

V. 152. sie alleine = die Höflinge, die Beamten, Schreiber und Pfaffen.

V. 157. Diese hofften alle von Wallenstein Entschädigung.

V. 172. So eine Ordonnanz war jetzt Questenberg.

V. 179. Die Arkebusiere sind loyal.

V. 199—202. Es geschah auf dem Schlosse während der Aufwartung bei der Tafel 1628.

V. 251. Handwerk = Kriegshandwerk.

V. 252—253. Der Sinn ist: Soll ich muthig mein Leben in Gefahr setzen, muß mir die Ehre mehr gelten als das Leben.

V. 254. schlachten = zur Schlachtbank führen wie ein Thier, das keinen Willen und keine Ehre hat. — Die Kroaten = verachtetes Soldatengesindel, ehrlose Horden.

V. 257 ff. Der Soldat muß Manches entbehren: er kann nicht das Feld bestellen, ernten, er ist heimathlos, hat ein ruheloses Leben, er hat kein Gut und werthvolle Dinge.

V. 269. Nämlich die Ehre.

V. 283. Der erste Arkebusier ist friedliebend, philisterhaft, bürgerlich, nicht soldatisch gesinnt.

V. 284 ff. Der erste Cürassier ist nicht auf Gewinn, Arbeitsamkeit und Stellenjägerei, Familienglück, Gewerbthätigkeit und Beraubung Anderer, sondern auf Freiheit und Unabhängigkeit erpicht.

V. 294. Gehudel = Schererei, Plackerei.

V. 300. Im Kriege hört die Gerechtigkeit auf. Die Gerechtigkeit wird mit Schwert und Wage abgebildet.

V. 303. Der Sinn ist: Kann ich im Kriege doch Mitleid, Schonung, Barmherzigkeit ausüben.

V. 316. Der erste Cürassier hat nicht den unbarmherzigen Uebermuth der Karabiniere, sondern Mitleid mit dem Loose der Bürger und Bauern.

V. 346. Schiller erinnert hier an den Seifensieder in Goethe's Egmont.

V. 435. Seine Ruhe = seinen Ruhesitz, seinen Wohnsitz.

Die Piccolomini.

Erster Aufzug.

Zweite Scene. V. 86. Remonte = Ergänzungspferde.

V. 108. Stückeln. Wird etwas Ganzes aus vielen kleinen Stücken zusammengenäht und die Stücken so geschnitten und angeordnet, daß sie gut zusammenpassen, so heißt dies stückeln.

V. 127. Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand III., war damals sechsundzwanzig Jahre alt.

V. 129. Questenberg war Präsident des Hofkriegsraths.

V. 130. kantonniren von Truppen gesagt = in Städte und Dörfer verlegt sein.

Zweiter Aufzug.

Vierte Scene. V. 15. Jagdzug = Gespann von vier leichten flüchtigen Pferden, welche zur hohen Jagd dienen.

Dritter Aufzug.

Erste Scene. V. 26. = So stellen sie das, was sie aus Noth geworden sind, nämlich Feinde des Kaisers, Anhänger Wallenstein's, als etwas Löbliches dar.

V. 83. Ein Geheimniß. Er meint die Liebe Maxens zu Thekla, welche diesen jungen Officier ganz Wallenstein's Interesse überliefere, indem man ihm Hoffnung auf ihren Besitz mache.

Sechste Scene. V. 16. Sie wissen die Bedingungen. Max sollte der Gräfin folgsam sein, wenn er Thekla öfter sehen wollte.

Vierter Aufzug.

Erste Scene. Credenztisch = ein pyramidenähnlich aufsteigender Tisch mit stufenweisen Abtheilungen, auf dem Pocale, Spülkessel, Terrinen und anderes Silber- und Glaswerk zur Schau und Parade aufgestellt, die Speisen vorgelegt, die Getränke vertheilt werden.

Sechste Scene. V. 47. Schlag die Quartier' ihm auf. Während sonst die Redensart „die Quartiere aufschlagen" = se loger ist, hat sie Schiller hier im entgegengesetzten Sinne = déloger, die Quartiere unvermuthet überfallen, gebraucht. Vgl. Grimm, Wörterbuch, S. 723.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene. V. 113. bestmontirten = bestberittenen.

V. 110. den goldnen Cirkel, Anspielung auf die Krone, nach welcher Wallenstein trachtete.

Wallenstein's Tod.

Erster Aufzug.

Siebente Scene. V. 5. Ich gab den Böhmen einen König schon. Vgl. Schiller, Briefwechsel mit Goethe IV, 403: „Sie hat den König von Böhmen vor sechzehn Jahren machen helfen."

Zweiter Aufzug.

Erste Scene. V. 2—3. Vgl. die Piccolomini V, 2, 26—30.

V. 5. Du übernimmst die spanischen Regimenter. Im dritten Auftritt desselben Aufzugs V. 11 und 12 ist auch von wälschen Regimentern die Rede, die Octavio übernehmen soll.

Zweite Scene. V. 145—148. Vgl. Wallenstein's Unterredung mit Wrangel.

Dritte Scene. V. 29. Er taugt zu dem Geschäft. Drum gab ich's ihm. Vgl. die erste Scene desselben Aufzugs V. 9 ff.

V. 45—46. Solch ein geheimer Bote an Octavio war der Cornet, der Piccolomini V, 2. auftritt.

Sechste Scene. V. 136. Des Fürsten Pferde stehen auch schon unten. Wallenstein hatte zu Octavio gesagt: Du mußt heute Nacht noch fort. Nimm meine eignen Pferde.

Dritter Aufzug.

Sechste Scene. V 5. Therese. Der historische Vorname der Gräfin Terzky ist Maximiliane.

Siebente Scene. V. 2 und 16. Die Ursache des Lärmes erfahren wir in der zehnten Scene, wo Buttler berichtet, daß der Eilende von den Truppen aufgefangen war, der in einem Briefe Wallenstein die Nachricht bringen sollte, daß Prag verloren.

Fünfzehnte Scene. V. 144—146. Vgl. hiermit, was Wallenstein von den Schweden zu Max sagt; II, 2, 24.

Vierter Aufzug.

Dritte Scene. V. 21—22. Man erinnere sich, daß Wallenstein 1632 statt des Herzogthums Mecklenburg das Fürstenthum Glogau eingeräumt wurde.

V. 50. Jochimsthal, an der Grenze Böhmens nicht weit von Eger.

Sechste Scene. V. 7. Zwölf Regimenter. Vgl. I, 5, 115.

Siebente Scene. V. 30—31. Historische Aeußerung, aber nicht Illo's, sondern Neumann's.

Achte Scene. V. 31. Zirkel. Anspielung auf die Aeußerung des Archimedes: Noli turbare circulos meos!

Eilfte Scene. V. 23. Die rauhe Sturmnacht ist historisch.

Fünfter Aufzug.

Dritte Scene. V. 125. Anspielung darauf, daß man den Leichnam Wallenstein's in den rothen Teppich seines Zimmers wickelte.

Vierte Scene. Ringkragen = Halskrause. Feldbinde = Schärpe.

V. 17. Friaul, Landschaft im Venetianischen Gebiet.

Eilfte Scene. V. 4. Die Geschichte erzählt uns, daß sofort nach der Execution die Kanzlei des Fürsten gesperrt wurde und Buttler die Schlüssel zu sich nahm.

Crefeld. Dr. Eduard Niemeyer.

Zur Shakspeare-Kritik.

Es ist ein eigenthümliches Factum, daß Shakspeare nirgends so verstanden und gewürdigt wird als in Deutschland. Jenseits des Rheins sind zwar die absurden Urtheile, welche Voltaire, Mélanges litéraires (Paris 1833. II. 102) aussprach, nicht mehr entschieden tonangebend, aber auch selbst die romantische Schule, welche viel aus seinen unsterblichen Werken lernte *) und ihn in vielen Beziehungen hochstellte, konnte sich nicht zu einer wahren Auffassung des größten Dramatikers aufschwingen, wie das die von Carl v. Holtei in seinem zum Besten des Salzburger Kirchhofes herausgegebenen Album p. 277 übersetzten Werke Victor Hugo's auf das Eclatanteste beweisen. Eine neuliche Aufführung des Lear im Cirque impérial zu Paris hat denn auch zur Genüge gezeigt, daß die größere Masse des französischen Publicums unfähig ist, Shakspeare zu verstehen, und wir können uns nicht erwehren, einen wahrhaft komischen Artikel aus dem Journal amusant, unterzeichnet Albert Monnier, zu excerpiren, welcher diesen einseitigen Ideen Worte leiht. Herr Monnier beginnt: Schiller et Shakspeare ont en ce moment les **honneurs** de l'affiche de l'odéon et du Cirque impérial. Für den ersten dieser Heroen, dessen Cabale und Liebe in der Uebersetzung von Bravard aufgeführt worden, hat er die rührende Apostrophe: Ombre de Schiller! ce succès devant la jeunesse lettrée de la France a dû te faire sourire! Der arme Shakspeare aber wird schlimmer abgethan, sein Lear hat im Cirque Fiasco gemacht, denn au boulevard du Temple, les spectateurs ont soif d'émotions (welche Lear also nicht bietet!) et non de littérature. Le Roi Lear, c'est le triste poëme de l'ingratitude. Je n'essayerai pas de décrire ce mélange de sublimités et de choses choquantes Non! Shakspeare n'est pas ce sauvage ivre que raillait Voltaire. Shakspeare est grand, immense, sublime, mais il n'est pas aussi grand que notre Molière, et il ne s'élève pas au-dessus de Corneille et de Racine! Armer Shakspeare, der noch mit einer andern Phrase abgethan wird, daß Balzac, ein Koloß, würdig sei, sich mit ihm zu messen, Balzac, le plus vaste génie littéraire des temps modernes.

Schlimmer noch sollte es vor nicht langer Zeit Shakspeare jenseits des Oceans ergehen, wo eine Miß Delia Bacon in einem 600 Seiten langen Buche, „The Philosophy of the Plays of Shakspeare unfolded" die unsinnige Theorie aufstellt, Shakspeare sei gar nicht der Verfasser der unter seinem Namen so lange verehrten Dramen, sondern Baco habe in ihnen seiner Philosophie eine größere Verbreitung geben wollen, als dies durch streng wissenschaftliche Werke möglich sei. Zwar ist diese Theorie, welche inzwischen ein Herr Smith auch nach England zu verpflanzen sich bemüht hat (cf. Saturday Review May 16. 1857. p. 455), wohl von keinem scharf denkenden Menschen adoptirt worden, und Shakspeare wird jenseits des Canals als erhabener Genius verehrt, dem man nur mit der tiefsten Verehrung zu nahen wagen darf; aber aufgeführt wird er im Ganzen herzlich schlecht. Um nicht zu reden von den mehr komischen Darstellungen des Lear und Othello auf dem kleinen Queen's-Theater in der Nähe von Tottenham Court Road, welche bei dem niedrigen Standpunkte der Bühne schon in Aeußerlichkeiten verunglückten und selbst das dort verkehrende Publicum nicht befriedigen konnten; ganz zu schweigen von ähnlichen Aufführungen in Soho-Square, so ist doch auch der tüchtige Phelps in Sadler's Wells nicht im Stande, seine entschieden bedeutendere Darstellung des Hamlet zu einer vollständig genußreichen zu machen, zumal er von keinem der ihn umgebenden Acteurs würdig unterstützt wird. Phelps ist ein denkender Künstler, der sein Publicum zahlreich nach der entfernten Bühne hinzieht; aber mehr fast als sein Haus wird das mehr im Herzen Londons liegende Astley-Theater besucht, wo man auch Shakspeare gibt, das heißt zu Pferde, und, wie sich ein französisches Blatt gut ausdrückt, le roi Richard III. est bien monté.

---

*) cf. auch Lacroix histoire de l'influence de Shakspeare sur le théatre français. Bruxelles 1857

Vom großen Williams ist natürlich wenig geblieben, denn schon Schlegel bemerkt richtig (Vorlesungen über dramatische Kunst II. 2. 208): Besonders lehrt die Erfahrung, daß wenn man Gefechte der Reiterei anbringt, die Menschen neben den vierfüßigen Schauspielern bald zu Nebenpersonen werden.

Höher hat sich Charles Kean, der Sohn des großen Edmund aufgeschwungen, von dem wir in seinem Princeß-Theater in Oxford Street eine ziemlich gelungene Darstellung des Shylock sahen, bei der sein unangenehmes Organ weniger störend einwirkte als in spätern Rollen, die nicht den eigenthümlich jüdischen Charakter an sich trugen. Bei dieser einer überaus albernen Christmaß-Pantomime „Harlequin and the Maid and the Magpie or the fairy Paradisa and Hanky-Panky the enchanter“ vorausgehenden Aufführung, in welcher auch die Gattin des Directors als Portia sich auszeichnete, trat das von Kean später mehr festgehaltene Princip der Ummodelung und möglichst pomphaften Inscenesetzung noch weniger zu Tage als in seiner Bearbeitung von The Winters Tale, welches er so sehr umgemodelt hat, daß er für gut fand, dem Publicum seine Gründe in einem eigens neben dem Theaterzettel ausgegebenen Blatte vorzulegen, aus dem wir einige der Hauptpunkte hier mittheilen wollen. Er beginnt folgendermaßen: „Shakspeare has constructed the charming drama of The Winter's Tale from Robert Green's „History of Dorastus and Fawnia,“ and while he has sought to heighten and vary the interest of the story by the introduction of new characters, he has left the incidents of the play (as in the novel) alternating between Sicily and Bohemia, without assigning any specific date to the time of action. Chronological contradictions abound throughout the five acts; inasmuch as reference is made to the Delphic oracle, Christian burial, an Emperor of Russia, and an Italian painter of the sixteenth century.

It is evident that when an attempt is made to combine truth with history, conflicting epochs cannot all be illustrated; and I have therefore thought it permissible to select a period which, while it accords with the spirit of the play, may be considered the most interesting, as well as the most instructive.

The pivot on which the story revolves, is in fact the decision pronounced by the oracle of Delphi; and taking this incident as the cornerstone of the whole fabric, I have adopted a period when Syracuse, according to Thucydides, had, from a mere Doric colony, increased in magnificence to a position in no way inferior to that of Athens herself, when at the summit of her political prosperity. An opportunity is thus afforded of reproducing a classical era, and placing before the eyes of the spectator, tableaux vivants of the private and public life of the ancient Greeks, at a time when the arts flourished to a perfection, the scattered vestiges of which still delight and instruct the world. Assuming that the civilization of Athens was reflected by Syracuse, I feel that no period could have been selected more interesting and suggestive, or more likely to give additional zest to those who wish to contemplate the manners and habits of a country once „the centre of ancient civilization, and the fruitful mother of so many illustrious sons,“ but which can now, alas! boast of nothing beyond its history and its ruins.

To connect the country known as „Bohemia“ with an age so remote, would be impossible: I have therefore followed the suggestion of Sir Thomas Hammer, in his annotations on Shakspeare, by the substitution of Bithynia. The difference of name in no way affects the incidents or metre of the play, while it enables me to represent the costume of the inhabitants of Asia Minor at a corresponding period, associated so intimately with Greece, and acquiring additional interest from close proximity to the Homeric kingdom of Troy.

The Phrygian dress presents a marked distinction between the two races that constitute the chief actors in the drama, while at the same time scope is afforded for the introduction of customs common to both. A

leading instance is furnished in the pastoral scene of the fourth act, where the festivities applicable to the season of sheep-shearing take place, and in which Shakspeare brings in, for the purpose of a dance, twelve rustics, „who have made themselves all men of hair, and call themselves Satyrs." I have here ventured to introduce one of those festivals in honour of Bacchus, known under the title of „Dionysia," wherein similar disguises were used, while the actors indulged in mad enthusiasm and extravagant merriment.

For the purpose of presenting with closer accuracy the domestic manners of the period, Leontes and his Queen Hermione, together with their Kingly guest, are first discovered towards the termination of a Feast, on the evening before the intended departure of Polixenes. As dancing and music invariably formed a portion of such entertainments, a representation of the celebrated Pyrrhic Dance, so popular throughout the principal states of Greece for its martial character, has been attempted.

Later in the play, „Time, as Chorus," has been restored, in accordance with the poet's conception. By this restoration, the lapse of sixteen years, supposed to have taken place from the birth of Perdita until she is seen as the shepherdess in the fourth act, is rendered more intelligible. To carry out the idea, a classical figure, more in harmony with the character of the play as now represented, has been preferred to the ordinary old man with his scythe and hour glass, who was unknown in classic ages. Chronos, the ancient representative of Time, has been chosen, and I have ventured to associate him with an allegorical tableau of Luna and the Stars (personified), sinking before the Car of Phœbus, which rises with all its attributes of splendour. Each figure is taken from an antique, or from the works of Flaxman.

The Theatre at Syracuse has been selected for the ceremony of the trial of Queen Hermione, as it is known that in Greece such edifices were frequently used for legislative or judicial proceedings; and an opportunity is thus afforded for the introduction of a scenic display, equally novel and interesting.

To give completeness to the whole, an endeavour has been made to assimilate the music to the action. As all writers on the subject afford but meagre information, the difficulty here becomes very great; nevertheless, using such authorities as we possess, iucluding the „Hymn to Apollo," which many consider genuine Greek, and the descriptions given by Dr. Burney, and other eminent Professors, Mr. J. L. Hatton has composed the overture, entre-actes, and incidental airs, with the exception of the „Hymn" which is played at the opening of the second scene of the first act, during the progress of the Banquet.

I should not omit to state that the text of Shakspeare has been carefully preserved throughout; the omission of an occassional sentence or line sufficing to remove all prominent incongruities, without interfering with the natural course of the action."

Indem er sich so bemüht hat, Alles selbst bis auf die Bithynien eigenthümliche Pflanzenwelt getreu darzustellen, gibt er mehr ein anziehendes Schaugepränge und blendet das Publicum, das zu diesen wie ähnlichen Aufführungen immer das Haus von unten bis oben anfüllt (wir erwähnen nur noch Pizarro von Kotzebue-Sheridan, mit Festen in den peruanischen Tempeln, Sonnenaufgang und peruanischer, an Ort und Stelle gemachter Scenerie), er fühlte auch selbst recht gut den Vorwurf, den eine gesunde Kritik ihm machte, wenn er die mitgetheilte Rechtfertigung schloß: I trust that the combination may be considered less an exhibition of pageantry appealing to the eye, than an illustration of history addressed to the understanding.

Wenn somit die deutsche Bühne, die, seit Lessing zuerst wieder auf den großen Stammgenossen aufmerksam machte, sich die Darstellung seiner Musterwerke mit

Vorliebe und Erfolg angelegen sein ließ, einen Vergleich mit den ausländischen Bühnen durchaus nicht zu scheuen hat: so bleibt uns jetzt übrig zu sehen, wie sich das Verhältniß auf dem Felde ästhetischer und sprachlicher Kritik gestaltet. Hier läßt sich nicht leugnen, daß die Engländer bedeutend mehr für die Constituirung des Textes gethan, und daß eine große Anzahl von ihnen sich mit Edirung des großen Landsmannes beschäftigt haben (man sehe die Zusammenstellungen bei Sillig oder in Mommsen's Perkins-Shakspeare); aber doch blieb und bleibt nach ihnen noch Vieles zu thun übrig. Auch hier haben die Deutschen das Verdienst, seit Lessing, Goethe, Schlegel, Tiek *rc.* für die ästhetische Würdigung Bahn gebrochen zu haben, und Werke, wie Gervinus, Ulrici *) legen neben der meisterhaften Schlegel-Tiek'schen Uebersetzung ein ehrenvolles Zeugniß ab von dem eindringlichen Studium, das die Verfasser dem großen Dichter gewidmet. Kaum war Collier's neuer Fund veröffentlicht, als zwei Bearbeitungen desselben diesseits des Canals erschienen; bald folgte das höchst fleißige und scharfsinnige Werk von Tycho Mommsen, das zum ersten Male eine diplomatische Sichtung der Shakspearequellen versuchte und im Ganzen Collier's Fund anerkannte, während Delius in einer heftigen Schrift gegen den Perkins-Shakspeare diesen verwarf. Seit zwei Jahren nun hat der letztere Gelehrte, der schon früher ein freilich ziemlich unvollständiges Shakspeare-Lexicon veröffentlichte, eine neue für deutsche Leser berechnete Ausgabe des Shakspeare begonnen, die jetzt bis zum dritten Stücke des dritten Theiles vorgeschritten und ein in vielen Beziehungen recht verdienstliches Werk zu nennen ist, wenn auch freilich manche Ausstellungen der scharfen Recension Mommsen's (Neue Jahrbücher für Philologie, Band 72) wohl begründet und die Nothwendigkeit der Zugrundelegung der Folioausgabe vom Herausgeber noch nicht genügend bewiesen ist; übrigens adoptirt er auch sehr oft statt ihrer die Varianten der Quarto's. Wir wollen hier die von Mommsen ausführlich erörterte Frage über den Werth der Quellen auf sich beruhen lassen und uns nur an den von Delius aufgestellten Text bei einigen der edirten Stücke halten, da eine genauere Einsicht der auf der hiesigen Bibliothek auch nur dürftig vorhandenen Shakspeare-Ausgaben bei der wohl allzugroßen Aengstlichkeit des Custoden für alle Stücke mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sein würde. Wir haben zunächst Othello gewählt, dessen Einleitung, wie das Delius überhaupt zu thun pflegt, größtentheils der Collier'schen entnommen ist (wobei manche einzelne Notizen, wie es scheint, absichtlich für das größere Publicum, auf das Delius rechnet, ausgelassen sind), und wollen unsre Bemerkungen sondern in Ausstellungen an Lesarten, die unsrer Ueberzeugung nach falsch gewählt sind, in Hinzufügungen von ganz ausgelassenen wichtigen Bemerkungen oder Erklärungen und in Anführung solcher Punkte, die mindestens fraglich geblieben sind.

I) p. 10 ist tongued sehr bedenklich statt toged der Q.; wir erinnern an den Druckfehler tongue statt toga im Coriolan. — Id. Warum ist christian (Q. Steevens, Collier) matter als christen'd, das lange nicht so gut zu heathen paßt? 18 unbonneted, wofür Pope unbonnetting, Theobald and bonnetted liest, ist zweifelhaft, da bonneter nach Cotgrave put of one's cap heißt und also unbonneted wohl einen dem in der Anmerkung angegebenen entgegengesetzten Sinn gäbe. 28. 44 scheint Q. thence entschieden besser als hence; 38. 10 ist doch Veronessa auf das eben erst noble ship of Venice genannte Schiff zu beziehen etwas kühn und eher mit Collier anzunehmen, daß Veronese cf. Albanese (Fairy Queen 3. 13. 10) irrthümlich für Cassio gebraucht ist, wie überhaupt im Stücke diese Bezeichnungen etwas verwirrt scheinen, denn 65. 12 bleibt D.'s Erklärung gezwungen und es ist wohl richtiger, daß auch Jago, der Venetianer, von Cassio für einen Florentiner gehalten wird. 44. 53 and ist falsch und unlogisch, 46. 68 die Lesart der Q. mit der Bühnenanweisung Rodrigo starts off und einem Punkt vor if nicht nur nicht undenkbar, sondern besser: J. will ihn sogleich vorbereiten. 48. 95 ist falsch von Collier abgeschrieben, die Q. haben auch lusty.

*) Soeben wird auch ein neues Werk von Dingelstedt über Shakspeare angezeigt.

Daß 68. 12 eine falsche Erklärung ist, zeigt gleich der folgende Vers. Warum liest D. 83. 130 und 131. 35 topp'd, während er das von dem in Staffordshire für ram gebrauchten tup abgeleitete tupp'd p. 13 stehen läßt? 130. 31 scheint St's. Annahme, D. sei erdolcht, richtiger; 131. 38 ist on her weder wesentlich noch paßt es in den Vers; 136. 69 hat Emilia gar keine Veranlassung zu dem Ausrufe alas (cf. and die in music,) die Q.-Lesart ist vorzuziehn; id. 74 sucht unnütz Schwierigkeit und ist nach gewöhnlicher Weise erklärt viel einfacher.

II) 10. 9 fehlt die Variante phyz und Tyrwhitt's life; 11. 12 assign'd, der Q.[2] 16. apines statt pains. 20. 28 dearking f. 26. 28 unravaged Q.[2] statt unvarnish'd, 26. 33 these than und to prefer St.; 27 hat F. battle neben fortune, 27. 41 portance in't; my traveller's history; J. ist nicht erwähnt; 28 F: deserts wild; hent = use (Q.[1] nach Measure for M. 4. 6 statt hint) hätte citirt werden sollen, wenn auch hint 29 oben für hint spricht; 28. 45 liest F.[2] distinctively; 31. 22 Q. reverence, J. reference waren zu erwähnen, 32. 83 fehlt für affects St. Lesart, 43 hit Q.[1] für fit, 74. 51 exsuffolate St., J., 78 why statt faith, 83. 137 that she St.; 96. 4 ill moderns; 125, pluckd the rose Q. und 126 justice herself und once more ein Mal statt des doppelten one more; id. hum St.; 139 med'cinable St.; 140. 110 inforce St.

Manche Worte wären wohl noch einer Note werth gewesen, zumal wenn sie in seltner Bedeutung stehn, während andre unnützer Weise Erklärung gefunden haben; besonders vermissen wir aber, daß der Commentar fast nur in deutschen Worten gegeben ist, während er oft die Sache englisch sehr viel deutlicher gemacht hätte. Auch sind die Citate aus Shakspeare und aus andern Autoren zu selten: wir erwähnen nur 10. 10 cf. 99. 34; 32. 80. K. John 70; 77. 82 Chaucer Rose 4938 außer vielen andern, die für allseitiges Verständniß wichtig gewesen wären; cf. K. Richard II. 29. 37, wo Milton's Samson herbeizuziehen war.

Fraglich bleibt 1 die Deutung von forcertes, 10 der Vorschlag letters, 12. 31 chances, das freilich auch 27 steht, 17. 68 officers of might, wie die Lesarten 34. 90 und 55. 41; 133. 51 scheint die Q.[0]-Lesart besser. Warum steht 59. 72 allein vile statt des sonst eingeführten vild?

49 Sc. 2 ist wohl addiction statt addition zu lesen; 51. 6 lies 73 statt 23, 52 oh, 54 is statt it, 66 grieves, 87. 7 lies 3 statt 9, 94 fehlt hinter mistress ein Komma, 103 lies an unkind breach.

Nachdem mit Beibehaltung der alten Eintheilung in den beiden ersten Bänden die Tragedies bearbeitet sind, eröffnet den Reigen der Histories King John, dessen frühere Bearbeitung gegen Tieck, Kritische Schriften I. 227 und Schlegel, Vorlesungen 2 2. 189 mit Recht Shakspeare abgesprochen ist, was durch eine in der zwölf Seiten langen Einleitung gegebene Disposition des älteren Stückes und längere Proben erwiesen wird.

Warum läßt D., der überhaupt die von ihm doch zu Grunde gelegte und den D's. vorgezogene Folio-Ausgabe öfter ohne Grund ändert, 32. 47 nicht ordinance beider statt ordnance stehn? (cf. 98. 2 tottering). 37. 14 ist noch nicht in Ordnung: J. liest Kings are our fears, Collier erklärt: they will be ruled by their fear, admitting no other monarch: D's. Erklärung ist gezwungen. 52. 45 new-uptrimmed ist kühn und die von St. und C. beibehaltene Lesart untrimmed gar nicht zu verwerfen. 54. 57 konnte cased wohl mit Bezug auf Richard II. 28. cf. Richard II. 39 beibehalten, 58. 3 now besser mit Malone als substantivisch erklärt werden, the hungry now cf. Measure 2. 2. 69. 18 liest St. im Text believd a tongue und führt die Conjectur nur in der Note als „probably“ an. 75. 27 ist die Bezeichnung doch sehr fraglich, zumal da idly mit heard verbunden einen ganz guten Sinn gibt. 78. 41 ist Hubert Bastard? 89. 5 scheint die F.-Lesart natürlicher; 94. 33 eine falsche Erklärung, die in nicht berücksichtigt.

21. 42 fehlt St. conversing, 22. 46 serving Warb.; 25. 4 hätte gesagt werden sollen, daß importance statt importunity steht; 26 liest St. cannons, 27 an Ace statt Ate „player editors.“ 30. 34 hat C. King Philipp und in der folgenden Zeile St. King Philipp statt Lewis; 37. 11 liest St. mouthing und Zeile 16 ye statt we; 40. Z. 5 hätte das Wortspiel nuptial match und match of a gun erwähnt werden sollen, wie 40. 30 Johnson's Emendation flaw für stay und 42. 37 die Erklärung pagus Velocassinus = le Vexin. 51. 36 liest St. for, 52. 318 will; 54. 58 hat die Oxford edit. statt not most, Warb.: yet, Johnson: is't not...? und auf derselben Seite unten hätten die mancherlei Varianten, besonders in der Interpunction erwähnt werden sollen; 73. Z. 8 hat F.[1] then, J. the, id. 21 St. in wrest, M. hold not; zu 75. 25 hätte King Richard II. 43. Z. 24 citirt werden sollen, 79. 49 mad'st, 82. 13 sins, 14 this, 83. Z. 28 gaul, 84. Z. 19 enquire, 95. Z. 18 spight, 98. 1 tatter'd, lauter Steevens'sche Lesarten.

Oft fehlen hier den Sinn erklärende oder den Sprachgebrauch nachweisende Noten; den 21, scroyle 37 aus dem franz. escroulle, 49 doff = do off, 61 pattern, 65 true und andre hätten eher einen Commentar verdient als manche ganz klare Stellen, (41, 34. 43, 41. 46, 6, 7. 53, 55. 54, 56 2c.), deren Deutung überflüssig.

Sehr fraglich ist 77 die Bezeichnung von whom (35) und die Deutung von counties (86. 3); bei 89. 2 hat Steevens den öfter auch, aber nicht consequent von Delius befolgten Satz: no right to correct Shakspeare's metre (cf. unten). 92, 17 ist die Deutung von bank'd doch wohl unrichtig und die von Collier angezweifelte: thrown up entranchments before their towns, weil natürlicher, vorzuziehn.

Citate aus demselben oder andern Shakspeare-Stücken sind auch wieder spärlicher als zur genauen Erklärung wünschenswerth; auch Beziehungen auf andre Dichter wie auf Nachahmungen, z. B. 88. 14, wo Gray's Ode VI anzuführen war, hätten mehr hervorgehoben werden können.

Von nicht angegebenen Druckfehlern bemerken wir 40. 30 flre statt fire, 43, 19 einen Punkt statt , und 59. 22 ; statt . 81, 22 muß 8 fort und 88. 1 im Citat aus Macbeth Sc. 2 stehn, wie 91 15 First part für Second.

King Richard II. wird eingeleitet durch ein gutes Vorwort mit langen Citaten aus Holinshed, sowie mit Notizen über ein zehn Jahr nach William's Stück aufgeführtes Drama desselben Namens von einem ungenannten Verfasser.

Falsch ist 25. 16 das Citat aus Coriolan, das sich nicht 4. 1 findet, wie die beiden 52. 15 (Sc. 4 statt 3) und id. 16; warum ist 38 unten and doppelt gesetzt? 42. 16 hat Steevens, wenigstens in der uns zu Gebote stehenden edit. quite nicht gestrichen; was soll 98. 22 das Fragezeichen? 23. 3 ist his sehr fraglich, cf. 4 Zeilen weiter, 24. 10 und 26. 18. 26. 30 liest O. been fostered, Malone sogar withwhich it hath been fostered, unerwähnt von D. 28. Z. 4 hat St. engoald, C. enjaild. 30. 8 hat Fol. 1623 sudden, 34. O.° 1. 2. 3 Amen zum Schluß der Scene. 35. Z. 8, Fol. 15, id. 14 haben St und C. found und 15 St. meeters. 29. 36 scheint mir C.'s Deutung von fare, so fare as I wish my enemy to fare, he disdains to say farewell, natürlicher als Johnson's von D. adoptirte. 36. 15 liest F. for, St. for their breed, 38. 5 F.: I see, 38. 26 fehlen die Varianten: O. how not, not.. Fol. 1615 not nor, 1623 and not und gleich dahinter Oxford ed. state o'er law; 39. 2 Fol. 1623 chafing, 39. 23 Ms. common place booth of the time quotes: fullness C. Zu 48. 15 war wohl St's. Note zu citiren; 48. 20 liest St. those posts; 51. 10 lesen St., C.: my answer is—to Lancaster. Zu 2. Scene 4 hätte wohl erwähnt werden sollen, daß Johnson diese Scene als Act 3, Scene 2 ansieht, unartfully thrust into an improper place; sie fehlt ganz im Perkins-Shakspeare, s. Mommsen 419. — 57. 2 liest St. weeping, cf. *δακρυόεν γελάσασα* Ilias VI; 58. 6 Malone line it; id. 10 ist Alles in verschiedenen edit. ganz umstellt, s. Malone; 61. 7 liest Th. where is he got = absconded mit Bezug auf id. 17 three Judasses. 62. 31 war dispossess'd zu

citiren, 64. 3 faction, 68. 1 light statt live, 68. 2 Th. floor, Malone stellt die Versenden um, 70. 12 Q.° laugh, 77 Z. 4 the statt des that der Q.; 77. 9 lies Z. take the oath, cf. Troilus 4°. 1609, St. task thy heart; 90. 24 Q. doubly, 92. Z. 20 hat Malone pale? boy... 96. 14 liest Th. the bad.

Nicht erklärt sind 22 caitiff, 36 cormorant, 42 trow, 92 lief, die wohl eine Note verdient hätten; ungenau sind die Bühnenanweisungen z. B. I. 3; zu earthly hätte K. John 3. 1. 34 und die Varianten der Fol. earthy, zu haviour die Lesart 'haviour von St. u. C. und K. John I. 1 citirt, 48. 23 hätte die verschiedene Anordnung der Zeilen bei Steevens erwähnt werden sollen. Die Interpunction 82. 48 hat auch Shakspeare schon; sie ist also nicht erst C's. Neuerung. Die Interpunction 28. 10 ist ungenau, then sollte zwischen zwei Kommatas stehn; manche Anmerkungen als 29. 37 a, 35. 4 rc. sind überflüssig. Inconsequent ist die Aufnahme von too (99. 27), um das Metrum zu bessern, während sonst gegen dieses Bestreben öfter gesprochen ist.

Zu tilgen ist 33. 6 || und 103 zu lesen King's statt Kin'g: sonst ist dieses Heft von Druckfehlern noch freier als das vorige. Wir brechen hier ab und erwarten eine baldige Fortsetzung der Ausgabe, welche, wenn sie auch noch nicht allen von deutscher Seite an eine vollständige Shakspeare-Edition gestellten Anforderungen genügen mag, doch einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der Shakspeare-Behandlung vermittelt. Dr. C. S.

Anzeige von Jannet's Anciens poëtes de la France.

Endlich, noch ehe der riesige Leviathan in die feuchten Umarmungen der düsteren Themse hinabgesunken, ist an den Ufern der Seine in Paris ein andres gewaltiges Werk, wenn auch mit Zurücklassung eines großen Theiles der ursprünglich beabsichtigten Passagiere, von Stapel gelassen, welches dazu bestimmt ist, wie jenes die genauere Vermittlung zwischen Europa und der Heimath australischen Goldes, so die engere Verbindung zwischen dem Mittelalter und den Studien der Neuzeit auf mehr als einem Gebiete anzubahnen: wir sprechen, um das vielleicht etwas schiefe Bild aufzugeben, von der großen Publication Jannet's, die er in einem unlängst veröffentlichten Prospectus der gelehrten Welt verkündigt. Es ist bekannt, wie der verstorbene französische Unterrichtsminister J. Fortoul, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß eine Befreiung der altfranzösischen Poesie aus den Fesseln, in denen sie seit Jahrhunderten auf den verschiedenen europäischen Bibliotheken schmachtete, eine nähere Bekanntmachung der alten Romane für französische und außerfranzösische Sage, Geschichte und Sprache von den gewaltigsten Folgen sein würde, an verschiedene Gelehrte Missionen austheilte und in Frankreich, England, Italien Stoff zu dem großen Sammelwerke herbeischaffen ließ, das freilich bei dem plötzlichen Tode des Ministers auf ein Mal wieder in sein früheres Nichts zerfallen zu wollen schien. Doch mehrere der für den Plan thätig gewesenen Gelehrten hatten mit zu viel Eifer dafür gearbeitet und hatten seine Wichtigkeit zu gründlich erkannt, als daß sie dabei sich beruhigen konnten, die gesammelten Schätze etwa ähnlich St. Palaye's reichen Collectaneen in der Pariser Bibliothek verkommen zu sehen, sie versuchten, das in's Stocken gerathene Werk wieder flott zu machen, und endlich Ende des vorigen Jahres ist es ihnen gelungen, wenigstens einen Theil des ursprünglichen Planes seiner Ausführung näher zu bringen und von dem jetzigen Minister, Herrn Rouland, ein Eingehen auf die Absichten seines Vorgängers zu erreichen. Es liegt vor uns ein soeben veröffentlichter Prospectus des unternehmenden Buchhändlers Jannet, welcher mit Genehmigung und Subvention der Regierung im Zeitraum von etwa 8 Jahren 40 Bände altfranzösischer Poesie unter dem Titel: Les anciens poëtes de la France, in der Ausstattung nach Art seiner bibliothèque elzevirienne veröffentlichen wird, so daß jedem Liebhaber auch einzelne Bände à 5 Francs zu Gebote stehen werden. Wir wollen aus dem 14 Seiten umfassenden Prospectus mit Uebergehung einer langen Rechtfertigung des Planes, der unsrer Meinung nach für jeden eifrigen französisch studirenden Gelehrten

keiner Rechtfertigung bedarf, wenn man nicht etwa das entschuldigen zu müssen meint, daß man in Frankreich so lange mit diesem Werke gezögert hat, — wir wollen aus diesem Schriftstücke nur eine Stelle citiren, die, wenn auch ein wenig scharf aufgetragen, doch im Ganzen auch von jedem unbefangenen, unparteiischen Deutschen anerkannt werden muß, der genauere Studien mittelalterlicher Literaturen gemacht hat. Es heißt über die Publication p. 8: Elle prouvera aux esprits les plus prévenus que, si le génie épique a manqué à la France moderne, la France féodale en a reçu les inspirations, et que parmi ces poëmes guerriers et chrétiens, délassement sévère d'un âge héroique, il en est plus d'un où se rencontrent tous les caractères de l'épopée. Elle permettra de juger en dernier ressort et à notre profit une grande cause, déjà gagnée en partie, mais encore en litige sur quelques points obscurs, parce que nous avons négligé de produire toutes les pièces du procès. Cette cause, c'est celle de l'influence française et de son ancienneté. Quand on connaîtra mieux toutes ces inventions de nos premiers poëtes, tous ces récits merveilleux, dont la plupart ont eu jadis une vogue universelle et ont laissé, au delà même de la France, des souvenirs qui ne sont pas encore éteints, il faudra bien confesser que l'Europe n'a pas commencé seulement au dix-septième siècle à sentir notre ascendant, à nous écouter et à nous faire écho etc. Nach einem kurzen Ueberblicke der Vortheile, welche die verschiedenen Zweige andrer Wissenschaften, ja selbst die Künste aus diesen zugänglich gemachten Schätzen ziehen können, gibt Jannet Nachricht über die vom Minister mit der Publication beauftragte Comission, welche aus den folgenden Herren besteht: G. Rouland, Servaux, Marquis de la Grange, F. Guessard, der den Druck zu überwachen hat, Francis Wey, Henry Michelant. Ueber die Ausdehnung des Unternehmens ersehen wir p. 11 Folgendes: Des quarante volumes consacrés à cette publication, deux renfermeront le tableau biographique, l'inventaire complet, de tous les grands poëmes chevaleresques que le moyen âge nous a légués: chansons de geste ou poëmes d'aventure, de France, de Bretagne et de Rome la grant, selon la division établie en 1200 par Jehan Bodel. On comprendra dans ce tableau les romans satiriques, comme celui de Renart, les romans allégoriques, comme celui de la Rose. Sous le titre de chaque poëme seront indiqués et appréciés les divers manuscrits connus qui nous en restent. Les 38 autres volumes renfermeront tous les poëmes du Cycle carlovingien et quelques autres qui s'y rattachent plus ou moins étroitement . . . Chaque poëme, précédé d'une introduction et d'un sommaire analytique avec chiffres de renvoi, sera suivi de notes et de variantes. Was bei der Anordnung als auffallend erscheinen könnte, ist, daß Jannet ausdrücklich erklärt, on ne s'astreindra à suivre aucun ordre logique dans la publication des volumes du recueil; aber die Sache hat einen ganz äußerlichen Grund, daß man endlich damit vorgehen will und daher veröffentlichen wird, wie grade die Bearbeitungen der einzelnen Gedichte fertig werden. Obenein wird das Ganze so eingerichtet werden, daß jedes Gedicht und jeder Band besonders zu beschaffen sein werden. Unter der Presse sind bis jetzt: 1) Doon de Mayence, edirt von A. Schweighäuser, 2) Gaufrey, von Chabaille, 3) Gui de Bourgogne und Otinel von Guessard und Michelant, 4) Aspremont von Guessard, und diesen werden zunächst folgen 5) la bataille d'Aleschans und andere Branchen von Guillaume d'Orange, von Anatole de Montaiglon, Fierabras von Kröber, Doon de la Roche vom Berichterstatter, la prise de Pampelune und Floovant (Fragment) von Michelant, Macaire von Guessard, Gui de Nanteuil, Vivien l'Amachour de Monbrant von Schweighäuser.

Dr. C. Sachs.

Randglossen.

I. Zu Grimm's deutschem Wörterbuch.

1) Th. 1, Sp. 23 wird als Beleg für das Zeitwort Aben angeführt: Zachariä sagt: „Laß mit säuselndem West den abenden Weltkreis erfrischen." Weitere Angabe des Citats fehlt; in den poetischen Schriften von Zachariä (Braunschweig 1772) 2, 90 heißt es aber:

Laß den Mittag den Menschen aus seinem Füllhorne speisen
Und mit säuselndem West den Abend den Weltkreis erfrischen.

und in der Ausgabe der Tageszeiten (Rostock 1757):

Und den Abend mit säuselndem West den Weltkreis erfrischen.

2) Th. 1, Sp. 118: „Absicht f. intentio, ein erst im 18. Jahrhundert entsprungenes, an die Stelle des früheren Absehen getretenes Wort, das nach K. Stieler fehlt, bei Frisch 2, 236 kaum vorbricht, auch nnl. mangelt."

Als ältester Beleg dient eine Stelle aus Lessing 5, 26 (vom Jahre 1756). Da wäre es denn doch wohl richtiger gewesen, aus demselben Schriftsteller die „Glückwunschrede bei dem Eintritt des 1743. Jahres" zu citiren, wo der noch nicht 14jährige Lessing schreibt: „Aus einerlei guten und bösen Absichten" 11, 4; „Die hohen Absichten unsers Schöpfers" 11, 6. — Bedenkt man, daß Frischens Wörterbuch, in welchem das Wort „kaum vorbrechen" soll, nur ein Jahr früher erschien, so wird man gegen die Angabe Grimm's vom Alter des Wortes wohl schon mit Mißtrauen erfüllt. Schlägt man aber Frischen's Wörterbuch selbst nach, so findet man 2, 236 nur den Hinweis auf 2, 272a, wo von Absicht eine Menge Beispiele aufgeführt werden (s. dazu auch Th. 1, im Vorbericht p. VI: „Wann einer von der Absicht dieses Buches noch nicht unterrichtet ist"). Dagegen heißt es:

Ansicht ist nicht gebräuchlich als etwan in Verkürzung für Angesicht.

Unter Ansicht aber erwähnt Grimm (1, 461) gar Nichts über das Alter des Worts.

3) Th. 1, Sp. 363: „Angstlose f. excusatio, Ausrede? womit man sich in der Angst zu lösen sucht? Müssen sich mit solchen Angstlosen und Nothreden so lausigt und betteliſch behelfen. Luther 1, 509b."

Hätte Grimm nur die richtig angegebene Stelle nachschlagen wollen, so würde er gefunden haben, daß dort gar nicht „Angstlosen" steht, sondern „Angstglosen", d. h. nach gewöhnlicherer Schreibweise: Angst-Glossen.

4) Th. 1, Sp. 509 steht unter „Antlitz" die Behauptung:

„Im neuen Testamente steht immer Angesicht, z. B. Matth. 17, 2; Offenb. 1, 16."

Wie aber lauten z. B. die Stellen: Offenb. 4, 7; 10, 1?

5) Th. 1, Sp. 1276: „Begabeln, fascinare, ein merkwürdiges, seltenes Wort: Mit Küssen nektargleich begabeln. Weckherlin 769. Die angegebene Bedeutung außer Zweifel, da [!!] Stalder 1, 409 gabeln gaukeln, gablig gaukelhaft anführt; er fügt hinzu, daß es auch [?] possenhafte Bewegung, hin und her laufen ausdrücke, so wie bei Tobler 209a gabla sich viel bewegen, pfuschen, Gabler einen Pfuscher, Springinsfeld bedeutet, gablig flatterhaft, beweglich. Ob nun dies begabeln mit dem vorhergehenden (furca excipere) und mit Gabel, furca (= fusca), fuscina Gemeinschaft hat, wäre die Frage und wie, wenn fascinum, das man durch βασκαίνω nicht genügend aufhellt, sich mit fuscina berührte?"

Dagegen bemerken wir einfach: Gabel, Nebenform zu Gabe, namentlich in der Bedeutung Abgabe, s. Frisch 1, 312c u. s. w. Also: Begabeln, Nebenform zu: begaben und vergleiche zu der Stelle von Weckherlin:

„Wann mich ihr Purpurmund begabt,
Ach, welch ein Wohlgenuß.“ Bürger 13a.

6) Th. 1, Sp. LXXXV: „Ruef oder Ruof, Jac. .... Vermuthlich rührt auch der Sp. 787 unter der Schreibung Ryff angezogene Spiegel der Gesundheit von ihm her, da — er Wundarzt zu Zürich war und andere Arzneibücher mehr abgefaßt hat.“

Das Sp. 787 aufgeführte Citat ist aber aus Frisch 2, 484c entlehnt, der 2, 492a unter seinen Quellen ganz richtig „Ryff, Spiegel der Gesundheit“ aufführt. Von Walth. Ryff, über den das Jöcher'sche und das Zedler'sche Lexicon Auskunft bieten, habe ich für mein Wörterbuch außer dem „Spiegel der Gesundheit“ (Frankfurt a. M. 1574) auch sein „Thierbuch Alberti Magni &c.“ (Frankfurt a. M. 1545) benutzt.

7) Th. 2, Sp. 909: „Deichselstern m. Ich sehe die Deichselsterne des Wagens (Orions), das liebste unter den Gestirnen. Goethe.“

Soll das von Wilh. Grimm in Klammern beigefügte „Orion“ wirklich eine Erklärung sein?

II. Etymologische Vermuthungen.

1) Das griechische ὠὸν, lat. ovum, neugriech. αὐγὸ zeigt deutlich das Digamma als Anlaut der zweiten Silbe, vgl. ahd. ei, Genit. eiges (Graff 1, 59 ff.) und z. B. noch in Eppendorf's Plinius (1543) S. 34: Ein Eig, so auch engl. egg etc. Man darf aber auch wohl bei der ersten Silbe anlautendes Digamma annehmen, vgl. serb. jaje, wendisch jejo, mit der Verkleinerung jejko etc. und danach dürfte das Ei zunächst nach der gackernden Henne benannt sein, vgl. in der Kindersprache: das Gaggi, Gäggi (Stalder 1, 413), das Gakelein (Schmeller 2, 23) = Ei.

2) Er weiß auch, wo Bartel Most holt. Ueber den dunkeln Ursprung dieser sprichwörtlichen Redensart findet sich eine Vermuthung in Frommann's deutschen Mundarten 3, 354, vgl. Frisch 1, 67c. Wahrscheinlicher dünkt mich die folgende, die aber natürlich auch nur als bloße Vermuthung mitgetheilt wird.

Daß im Reineke Fuchs der Storch unter dem Namen Bartold erscheint, darf als ebenso bekannt vorausgesetzt werden, wie der weitverbreitete Kinderglaube, daß der Storch, der „Adebar“ die Kinder bringe. Ich möchte nun annehmen, die besprochene Wendung sei aus den plattdeutschen Worten eines Kindes hervorgegangen: Ick wet ok, wo [d. i. „wie“] Bartold uns hålt. Ich weiß auch, wie Bartold, der Storch, uns (Kinder) holt und lasse mir die alten Mährchen vom Storch als Kinderbringer nicht mehr aufbinden. Vgl. Brem. Wörterb. 1, 58, wonach die Redensart vornehmlich „von einem Kinde gilt, das von gewissen natürlichen Dingen mehr weiß, als sich für sein Alter schicket.“ — Beiläufig bemerkt, habe ich in Mecklenburg, wo der Most allerdings ein dem Volke unbekanntes Getränk ist, gewöhnlich nur gehört: Ick wet ok, wo Bartel moss (Moos) hålt.

III. Orthographisches.

Zusatz zu meinem „Katechismus der deutschen Orthographie“ (1856) S. 65:

Heute gilt meist die Schreibweise hintan in den Verbindungen: hintan setzen, stellen &c., indem man das Wort = „hintenan“ deutet und für die gewöhnliche Aussprache hindan(n) auf hindern neben hinten sich stützt. So bei Adelung, Campe, Weigand, Synon. 3, 1175 (vgl. Schmeller 2, 217). Doch sieht man in dem Wort wohl richtiger eine Zusammensetzung aus hin und dann(en), wofür es jetzt gewöhnlich: „von dannen“ heißt = von der Stelle, von da hinweg, entfernt, vgl.: Schoß auf den König **herdan**. Uhland, Volksl. 495, V. 5 u. 6.

= von da her. — Wandelte **hindannen**. Rückert, Mak. 2, 33.; Ich .. helf uns wohl hindannen. Schiller 540b; Da es so ferne ward geführt hindannen. Simrock, Gudr. 24 [gefüeret verre dannen]; 179 ff. — Fuhren da hindan, 142 [hiez er riten dan]; Ob er sollte mit sich hindann | Helm und Harnisch führen, 233 [füeren mit im dan] ꝛc. — Sie ziehn hindan die ganze Nacht. Lenau, Albig. 228; Hat sich .. von allen seinen Freunden hindan in eine wilde Einöde gesetzt. Stumpf, Schweiz 525b; Haben Nebenlöcher vom Nest hindan, 610; Unter den Heiden weit hindan. Waldis, Psalm 132, 2; Weil ihr die Studia hindan setzt. Zinkgräf, Apophth. 1, 10 ꝛc., s. auch Stellen bei Adelung.

Die Schreibweise „hintan setzen" ꝛc. erscheint daher als eine auf den Sinn nicht ohne Einfluß gebliebene Umdeutung, vgl. bei Weigand a. a. O., die als sinnverwandt verglichenen: „Hintansetzen" und Zurücksetzen", die nicht oder doch wenigstens nicht so nahe sinnverwandt sind, wie Weigand meint: Wer die Scham hintansetzt, weist ihr nicht die „letzte Stelle" an, sondern setzt sie eben ganz bei Seite, läßt sie außer Acht. Vgl.: Mit Hintansetzungen unnöthiger Formalitäten zu verfahren. Möser, Phant. 1, 308, wo doch die „unnöthigen" Formalitäten nicht bloß in den Hintergrund treten, sondern bei Seite gesetzt, außer Acht gelassen werden sollen ꝛc. Natürlich kann auch Etwas mit Rücksicht auf etwas Anderes, als das Vorherrschende und Ueberwiegende, bei Seite gesetzt werden, z. B.: Seine Pflicht aus Vergnügungssucht hintansetzen ꝛc., wo dann das Bei-Seite-Setzen auch als ein Hintenansetzen bezeichnet werden kann.

Die Bedeutung und die allgemeine Aussprache scheinen daher die Schreibweise hindannsetzen ꝛc. zu empfehlen und jedenfalls schien es angemessen, auf die der Aussprache widerstreitende Orthographie in „hintansetzen" aufmerksam zu machen, da nicht nur ich in meinem Katechismus der Orthographie dies zu besprechen versäumt habe, sondern z. B. auch in der Schrift von Andresen (Ueber deutsche Orthographie, 1855), in den „Regeln und Wörterverzeichniß über deutsche Rechtschreibung" ꝛc. (Clausthal 1855), „über deutsche Rechtschreibung von Klaunig" (Leipzig 1857), „die deutsche Rechtschreibung von Ludw. Ruprecht" (Göttingen 1857) u. a. m. jede Auskunft über hindann oder hintan fehlt.

IV. Allerlei.

1) Das Deutsche Museum, herausgegeben von Friedrich Schlegel, enthält in seinem vierten Bande (S. 161—167) vier Briefe von Lessing, die in Lachmann's Ausgabe fehlen, die aber dem neuen Herausgeber nicht entgangen sein werden.

2) In Goethe's natürlicher Tochter, Schluß-Scene des ersten Actes (Bd. 13, 256 in der 40bändigen Ausgabe 1840) steht: „Den wilden Wald, das struppige Gebüsch | soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen. | Der stille Fels wird gangbar" ꝛc. Vermuthlich soll es statt „stille" steile heißen. Wie lautet es in der ersten Ausgabe?

3) Im Schiller'schen Geisterseher heißt es: „Dies zusammengenommen, überführt ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geiste die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war." —

So Ausgabe in 1 Bande (1840) S. 734b; Ausgabe in 18 Bänden (1828) 11, 197 und auch die in 12 Bänden (1847), nur daß hier der Artikel vor „denkende Welt" fortgefallen ist.

Offenbar ist ein Lustrum oder Jahrfünft gemeint, und so hat Schiller denn auch wohl geschrieben. Vielleicht theilt ein Besitzer der mir nicht zugäng-

lichen ersten Ausgabe des Geistersehers in dieser Zeitschrift mit, ob auch diese schon den Druckfehler hat oder ob er sich erst später eingeschlichen.

4) „Heine und Platen sind einander verwandter, als man gewöhnlich zugeben will." — Zu diesen Worten Herwegh's (Gedichte und kritische Aufsätze. Belle-Vue 1845. S. 30) und der von ihm gegebenen Vergleichung möchte ich folgende Stelle beibringen:

„Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete." Der Salon von H. Heine (1834) 1, 104 (geschrieben 1831).

„Privilegien der Freiheit.

Freiheit, selbst wenn stürmisch und wild, weckt mächtigen Genius!
Mög' es bezeugen Athen, mög' es bezeugen Florenz,
Wo man, während sie stand, aufkeimen Talent an Talent sah;
Aber sie fiel und zugleich alle Talente mit ihr."

Platen (Ausg. in 5 Bdn.) 2, 271 (geschrieben 1829, s. 1, 47).

Hier noch weit mehr als in der von Herwegh angeführten Probe „dehnt sich die Verwandtschaft sogar auf den Inhalt aus."

5) In dem bekannten Volksliede vom „Schloß in Oesterreich" (s. Uhland, Volksl. 300 und 1012 „nach einem fliegenden Blatte von 1647") findet sich die Strophe:

Ach, meine Augen verbind' mir nicht,
Ich muß die Welt anschauen,
Ich seh' sie heut' und nimmermehr
Mit meinen schwarzbraunen Augen.

Man vergleiche damit aus einem altfranz. mystère, die Opferung Isaak's, die den umgekehrten Wunsch enthaltende, dem ganzen Ton nach sehr ähnliche Strophe Isaak's:

Mais veuillez-moy les yeux cacher
Afin que le glaive ne voye.
Quand de moy voudrez approcher,
Peut-être que je fouyroye.

Strelitz. Dan. Sanders.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

H. Chavée, Français et Wallon, parallèle linguistique. (Montmartre, Truchy.) 3 Frcs.

C. A. F. Mahn, Denkmäler der baskischen Sprache. Mit einer Einleitung, welche von dem Studium der baskischen Sprache handelt. (Berlin, Dümmler.) 1 1/3 Thlr.

Grammatik.

Wagner's Grammatik der englischen Sprache. Neu herausg. von L. Herrig. (Braunschweig, Vieweg.) 1 Thlr.

Résumé de versification française, par Auguste Pujol. (Bruxelles, Schnée.) 7 1/2 Sgr.

Lexicographie.

J. A. Knapp, Roots and Ramifications; or Extracts from various books, explanatory of the derivation or meaning of divers words. London, Murray.) 4 sh.

M. Francisque, Dictionnaire d'Argot. (Paris, Didot.) 5 Thlr. 10 Sgr.

Abrégé du grand Dictionnaire de Fleming et Tibbins. (Paris, Didot.) 3 Thlr

Dizionario francese-italiano ed italiano-francese compilato per cura di Guiseppe Asti. (Milano, Meiners.) 22 1/2 Sgr.

Lafaye, M., Dictionnaire des synonymes de la langue française. (Paris, Hachette.) 15 Frcs.

E. Bobrick. Allgemeines nautisches Wörterbuch mit Sacherklärungen: Deutsch, Französisch, Englisch, Spanisch u. s. w. (Leipzig, Hoffmann.) 2 1/2 Thlr.

Literatur.

A. Koberstein. Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte. (Leipzig, Barth.) 1 1/2 Thlr.

Goethe-Schiller-Museum. Herausg. von A. Diezmann. (Leipzig, Gumprecht.) 24 Sgr.

E. Niemeyer. Ueber Herder's Cid. Eine Monographie. (Crefeld, Kühler.) 10 Sgr.

J. E. Kneschke. Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. (Nürnberg, Bauer & Raspe.) 1 Thlr. 18 Sgr.

H. Heine's Wirken und Streben, dargestellt an seinen Werken von A. Strodtmann. (Frankfurt a. M., Meidinger.) 22 1/2 Sgr.

R. W. Emerson. Ueber Goethe und Shakspeare, aus dem Englischen übertragen von H. Grimm. (Hannover, Rümpler.) 15 Sgr.

A. Büchner. Französische Literaturbilder aus dem Bereich der Aesthetik, seit der Renaissance bis auf unsre Zeit. 2 Theile. (Frankfurt a. M., Hermann.) 2 Thlr.

Villemain, La Tribune moderne. I. M. de Châteaubriand, sa vie, ses écrits, son influence littéraire et politique sur son temps. (Paris, Michel Lévy.) 7 Frcs. 50 cent.

E. Borel. Des réformes littéraires opérées par Malherbe. (Tubingue, Fues.)

Rabelais, Oeuvres. Nouvelle édition, collationnée sur les éditions originales par Burgaud des Marets et Rathery. 2 vols. (Paris, Didot.) 1 Thlr. 5 Sgr.

M. Francisque, Le pays Basque, sa position, sa langue, sa littérature. (Paris, Didot.) 2 Thlr.

Opere minori di Dante Alighieri, annotate ed illustrate da Pietro Fraticelli. 2 Bde. (Ferenze, Barba, od. Leipzig, Steinacker.) 2 Thlr.

I primi quattro secoli della letteratura italiana, lezioni di C. Franceschi Ferucci. (Ferenze, Barba.) 2 Thlr.

Manuale della letteratura del primo secolo della lingua italiana, compilato dal prof. V. Nannucci. 2 Bde. (Ferenze, Barba.) 2 Thlr.

La vita di Torquato Tasso scritta dall' ab. Sarpi. (Ferenze, Barba.) 2 Thlr.

Hilfsbücher.

F. A. Brandstätter. Abriß der französischen Grammatik in Verbindung mit dem Lateinischen und Griechischen. (Danzig, Homann.) 1 Thlr. 2 Sgr.

Cours méthodique de dictées françaises par M. Haussmann. (Strassbourg, Levrault.) 24 Sgr.

H. Robolsky. Französische Grammatik. (Berlin, Enslin.) 20 Sgr.

Cours de Syntaxe française à l'usage de la jeunesse allemande. (München, Leutner.) 10 Sgr.

H. Lüdecking, Französisches Lesebuch. 1. Thl. (für untere un mittlere Classen). 5. Auflage. (Mainz, Kunze.) 16 Sgr.

L. Herrig. The british classical authors. Select specimens of the national literature of England. 7th Edition. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Mary Stuart, Queen of Scotland. Englisches Lesebuch mit Wörterbuch, herausgegeben von H. Robolsky. (Berlin, Oehmigke.) 15 Sgr.

W. Brennecke. Auswahl aus W. Shakspeare's sämmtlichen dichterischen Werken. (Posen, Heine.) 10 Sgr.

25